Deutsche

Volksbibliothek.

Vierte Reihe.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1878.

Gesammelte Schriften

von

Annette Freiin von Droste-Hülshoff.

Herausgegeben von

Levin Schücking.

Erster Theil.

Lyrische Gedichte.

lit. 441

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1878.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Zeitbilder.

Ungastlich oder nicht? 65
Die Stadt und der Dom . . . 67
Die Verbannten 61
Der Prediger 65
An die Schriftstellerinnen in Deutschland und Frankreich . 67
Die Gaben 70
Vor vierzig Jahren 71
An die Weltverbesserer 73
Alte und neue Kinderzucht . . 75
Die Schulen 78

Haidebilder.

Die Lerche 81
Die Jagd 84
Die Vogelhütte 87
Der Weiher 92
Das Schilf 92
Die Linde 93
Die Wasserfäden 93
Kinder am Ufer 94

Seite

Der Hünenstein 95
Die Steppe 97
Die Mergelgrube 98
Die Krähen 102
Das Hirtenfeuer 105
Der Haidemann 111
Das Haus in der Haide . . . 113
Der Knabe im Moor 115

Fels, Wald und See.

Die Elemente 119
Luft 119
Wasser 120
Erde 121
Feuer 122
Die Schenke am See 123
Am Thurme 125
Das öde Haus 126
Im Moose 128
Am Bodensee 130
Das alte Schloß 132
Der Säntis 133
Frühling 133
Sommer 134

	Seite
Herbst	135
Winter	136
Am Weiher	136
Ein milder Wintertag	136
Ein harter Wintertag	137
* Feyer	138

Gedichte vermischten Inhalts.

	Seite
Mein Beruf	143
Meine Todten	145
Katharine Schücking	147
Nach dem Angelus Silesius	149
Gruß an Wilhelm Junkmann	151
Junge Liebe	152
Das vierzehnjährige Herz	154
* Kinderspiel	155
Brennende Liebe	156
Der Brief aus der Heimath	157
Ein braver Mann	159
Stammbuchblätter	162
1. Mit Laura's Bilde	162
2. An Henriette von Hohenhausen	162
Nachruf an Henriette von Hohenhausen	163
Vanitas vanitatum!	165
Instinkt	166
Die rechte Stunde	168
Der zu früh geborene Dichter	169
Noth	171
Die Bank	172
Clemens von Droste	174
Guten Willens Ungeschick	175
Der Traum	177
Locke und Lied	178
Spiegelung	180
An Levin Schücking	180
* An denselben	181
Poesie	183
An Elise	186
Ein Sommertagstraum	186
Die junge Mutter	194
Meine Strophe	196
Das Liebhabertheater	198
Die Taxuswand	199
Nach fünfzehn Jahren	201
Der kranke Aar	203
Sit illi terra levis!	204
Die Unbesungenen	206
Das Spiegelbild	208
Neujahrsnacht	209
Der Todesengel	211
Abschied von der Jugend	212
Was bleibt	213

Scherz und Ernst.

	Seite
Dichters Naturgefühl	217
Der Theetisch	220
Die Nadel im Baume	223
Die beschränkte Frau	224
Die Stubenburschen	227
Die Schmiede	231
Des alten Pfarrers Woche	233
Sonntag	233
Montag	233
Dinstag	235
Mittwoch	237
Donnerstag	240
Freitag	241
Samstag	243
Der Strandwächter am deutschen Meere	246
Das Eselein	249
Die beste Politik	253

Balladen.

	Seite
Der Graf von Thal	257
Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln	266
Das Fegefeuer des westphälischen Adels	271
Die Stiftung Lappenbergs	275
Der Fundator	278
Vorgeschichte	282
Der Graue	286
Die Vendetta	293
Das Fräulein von Rodenschild	298
Der Geierpfiff	302
Die Schwestern	307
Meister Gerhard von Köln	314
Die Vergeltung	318
Der Mutter Wiederkehr	323
Der Barmekiden Untergang	329
Bajazet	331
Der Schloßelf	332
Kurt von Spiegel	335

Letzte Gaben.

	Seite
Gemüth und Leben	341
Das Wort	341
Halt fest!	342
Carpe diem!	344
Durchwachte Nacht	345
Mondesaufgang	348
Das Ich der Mittelpunkt der Welt	350
Grüße	352
Doppelgänger	354
Im Grase	355
Die Golem	356
Spätes Erwachen	358
Stille Grüße	360
Gemüth	363
Die todte Lerche	364
Unter der Linde	366
Meine Steckenpferde, die Uhren	369
Der Dichter	370
Auch ein Beruf	371
Das Bild	374
Sylvesterabend	376
Erzählende Gedichte	381
Das erste Gedicht	381
Gastrecht	384
Der Nachtwandler	388
Das verlorene Paradies	390
Der sterbende General	391
Volksglauben in den Pyrenäen	394
1. Sylvesterseh	394
2. Münzkraut	397
3. Der Loup Garou	399
4. Maisegen	401
5. Höhlenseh	405
6. Johannisthau	407
Denkblätter	409
An Philippa	409
An ***	410
Das einzige Kind	411
Schloß Berg im Thurgau	412
An meine Mutter	416
An Elise	416
Lebt wohl	417
An meinen verehrten Freund, den Freiherrn von Mebroux, bei Uebersendung der „Gedichte"	418
Die Mutter am Grabe	419
An Ludowine	421
An Joseph v. Laßberg	421
* Letzte Worte	422
Klänge aus dem Orient	423
O Nacht!	423

	Seite
Gesegnet	424
Der Fischer	424
Der Kaufmann	425
Das Kind	425
Der Greis	426
Geplagt	426
Getreu	426
Gut	427
Freundlich	427
Verliebt	428
Verhenkert	428
Vertenfelt	428
Verliebt	429
Bezaubernd	429
Verflucht	430
Herrlich	430
Unaussprechlich	431
Unbeschreiblich	431
Unerhört	431

Die mit * bezeichneten sind neu aufgenommene.

Einleitung.

„Man pflegt die Droste die größte deutsche Dichterin zu nennen. Mich dünkt dies eingeschränkte Lob viel zu bescheiden, ich möchte es in ein absolutes verwandeln und sie die größte Dichterin aller Länder und aller Zeiten nennen, von denen wir wissen. — — Auf dem Gebiet der Poesie in metrischer Form weiß ich in den mir zugänglichen Literaturen keine Frau, die der Droste an die Seite zu stellen wäre."

Betty Paoli.

Es ist schwer, das Leben einer Dichterin zu zeichnen, das, so einfachen Verlaufs und ereignißlos nach Außen hin, seine Erlebnisse und seine Interessen nur in der Sphäre der Innerlichkeit und des Gemüths hatte und dazu, trotz reichster sprudelnder Kraft des Talents, doch äußerlich mannigfach gehemmt, nicht das war, was wir „fruchtbar" nennen; einer Dichterin, die nicht das Bedürfniß empfand, alle Seiten ihres Gemüthslebens, alle inneren Erlebnisse künstlerisch auszuprägen und durch dichterische Gestaltung sich von ihnen zu befreien. Die im Gegentheile lange Zeit ihre Dichtung von ihrem eigenen Leben trennte und das Behandeln fremder objectiver Stoffe dem subjectiven lyrischen Offenbaren des eigenen Herzens und seines tiefen und reichen Empfindens vorzog. So fehlt uns, wie die äußere „Spur von ihren Erdentagen," wie sie der schaffende wirkende Mann hinterläßt, auch das Tagebuch ihres inneren Lebens, wie sie der fruchtbare lyrische Dichter uns in seinen Gedichten offen legt, bei Annette von Droste für

die ganze, das Leben bestimmende, entscheidend auf die Entwicklung wirkende Jugendzeit. Von den Briefen, die sie geschrieben, ist nur ein geringer, freilich sehr inhaltreicher Theil gedruckt, und mehr stehen, schon um die entschiedene Abneigung, welche sie wider solche posthume Veröffentlichungen hegte, zu ehren, nicht in Aussicht. Und so kann bei ihr die Biographie nicht viel mehr und anderes sein, als die Schilderung der Umgebung, in welcher diese eigenartigste Gestalt der deutschen Literatur zu einem so glänzenden Zeugniß für den Beruf der Frau zu wahrhaft schöpferischer Kunst wurde, nicht viel mehr, als die Angabe der Verhältnisse, unter denen sie dieß Zeugniß in Werken einer ergreifenden und herzgewinnenden Poesie ausprägte. Wenn ich eine solche Schilderung hier unternehme, so kann mir freilich dabei die eigene Erinnerung zu Hülfe kommen und ich kann das zu Grunde legen, darf mehrfach auch das wiederholen, was ich in einer früheren Schrift aus dieser Erinnerung bereits aufgezeichnet habe.[1]

Annette Droste zu Hülshoff gehört einer Familie von Ministerialen des Hochstifts, später ritterbürtigen Patriziern der Stadt Münster an, die sich ursprünglich von dem heute wieder in ihrem Besitz befindlichen Hofe von Deckenbrock nannte — einem Erbe, an dessen Herdfeuer ihre Väter schon zu den Zeiten Wittekinds als altfreie sassische Männer gesessen haben mögen, bis der Zug und Drang der Zeit im dreizehnten Jahrhundert sie in die Dienstmannschaft des Bischofs einzutreten bewog. Der Herrendienst, scheint es, zog sie dann in die Stadt Münster. Im Jahre 1277 erscheint Ritter Engelbert von Deckenbrock in einer Urkunde als Dapifer, Droste, des Domkapitels und tritt zugleich als der Genossenschaft der städtischen Adelsgeschlechter angehörend auf. Seitdem ist die Familie, deren alter Name von Deckenbrock der Amtsbezeichnung Droste wich, als den ritterbürtigen Stadtgeschlechtern der Münsterischen „Erbmänner" angehörend

[1] Annette von Droste. Ein Lebensbild. Hannover, Carl Rümpler 1863.

betrachtet worden und hat, nachdem sie (im Jahre 1417) die eine Meile südwestlich von Münster gelegene „Burg auf dem Hülshove" erworben und hier sich seßhaft gemacht, mit anderen, auch landsäßig gewordenen Erbmännergeschlechtern lange um die Anerkennung vollständiger stiftsfähiger Gleichberechtigung mit dem übrigen landsäßigen Adel kämpfen müssen. Hat doch fast überall der für unsere Culturgeschichte so unendlich viel bedeutsamere und verdienstvollere Patrizier-Adel einst mit dem Vorurtheil der Ueberlegenheit des Landjunkerthums zu kämpfen gehabt.

Das Haus „auf dem Hülshove" war eine feste Wasserburg. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts, bevor ein Umbau erfolgte, befand sich in demselben ein weiter großer Rittersaal mit gothischen Fenstern. Neben demselben lag eine gleich gewaltige Küche mit einem ungeheuern Herde und drei langen Schragentischen, dem Herrentisch, dem Reisigentisch und dem Baulentetisch, d. h. dem Tisch für das Wirthschaftsgesinde. Das Herdfeuer aber vereinte bis in späteste Zeiten hinab am Abende die Glieder der Familie. — So hatten die Vorgesessenen die Burg erbaut. Ritter Heinrich von Droste hatte in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts vielerlei Erweiterungs-, Verstärkungs- und Verschönerungsbauten daran vorgenommen, Thürme und Erker daran gefügt, und er selber war seitdem an einem der Thürme zu sehen, lebensgroß in Stein ausgehauen, hoch auf dem gewappneten Roß und in voller Rüstung, mit dem geflügelten Barsch auf dem Schilde. Ein gründlicher, vieles modernisirender Umbau, den am Ende des vorigen Jahrhunderts der deutsche Ordens-Comthur und Generallieutenant Heinrich Johann Droste vornahm, hat dann leider viel des alterthümlichen Gepräges genommen und abgestreift.

Mit mancherlei liegendem Besitz, Lehngütern, Höfen und Renten mäßig, mit dem was unsern Adelsgeschlechtern an ererbten achtbaren und ehrenwerthen Eigenschaften nachzurühmen ist, stets reich ausgestattet, scheint die Familie, von der wir

reden, den Vorzug schöner äußerlicher Erscheinung zu ihrem Stammeserbe haben rechnen zu dürfen. Dieser erbliche Vorzug muß z. B. sehr auffallend hervorgetreten sein in der Dichterin Urgroßvater, Heinrich Wilhelm, der auf der „großen Tour" in Italien wohl zumeist durch diese, mit gewinnenden gesellschaftlichen Formen verbundene Eigenschaft zu gar manchen Abenteuern gelangte. Sie gipfelten in einem Duelle, in welchem er im Angesicht von St. Peter zu Rom einen Grafen Fugger erstach. Gegen die üblen Folgen dieser That durch den Schutz einer Fürstin aus dem Hause Colonna gesichert, kehrte er auf den Edelhof seiner Väter heim und suchte hier der seitdem oft sich seiner bemächtigenden schwermüthigen Stimmungen durch das Spiel auf der Flöte Herr zu werden, auf welcher er Meister war. Es zeigt sich in ihm das erste Auftauchen künstlerischen Triebes, der dann der Familie stärker und entschiedener eigen wurde, als sein Stammerbe Clemens August Droste eine ausgezeichnete Frau, Maria Bernhardina von der Recke-Steinfurt, heimführte, Annettens Großmutter, welche der Enkelin viel von ihrem Geiste vererbt zu haben scheint; insbesondere eine außergewöhnliche musikalische Begabung, und das Talent für Zeichnen, welches ihre Enkelin besaß, ohne es weiter auszubilden. Auf den ältesten Sohn und nächsten Stammerben, Annettens Vater, zwar ging von diesen Anlagen weniger über, als auf den zweiten Sohn, Maximilian Friedrich, der ein hervorragender Musiker, Componist schöner Violinquartette und einer Oper: „Der Einzug," war. Sein Sohn, Clemens August, erwarb sich als Professor zu Bonn einen rühmlichen Namen in der Wissenschaft, namentlich als Lehrer des Kirchenrechts.[1]

Was jenen, den Stammeserben, betrifft, Clemens August wie der Vater genannt und geboren 1760, so scheint er den Mangel besonderer geistiger Begabung durch ein reiches und tiefes Gemüthsleben ersetzt zu haben, dessen die Tochter später

[1] Vergl. J. Holsenbürger, die Herren von Deckenbrock (v. Droste-Hülshoff) und ihre Besitzungen. Münster, Regensburg, 1868.

nie ohne tiefste Rührung gedenken konnte. Er führte im Jahre 1793 in das von seinem Oheim, dem Comthur und General, durch neue Bauten verjüngte Vaterhaus Therese Louise von Haxthausen aus dem Hause Abbenburg heim, die Schwester genialer und hochbegabter Männer, von denen der jüngste, der Freiherr August von Haxthausen insbesondere sich einen rühmlichen Namen durch seine Forschungen und Studien über älteste Agrarverfassungen, über Rußland und über die Länder jenseits des Kaukasus machte. Von einem älteren, dem Freiherrn, dann Grafen Werner, wird später zu reden sein.

Aus dieser Ehe wurde am 10. Januar 1797 Anna Elisabeth Franziska Adolphine Wilhelmine Louise Maria auf dem väterlichen Erbgute geboren — um einen Monat zu früh, ein schwächliches, nur durch größte Sorgfalt erhaltenes Kind, das auch in späterem Alter die angeborene Schwächlichkeit nie ganz überwand und das Vollgefühl körperlicher Gesundheit wohl nur wenige Jahre hindurch empfunden hat. Doch war nichts destoweniger ihre Erziehung, die hauptsächlich unter dem Einflusse der Mutter stand, eine ziemlich strenge, die, wie es scheint, zu sehr die sich früh entwickelnde, ganz außergewöhnliche innere Lebendigkeit des Kindes gefesselt und gezügelt hat. Es ließ sich freilich nicht voraus wissen, daß die übergroße Lebendigkeit des Kindes nichts als der natürliche Ausfluß einer Phantasie sei, welche einst so schöne dichterische Blüthen treiben sollte. Jene Lebhaftigkeit aber war so groß, daß die kleine Annette, wenn sie irgend ein Buch vor sich oder wenn sie irgend ein Bild in den Händen hatte, in dessen Anblick sie sich versenkte, in die höchste Bewegung, in einen inneren Jubel gerathen, Selbstgespräche beginnen und, die Welt um sich her vergessend, wie eine Verzückte alle Symptome der unglaublichsten Aufregung an den Tag legen konnte.

Sehr frühe konnte bei dem jungen Mädchen der Unterricht beginnen, den in den Elementargegenständen zumeist

die Mutter ertheilte; dann ein ziemlich gründlich wissenschaftlicher. Sie nahm nämlich an den Lehrstunden Theil, welche ihre Brüder von ihrem Hauslehrer erhielten, auch im Lateinischen und in der Mathematik. Eine ausreichende Kenntniß des Lateinischen blieb ihr seitdem ihr ganzes Leben hindurch treu und erleichterte ihr das Verständniß der neueren Sprachen, worunter auch das Holländische war.

Neben dem fleißigen Lernen stellte sich nun sehr bald auch jene Lesewuth ein, welche die Jugendkrankheit aller begabten Menschen ist. Annette verschlang mit Eifer alles, was sorgliche Ueberwachung ihr zu lesen gestattete.

Frühe auch regte sich in dem jungen Mädchen das poetische Talent; das erste Gedicht war eine kindliche Gemüthsergießung, worin ein Hähnchen besungen wurde. Annette, die es überhaupt liebte, mit scheuem Muthe und herzensängstlicher Verwegenheit in unbesuchte und geheimnißvolle Räume des Hauses zu dringen, in dunkle Bodenkammern und verfallene Gänge auf Entdeckungen und Abenteuer auszugehen, kletterte mit ihrem Erstlingswerke verstohlen die morschen Stiegen in dem alten finstern Thurm des väterlichen Hauses hinauf und verbarg die erste Schöpfung ihrer kindlichen Muse da im „Hahnebalken" hoch oben unter der Wetterfahne. Es war, sang sie später,

„Es war — ich irre nicht —
In Goldpapier geschlagen
Mein allererst Gedicht —
Mein Lied vom Hähnchen, was ich
So still gemacht, bei Seit'
Mich so geschämt, und das ich
Der Ewigkeit geweiht!"

Es liegt dieß Gedicht, das aus dem Jahre 1804, also aus dem achten Lebensjahre, stammt, mir vor und lautet:

Komm, liebes Hähnchen, komm heran
Und friß aus meinen Händen;

Nun komm, du lieber kleiner Mann,
Daß sie's dir nicht entwenden.

Wie blickt der Mond so silberhell,
Wie blicket er hervor;
Er leuchtet stiller, als ein Quell,
O Mond, komm mehr empor.

Ein zweiter Versuch aus demselben Lebensjahr wurde zum Namensfeste der Mutter gemacht und hat sich durch deren Erinnerung erhalten. Es zeugt in seiner kindlichen Fassung von einer merkwürdigen Sinnigkeit der kleinen Poetin:

Liebe Mama, ich wünsche dir
Für deine guten Gaben,
Daß jedes Jahr dir fließe hin
Ohn' eine einzige Plage,
Bis endlich dich das Alter erreicht,
Nur mein', nicht deine Freude weicht,
Weil du dich nicht, wie ich, der Jugend kannst erfreun,
Und nicht, wie ich, kannst fröhlich sein.

Aber schon früher, als etwa sechsjähriges Mädchen bereits, machte sie Verslein aus dem Stegreif. Wenn die Handarbeit geleistet, die aufgegebene Zahl der Maschen gestrickt, das „Pensum" in der Lehrstunde schon vor dem Ende der Stunde abgeliefert war, so nahm das kleine Fräulein die Schiefertafel und kritzelte ihre Gedichtlein darauf, trotz alles Mangels an Anerkennung, die ihr dafür zu Theil wurde; die Mutter versagte diese stets recht gründlich, um keine Eitelkeit in dem lebhaften Kinde aufkommen zu lassen. Ebenso komponirte sie schon damals. Zu den Liedern und den Dramen, welche in Weiße's „Kinderfreund" enthalten sind, komponirte sie die Klavierbegleitung. Als von diesen Leistungen die Mutter einst eine zu loben sich bewogen fand, sagte die Kleine selbstbewußt: „Wenn ich älter bin, Mama, schreibe ich solche Stücke und solche Lieder selbst und komponire sie, und noch viel schönere als diese."

Ein merkwürdiger Beweis von Frühreife des Talents ist dann jedenfalls ein Gedicht, ein Versuch im heroischen Versmaß, der aus dem September 1809 stammt und der hier eine Stelle finden mag.

Der Abend.

Oft gepriesen ist zwar die Kühle des thauichten Abends,
Doch gepriesen zu oft ist nie das Gute und Schöne.
In dem Garten belauscht' ich heute das friedliche Dunkel,
Welches mit Ruhe erquickt das Meer der unendlichen Schöpfung.
Einsam wandelt ich hier durchkreuzend die sandigen Wege,
Zwischen den Zwiebeln, die hoch dastanden und strotzend von Blüthe;
Alle streckten sie sich, als wollten gen Himmel sie wachsen,
Eine vorzüglich erhob sich neben mir, höhnend sich messend.
Strecke dich immer, du Ding; du bist doch nicht größer, als ich bin!
— — — — — — — — — — — —
Auch der Blumen Gemisch, der Kürbisse prangende Staude,
Alle standen sie da, beglänzt vom freundlichen Monde.
Wenig kümmern indeß mich Küchensachen und Blumen;
Darum wandt' ich mich weg und siehe, die Fläche des Baches,
Welcher den Garten umkreist, war sanft versilbert vom Monde;
Staunend stand ich hier still, versenkt im entzückenden Anschaun.
Aus der Wonne Gefühl erweckte die Stimme der Glocke
Mich, ich horchte, und o! — es tönte der achte der Schläge!
Jetzund eilt' ich hinweg zum schaurigen Dunkel des Parkes;
Freundlich schimmerte durch die Aeste die trauliche Luna,
Und so wag ich mich in die heimlichsten dunkelsten Gänge.
Schaurig ist's hier fürwahr, mich bangt bei jeglichem Laute,
Und es bildet die Angst mir trügend schreckliche Bilder —
Sehe ich moderndes Holz, des Glühwurms kleine Laterne,
Zaubert die Phantasie mir feurige Männer und Geister,
Flinke Elfen, die sich im Tanze durchkreuzen und Gnomen!

Bange wird es mir drin und ich eile hinaus in das Freie,
In das freundliche Feld, wo schon der Weizen heranreift
Und es rauschet das Korn; es zirpt die Grille im Grase,
Und es liegen umher in blauer Ferne die Berge,
Sanft beschienen vom Glanz des allbeleuchtenden Mondes.
Schweigend wandelte ich am silbern blinkenden Bache
Und es stimmte mein Herz sich still zur Freude voll Wehmuth;
Wehmuthsvoll begann ich und sang voll inn'rer Empfindung:

„Sage, wo wohnet das Glück, wo wohnet die Ruhe des Herzens,
Wohnt es im gold'nen Pallast und wohnt es im fürstlichen Saal?
Ach, da herrschet der Neid, da herrschen der Eifersucht Schrecken,
Dort kann nicht wohnen das Glück, wo Bruder den Bruder nicht liebt!

O so wohnt es vielleicht an Indiens reichen Gestaden —
Bei dem Wilden, der frei, Freiheit und Gleichheit nur kennt?
Aber die Musen, sie sind die Trösterinnen im Leben,
Sage, besitzt der das Glück, der nicht die Himmlischen kennt?

Ach, so wohnt es nicht hier, es wohnt nicht bei Reichthum und Ehre,
Sage, wo wohnt denn das Glück, wo wohnet die friedliche Ruh?
Suche das Glück in dir selbst, der Zufriedenheit, such's bei den Musen,
Dem, der's im Busen nicht trägt, gibt es das Irdische nicht!“ —

Als ich geendet das Lied, so ging ich voll innerer Schwermuth
Still die Felder entlang, betrachtend die Wahrheit des Liedes,
Aber es löset Aeol des Westes gebundene Flügel,
Ha, wie schütteln sich schon des Parks erhabene Gipfel —
Ach, wie weht es so kalt und mahnt, nach Hause zu gehen!
Und ich folge dem Ruf und eile geschwind durch die Felder
Und den Garten ins Haus, wo lange das Essen schon wartet.

Annettens Spielgenossen waren die Geschwister, die um zwei Jahre ältere Schwester Jenny, die beiden jüngeren Brüder Werner und der früh mit neunundzwanzig Jahren gestorbene Ferdinand; an den letzteren hatte sich Annette mit besonderer Vorliebe angeschlossen, mit ihm auch wurden die meisten kleinen Schelmereien ausgeführt, deren beliebteste war, sich tief hinten im Garten hinter den Hecken versteckt die Schuhe und die Strümpfe auszuziehen und mit bloßen Füßchen umher zu laufen, ganz wie es die beneideten Kötterkinder thun durften. Sah die Mutter solche Pflichtwidrigkeiten, so war in der nächsten Schulstunde unerbittlich ein langes Indereckestehen die Strafe.

Obwohl ganz auf dem Lande zugebracht, verfloß Annettens Leben in dieser ersten Periode nicht gerade, ohne wechselnde Eindrücke zu gewähren. Ziemlich häufig wurde Münster besucht, die Verwandten dort in den großen Adelshöfen, der musikalische Onkel Max, der Onkel Domherr, spätere würdige Domprobst Heinrich. Und auch mit dem damals in Münster lebenden Grafen Friedrich Leopold von Stolberg waren die Eltern befreundet, was dann wieder in Beziehungen zu dem späteren Kreise der Fürstin Gallizin, des Ministers Fürstenberg, brachte — Gestalten, die freilich an dem Auge des Kindes vorübergingen, ohne tiefere Eindrücke zu hinterlassen, als andere ferner bleibende, z. B. die des späteren Erzbischofs von Köln, Grafen Spiegel, des Generals von Lützow und seiner Gattin hinterließen. Schon mehr mochte es erregen, wenn von Zeit zu Zeit der große Familienwagen bepackt und bespannt wurde und die Mutter mit den Kindern eine Reise zu den Ihrigen antrat. Die Güter derselben, Abbenburg und Bökendorf, liegen in dem Theile des Fürstenthums Paderborn, der „Ob dem Walde", jenseits des Waldgebirges, genannt wird, und Landschaft, Sitte und Brauch, sowie der ganze Menschenschlag hier sind von dem des Münsterlandes typisch verschieden; wie Annette sie beobachtet hat, hat sie später in ihrer „Judenbuche" gezeigt. In Abbenburg war stets ein anregendes Leben,

viele Geschwister von mehr oder minder origineller Naturanlage und viele Interessen und Strebungen von einem, dem jungen Mädchen mehr oder minder verständlichen Kern bewegten sich da durcheinander. Die reichbegabten und genialen Oheime Werner und August namentlich waren Männer, die als Typen betrachtet werden dürften für die Zeit der Bewegungen von 1809, der späteren Freiheitskriege, der noch späteren nationalen Strebungen auf den deutschen Hochschulen und der Tage der Romantik. Zum paderbornischen Verwandtenkreise gehörte auch Graf Dietrich von Bocholz zu Alme, der sich einen Namen gemacht hat durch seine Herausforderung des russischen Pamphletschreibers Stourdza, des Denuncianten der deutschen Universitäten (1818). Auf dessen schönem Schloß zu Alme, den Gütern anderer Verwandten in der Nachbarschaft, der hochragenden Hinnenburg der Grafen Asseburg, auf Wehrden und dem durch Carl des Großen Aufenthalt denkwürdigen Herstelle im anmuthigen Weserthal u. s. w. hat Annette mehrfach, bald länger, bald kürzer verweilt.

Von der Bewegung der Freiheitskriege wurde Westphalen, natürlich mit jener Mäßigung der Erregung, die für vaterländische Belangen einmal in seinem Naturell liegt, ergriffen. Auch Annette wurde von ihr erfaßt, das einzige Jugendgedicht aus jener Lebenszeit, welches sich erhalten hat, „das befreite Deutschland", gibt Zeugniß davon.

Annette scheint in dieser Zeit, während sie zur Jungfrau heranreifte und sich nun mannigfach mit Lectüre, Musik, Zeichnen beschäftigte, vielleicht schon ihre kleinen Sammlungen begann — sie zeichnete Schäfer, turnierende Ritter, mittelaltrige Frauen — sonst keinen Drang zu dichterischem Schaffen empfunden zu haben. Ihre Umgebung in jener Zeit auf dem väterlichen Gute, die Art und Weise des Lebens, das alles spiegelt sich in dem Fragmente eines Romans wieder, das sie in späteren Jahren schrieb, in der Absicht, ein Buch zu schreiben, welches ganz in der Art, wie Washington Irving in seinem „Bracebridge-Hall" englisches Landleben schildert,

so ein großes Charakterbild vom Familienleben auf einem westphälischen Edelhofe und von westphälischen ländlichen Sitten werden sollte. „Bei uns zu Lande auf dem Lande" war der gewählte Titel; die Form sollte ein Tagebuch sein, welches ein protestantischer Edelmann führt, der aus der Lausitz auf das Gut eines westphälischen Stamm- und Lehensvetters gekommen ist, um mit ihm gewisse Angelegenheiten zu schlichten, die ihn in die alte gemeinsame Heimath des Geschlechts gerufen haben; denn der Vetter gehört einem Zweige an, der vor Zeiten nach den östlichen Gegenden hin ausgewandert ist. Es sind leider nur die Einleitung und zwei Kapitel des Buches, und auch diese nur im ersten Entwurfe fertig geworden. Nachdem sie in diesem Fragment mit einer Skizze des allgemeinen Charakters von Land und Leuten ihrer engsten Heimath begonnen, geht die Verfasserin dazu über, den Edelhof und seine Bewohner zu schildern, welcher der Mittelpunkt ihrer Lebensbilder werden sollte. Hierbei aber haben ihr ganz unverkennbar das väterliche Haus und die Gestalten der Ihrigen vorgeschwebt. Weit entfernt freilich, ein Portrait derselben in ihrer Federzeichnung geben zu wollen, hat sie den allgemeinen Charakter, den Ton und die besondere Färbung ihrer ersten Jugendumgebung doch im Ganzen getreu gezeichnet. Eine der hier geschilderten Gestalten hat unverkennbar vollständige Portraitähnlichkeit, und zwar die des Fräuleins Sophie; es ist die Dichterin selbst, die hier mit einer fast schonungslosen Klarheit über sich ihr treues Spiegelbild — so wie es ihr eben erscheint — zeichnet.

In dieser Umgebung konnte, wie man beim Durchlesen des Fragments empfinden wird, die Veranlassung und der Antrieb zu literarischem Produciren nicht gerade stark gewesen sein; noch auch lag in den damals den Geschmack beherrschenden Dichtern für Annette viel des zur Nachahmung, zum Einfallen in den Chor dieser Sänger Verlockendes. Es waren Matthison, Salis, Hölty, Bürger, welche bei der Welt in hohen Ehren standen und die doch für Annette nichts hatten, was sie

innerlich hätte bezwingen können. Ein junger Genius muß aber dennoch seine Schwingen regen; und als nun, nach der Periode der sentimentalen Matthison'schen „Naturabschilderung," die Romantik durch ihre Zauber sich der Gemüther bemächtigte, begann sie, von ihnen mitergriffen, noch in ihrer grünsten Jugendzeit ein romantisches Ritter-Epos in sechs Gesängen, das sie Walter nannte.

Die Dichterin hat später das Werk für eine unbedeutende Jugendarbeit gehalten, bis sie in ihren letzten Lebensjahren doch sich zu einiger Anerkennung geneigt fühlte; und in der That verdient es diese aus mehr als einem Grunde. Es zeigt die Dichterin durchgängig bereits einer klaren und reinen Form mächtig, die Sprache mit einer für ein junges Mädchen bei ihrem ersten größeren Versuch auffallenden Leichtigkeit handhabend, und obwohl die Erfindung von kindlicher Naivetät ist, fehlen doch nicht Züge von größter Sinnigkeit und dichterischer Intention. Auffallend ist dann ferner auch, daß die weitaus gelungenste Episode des ganzen Gedichts die Schilderung einer Eberjagd ist. Annette zeigt schon hier ihre wunderbare Gabe für die Darstellung gewaltsamer und kriegerischer Scenen mit Farben, wie sie sonst nur dem Manne zu Gebote stehen, jene Hand, die mit so kräftigen, markigen Strichen die Schlacht im Loener Bruch zeichnete. Auch das mag als charakteristisch hervorgehoben werden, daß trotz des romantischen phantastischen Stoffs das auf reale Wahrheit gehende Naturell der Dichterin alle Maschinerie des Mährchenhaften und Wunderbaren von ihrem Gedicht völlig ausgeschlossen hat. —

Die einzige bekannte und durch bereits gedruckte Poesien bewährte Dichterin der Heimath war damals meine Mutter und dieß führte in jener Zeit Annette zu dieser. Annette brachte mit ihrer tiefgründigen, erregbaren Natur der jungen Frau, die sie später „Westphalens Dichterin" in dem Gedichte auf ihren Heimgang nannte, eine große Verehrung entgegen; und beide blieben sich warm befreundet. Eine andere, wenn auch

ihr in den Jahren bedeutend vorgerücktere Freundin gewann um dieselbe Zeit Annette in Wilhelmine von Charpentier, der Gattin des aus den Freiheitskriegen rühmlich bekannten Generals Thielmann, der aus sächsischen in preußische Dienste übergetreten 1816 zum commandirenden General des siebenten Armeecorps ernannt worden war und als solcher bis 1820 das Schloß zu Münster bewohnte. Die Generalin Thielmann war eine ausgezeichnete Frau, mit hervorragenden Eigenschaften des Geistes und Gemüthes ausgestattet; Mutter von vier Kindern bereits und von zarter Constitution, von Nervenleiden heimgesucht, zu denen sich später Anfälle seltsamen, magnetischen Hellsehens gesellten. Aus Freiberg in Sachsen stammend, war sie der Hardenberg'schen Familie befreundet, ihre Schwester Julie war die Braut von Novalis gewesen, der General selbst mit letzterem innig befreundet.[1] Mit der Familie Thielmann nun entstand ein lebhafter Verkehr, diese war oft auf Hülshoff zu Gast, die Frauen und Kinder machten gemeinsame Ausflüge. — Frau von Thielmann mochte den in dem jungen Fräulein schlummernden Geist erkennen, daß sie trotz der Altersverschiedenheit ihr so nahe trat, und Annette durch sie eine große Erweiterung ihrer Anschauungen gewinnen. Beide blieben in warmer Freundschaft, bis zu dem, am Ende der dreißiger Jahre erfolgten Tode der Generalin Thielmann. Es ist auch anzunehmen, daß jene durch die Familie der Freundin auf den Stoff hingeführt wurde, welchen Annettens erstes reiferes Gedicht behandelt. Ein Bruder der Frau von Thielmann, Johann von Charpentier war Director der Minen und Salinen zu Devens bei Bex an der Rhone, im Pays de Vaud, also am Fuße des großen St. Bernhard; die Geschwister, die ihn dort besucht, waren mit der Natur und den Scenerien des obern Rhonethals und der anstoßenden Alpenwelt vertraut geworden und aus ihren Schilderungen hat Annette die Anregung zu ihrem „Hospiz auf dem großen St. Bern-

[1] Vergl. in Novalis Schriften, herausgegeben von L. Tieck und Friedrich Schlegel, Tiecks Vorrede zur dritten Auflage.

hard" geschöpft. Während der Arbeit daran holte sie später noch brieflich von der Freundin Aufklärung über das Hospiz und seine Umgebung in einem Briefe ein, dessen betreffende Stelle hier folgen mag, weil sie zeigt, mit welcher gewissenhaften Achtsamkeit auf die Wahrheit jedes Einzelnen sich in Annette das Schaffen und Arbeiten der zeugenden Phantasie verbinden konnte. „Du weißt," schreibt sie aus Rüschhaus am 2. November (1834?) daß ich ein Gedicht unter der Feder habe, welches auf dem St. Bernhard spielt, und deine liebe Julie war schon in Godesberg so gütig, mir einige Notizen über jene Gegend und das Kloster mitzutheilen. Da die Unruhe und Zerstreuung der Reise mich nicht Alles so fest hat halten lassen, als es sonst wohl meinem vortrefflichen Gedächtniß eigen ist, so wird deine liebe Tochter wohl so gütig sein, mir einige Fragen über die Gegenstände, so wie sie grade unmittelbar in das Gedicht eingreifen, zu beantworten. — Der zweite Gesang des Gedichts nämlich spielt im Kloster selbst, und beginnt damit, daß ein Mönch in der Nacht im Thurm an der Kirche steht und läutet. Das Gewand der Mönche ist mir bekannt, sie sind Bernhardiner[1] und die Tracht ihres Ordens überall gleich; aber über das Innere der Kirche und Sakristei wären mir einige Bemerkungen sehr lieb, ja, sogar unumgänglich nothwendig, ob sie groß, wie ihre Form, einige besondere Particularetés, z. B. wenn sich irgend auffallende Gemälde darin befinden, oder ein besonderes Heiligenbild u. s. w. Denn, da ich nachher diesen Mönch mit seiner kleinen Laterne durch die Kirche ins Kloster zurückkehren lasse, und die Beschreibung dieses nächtlichen Ganges einen nicht unbedeutenden Punkt der Erzählung ausmacht, so kann ich nicht umhin, mich so genau wie möglich über die Lokalität zu unterrichten. Ich bin nicht so unbescheiden, eine förmliche Beschreibung dieser Gegenstände zu verlangen, nur einige Andeutungen, damit ich

[1] Dies ist irrig, sie gehören dem Augustinerorden an.

nicht z. B. von den hohen Gewölben der Kirche rede, wenn die Mönche vielleicht nur eine kleine Betkapelle beſitzen, oder von den Bildern, auf welche der Schein der Laterne fällt, wenn überall nichts als glatte Mauern zu finden ſind; auch wünſchte ich zu wiſſen, ob der Weg von der Kirche ins Kloſter über einen freien Hofraum oder bloß durch Gewölbe oder Gänge führt. — Nachher ziehen die Mönche aus, um einen Verunglückten zu ſuchen. Könnte ich nicht erfahren, wie ſie ſich bei ſolchen Gelegenheiten kleiden? Sie führen ohne Zweifel Alpſtöcke bei ſich, aber auch ſonſt eine beſondere Art von Fuß- oder Kopfbedeckung, zum Schutz gegen die Kälte? und Werkzeuge oder ſonſtige Hülfsmittel, die für ihren Zweck paſſen? was z. B. wird wohl angewandt, um die Verunglückten fortzuſchaffen? Tragbahren? oder wollene Decken? große Leintücher? Auch weiß ich nicht, ob es irgend ein Mittel gibt, was in ſolchen Fällen gleich auf der Stelle angewandt wird, oder ob man die Erfrorenen erſt ins Hoſpital bringt, ehe etwas geſchehen kann. Wenn die Mönche ausziehen, ſo hätte ich gern eine Idee von dem Wege, der aus dem Kloſter ins Freie führt. Vom Bernhardsberge ſelbſt habe ich eine recht genaue Beſchreibung, doch weiß ich nicht, ob die Oberfläche deſſelben auf maleriſche Weiſe von hervorragenden Felszacken unterbrochen wird, oder ob ſie eine einförmige, Wüſten ähnliche Schneemaſſe darbietet. Iſt das Schneehuhn dort heimiſch? Das ſind viele Fragen, mein liebes Minchen, und ich fürchte, mich ſehr unbeſcheiden auszunehmen, aber, wie geſagt, ich wünſche nur einen oberflächlichen Beſcheid, auf manche dieſer Fragen iſt ein einfaches ja oder nein hinreichend, und ich muß mich zu dieſer Bitte an die liebe Julie entſchließen, oder das ganze Gedicht liegen laſſen, da ich alle dieſe genannten Gegenſtände nach dem Plan des Gedichts nicht unberührt laſſen kann; ich bin zufrieden, wenn Julie mir ganz kurz bemerkt, z. B. die Kirche iſt groß und länglich, der Hochaltar mit gedrehten Säulen und verguldet, an einem Nebenaltar ein altes ſchwärzliches Marienbild mit

dem Kinde u. ſ. w. Du ſiehſt wohl, liebes Herz, wie ich es meine, nicht viel, aber doch die Hauptpunkte, doch werde ich jede genauere Angabe mit dem größten Danke annehmen."

Die nächſten Ereigniſſe im Leben unſerer Dichterin waren wieder Reiſen zu den Verwandten auf deren Güter, namentlich zu den Geſchwiſtern der Mutter auf Abbenburg und dem nahe dabei liegenden Bökendorf. Annette war zum jungen Mädchen herangereift, ihre Geſundheit hatte ſich gekräftigt — es war die Zeit, von der ſie ſpäter ſagen konnte:

„Doch trug ich muthig es, denn ich war jung,
War jung noch und geſund."

Ihre feine Geſtalt mit den anmuthigen Bewegungen, ihr von einer reichen Fülle hellblonden Haars umrahmter ariſtokratiſcher Kopf, der mit den merkwürdig fein gezeichneten Zügen, voll Geiſt und Anmuth, doch durch die Uebergröße von Stirn und Auge nur eine wunderliche Art von Schönheit haben konnte — alles das mußte eine Erſcheinung von großer Anziehungskraft für feinere Naturen bilden. Und ſie ſelbſt — man hat in ihren Gedichten nichts zu finden gewußt, was auf eine Mädchenneigung, auf eine Leidenſchaft des Herzens, auf ein Durchleben jener Art von Seelenlyrik, wie ſie in jedes andern Dichters Leben eine ſo große Rolle ſpielt, deute. Man hat das wohl anormal gefunden, man hätte von einer ſolchen Frauenſeele auch eine ſolche Seite ihres Gefühls offenbart gewünſcht. Das nun hat Annette von Droſte freilich nicht gethan; ich habe ſchon in den einleitenden Worten darauf hingedeutet, daß ſie eben ungleich den meiſten andern Dichtern etwas wie ein lyriſches Tagebuch ihres innern Lebens aus ihrer Jugendzeit uns nicht gegeben hat, da ſie zuerſt lange objective Stoffe behandelte und die eigentliche Entfaltung ihrer Lyrik erſt in das letzte Decennium ihres Lebens fällt. Läge ſolch ein lyriſches Tagebuch uns vor, ſo würde man ſehen, daß ſie dem allgemeinen Menſchenloſe nicht ent-

gangen ist; und auch jetzt könnte man das erkennen, wenn man mit einigem Verständniß das Gedicht „Die Taxuswand" durchläse oder auch das „Die Nadel im Baum" sich verständlich zu machen wüßte.[1] Es war ein junger Arzt, der ihre Neigung gewann; die Verhältnisse aber ließen an eine Verbindung nicht denken und neben ihrem tiefen Gemüthsleben stand eine Intelligenz, die schonungslos jeden Gedanken an eine Auflehnung gegen die Verhältnisse unterdrückte, eine Pietät, die nicht mit den Ihrigen in Widerspruch kommen konnte. — Nicht viel später wurde sie Gegenstand der Aufmerksamkeiten eines andern Gastes bei den Geschwistern der Mutter, eines Mannes, der General im Kriegsheere König Jerôme's von Westphalen gewesen war und aus den Kriegen auf der pyrenäischen Halbinsel her eines nicht eben beneidenswerthen Ruhmes wegen seiner Tapferkeit, seiner wilden, dämonischen Natur und der tollen Excesse seines Corps genoß. Sie hat an ihn gedacht in ihrem späteren Gedichte: „Vanitas Vanitatum," das mit der Frage schließt: „Wer war der General?" Es war der General von Hammerstein, aus einer westphälisch-hannover'schen Familie, der eine ganz merkwürdige energische, gewaltthätige Individualität gewesen sein muß und in den Schriften über die Zeit mehrfach auftaucht.

Im Jahre 1826 verlor Annette von Droste ihren Vater, den wir sie so liebenswürdig in dem Fragment schildern sehen, wie er neue Blumenarten schafft und sein liber mirabilis vermehrt, worin wohl bei Recepten zu höchst wunderbaren Wirkungen, als da sind „Heckthaler anzufertigen" oder „Sich unsichtbar zu machen" oder „Quellen mit der Wünschelruthe zu finden" von der Hand eines biedern Ahnherrn sich die Randglosse eingetragen fand: „hab' ich probirt, is mich aber nich gegluckt." — Zu dem Verluste des Vaters, dem Annette sich aufs innigste seelenverwandt fühlte, kam kurze Zeit nachher der des geliebten jüngern Bruders Ferdinand, der im

[1] Vergl. auch das, in dieser Ausgabe zum ersten Mal gedruckte, Gedicht „Kinderspiel," geschrieben zu Bökendorf im Juni 1820.

Anhalt'schen Forstdienst stand. Die Erschütterung und der nicht zu verwindende Schmerz über den Doppelverlust warfen Annette aufs Krankenlager und versenkten sie in eine Schwermuth, die erst allmählig wich, als der Arzt eine Ortsveränderung geboten und sie demzufolge sich an den Rhein begeben hatte; zunächst nach Coblenz, wohin die Thielmann versetzt waren und einen anregenden Kreis, dem z. B. der geistreiche Minutoli (gestorben 1860 als Ministerresident in Teheran) angehörte, um sich versammelt hatten. Hier beobachtete Annette, die ja in hohem Grade die allgemeine Empfänglichkeit poetischer Naturen für das Gebiet des Mystischen besaß, mit lebendigem Interesse die clairvoyanten Zustände, welche mit dem Körperleiden ihrer Freundin, der Frau von Thielmann, verbunden waren. Ganze Winter brachte das junge Mädchen dann in Köln und Bonn zu. In Köln wohnte, jetzt als preußischer Regierungsrath dort angestellt, der Oheim, der schon genannte Freiherr und später Graf Werner von Haxthausen.[1] Was Annette nach Bonn geführt,

[1] Der Oheim Werner, geboren 1780, studirte an der damaligen Universität zu Münster, wo er sich die warme Zuneigung des Grafen Friedrich Leopold von Stolberg gewann, dann in Prag die Rechte. Im Jahre 1801 ward er Domherr zu Paderborn, und bald nachher 1807 (?) mit seinem Freunde Graf Rudolph von Westphalen in eine Conspiration verwickelt, die im Ravensbergischen im Rücken der französischen Armee eingeleitet war. Dann, 1808, an den deutschen Zuständen verzweifelnd, entschloß er sich nach Indien zu gehen, um über Buddhismus und Brahminenweisheit Studien zu machen. Er trieb nun zuerst eifrig orientalische Sprachen und ging um des Arabischen und Persischen willen nach Göttingen, dann nach Halle, wo er zugleich Medizin studirte, um als Arzt in Indien die Unterstützung der Ostindischen Compagnie zu finden, und blieb dort bis Herbst 1811. Unterdeß hatten die sich kundgebenden Bewegungen in Deutschland aufs Neue seine Theilnahme gefordert, die Dörnbergs, die Schills, der Tugendbund, zu dessen Stiftern er gehörte; dabei lebte er in Halle in engsten Beziehungen mit einem Kreise bedeutender Männer (unter denen Steffens), bis die Kasseler (Jerôme'sche) Polizei zu Verhaftungen unter ihnen schritt, und Haxthausen sich durch die Flucht rettete. Er wandte sich über Schweden nach England, traf in London andre Flüchtlinge, ward mit dem auf einer geheimen Mission dorthin gesandten Gneisenau bekannt, und praktizirte, um sich durchzuhelfen, als Arzt. Dem Herzog von York empfohlen, erhielt er endlich eine Anstellung als Arzt in Calcutta im Dienste der Ostindischen Compagnie; im Frühlinge 1813 sollte er dahin abreisen; unterdeß aber war der russische Winter von 1812 eingetreten, und

war ein anderer naher Verwandter, der Freiherr Clemens von Droste, Professor der Jurisprudenz an der rheinischen Hochschule, ein Mann von vielgerühmter Liebenswürdigkeit des Charakters und umfassender Gelehrsamkeit, wie das von ihm verfaßte, noch heute in Ehren stehende System des Kirchenrechts bezeugt. In Bonn war es auch, wo Annette von Droste zum ersten Male mit einer eigentlichen literatischen Berühmtheit in nähere Berührung kam. Es war dieß Johanna Schopenhauer, die damals mit ihrer Tochter Adele am Rhein lebte, eng befreundet mit einer höchst merkwürdigen und originellen Frau, Sibylle Mertens-Schaafhausen, einer Dame von ebenso großem Reichthum an Glücksgütern, wie an gelehrten Kenntnissen; im Besitz ausgezeichneter Kunstsammlungen und eines Gatten, der die curiosesten Stücke dieser Sammlung durch seine harmlose Originalität noch übertroffen zu haben scheint; — nichts war ergötzlicher, als die Anekdoten, welche Annette später in ächt kölnischem Dialekt von ihm zu erzählen wußte. Daß der bewegte Kreis dieser schöngeistigen Damen mit Eifer das interessante Fräulein aus

die Wendung der Dinge in Deutschland ließ ihn hoffnungsvoll mit den andern Verbannten heimkehren. Der Paderborner Domherr wurde nun Soldat, Offizier, Generaladjutant Wallmodens, nahm Theil an der Belagerung Hamburgs, ging dann, nachdem der Frieden erkämpft, zum Wiener Congreß, wo er mit Stein, dem Grafen Münster, Arndt verkehrte, sich auf die Sammlung neugriechischer Volkslieder verlegte, der auch Goethe seine Theilnahme zuwandte, und trat endlich in den preußischen Staatsdienst ein, was ihn im Jahre 1815 als Regierungsrath nach Köln brachte. Endlich mit einer Erbtochter eines alten rheinischen Geschlechts verheirathet, quittirte er den Staatsdienst, lebte auf den Gütern in Westphalen, und gab hier das Aufsehen machende Buch „Ueber die Grundlagen unsrer Verfassung" (o. O. 1833) heraus, das auf Haller'schen Prinzipien weiterbauend die Büreaukratie in ihrer damaligen Entwicklung als Larve der Revolution darstellte. Dadurch mit den Behörden in Conflikte gerathend, zog er nach Bayern, wo er, auf dem Gute Neuhaus in Franken — von der Krone Bayern zum Grafen ereirt — 1841 gestorben ist. Eine Biographie des merkwürdigen, mit allen berühmten politischen Charakteren und allen geistigen Strebungen seiner Zeit in Berührung gekommenen Mannes müßte ein interessanter Beitrag zur Geschichte jener Tage sein. Steffens redet in seinem „Was ich erlebte" wiederholt von ihm; auch das „Urkundenbuch" zu den „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege" (S. 228) und Johannes von Müller (Werke VIII, 222).

Weſtphalen an ſich zu ziehen ſuchte und es mit Sympathien umgab, mehr als dieſem ſelbſt immer bequem und angenehm ſein mochte, iſt natürlich. Annette von Droſte hatte ſpäter noch oft, wenn ſie wieder daheim in ihrem ſtillen Rüſchhaus war, die leiſe Sorge, daß eine ihrer ſchöngeiſtigen Freundinnen ihr dahin folgen und mit ihrem Beſuche eine Ueberraſchung zudenken könne — wie hätte ſie eine ſolche geniale Perſönlichkeit mit weſtphäliſchen Zuſtänden und mit den Anſchauungen ihrer ſchlichten, ernſten und ſtrengdenkenden Mutter in ein harmoniſches Verhältniß und Verſtändniß gebracht! In der That aber brachte nur Adele Schopenhauer, wie wir ſpäter ſehen werden, eine längere Zeit auf ihrem Landſitz bei ihr zu und dieſe wußte durch die beſcheidene Gediegenheit ihres Charakters alle Herzen zu gewinnen; und außerdem hatte die Natur der guten Adele zu ihrer Reiſe ins tugendhafte Weſtphalenland das Zeugniß unwandelbarer Solidität längſt ausgeſtellt — ſie hatte mit eigenthümlicher Hartnäckigkeit alle Grazien abgehalten, an ihre Wiege zu treten.

Annette von Droſte erhielt wohl in dem Bonner Leben etwas wie den Abſchluß ihrer Jugendbildung. Die literariſchen Verhältniſſe jener Zeit traten ihr hier näher, das verſchiedenartigſte belletriſtiſche und gelehrte Geiſtes-Intereſſe, und namentlich auch künſtleriſches und kunſtgeſchichtliches Leben und Streben umgaben ſie und warfen in ihre empfängliche, mit ſo unendlicher Lebhaftigkeit aufnehmenden Seele die mannigfachſten Eindrücke und Anregungen. Der Sammlereifer des Oheims Werner, der Frau Mertens weckte den ihrigen. Dazu fand ſie hier zuerſt Gelegenheit, ganz andere Sitten und Charaktere zu beobachten, als die heimiſchen waren. Sie hatte ein großes Talent, raſch einen fremden Dialekt aufzufaſſen. Auch der rheiniſche wurde ihr bald geläufig. Aus Köln namentlich brachte ſie eine Menge humoriſtiſcher Geſchichten, Anekdoten, Scenen aus dem Volksleben mit, die, mit ihrer unvergleichlichen Erzählergabe im Volksdialekt vorgetragen, den heiterſten Eindruck machten.

In der Literatur jener Jahre überhaupt wie in Annettens Lebenskreise im Besondern herrschte die Romantik. Das neue und verjüngte Leben, welches der nationale Gedanke erhalten hatte, erweckte den historischen Sinn; die Romantik wandte die Gemüther dem Ideenleben der Vorzeit und dem vaterländischen Wesen zu, und als treuer Bewahrer desselben wurde das Volksthum aufgesucht und gepflegt. Die restaurirende, „historische Schule," der sich in eifriger Geschäftigkeit die Brüder von Haxthausen anschlossen, suchte dieser Zeitströmung die Richtung zur Wiederbelebung feudaler Institutionen zu geben. In Annette aber lag gegen diese Tendenzen, gegen die herrschenden Vorstellungen von der Vergangenheit als der allein „guten" alten Zeit, ein mehr oder minder bewußtes Mißtrauen; sie hatte ihnen im „Walther" ihren harmlosen Tribut gezollt und folgte ihnen nicht weiter; sie blieb, wie einst Matthison, Hölty, Salis keine Zugkraft auf sie geübt, auch ohne tiefere Eindrücke von Novalis, Tieck und Arnim, die sie wohl ergriffen, aber nicht sich nachzogen und umstrickten, wie sie es bei Immermann thaten, während Annette desto mehr bewegt wurde von den Goldadern ächter alter Volkspoesie, denen z. B. die in „des Knaben Wunderhorn" zu Tage gefördert wurden. Dann aber wie ein erfrischender Windstoß in die phantastisch und unschöpferisch gewordene Zeit fahrend, erschien Walter Scott, später Washington Irving. Was in ihnen Annette anzog, war nicht allein, daß sie künstlerischer, plastischer waren, als die Romantiker; sie waren realistischer; sie fühlte das, was sie im Leben wie in der Literatur vor Allem suchte, die Wahrheit aus ihren Gemälden heraus.

Ich glaube jedoch, daß dieser Drang nach Wahrheit, gesellt zu dem andern Grundzuge ihrer Natur, der Vorliebe für das Einfache, Schlichte, Anspruchslose und seinen innern Werth scheu Verhüllende, sie ganz von selbst zu ihrer Art der Poesie geführt hat, und daß fremder Einfluß nicht auf die Dauer bestimmend auf sie wirken konnte. Sie mußte ganz aus sich

ſelbſt heraus, unabhängig von jeder Schule und in einfacher Conſequenz ihres Weſens eine Erſcheinung werden, wie ihrer freilich gleichzeitig ähnliche in der europäiſchen Literatur auftauchten, die Lakiſten in England und Runenberg in Schweden. Annette von Droſte kannte damals das Evangelium der Dichter an den fernen Cumberlandſeen, die unbedingte Rückkehr zu dem Natürlichen und der Poeſie des Alltäglichen noch nicht — aber ſie übte es, durch den geſunden Realismus in Walter Scott, in Waſhington Irving, in den Dramen der Johanna Baillie nur gekräftigt und in ihren Anſchauungen beſtärkt; freier dabei bleibend, wie Wordsworth, der die Theorie hatte, der Dichter ſolle ſich an einen Fleck Erde ketten — denn Annette iſt nicht weſtphäliſch geblieben, wie jener nordengliſch. Auch durch Humor war ſie den Lakiſten überlegen. — Walter Scott hatte meiſterhaft die wilden Scenerien des Loch Kathrin in ſeiner „Jungfrau vom See“ geſchildert. Annetten drängte es, in dieſer Weiſe die Schauer der Alpenwelt zu ſchildern, die ſie durchaus nicht kannte und dennoch intuitiv wie in völliger Lebenswahrheit vor ſich ſah. Nur wenn Walter Scott als Staffage des Gemäldes eine glänzende romantiſche Ritterwelt genommen, lag Annette ein ganz Anderes am Herzen, das Elend des verirrten Wanderers, des armen Kindes, das unbelohnte rührende Wirken der armen Mönche in der Schnee- und Eiswelt, dieſer Heroen der Aufopferung und Entſagung. Und ſo entſtand in jener Zeit ihr Gedicht „Das Hoſpiz auf dem großen St. Bernhard“ mit ſeiner wie clairvoyanten genauen Schilderung, mit ſeiner frappanten Malerei eines Schauplatzes der Handlung, den ſie doch nie geſehen hatte.

Das Gedicht verſetzt uns auf einen bereits hoch liegenden Punkt der Alpenſtraße. Schon durch tiefen Schnee und Eis ſucht Benoit, ein Greis aus dem im Unterwallis liegenden Dorfe St. Pierre, begleitet von ſeinem Enkel Henry, einem Knäblein von wenig Jahren, den Weg über den Bernhards-Paß, um zu ſeinen Verwandten auf der andern Seite zu

kommen. Aber er verirrt sich im Schneegestöber der früh einbrechenden Nacht; schon nahe dem Hospiz brechen seine Kräfte zusammen, die Ermattung versenkt ihn endlich in den Schlummer, aus welchem kein Erwachen ist — das Kind jedoch wird von dem treuen Barry, einem der großen Bernhardshunde, gefunden und gerettet. Mit einer außerordentlichen Kraft und Gabe lebendiger Darstellung, mit einer ergreifenden Naturwahrheit ist das Alles geschildert; im ersten Gesang der Untergang des alten Mannes in der grausenhaften Alpenwüste, im zweiten die Rettung des Kindes durch die Brüder des Hospizes, sowie das Leben der Mönche in diesem letzteren selbst.

Die Dichterin hatte jedoch noch einen dritten Gesang geschrieben. In diesem werden wir nach dem Dorfe St. Remy geführt; die Verwandten des armen alten Mannes erhalten die Trauerbotschaft und machen sich auf den Weg nach dem Hospiz, wo sie jedoch zu ihrer freudigen Ueberraschung den erstarrten Greis durch die Bemühungen der Brüder ins Leben zurückgerufen finden. Dieser dritte Gesang ist in die Sammlung der „Gedichte" nicht mit aufgenommen und nur der Anfang davon unter der Ueberschrift „Fragment" dort mitgetheilt worden. Die Dichterin war unschlüssig darüber, sie fürchtete durch die Aufnahme die Harmonie des Ganzen zu stören; sie fürchtete den Vorwurf des Unwahrscheinlichen und Banalen durch diese Rettung zu verdienen. Es wurde mit ihren Freunden viel darüber debattirt und des armen Benoit Tod oder Leben sehr ernsthaft in Frage gestellt. Die definitive Todessentenz behielt endlich das Uebergewicht. Annette entschied sich für die Weglassung des dritten Gesanges. Wie ich glaube, mit Unrecht; gewiß ist wenigstens, daß der Beginn dieses dritten Gesanges, diese vortreffliche Schilderung eines Sonntagmorgens in einem Alpendorfe nicht verdient unterdrückt zu werden. Und so ist der vorliegenden Ausgabe der Gesang eingefügt worden.

In derselben Zeit, in welcher Annette an ihrem ersten

größeren Gedicht arbeitete, pflegte sie auch ihr musikalisches Talent. Mit einem ausgezeichneten musikalischen Gedächtniß begabt, wußte sie eine Menge Melodien nationaler und volksthümlicher Gesänge, die sich ihr eingeprägt hatten, in charakteristischer Weise vorzutragen; dazu schuf sie selbst eine große Anzahl einfacher, aber origineller Weisen, die sich stets ebenso charakteristisch dem Ton und der Farbe der Zeit, welcher der dichterische Text angehörte, anschmiegten. Einst hatte der Oheim Werner zu Köln ein altes Werk mit Minneliedern aufgetrieben, deren Notenschrift jedoch so unverständlich und wirr war, daß er Annette anging, sie ins Klare zu bringen, sie in moderne Musikschrift umzusetzen. Die Dichterin fand die Arbeit schwierig und es einfacher, den alten, von dem Onkel hoch über alles Moderne erhobenen Weisen heimlich eigene Compositionen zu unterstellen. Volks- und Minneliedertexte schuf sie dann auch dazu und war ob der gelungenen Schelmerei höchlich ergötzt. Was von diesen Compositionen in ihrem Nachlaß sich gefunden hat, ist veröffentlicht worden;[1] sie gehören sämmtlich jener Zeit an, da sie die Beschäftigung mit der Musik in dem Maße ruhen ließ, wie sie mehr und mehr der Poesie sich zuwandte. In ihren späteren Lebensjahren trat nun ein ganz wunderbares Talent hervor, einen Strom musikalischer Gedanken in freien Phantasien sich mächtig fesselnd, ergreifend ergehen zu lassen, in großartigen Improvisationen, die verklungen und verweht sind, ohne daß je ein Klang, ein Motiv daraus von ihr festgehalten worden wäre.

Der Tod des Vaters hatte übrigens auch in Annettens äußere Lage eine Veränderung gebracht. Der Bruder Werner Constantin erhielt nun das gesammte Stammerbe; nach der damals herrschenden Gesetzgebung hätten die Mutter, die Schwestern die gleiche Theilung des Vermögens verlangen können, diese aber verzichteten ohne jedes Bedenken als selbst-

[1] Lieder mit Pianoforte-Begleitung. Componirt von Annette v. Droste-Hülshoff. Münster, Russel 1877.

verständlich auf ihre Ansprüche, um der Zusammenhaltung des Stammerbes willen und bezogen dann das kleine, der Mutter als Wittwensitz eingerichtete Gut Rüschhaus, eine Meile von Hülshoff, eine Stunde westlich von Münster gelegen;[1] Annette außerdem mit einer kleinen Leibrente ausgestattet, während die ältere Schwester Jenny durch einen Stiftsdamenplatz versorgt war. Das Haus Rüschhaus, um 1750 von einem General Schlaun, einem ausgezeichneten Architekten, als Sommersitz ganz nach der Analogie eines westphälischen Bauernhauses erbaut, nur daß mit außerordentlich sinnreicher Raumbenutzung die Rückseite zu herrschaftlichen Gemächern verwendet ist, aus denen ein Perron und eine Steintreppe hinabführt in den von breiten Gräben umhegten mäßig großen Garten. Es liegt völlig allein zwischen Wallhecken, Ackerkämpen und Gebüschen versteckt; wenn Annette aus den Fenstern der vier niedern Entresol-Kämmerchen blickte, welche hier ihre Wohnung bildeten, sah sie nur grüne oder — in unsern langen milden Wintern — entlaubte und verschneite Gotteswelt, mit einem blauenden Bergzug in der Ferne — nicht einmal das Dach einer Häuslerhütte mahnte an Menschennachbarschaft. Und jahrelang — wie viele Jahre — oft sogar ganz allein, hat sie hier verlebt! Im Anfang freilich nicht von der Mutter getrennt, nicht von der Schwester und einem Fräulein von Galliera, das in den kleinen Kreis aufgenommen war, bis diese schied, und bis (1834) die Schwester Jenny sich dem Reichsfreiherrn Joseph von Laßberg auf Eppishausen im Thurgau vermählte. Nach und nach verminderten sich auch die Beziehungen zur Nachbarstadt Münster für Annette; der Stolberg'sche Kreis hatte sich wie der Thielmann'sche gelöst; nur mit einer im letzteren angeknüpften Bekanntschaft, der der verwittweten Herzogin von Looz-Corswarem, einer Tochter des früheren französischen Präfecten Generals du Saillant, setzten sich die Beziehungen

[1] Eine Abbildung enthält das „Malerische und Romantische Westphalen." Paderborn 1872. S. 197.

fort und ebenso zu einer Familie von Böselager, welcher die erste nach halbjähriger Ehe gestorbene Frau von Annettens Vater angehört hatte; doch wurden diese Beziehungen zur Nachbarstadt wieder lebhafter, als Annette im Anfange der dreißiger Jahre mit der Familie eines angesehenen, um die Feststellung des westphälischen Provinzialrechts verdienten Juristen, des späteren Geheimen Justizraths Schlüter bekannt wurde. Der jüngere Sohn desselben hatte sich der akademischen Laufbahn gewidmet, philosophischen, philologischen und literarischen Studien und war durch den weiten Umfang seines Wissens, wie durch die Eigenschaften seines reichen und warmen Gemüths eine Erscheinung, welche bald die wärmste Freundschaft der Dichterin gewann; durch ihn wurde sein jüngerer, poetisch reich begabter Freund, W. Junkmann, jetzt Professor der Geschichte in Breslau in den Kreis der der Dichterin nächst befreundeten Gestalten eingeführt.[1] Zwischen dem Professor Schlüter und ihr entspann sich ein lebhafter Briefwechsel, und die jüngst von ihm herausgegebenen Briefe[2] sind ein unvergleichlich anziehender Spiegel ihres Wesens in jener Zeit ihres Dichtens und Denkens, und bieten eine bessere Charakteristik ihres in schlichter Einfachheit sich gebenden reichen Innern, als irgend ein Biograph sie geben könnte. Der anregende und lebhafte Verkehr mit dem Schlüter'schen Hause, die Correspondenz spannen sich in gleicher Lebhaftigkeit fort bis zum Jahre 1846, wo Annette für längere Zeit zu ihrer Schwester nach der Meersburg reiste.

Ihre Arbeiten in diesen — den dreißiger — Jahren waren, nachdem der St. Bernhard vollendet, zunächst das, wohl keiner bekannten und je angebauten Art von Poesie zuzuzählende „des Arztes Vermächtniß", und sodann „die Schlacht im Loener Bruch."

Jenes zweite erzählende Gedicht von Annette von Droste wurde von ihr mit einer ganz besondern Absicht geschrieben,

[1] S. von ihm: W. Junkmann, Gedichte. Zweite Auflage, Münster 1844.
[2] Briefe der Freiin Annette v. Droste-Hülshoff. Münster, Russel 1877.

und ist eine Studie zu nennen, wie sie meines Wissens noch nie versucht wurde. Der Leser kennt die merkwürdige Geschichte des Pfarrers von Drotning auf Seeland, welche dem Philosophen Schelling den Stoff zu seinem schönen, in den regelmäßigsten Terzinen geschriebenen Gedichte gab. Dieß Gedicht erregte in hohem Grade das Interesse Annettens; aber weniger der Inhalt, weniger das schauerlich Räthselhafte desselben, als der Gedanke an den Einfluß und die Wirkung, welche ein solches Erlebniß auf das Gemüth des Zeugen haben mußte. So erhielt sie den Anlaß zu der Ausarbeitung einer in ihrem Motiv ähnlichen, ganz fingirten Erzählung, die sie „des Arztes Vermächtniß" überschrieb. Das Vermächtniß besteht aus einer Schrift, welche ein Verstorbener seinem Sohne hinterläßt. Er hat darin beschrieben, wie er einst in einer verlassenen Gegend des böhmischen Waldgebirges, wo er sich seit Wochen schon angesiedelt, um botanische Studien zu treiben, gewaltsam Nachts aus seiner Wohnung geholt sei; wie zwei fremde Männer ihn bald zu Roß, bald zu Fuß, mit verbundenen Augen, in die schaurigsten Gebirgswildnisse geführt; wie er so in ein Höhlenlabyrinth, unter Räuber und Mörder gerathen; wie er dort einem schwerverwundeten, sterbenden Manne habe Hülfe leisten sollen; wie er neben demselben ein schönes, stolzes, schweigendes Weib gefunden, das er früher in den Salons der Wiener Gesellschaft erblickt hatte, und das damals einer verbrecherischen Leidenschaft hingegeben war. Der Verwundete stirbt; über das, was mit dem Arzt zu machen, ob man ihn tödte oder heimsende, berathen nun die Räuber; man läßt ihn endlich frei, nachdem man ihm das Schrecklichste gedroht, wenn er das Schweigen über sein Abenteuer breche; aber auf dem Heimwege wird er noch Zeuge, wie man jenes Weib in einen Felsenabgrund schleudert.

Das ist das Erlebniß des Arztes. Der nähere Zusammenhang zwischen dem Verwundeten und der unglücklichen Frau und die Frage, was sie in die Hände der Räuber gebracht,

wird uns nicht aufgeklärt. Es ist aber auch der Dichterin gar nicht darum zu thun, die Theilnahme des Lesers für diese Personen und ihr Schicksal zu gewinnen. Ihre Absicht ist einzig und allein darzustellen, welchen Eindruck die Schrecken einer einzigen Nacht auf das Gemüth eines gutmüthigen, scheuen, phantasiereichen Menschen für seine ganze übrige Lebenszeit hervorgebracht haben. Und mit einer eigenthümlichen Virtuosität löst sie die schwierige psychologische Aufgabe, uns den ganzen Menschen aus dem heraus erkennen zu lassen, was er und wie er erzählt. Wir lesen zwischen seinen Zeilen, daß sich Gebilde des Wahns nach und nach unter das wirklich Erlebte geschlichen haben; daß seine Verstandes- und Unterscheidungskraft schwer gelitten hat; und seine Worte verrathen zuweilen ein plötzliches Ermatten, ein Einschlummern der geistigen Kraft, das höchst charakteristisch ist, z. B. wenn er, nachdem die Schauer und Schrecken, die ihn in der Räuberhöhle umgeben, geschildert sind, mit den matten Worten fortfährt:

O, daß man mich an diesen Ort geführt!
Von übler Vorbedeutung schien mir's gleich;
Denn wie man die Umgebung so vergaß —
Nachlässig war es über alles Maß!

Und dann ist ein Etwas, ein Wesen da, welches aus den Schauern dieser Nacht vor ihm emporgestiegen, um ihn nie wieder zu verlassen, in welchem jene Schauer sich gleichsam für immer verkörpert haben — eine düst're Gestalt, auf welche er nur scheu deutet:

Ungern gedenk' ich deß, den du wohl weißt,
Des Dunklen, der allnächtlich mich umkreist,
Auf meine Scheitel legt die heiße Hand —
Ungern gedenk' ich deß, der vor mir stand!

Dieses Wahngebilde, das seitdem nicht mehr von ihm gewichen ist, das ihn bis in seine letzten Lebenstage verfolgt:

Ach Gott, du weißt nicht, wie voll Brand mein Hirn,
Wenn mir der Dunkle nächtlich rührt die Stirn —

dieß Gebilde miſcht ſich auch in die Geſtalten, von denen er berichtet, und verwirrt augenſcheinlich ſeine Erzählung.

Ohne dieſen Schlüſſel zu dem Ganzen iſt das Gedicht nicht zu verſtehen. Es wird den Eindruck willkürlicher Seltſamkeit und unbegreiflicher Dunkelheit machen, wenn man es als ein romantiſches Abenteuer, das ſpannen und erſchüttern ſoll, nimmt: dieß aber iſt, wie geſagt, keineswegs die Abſicht, worin es geſchrieben wurde; es iſt ein Gemälde, das uns nicht um des dargeſtellten Gegenſtandes, ſondern um ſeines Urhebers willen gezeigt wird.

Des Arztes Vermächtniß entſtand im Jahre 1836 und Anfang von 1837 — als es vollendet, wandte Annette ſich der „Schlacht im Loener Bruch“ zu. In einem in Knittelverſen abgefaßten Briefe an ihren Freund Schlüter vom 18. November 1837 ſagt ſie, daß ſie den erſten Geſang des Braunſchweig am geſtrigen Tage vollendet, und ſetzt dann über dieſe Arbeit hinzu:

„Mit meinem Chriſtian geht es ſo, ſo,
Und kroch mir heut ins Ohr ein derber Floh.
Was ich täglich ſchrieb, deß war ich froh,
Und ſchien mir einzeln ein jedes gut;
Nun ich's überſehe, ſinkt mir der Muth.
Zu klingelnd iſt es, zu weichlich weit,
Und dann vor allen Dingen zu breit;
Fürwahr, die Scheere ſoll noch hinein,
Und eine Heckenſcheer' muß es ſein!“

Trotz dieſer ihrer Sorge über das Ganze ſcheint mir der Schlacht am Loener Bruch der Vorzug vor den andern poetiſchen Erzählungen zu gebühren. Der Schauplatz war hier die Heimath, der Gegenſtand eine entſcheidende und große Waffenthat des dreißigjährigen Krieges, die Schlacht, welche an dem tollen Herzog Chriſtian von Braunſchweig die Greuel

und Unmenschlichkeiten, die seine Schaaren im Lande verübt hatten, rächte, und ihn vernichtet und verloren über die nahe Reichsgrenze hinauswarf. Er war von Osten her, aus Niedersachsen durch Westphalen gezogen, in der Richtung nach den Niederlanden hin; Tilly mit dem Heere der Ligue immer dicht auf seinen Fersen, bis er den wilden Herzog, der vergeblich auf die Hilfe des Mannsfelders geharrt hatte, bei Stadtloen, nahe der holländischen Grenze, auf einer ausgedehnten Heide, dem „Bruch" am 7. August 1623 zum Stehen zwang und ihm die vernichtende Niederlage beibrachte. In dem Gemälde dieser Episode des greuelvollen großen deutschen Krieges zeigt die Dichterin ganz die merkwürdige Kraft und den weiten Umfang ihres Talents. Sie unternimmt ein Werk, wie es von einer Frauenhand nie unternommen ist, und in der Ausführung ist nicht der leiseste Strich, der die Frauenhand verriethe. Alles ist plastisch, in kecken kühnen Zügen mit festem Griffel hingezeichnet; nichts ist weich und verschwommen, und jede Farbe, die nothwendig war zu einem Bilde einer blutigen und schrecklichen Zeit, ist von der schaffenden Hand ohne Zagen aufgetragen worden. Darum stehen alle diese vortrefflich geschilderten, nach ihrer verschiedenen Individualität scharf gesonderten Charaktere der Hauptanführer auf beiden Seiten so lebendig vor uns; darum steht die ganze Handlung mit dem Hintergrund ihrer Umgebung uns vor Augen, als ob es ein wirkliches, in festen Linien und markigen Farben ausgeführtes Gemälde sei. Und doch wird der Realismus dieser dichterischen Darstellung nirgends unpoetisch; er bleibt immer innerhalb der Grenzlinien des Aesthetischen. Gerade dieß ist hervorzuheben; bei ihrem Drang, die Wahrheit in concretester Gestalt wiederzugeben, wird die Dichterin nie versucht, den Fehler zu begehen, in welchen so leicht die Frauen verfallen, nämlich maßlos zu werden und ins Extrem zu gerathen. Sie scheut sich nicht, Wunden, Blut und Leichen mit festem Blick ins Auge zu schauen, aber ihre Phantasie ist weit davon entfernt, im Schrecklichen zu schwelgen,

und nirgends wird die Keuschheit eines reizbaren Schönheitsgefühls verletzt.

Neben diesen drei größern erzählenden Gedichten waren nach und nach im Laufe der Jahre einige kleine lyrische Gedichte entstanden. Der Cyclus „Das geistliche Jahr" war begonnen. Alles war geschrieben worden ohne die Absicht unmittelbarer Veröffentlichung. Der Gedanke, als Dichterin öffentlich aufzutreten, lag Annetten von Droste schon deßhalb ferner, weil sie sehr bezweifeln mußte, ob dieß in den Wünschen der Ihrigen liege. Doch fehlten von anderer Seite die dringenden Aufforderungen, mit den Gedichten vor das Publikum zu treten, nicht; die Genehmigung der Mutter wurde — wenn auch mit einer gewissen, wohl zu rechtfertigenden Zögerung und nicht eben großer Freude an dem Schritt der Tochter, sich der Schaar der deutschen schriftstellernden Damen zuzugesellen — ertheilt, und so erschien im Jahre 1838 in einem Münster'schen Verlage ein sauberer Band Poesien unter dem Titel „Gedichte von Annette Elisabeth v. D. H."[1] —

Sie hatten nicht den Erfolg, den ihre Freunde sich davon versprachen. Die Zeit war überhaupt nicht gestimmt zur Theilnahme an lyrischen und langen erzählenden Gedichten. Das junge Deutschland hatte andere Töne angeschlagen, andere Stoffe dem öffentlichen Interesse zugeschoben, andere Formen zur Tagesherrschaft gebracht. Der große Kirchenstreit nahm die Gemüther ein. So blieb die, noch obendrein anonyme, in einer entlegenen Provinzhauptstadt erschienene Sammlung im Allgemeinen ganz unbeachtet. Von der Dichterin wurde dieser Mißerfolg mit einem philosophischen Gleichmuth aufgenommen; er hatte nur den Erfolg, daß sie sich zu fragen begann, ob ihr Talent sie nach einer andern Richtung hin weise, ob sie nicht vielleicht besser thue, sich dem lyrischen Gedichte oder auch der Prosadichtung zuzuwenden.

Annettens Gesundheit hatte sich unterdeß nur wenig ge-

[1] Gedichte von Annette Elisabeth v. D.... H.... Münster 1838. In der Aschendorff'schen Buchhandlung.

kräftigt. Wohl war sie stärker geworden, hatten ihre Formen sich gerundet, das feine Incarnat der Wangen sich vertieft — aber dann und wann stellte sich ein bedenklicher Bluthusten ein — und, ihr furchtbarer als dieß, oft ein äußerst heftiges nervöses Kopfweh oder rheumatische und Gesichtsschmerzen. Lange Zeit hatte sie eine Idiosynkratie wider warme Fleischspeisen, wider warme Speisen überhaupt. Asthmatische Beschwerden kamen hinzu, die rasches Gehen erschwerten. Doch fand dieß alles sich gemildert, erleichtert in der reinen Alpenluft, in der die Schwester sich aufhielt; in Eppishausen, das sie zum erstenmale im Sommer 1836 besuchte und von wo aus sie im October und November dieses Jahres den interessantesten ihrer Briefe an Schlüter, enthaltend die Schilderung ihres mehrtägigen Besuchs bei der benachbarten Familie des Grafen Thurn, schrieb.[1] Im Sommer 1837 war sie wieder in Rüschhaus zurück. Im Sommer 1838 war Annette zu längerem Aufenthalt nach Abbenburg gegangen; über ihr Leben dort berichten zwei ihrer Briefe an Schlüter, auch wie sich ihr jetzt der schon früher gefaßte Vorsatz, eine einst hier auf den Gütern der Verwandten vorgefallene Begebenheit zu einer Erzählung zu benutzen, erneuert habe — sie hat eine solche Erzählung dann später unter dem Titel „Die Judenbuche“ geschrieben. Auf den Harthausen'schen Gütern weilte damals als Gast mit seiner Familie der bekannte hessische Minister Hassenpflug, der in Cassel unmöglich geworden und jetzt ohne Stellung und Halt sich zu der befreundeten Familie aufs Land zurückgezogen hatte, bis ihm Ende 1838 gelang, in Hohenzollern-Sigmaringen einen neuen Wirkungskreis zu finden. Seine schöne und geistig hochbegabte Schwester Amalie Hassenpflug gewann wohl schon durch den merkwürdigen Gegensatz ihrer Naturen Annettens warme Freundschaft, die doch zu keinem bleibenderen Verkehr führte, als einer durch ein paar Jahre sich hinziehenden Correspondenz; über den Gegensatz

[1] Siehe Briefe. S. 48.

ihrer grundverschiedenen Naturen spricht sich Annette in einem ihrer Briefe[1] aus, wo sie sagt, daß sie, andern Wesens, wie die in Traum und Romantik verlorene Freundin, der unaufhörlich die Helden Calderons und die krausen Märchenbilder Arnims und Brentano's im Kopfe spukten, nur im Naturgetreuen, durch Poesie veredelt, etwas leisten könne. Sie hat ihr jedoch das schöne Gedicht „Der Traum" gewidmet. —

Ich habe früher in der von mir angeführten kleinen Schrift erzählt, unter welchen Umständen ich (1830) Annette von Droste kennen lernte, dann (1838) ihr näher trat und ihre Freundschaft gewann. Ich kann mithin Alles, was mich selbst betrifft, hier fortlassen und mich auf das dort bereits Gesagte zur Vervollständigung dieser Blätter beziehen. Aus meiner ursprünglichen Laufbahn, der juristischen, in die literarische hinüber gezogen, war ich mit mancherlei Arbeiten beschäftigt, und Annette fand in ihnen Anregungen für eine werkthätige Theilnahme. Ich konnte für sie ein neues verbindendes Band mit der Literatur werden, das ihr in ihre Abgeschiedenheit Briefe, Bücher, Journale, Arbeiten Interessen brachte, als Hauptinteresse ihre sich steigernde Theilnahme an meinem Streben und Versuchen. Es war eben die Zeit, in welcher sie selbst den Drang einer Bethätigung ihrer schöpferischen Kraft empfand und über die Form dafür schwankend und ungewiß war. Ihre epischen Gedichte hatten ihr keine Anerkennung gebracht; eine Menge Stoffe drängten sich ihr zu — darunter ein Roman „Ledonia," ein Trauerspiel „Johann von Leiden;" sie zählt sie sammt und sonders auf in einem Briefe an W. Junkmann vom 4. August 1837.[2] In lyrischen Gedichten sich zu ergehen, drängte es sie nicht, ihre Natur war nicht subjectiv, nicht ichlebig genug, um sich lyrisch aussprechen zu müssen — von den andern Stoffen war keiner, der sie so innerlich erfaßt hätte, daß er sie zur Ausführung

[1] Siehe Briefe. S. 119.
[2] Siehe Briefe. S. 90.

gedrängt. So nahm sie in dieser Muße und Pause eigenen Schaffens Theil an dem meinen, füllte kleine Lücken in dem Buch, welches mich damals beschäftigte, dem malerischen und romantischen Westphalen, indem sie einzelne Landschaftsscenerien skizzirte, und dichtete die meisten jener ausgezeichneten Balladen für dasselbe, welche jetzt eine Abtheilung ihrer Gedichte bilden. Der in diesen enthaltene „Geierpfiff" wurde für den Musenalmanach geschrieben, welchen damals A. Ruge und Th. Echtermeyer, die Dioskuren der Halle'schen Jahrbücher, herausgaben; der „Meister Gerhard von Köln" für eine kleine Schrift, worin ich für die Vollendung des Kölner Doms zu plaidiren suchte.

In den Bekanntenkreis der Dichterin traten in jener Zeit noch die Dichterin Louise von Bornstedt, eine Convertitin, die ihre Lebensschicksale von Berlin nach Münster geführt, und eine Tochter der Schriftstellerin Elise von Hohenhausen; diese Tochter wohnte mit ihrem Gatten längere Zeit in Münster und versammelte hier die jüngeren „schönen Geister" um sich; es war natürlich, daß sie sich Annetten zu nähern suchte; nach und nach enger mit ihr befreundet, ist sie später nach dem Tode der Dichterin in rühriger Weise unter dem Namen F. v. Hohenhausen in der Journalistik bemüht gewesen, die Gestalt derselben dem Publikum, das sich ja anfangs so spröde gegen diese Poesie verhielt, zu zeichnen und den Hintergrund, die Umgebung ihrer Erscheinung, zu schildern und manches dabei, mehr als nöthig, romantisch auszumalen. —

Annette hatte, länger als gewöhnlich, in der Zeit von 1839 bis 1841 ihr stilles Rüschhaus nicht verlassen, wo sie, wenn die Mutter abwesend, oft viele Monate, ja den ganzen Winter von 1840 auf 1841 hindurch, in vollständigster Einsamkeit weilte — die nur ein paar Domestiken und ein gutes uraltes Bauernfrauchen in gestickter Nebelkappe, ihre alte Amme, theilten. Oder an Sonntagen im tiefsten Winter auch wohl, durch Schnee und Eis herangestapft kommend, in seinen Schuhen so groß wie „Vigelinen," wie Annette sagte, der

„Mann ohne Falsch und mit der offnen Hand,"

der Hausgeistliche von Hülshoff, der kam, um dem Fräulein und ihrer kleinen Hausgenossenschaft die Messe zu lesen; im Gartensalon wurde dazu ein Stück des Wandgetäfels geöffnet und so ein kleiner, mit allem Nöthigen versehener Altar dahinter aufgedeckt. Er war ein urgemüthliches Original, dieser geistliche Herr, in seiner kindlichen Einfalt und Naivetät, die unwillkürlich zu Neckereien herausforderte. Annette hat ihm später in dem Gedicht „Sit illi terra levis" ein schönes Blatt der Erinnerung gewidmet.

Im Mai 1840 hatte sie die große Freude, ihre Freundin von den Bonner Tagen her, Adele Schopenhauer, auf mehrere Wochen in Rüschhaus zum Besuche bei sich zu sehen. Adele Schopenhauer war ein Charakter voll ruhiger Klarheit, voll praktischer Philosophie, mit der sie das Leben mit wohlthuenderer Gelassenheit nahm, als ihr berühmter Bruder, und von einem ganz seltenen Umfang vielseitigster Bildung, wie dessen und ihrer andern Talente ja auch Goethe, in dessen Hause in Weimar sie viel verkehrt hatte, wiederholt erwähnt.[1] Ihre Erinnerungen aus dieser Zeit, ihre Schilderungen des Weimarer Lebens und so vieles, was Adele zu erzählen, worüber sie Auskunft zu geben wußte, alles das war um so fesselnder, als ein so großer Theil der posthumen Goethe-Literatur ja damals noch im Schooß der Zukunft schlummerte. Adele, welche selbst eine große Kunstfertigkeit besaß, nicht allein im Zeichnen und Malen, sondern auch im Ausschneiden graziöser Bildchen in Silhouetten-Manier, bewunderte im Wohnzimmer ihrer Freundin namentlich ein ganz eigenthümliches und merkwürdiges Kunstwerk, das Annette vor Jahren einmal zu Stande gebracht und im Rahmen aufgehängt hatte. Es war eine hübsche kleine Landschaft, deren einzelne Bestandtheile, Bäume, Hütten, Menschen und Thiere nebst den Hinter-

[1] In der „Vollständigen Ausgabe letzter Hand." Bd. 4, S. 160. Bd. 32, S. 207. Bd. 47, S. 214.

gründen von Hügeln und Felsen, nicht etwa gezeichnet, sondern aus weißem Papier ausgeschnitten, mit der Scheere ein wenig gekräuselt und dann etwa wie kleine Theaterdekorationen, vor einander befestigt waren, daß es einen ganz hübschen Effekt machte und jedenfalls etwas, mit großer Geduld zu Stande gebrachtes Absonderliches war. — Annetten war der Verkehr mit der treuen Freundin außerordentlich wohlthuend und sie ließ sie mit schwerem Herzen ziehen, da sie ohne Aussicht war, für lange, sie wiederzusehen! — Spät im Sommer 1841 dann entschloß sie sich wieder zu einem längern Aufenthalt bei der Schwester im Süden, deren Gatte unterdeß sein Gut im Thurgau verkauft und statt dessen sich auf der deutschen Uferseite des Bodensees, in dem großen uralten Schlosse zu Meersburg, mit seiner Bibliothek und seinen Sammlungen ansässig gemacht hatte.[1]

Im October 1841 folgte ich Annetten von Droste nach dem Schwabenlande, in das alte Schloß König Dagoberts, da mir von ihrem Schwager die Aufgabe geworden war, seine reichhaltige Sammlung von mittelalterigen und andern Manuscripten und Büchern zu katalogisiren. In der Burg ihres ritterlichen Schwagers bewohnte Annette ein rundes Thurmzimmer, im Thurm rechts neben dem Eingang in die Burg. Es war ziemlich geräumig und mit großen Familienbildern geschmückt, aber, nach Nordosten gelegen, hatte es einen etwas melancholischen Charakter und sah aus, wie die Scenerie eines tragischen Kapitels aus einem englischen Familienroman. Ihre Gesundheit hatte sich gekräftigt und durch fleißige Bewegung kämpfte sie gegen ihr Brustübel an. Ihr Lieblingsspaziergang war am Strande des Sees entlang, wenn dieser rauschend seine Wellen an das kiesige Ufer trieb und allerlei Schneckengehäuse und Muscheln auswarf, welche sie emsig sammelte. Im Ganzen lebte sie auch hier einsiedlerisch zurückgezogen, und nur selten gab sie sich der Anregung hin, welche

[1] Vergl. Briefwechsel zwischen J. Freiherrn v. Laßberg und Ludwig Uhland. Wien 1870. S. 237.

irgend ein besonders willkommener Besuch brachte, z. B. der Uhlands, Justinus Kerners, Wessenbergs, G. Schwabs, A. Kellers, Frommanns, Reuchlins, der Herren von Madroux, von Mayenfisch und von Pfaffenhofen, welch letzterer Conservator der fürstlich Fürstenberg'schen Sammlung war, und deßhalb mit dem Burgherrn sowohl wie mit dessen Schwägerin dieselben Sammler-Interessen hatte. Im Allgemeinen jedoch ließ das Bedürfniß körperlicher Ruhe schon sie ihre Zurückgezogenheit als Regel festhalten und in nähere Beziehungen trat sie zu keinem der berühmten und gelehrten Wallfahrer zu den Schätzen der Meersburg, mit Ausnahme etwa des liebenswürdigen Hermann Reuchlin, des Verfassers eines Werks über Port Royal, eines Lebens von Pascal und einer Geschichte Italiens, und dann ferner Uhlands, dem sie auch bei seiner Volksliedersammlung förderlich zu werden suchte, indem sie ihm alte Lieder aus Niederdeutschland zu verschaffen wußte.[1] Zu dem ritterlichen gelehrten Schwager sah sie dagegen mit einer gewissen scheuen Befangenheit empor und ihr Verkehr mit ihm behielt etwas kühl Ceremonielles.[2]

In Beziehung auf ihr dichterisches Schaffen bemächtigte sich ihrer jetzt wohl ein melancholisches Gefühl, welches sie in ihrem Gedicht „Der zu früh geborene Dichter" ausgesprochen hat. Des Mißerfolgs ihrer langen erzählenden Gedichte sich erinnernd, suchte sie dann wieder nach der eigentlichen Form für das mächtige, nach Aeußerung verlangende Talent, welches sie in sich fühlte; die Unsicherheit darüber, ob dieß Talent für die prosaische Darstellung, für die Lyrik, für das Epos eigentlich geschaffen, ging am Ende gerade aus dem Gefühl,

[1] Vergl. Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, herausgegeben von Ludwig Uhland. Stuttgart, Cotta 1845. Band. I. Abtheilung II. S. 980. dann S. 1006, 1008, 1011.

[2] Ueber Joseph von Laßberg vergl. den Nekrolog in Nr. 194 der Allgemeinen Zeitung (Beilage). Jahrgang 1855. — Historisch-politische Blätter. Band 53, S. 424 u. f. S. 505 u. f. Jahrgang 1864. — Gartenlaube Nr. 43 vom Jahre 1863, wo auch ein Bildniß Laßbergs mitgetheilt ist.

daß es auf allen diesen Gebieten gleich bedeutend, gleich original und mächtig sich zeigen würde, hervor, und was sie darüber schwanken ließ, wohin sich wenden, war eben das Bewußtsein ihrer Kraft. Oft lenkte sich zwischen uns die Unterhaltung darauf, bei den nachmittäglichen Spaziergängen am Seeufer oder zu dem reizenden Punkt „Figels Häuschen," wo in einer, die Aussicht auf die Appenzeller Alpen, den Säntis, die sieben Kurfürsten und das Thurgau bietenden Rebenlaube einst rasch improvisirt das Gedicht „Die Schenke am See" entstand.

Daß das lyrische Gedicht ihr eigentlichster Beruf, war die Ansicht und Ueberzeugung, die ich dann zu verfechten pflegte, ohne der Dichterin dabei wohl meine Meinung vorzuenthalten, wie es jedoch geraumer Zeit bedürfen würde, um mit einer Sammlung lyrischer Gedichte vor die Welt treten zu können, weil eben die lyrischen Stimmungen und Empfindungen ja nicht alle Tage kommen und eine neue Blüthe treiben, sondern nur von Zeit zu Zeit, wenn irgend ein tieferes Ergriffensein oder gar ein Sturm oder eine Leidenschaft den schlummernden Meeresspiegel des Gemüths ins Wogen und Wellenschlagen bringt. Das Fräulein hörte mir dann meist mit einem skeptischen Lächeln um ihren kleinen anmuthigen Mund zu; auch eines Morgens in der Bibliothek, wo sie meinem Arbeiten zuschaute; hoffärtig hatte sie mehrmals den Kopf in den Nacken geworfen, wie ein muthiges Rößlein, und was aus ihren Augen mich anblickte, sah weit mehr wie gutmüthiger Spott über die ästhetische Doctrin, die ich entwickelte, aus, denn als ein Einverständniß damit.

Annette von Droste dachte wohl nicht gerade in diesem Augenblick an das Goethe'sche:

Gebt Ihr Euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poesie —

aber gewiß ist, daß sie sich in diesem Augenblick stark genug dazu fühlte, sie herbei zu commandiren, daß sie in sich einen

Reichthum des Gemüths, der Empfindung und der Gedanken fühlte, aus dem sie gewiß war, nur immer schöpfen zu können, ohne den Schatz zu mindern; eine Fülle lyrischer Stoffe, die ja eigentlich und im Ganzen von ihr noch gar nicht angetastet und angebrochen war. Sie versicherte deßhalb mit großer Zuversicht, einen reputirlichen Band lyrischer Gedichte werde sie mit Gottes Hilfe, wenn sie gesund bleibe, in den nächsten Wochen leicht schreiben können. Als ich widersprach, bot sie mir eine Wette an und stieg dann gleich in ihren Thurm hinauf, um sofort ans Werk zu gehen. Triumphirend las sie am Nachmittag bereits das erste Gedicht ihrer Schwester und mir vor, am folgenden Tage entstanden gar zwei, glaub' ich; meine Doctrin erhielt von nun an fast Tag für Tag ihre wohl ausgemessene und verdiente Züchtigung. So entstand in weniger Monate Verlauf, in jenem Winter von 1841 bis 1842, die sicherlich weitaus größere Zahl der lyrischen Poesien, welche den Band ihrer „Gedichte" füllen.

Ich war dadurch geschlagen — so wie es Freiligrath war, der mir damals aus Darmstadt 22. Februar 1842 — schrieb: „Was macht die Droste denn jetzt für Gedichte? Schweizerische oder Westphälische? Alle Tage eins? Das ist stark, auf Ehre! Non multa, sed multum, meine Gnädige! Schauen Sie auf mich, der ich froh bin, wenn mir heuer alle Woche eins entsteht! Aber Ihre Ermordung des Bischofs Engelbert: „Der Anger dampft, es kocht die Ruhr" ist süperbe, das muß wahr sein und wenn Ihre Meersburger Lieder ebenso schön sind, so werf' ich mein Barett vor Freuden an die Decke. Den Engelbert hab' ich erst vor einer halben Woche kennen gelernt."

Die Gedichte aus dem Winter 1841 bis 1842 haben diese Voraussetzung vollaus gerechtfertigt, nur tragen sie oft mehr noch als die früheren das Gepräge von Dunkelheit und Unglätte, welches anfangs der Poesie Annettens in den Weg zu rascher Verbreitung und Geltung trat. Ich habe viel mit ihr darüber gesprochen und meinen Wunsch nach emsigerer Feile geltend zu machen gesucht. Heute würde ich es nicht

mehr, weil die Form viel mehr zum charakteriſtiſchen Weſen dieſer unvergleichlichen Poeſie gehört, als ich damals einſah. Auch drang ich mit meinen Wünſchen wenig durch. Sint ut sunt! ſagte ſelbſtbewußt die Dichterin.

Im Stillen für ſich, ſah Annette von Droſte es ſehr wohl ein, daß das Publikum ihre Dichtungen zuweilen dunkel, unklar und der Zeile entbehrend finden müſſe, wenn ſie auch Gründe hatte, dieſe Dunkelheiten ſtehen zu laſſen. Sie hatte früher bereits einmal eine Art kleiner Luſtſpiels geſchrieben, in welchem in harmloſer Weiſe ihre nächſten Bekannten portraitirt waren; es war ein für die Oeffentlichkeit nicht beſtimmter Scherz; auch ſie ſelbſt ſpielte eine Rolle darin unter dem Namen „Frau von Thielen," und ſie hatte ſich nicht darin geſchont, wie die folgende Scene zwiſchen Speth, einem Verleger und Seybold, einem Recenſenten, der Jenem die Gedichte der Frau von Thielen zum Verlage anbietet, zeigt:

„**Speth.** Sehn Sie, ich ſpreche der Frau einiges Talent gar nicht ab. —

Seybold. Das danke Ihnen der Kukuk!

Speth. Ein bedeutendes Talent, wenn Sie wollen; aber es ſcheint ihr auch ſo gar nichts daran gelegen, ob ſie verſtanden wird, oder nicht. Mit ein paar Worten, mit einer Zeile könnte ſie zuweilen das Ganze klar machen, und ſie thut's nicht . . .

Seybold (ſchweigt).

Speth. Iſt's nicht ſo?

Seybold. Das habe ich ihr auch ſchon geſagt.

Speth. Und ſie thut's doch nicht! Was iſt das? Eigenſinn! Ich wette, die Frau iſt reich und in glänzenden ariſtokratiſchen Verhältniſſen.

Seybold. Das haben Sie getroffen.

Speth. Sehn Sie — ſehn Sie? Die ſchreibt für ihre Kaſte und wenn wir Andern es nicht leſen wollen, ſo können wir es laſſen. Aber damit iſt *mir* nicht geholfen. — Wenn ſie es will auf eigene Koſten drucken laſſen . . . .

Seybold (schnell). Das geht nicht, das ist schimpflich.

Speth. Oder wenn sie sich zu einer Umarbeitung herbeiließe . . . .

Seybold. O Jesus, damit darf ich ihr nicht kommen!" —

Von den im Winter 1841 bis 1842 entstandenen Gedichten wurden einige im „Morgenblatt" veröffentlicht. Dann unterzog sich Annette dem für sie so mühsamen Geschäfte, die auf kleinen Blättern hieroglyphisch niedergekritzelten Gedichte sauber abzuschreiben — es war das eine lange, peinvolle Arbeit für sie, da nichts ihr beschwerlicher war, als in gebückter Stellung, das Auge dicht auf das Papier geheftet, zu schreiben. Erst im Jahre 1843 konnte sie das starke, saubere Manuscript in meine Hände legen, um es zu veröffentlichen. Die früheren erzählenden Gedichte, zu denen unterdeß noch ein viertes, der „Spiritus familiaris des Roßtäuschers" gekommen war, wurden hinzugefügt und der ansehnliche Band erschien im Laufe des Jahres 1844 in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.[1]

Ich hatte die Meersburg Ostern 1842 verlassen müssen, und besorgte diese Herausgabe von Augsburg aus, wo ich an der Allgemeinen Zeitung betheiligt und eben verheirathet, im Mai 1844 mich aufmachte, ihr meine junge Gattin zuzuführen. Sie hatte sich unterdessen an den Gedanken gewöhnt, bleibend ihren Aufenthalt auf der Meersburg zu nehmen und ein großes anderes Thurmgemach war für sie hergerichtet worden, in welchem sich ihre Sammlungen von Autographen, geschnittenen Steinen, Münzen, alterthümlichem Schmuck neben ihr befanden und sie den größten Theil ihres Tages zubrachte. Ihre Gesundheit hatte abgenommen, obwohl sie nicht viel darüber klagte, was überhaupt nicht ihre Weise war. Der Arzt hatte viele Bewegung angerathen und um ein Ziel für diese zu haben, hatte sie einen Weingarten mit einem Pavillon darin und schönster Aussicht dicht vor Meersburg

[1] Gedichte von Annette Freiin v. Droste-Hülshoff. Stuttgart. J. G. Cotta. 1844.

erſtanden;[1] das kleine Beſitzthum und die Pflege deſſelben machte ihr eine große Freude und wir mußten ſie täglich dahin begleiten. Als wir dann geſchieden, um noch einen Blick in die Schweiz zu werfen, ward der Abſchied ihr zur Veranlaſſung des Gedichts „Lebt wohl, es kann nicht anders ſein“ in den „letzten Gaben.“ Da auch ihre Mutter mehr und mehr Meersburg zu ihrem Aufenthalt nahm, kehrte Annette ſeitdem nur noch einmal im Frühjahr 1847 nach Weſtphalen zurück; im Herbſt deſſelben Jahres begab ſie ſich über Bonn, wo ſie bedenklich erkrankte und eine Zeitlang weilte, an den Bodenſee zurück. Ihre tief erſchütterte Geſundheit ſchien ſich zu heben; ſie fühlte ſich beſſer den Winter hindurch. Dann aber kam der Lenz, der Lenz des Jahres 1848 und ſeine Stürme im Großherzogthum Baden! Er konnte nicht ohne eine tiefe und verhängnißvolle Erſchütterung an ihr vorübergehen, nicht ohne in dieſe wunde Bruſt die Stacheln der Sorge und des Entſetzens zu drücken vor dieſer neuen Welt, die ſich rund um ſie her chaotiſch bilden zu wollen ſchien. Wenn

[1] Sie hatte mir darüber aus Meersburg, 11. Dec. 1843 geſchrieben: „Ich habe mich durch die Billigkeit des Preiſes verleiten laſſen, das am Wege zum „Frieden“ liegende Fürſtenhäuschen mit allen dazu gehörenden Reben zu kaufen — allerdings wohlfeil, aber doch um weit mehr als einen jährlichen Betrag meiner Leibrente, weßhalb ich eine Anleihe bei meinem Bruder machen mußte. Dafür habe ich nun freilich bei allen denkbaren Wechſelfällen ein niedliches Aſyl von fünf Zimmern, einer Küche, Keller, Bodenraum — und zwar in der Luft, die mir allein zuſagt und endlich wohl meine heimiſche werden muß — dabei in guten Jahren einen Weinertrag von etwa vierzig Ohm. Die Vortheile des Kaufs kommen erſt ſpäter, die Reben ſind ſchlecht gehalten — zuerſt alles gute Sorten geweſen, aber die ausgegangenen durch ganz gemeine erſetzt, ſo muß ich ſowohl an Verbeſſerung des Bodens, als junge edlere Stöcke noch Vieles verwenden, auch im Hauſe einiges repariren laſſen und darf mich freuen, wenn in den erſten Jahren der Ertrag die Ausgabe deckt und ich nicht zuſchießen muß. Am härteſten iſt es mir, ſo viele reichlich tragende Stöcke ausroden und durch ſolche erſetzen zu laſſen, die mir noch Jahre lang nichts einbringen, aber es muß ſein! Die ſchlechten Trauben zwiſchen den guten verderben den ganzen Wein, der ſonſt der Lage nach zu den beſten hieſigen gehören konnte. Das ſind Schattenſeiten! — Dennoch bin ich überglücklich und die Ausſicht auf mein künftiges kleines Tusculum macht mir Alles leicht!“ — Das anſehnliche Honorar, welches ich im Jahr darauf für ihre Gedichte ihr von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erwirkte, glich dann die dafür gemachten Auslagen aus.

der Sturm auch nur gebrochene Wellen bis an den Fuß des Thurmes warf, von welchem aus sie auf den Aufruhr da draußen in der Welt lauschte — Wellen und brandende Wogen waren es doch, die das Asyl ihrer letzten Tage bedrohten. Denn ihre letzten Tage waren gekommen. Ihr Athem ward beklommener, und das Haupt mit der gewaltigen Stirn ward ihr schwerer und schwerer aufrecht zu tragen. Endlich, gegen das Ende des Maimonats hin, erlosch die Lebensflamme, und es schlossen sich die großen Augen, die so oft mit feuchtverklärtem Sinnen in die Ferne oder in das Antlitz Derer, die ihr theuer waren, geblickt hatten. Es war ein Herzschlag, der ihrem Leben ein Ziel setzte, in einem Alter von fünfzig Jahren am 24. Mai 1848.

In dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens hatte Annette sich von Zeit zu Zeit mit der Vollendung jenes schon erwähnten Cyclus von religiösen Gedichten, den sie „das geistliche Jahr" nannte, beschäftigt; im letzten Winter ihres Lebens, während sie die Ahnung ihres baldigen Todes in der Seele trug, brachte sie es zum völligen Abschluß; früher Vollendetes hatte sie bereits ihrem Freunde, dem Professor Schlüter anvertraut, und dieser, wie der Professor Junkmann unterzogen sich jetzt der Aufgabe, das schwer zu entziffernde Manuscript des letzten Theiles klar zu stellen und das Ganze so herauszugeben.[1] Dann waren seit der Herausgabe der Hauptsammlung eine Anzahl größerer oder kleinerer Gedichte entstanden und diese, von der Schwester, der unterdeß verwittweten Frau von Laßberg, Hand geordnet und zusammengestellt mit den prosaischen Schriften, übertrug mir letztere, der Oeffentlichkeit zu übergeben; sie erschienen im Jahre 1860.[2]

[1] Das geistliche Jahr. Nebst einem Anhang religiöser Gedichte von Annette v. Droste-Hülshoff. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag 1852.

[2] Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter von Annette Freiin v. Droste-Hülshoff. Hannover. C. Rümpler 1860.

Wie schon erwähnt, war Annette von Droste von kaum mittelgroßer Gestalt und in ihren früheren Jahren zart und schlank; man mußte an ein Gebilde der Romantik, an eine Wasserfei oder Nixe denken bei dieser jungen Mädchen-Erscheinung vom feinsten, zierlichsten Bau mit dem vorübergebeugten Haupt, der unerhört großen Stirn und den übergroßen blauen Augen mit ihrem feuchten Schimmer; einem Haupt, das dann wieder eben so auffallend war durch die seltene Schönheit des anmuthigen kleinen Mundes und das mit seinen feinen vornehmen Zügen Augenblicke einer ganz eigenthümlichen Verklärung zu seelenvollster Anmuth haben konnte. Von einem seltenen Reichthum war ihr üppiges hellblondes Haar, das sie in ihrer Jugend in langen Ringellocken an den Schläfen, später ganz auf dem Scheitel in einer Flechtenkrone trug. Gegen das Ende ihrer dreißiger Jahre war sie voller, fast stark geworden, ohne daß ihre Gesundheit darum dauernd viel besser geworden wäre. Dieser Mangel an körperlicher Gesundheit hat schwer auf ihrem Leben gelegen und vielfach die Bethätigung ihrer geistigen Kraft gelähmt. Ohne ein eigentlich organisches Leiden, waren es Neuralgien, langwährende Kopfschmerzen, dann Gesichts- und Ohrenschmerzen, welche sie heimsuchten, wozu sich Brustleiden und asthmatische Beklemmungen gesellten. Und dann war ihr Auge trotz einer beispiellosen Schärfe für ganz nahe Gerücktes von einer ebenso großen Blödsichtigkeit für das Entferntere — sie hat die Welt stets nur durch einen Schleier gesehen und verschwimmende Umrisse der Dinge. — In ihrer Toilette war sie von der größten Einfachheit, es hat wohl niemals eine Tochter unserer Stammmutter im Paradiese weniger Werth auf „Chiffons" gelegt wie sie; sie erschien nie anders als mit einer sauberen Einfachheit, die ihr eben erlaubt hatte, mit der mindesten Zeitvergeudung so zu erscheinen — in einem einfachen Kleide, meist von dunklem Wollstoffe, mit einer einfachen Krause am Halse. Und so stellte sie in ihrer schlichten und einfachen Umgebung in ihren Entresolzimmerchen auf

Rüschhaus, in ihrer durchaus einfach angelegten Natur, ihrem völlig anspruchslosen sich Geben und Sein, in ihrer innern Eintracht mit dem, was sie umgab, vor Allem mit den Gestaltungen und dem Wesen ihres geliebten Heimathlandes — so stellte sie eine durchaus harmonische Erscheinung dar und war wie ein Gedicht von Coleridge oder Wordsworth — oder besser, wie ein Gedicht von Annette von Droste-Hülshoff. Diese innere Harmonie drückte sich durch eine stets gleichmäßige heitere Seelenstimmung aus. Zwar galt sicherlich auch bei ihr das Wort Bulwers: „Dig but deep enough, and under all earth runs water, under all life runs grief," aber ihre gewöhnliche Stimmung war eine stete, sich nicht verändernde, ruhiger Heiterkeit, in welcher sie mit dem naivsten und reizendsten Humor erzählend, plaudernd, ihre Sammlungen ordnend, ihren Phantasien oder ihren kleinen Sorgen nachhängend, sich stets als die Gleiche zeigte. Was etwa von Leidenschaft in ihrer Natur lag, das hat ihr ungewöhnlich scharfer, realistisch mit dem Leben rechnender Verstand stets gezähmt; sie hat ein Feuer niemals in sich emporlodern und die Harmonie ihres Seins, ihres Lebensganges und den Einklang mit ihrer Umgebung stören lassen. Eher hat ihr Denken, das Sinnen und Grübeln diese Harmonie bedroht, namentlich in Zeiten ihrer tiefen Einsamkeit, die sie wohl endlich in Momenten so affizirte, daß ein Schwindel sie anwandelte, daß sie sich fragte, ob sie in der „Zeit" oder in der „Ewigkeit" sei. — Oder in Zeiten jener innern Kämpfe, von denen das „geistliche Jahr" Kunde gibt. —

Bei aller seltenen Güte und rührenden Fülle des Gemüths mußte doch ihre kritische Intelligenz, ihre Gabe scharfer Beobachtung, ihr ganzes Naturell, das stets dem wahren Kern der Dinge nachging, sie in mancher Beziehung, bei mancher Frage wohl oppositionell zu der sie umgebenden geistigen Strömung in einer aristokratisch feudalen Welt stellen. In der That war ihr die Art, wie die Oheime Propaganda für den Feudalismus machten, wie im Jahre 1837 die katholischen Stimm-

führer die ersten Schritte zu einer Verwandlung der Kirche Deutschlands in eine politische Partei machten, durchaus nicht behaglich. Aber ihrer ganzen Lebensanschauung nach bedurfte die Gesellschaft, um in den Schranken der Sittlichkeit zu bleiben und sich den ethischen Zielen der Welt immer mehr zu nähern — der politischen und der religiösen Schranken, die sie möglichst fest im Boden des Bestehenden gegründet sehen wollte, fester Formen und organischer Gliederungen im Staat, grundlegender Dogmen für das religiöse Leben. Eine nach solchen Anschauungen construirte Welt umgab sie eben und diese war durchwebt und durchflochten von tausend Beziehungen ihres Gemüths; alles Leben ihres Herzens beinahe hatte in diesem Boden seine Wurzeln. Darin lag ja eben das Harmonische ihrer Existenz, das bei einem so außerordentlichen Geiste Seltene, daß zwischen ihrem innersten Fühlen und Denken und der Weltgestaltung um sie her kein Zwiespalt war, daß nie ein inneres Sichauflehnen sie erfaßte, und der „Untergrund von Trauer" in ihr nur die Trauer über die Flüchtigkeit des Lebens und alles Besten, Größten und Schönsten darin war. Was insbesondere ihre religiöse Anschauung anging, so hatte sie mit dem Zweifel gerungen, über den mystischen Ideen des Angelus Silesius gegrübelt und war schaudernd, erschüttert vor den letzten Consequenzen des kritischen Denkens zurückgeschreckt. Wenn der Mensch Spannweite der Vorstellungskraft, Flugkraft seiner Imagination, kurz Größe und Umfang geistigen Erfassens und Schauens genug hätte, um sich das unendliche All, die ganze gränzenlose, ohne erkennbares Endziel rast- und ruhelose Thatsache des Weltganzen lebendig vorzustellen, so müßte er verrückt werden über dem grausenhaft Unermeßlichen und schreckhaft Räthselvollen. Annette von Droste besaß aber solch eine, das uns Andern gesetzte Maß von Phantasie überflügelnde Spannweite der Vorstellungskraft — und so erschrocken und geängstigt, klammerte sie sich an den Glauben ihrer geistlichen Lieder. In der Reconvalescenz von einer schweren Krankheit,

in einem Zustande groſser nervöser Reizbarkeit, als ihre Natur sie zu einer innern Beschwichtigung gebieterisch drängte, begann sie „das geistliche Jahr" zu schreiben und empfand die erste Beruhigung von dieser Thätigkeit. Daß diese religiösen Gedichte jedoch nicht aus einem Gemüthe voll ruhigen unangreifbaren Glaubens hervorgehen, sondern daß sie aussehen, wie Blut, welches aus in religiösen Kämpfen erhaltenen Wunden strömt, wie Hülferufe der vor sich selber flüchtenden Skepsis, wird Niemanden, der sie liest, entgehen. Man wird dabei erinnert an das schöne Gedicht der Louise Ackermann auf Pascal:

Lorsque tu te courbais sous la croix qui t'accable,
Tu ne voulais, hélas! qu'endormir ton tourment,
Et ce que tu cherchais dans un dogme implacable,
Plus que la vérité, c'était l'apaisement.
Car ta foi n'était pas la certitude encore;
Aurais-tu tant gémi, si tu n'avais douté?[1]

Daß sie ferner über die historische Gestaltung der Kirche sich ihre Gedanken zollfrei erhielt, zeigt schon die offenbare Sympathie, welche sie in ihrer „Schlacht im Loener Bruch" auf die Seite des Ketzers, des Halberstadt, stellt. — Im Uebrigen war ihr Reich die Phantasie, der sich ein starkes Organ für das Wunderbare gesellte und die sich steigern konnte bis zu den Gebilden der Hallucination, die uns so charakteristisch aus ihren Gedichten entgegen tritt — es ist unverkennbar ein Sichverweben, ein Hinübergleiten des Wirklichen und Realen ins Gebilde der Hallucination in manchem ihrer Naturbilder. Etwas von gleicher poetischer Wirksamkeit dieses Elements ist im ganzen Gebiet der Literatur wohl höchstens stellenweise bei Charles Dickens wieder anzutreffen. Das aber gilt hauptsächlich nur für das Ferne, wohin die Tragweite ihres Auges nicht reichte. „Das Fräulein," sagte einer

[1] L. Ackermann, Poésies. Paris, Alphonse Lemerre, 1874.

ihrer persönlichen Bekannten, „war wie leiblich, so auch mit dem Blick der Seele beisichtig, daher ihr Scharfsinn und Unterscheiden, discernere im Kleinen, worin sie stärker war, als im Sehen des Großen und Fernen.“ Darin lag gewiß Wahres, und mit der Schärfe des Discernirens hing auch ihre für ihre Werke bestimmend gewordene Richtung auf das Wahre, das Wesen, die Sonderung des Aechten von dem Geschminkten zusammen, ihr rasches Erfassen des Charakteristischen an jedem Dinge. Dieses scharf sondernde Erkennen hat sie nie den Staub, der etwas übergoldet, dem Gold, das etwas überstäubt, um mit Shakespeare zu reden, vorziehen lassen. Nie hat Jemand mehr das Sein dem Scheinen vorgezogen und auf den Schein weniger Gewicht gelegt, mehr am Glänzenden und Großen vorüberschreitend das Sympathische, Rührende, Heilige im Anspruchslosen, Kleinen, Niedern gesucht und ihm Geltung zu geben gewußt, ohne es darum irgend zu idealisiren.

Und sollte ich nun nach allem diesem und nach allem, was sich über ihre Dichtungen sagen läßt und Geistreiches schon darüber gesagt ist, Annette von Droste's Persönlichkeit, so wie sie lebendig in meiner Erinnerung steht, mit einem Worte charakterisiren, so würde ich sagen, sie war der reinste, schönste, rührendste Typus ächter Weiblichkeit. Sie war ganz und völlig Weib, mit ihrem innersten Empfinden. Mochte ihre Phantasie sie auch tragen inmitten von Schlachtendonner und Scenen, wie sie in ihrem Gedicht „Die Krähen“ meisterhafter als je in den Versen eines Mannes geschildert sind — sie selbst hätte nicht vermocht, nur eine Fliege unglimpflicher zu behandeln, als ihr das Fenster zu öffnen. Unwandelbare Treue, tiefstes Empfinden der Zusammengehörigkeit mit dem „eigenen Blut“, Aufopferungsfähigkeit, Kraft des Duldens, stärkstes Mitempfinden mit fremdem Leid, alle die Tugenden, welche das bilden, was Goethe das „Ewig Weibliche“ nennt, waren in ihr zu ihrem schönsten und rührendsten Ausdruck gekommen. Darum wäre ihr eigentlichster, der ihr glück-

bringendſte Beruf auch ſicherlich der ſorglichſter Mütterlichkeit geweſen. Und wie das höchſte Lob eines Mannes ſich bei Shakeſpeare in die Worte faßt:

He was a man, take him for all in all —

ſo kann man das ganze Lob ihres perſönlichen Weſens in die Worte faſſen: ſie war, alles in allem genommen, die Verkörperung edelſter und reinſter Frauennatur. —

Annette von Droſte hat ihre letzte Ruheſtätte nicht in ihrer geliebten Heimath gefunden; ſie iſt beigeſetzt worden neben ihrem Schwager, dem Freiherrn von Laßberg, unfern vom Grabe Mesmers, auf dem Friedhofe von Meersburg; fern von Weſtphalens Eichkämpen und grünen Hagen ruht ſie dort, im Angeſicht „der ew'gen Alpenbühne," der Kette des Säntis und des „deutſchen Meers," an einem Punkte, der einſt ſo mächtig den Dichter feſſelte, welcher, ähnlich wie Annette, ſein Grab in fremder — nur noch fernerer und fremderer — Erde finden ſollte.[1]

Zu beklagen iſt, daß kein gutes Bildniß von der Dichterin den Ihrigen zurückgeblieben. Ein größeres Portrait in Oel, aus den dreißiger Jahren, befindet ſich auf dem Familienſitze zu Hülshoff, aber leider iſt ſeine Aehnlichkeit völlig ungenügend. Um 1840 ſaß Annette einem Maler Sprick zu Münſter zu einem kleinen, ebenfalls viel zu wünſchen übrig

[1] Es iſt Platen, der einſt in ſein Tagebuch ſchrieb: „In Meersburg könnte ich mich Jahre lang in ſteter Beſchauung gefallen. Mich entzückt beſonders die göttliche Ausſicht von den mittleren Sälen auf den See. Das (neue) Schloß ſcheint mir ein Feenpalaſt, eine Götterhalle." Siehe Platens Tagebuch, S. 111.

laſſenden Oelportrait, welches ſie mir ſchenkte und das in meinem Beſitz iſt. Im Jahre 1864 verſuchte endlich der Bildhauer Carl Haſſenpflug in Rom auf meine Veranlaſſung aus der Erinnerung und mit Hilfe der exiſtirenden Anhaltspunkte in Bild und Photographie ihre Büſte zu modelliren, mit einem Erfolg, der ſeine Arbeit wohl zum vergleichungsweiſe treueſten Spiegel ihrer Perſönlichkeit macht. Die Büſte iſt im Beſitz des weſtphäliſchen Kunſtvereins. —

Was die der gegenwärtigen Geſammtausgabe zu Grunde gelegten Texte angeht, ſo habe ich darüber noch die Auskunft zu geben, daß zur Reviſion der Gedichte und der Erzählung der „Spiritus familiaris“ die Originalhandſchrift, wie die Dichterin ſie mir in ſauberer eigenhändiger Copie zur erſten Herausgabe übergab, zu Grunde gelegt iſt. Für die andern erzählenden Gedichte lieferte den Text die von der Dichterin ſelbſt corrigirte erſte Ausgabe — Münſter 1838. — Was die in den „Letzten Gaben“ enthaltenen Gedichte und Schriften angeht, ſo dient dieſen zur Grundlage eine, von der Hand der Schweſter Annettens nach deren Tode gefertigte und mir ſo zur Herausgabe übergebene Abſchrift der einzelnen Arbeiten, wie dieſe — ſo weit erkennbar — als letzter Hand ſich in ihrem Nachlaß gefunden. Später hat ſich herausgeſtellt,[1] daß mehrere dieſer Gedichte, welche früher ſchon in periodiſchen Blättern einzeln abgedruckt waren, in dieſen erſten Einzeldrücken Lesarten zeigen, welche offenbar vorzuziehen ſind. Obwohl mir der Abdruck nach dem Manuſcript der Frau

[1] Siehe die Abhandlung: Neue Gedichte von Annette v. Droſte-Hülshoff. von Dr. Guſtav Eſchmann, in dem „Programm des Gymnasii Arnoldini zu Burgſteinfurt.“ Elberfeld 1873.

von Laßberg nun als Canon dienen mußte, da es die letzten, von der Dichterin selbst gemachten Redactionen enthielt, habe ich jetzt doch hie und da, wo die Vorzüglichkeit der ersten Abdrücke in die Augen springt, auf die letzteren Rücksicht genommen. — Ueber die Herstellung des Textes des „Geistlichen Jahres" gibt das Vorwort zu diesem Rechenschaft. —

L. S.

Zeitbilder.

Ungaſtlich oder nicht?

(In Weſtphalen.)

Ungaſtlich hat man dich genannt,
Will deinen grünſten Kranz dir rauben,
Volk mit der immer offnen Hand,
Mit deinem argwohnloſen Glauben;
O, rege dich, daß nicht die Schmach
Auf deinem frommen Haupte laſte,
Und redlich, wie das Herz es ſprach,
So ſprich es nach zu deinem Gaſte:

Fremdling an meiner Marken Stein,
Mann mit der Stirne trüben Falten,
O, greif in deines Buſens Schrein,
Und laß die eigne Stimme walten.
Nicht ſoll beſtochner Zeugen Schaar
Uns am beſtochnen Worte rächen,
Nein, Zeug' und Richter ſollſt du klar
Dir ſelbſt das freie Urtheil ſprechen!

Fühlſt du das Herz in dir, nicht heiß,
Doch ehrlich uns entgegen ſchlagen,
Dein Wort kein falſch und trügend Gleis,
Befleckend, was die Lippen tragen;
Fühlſt du ein Gaſt dich, wie er lieb
Dir an dem eignen Hausaltare,
Dann friſch heran — nicht wie ein Dieb,
Nein, friſch, mit fröhlicher Fanfare!

Wer unſres Landes Sitte ehrt
Und auch dem ſeinen hält die Treue —
Hier iſt der Sitz an unſerm Herd,
Hier unſres Bruderkuſſes Weihe!
Wer fremden Volkes Herzen ſtellt
Gleich ſeinem in gerechter Wage —
Hier unſre Hand, daß er das Zelt
Sich auf bei unſern Zelten ſchlage!

Doch ſagt ein glüh' Erröthen dir,
Du gönnteſt lieber einer andern
Als deiner Schwelle gleiche Zier —
Brich auf, und mögeſt eilends wandern!
Wir ſind ein friedlich ſtill Geſchlecht
Mit lichtem Blick und blonden Haaren,
Doch unſres Herdes heilig Recht,
Das wiſſen kräftig wir zu wahren.

Die Luft, die unſern Odem regt,
Der Grund, wo unſre Gräber blühen,
Die Scholle, die uns Nahrung trägt,
Der Tempel, wo wir gläubig knieen:
Die ſoll kein frevler Spott entweihn,
Dem Feigen Schmach und Schamerröthen,
Der an des Heiligthumes Schrein
Läßt eine falſche Sohle treten!

Doch einem Gruß aus treuem Muth,
Dem nicken ehrlich wir entgegen;
Hat Jeder doch ſein eignes Blut
Und ſeiner eignen Heimath Segen.
Wenn deine Ader kälter rinnt,
So müſſen billig wir ermeſſen:
Wer könnte wohl das fremde Kind
Gleich eignem an den Buſen preſſen?

Drum, jede Treue sei geehrt,
Der Eichenkranz von jedem Stamme;
Heilig die Glut auf jedem Herd,
Ob hier sie oder drüben flamme;
Dreimal gesegnet jedes Band,
Von der Natur zum Lehn getragen,
Und einzig nur verflucht die Hand,
Die nach der Mutter Haupt geschlagen!

Die Stadt und der Dom.

„Der Dom! der Dom! der deutsche Dom!
Wer hilft den Kölner Dom uns baun!"
So fern und nah der Zeitenstrom
Erdonnert durch die deutschen Gaun.
Es ist ein Zug, es ist ein Schall
Wie ein gewalt'ger Wogenschwall.
Wer zählt der Hände Legion,
In denen Opferheller glänzt?
Die Liederklänge wer, die schon
Das Echo dieses Rufs ergänzt?

Und wieder schallt's vom Elbestrand:[1]
„Die Stadt! die Stadt! der deutsche Port!"
Und wieder zieht von Land zu Land
Ein gabespendend Klingeln fort;
Die Schiffe kommen Mast an Mast,
Goldregen schüttet der Palast,
Wem nie ein eignes Dach beschert,
Der wölbt es über fremde Noth,
Wem nie geraucht der eigne Herd,
Der theilt sein schweißbenetztes Brod.

[1] Nach dem Brande von Hamburg im Jahre 1842.

Wenn eines ganzen Volkes Kraft
Für ſeines Gottes Heiligthum
Die Lanze hebt ſo Schaft an Schaft,
Wer glühte nicht dem ſchönſten Ruhm?
Und wem, wem rollte nicht wie Brand
Das Blut an ſeiner Adern Wand,
Wenn eines ganzen Volkes Schweiß
Gleich edlem Regen niederträuft,
Bis in der Aſchenſteppe heiß
Viel Tauſenden die Garbe reift?

Man meint, ein Volk von Heil'gen ſei
Herabgeſtiegen über Nacht,
In ihrem Eichenſarg aufs neu
Die alte deutſche Treu' erwacht.
O werthe Einheit, biſt du Eins —
Wer ſtände dann des Heil'genſcheins,
Des Kranzes würdiger als du,
Geſegnete, auf deutſchem Grund!
Du trügſt den goldnen Schlüſſel zu
Des Himmels Hort in deinem Bund.

Wohlan ihr Kämpen denn, wohlan
Du werthe Kreuzesmaſſonei,
So gebt mir eure Zeichen dann
Und euer edles Feldgeſchrei!
Da, horch! da ſtieß vom nächſten Schiff
Die Bootmannspfeife grellen Pfiff,
Da ſtiegen Flaggen ungezählt,
Cantate ſummte und Gedicht —
Der Demuth Braun nur hat gefehlt,
Jehova's Namen hört' ich nicht!

Wo deine Legion, o Herr,
Die knieend am Altare baut?

Wo, wo dein Samariter, der
In Wunden ſeine Thräne thaut?
Ach, was ich fragte und gelauſcht,
Der deutſche Strom hat mir gerauſcht,
Die deutſche Stadt, der deutſche Dom,
Ein Monument, ein Handelsſtift,
Und drüber ſah wie ein Phantom
Verlöſchen ich Jehova's Schrift.

Und wer den Himmel angebellt,
Vor keiner Hölle je gebebt,
Der hat ſich an den Krahn geſtellt,
Der ſeines Babels Zinne hebt.
Wer nie ein menſchlich Band geehrt,
Mit keinem Leid ſich je beſchwert,
Der flutbet aus des Buſens Schrein
Unſäglicher Gefühle Strom,
Am Elbeſtrand, am grünen Rhein,
Da holt ſein Herz ſich das Diplom.

Weh euch, die ihr den zorn'gen Gott
Gehöhnt an ſeiner Schwelle Rand,
Meineid'gen gleich in frevlem Spott
Hobt am Altare eure Hand!
Er iſt der Herr, und was er will,
Das ſchaffen Leu und Krokodil! —
So baut denn, baut den Tempel fort,
Mit ird'ſchem Sinn den heil'gen Haag,
Daß euer beſſrer Enkel dort
Für eure Seele beten mag!

Kennt ihr den Dom, der unſichtbar
Mit tauſend Säulen aufwärts ſtrebt?
Er ſteigt, wo eine gläub'ge Schaar
In Demuth ihre Arme hebt.

Kennt ihr die unsichtbare Stadt,
Die tausend offne Häfen hat,
Wo euer werthes Silber klingt?
Es ist der Samariter Bund,
Wenn Rechte sich in Rechte schlingt
Und nichts davon der Linken kund.

O, er, der Alles weiß, er kennt
Auch eurer Seele ödes Haus;
Baut Magazin und Monument,
Doch seinen Namen laßt daraus!
Er ist kein Sand, der glitzernd stäubt,
Kein Dampfrad, das die Schiffe treibt,
Ist keine falsche Flagge, die
Sich stahl der See verlorner Sohn,
Parol' nicht, die zur Kolonie
Ins Lager schmuggelt den Spion!

Baut, baut! — um euer Denkmal ziehn
Doch Seufzer fromm und ungeschmückt,
Baut! — neben eurem Magazin
Wird doch der Darbende erquickt.
Ob eures Babels Zinnenhaag
Zum Weltenvolk euch stempeln mag?
Schaut auf Palmyrens Steppenbrand,
Wo scheu die Antilope schwebt,
Die Stadt schaut an, wo, ein Gigant,
Das Colosseum sich erhebt.

Den Wurm, der im Geheimen schafft,
Den kalten nackten Grabeswurm,
Ihn tödtet nicht des Armes Kraft,
Noch euer toller Liedersturm.
Ein frommes, keusches Volk ist stark,
Doch Sünde zehrt des Landes Mark;

Sie hat in deiner Glorie Bahn,
O Roma, langsam dich entleibt,
Noch steht die Säule des Trajan,
Und seine Kronen sind zerstäubt!

Die Verbannten.

Ich lag an Bergeshang,
Der Tag war schon gesunken,
In meine Wimper drang
Des Westen letzter Funken.
Ich schlief und träumte auch vielleicht,
Doch hört' ich noch der Amsel Pfeifen,
Wie Echo's letzte Hauche, feucht
Und halb verlöscht, am Schilfe streifen.

Mein äußres Auge sank,
Mein innres ward erschlossen:
Wie wild die Klippenbank!
Wie grau die Moose sprossen!
Der Oede Odem zog so schwer,
Als ob er sieder Brust entgleite;
Wohin ich blickte, Rohres Speer
Und Dorngestrüpp und Waldesweite.

Im Grase knisterl' es,
Als ob die Grille hüpfte,
Im Strauche flüsterl' es,
Als ob das Mäuslein schlüpfte;
Ein morscher halbverdorrter Stamm
Senkte die bräunliche Gardine,
Zu Füßen mir der feuchte Schwamm
Und überm Haupt die wilde Biene.

Da raſchelt' es im Laub
Und rieſelte vom Hange,
Zertretnen Pilzes Staub
Flog über meine Wange.
Und neben mir ein Knabe ſtand,
Ein blondes Kind mit Taubenblicken,
Das eines blinden Greiſes Hand
Schien brünſtig an den Mund zu drücken.

Von linder Thränen Lauf
Sein Auge glänzte trübe;
„Steh auf," ſprach es, „ſteh auf!
Ich bin die Kindesliebe,
Verbannt, zum wüſten Wald verbannt,
Ins öde Dickicht ausgeſetzet,
Wo an des ſumpf'gen Weihers Rand
Der Storch die kranken Eltern ätzet!"

Dann faltete es hoch
Die hagern Händchen beide,
Und ſachte abwärts bog
Es des Geröhres Schneide.
Ich ſah, wie blut'ge Striemen leis
An ſeinem Aermchen niederfloſſen,
Wie tappend ihm gefolgt der Greis,
Bis ſich des Rohres Wand geſchloſſen.

Ich ballte meine Hand,
Verſuchte mich zu ſchwingen,
Doch feſter, feſter wand
Der Taumel ſeine Schlingen.
Und wieder hörte ich den Schlag
Der Amſel und der Grille Hüpfen,
Und wieder durch den wilden Haag
Der Biene ſterbend Sumſen ſchlüpfen.

Da ſchleift' es, ſchwer wie Blei,
Da flüſtert' es aufs neue:
„O wache! ſteh mir bei!
Ich bin die Gattentreue."
Das Auge hob ich und ein Weib
Sah ich wie halbgebrochen bücken,
Das eines Mannes wunden Leib
Mühſelig trug auf ſeinem Rücken.

Ein feuchter Schleier, hing
Ihr Haar am Antlitz nieder,
Des Schweißes Perle fing
Sich in der Wimper wieder.
„Verbannt! verbannt zum wilden Wald,
Wo Nacht und Oede mich umſchauern!
Verbannt, wo in der Felſen Spalt
Die Tauben um den Tauber trauern!"

Sie ſah mich lange an,
Im Auge, Sterbeklagen,
Und langſam hat ſie dann
Den Wunden fortgetragen.
Sie klomm den Klippenſteig entlang,
Ihr Aechzen ſcholl vom Steine nieder,
Wo grade unterm Schieferhang
Sich regte bläuliches Gefieder.

Ich dehnte mich mit Macht
Und langte nach dem Wunden,
Doch als ich halb erwacht,
Da war auch er verſchwunden,
Zerronnen wie ein Wellenſchaum,
Ich hörte nur der Wipfel Stöhnen
Und unter mir, an Weibers Saum,
Der Unken zart Geläute tönen.

Die Glöckchen ſchliefen ein,
Es ſchwoll der Kronen Rauſchen,
Ein Licht wie Mondenſchein
Begann am Aſt zu lauſchen,
Und lauter raſchelte der Wald,
Die Zweige ſchienen ſich zu breiten,
Und eine dämmernde Geſtalt
Sah ich durch ſeine Hallen gleiten.

Das Kreuz in ihrer Hand,
Um ihre Stirn die Binde,
Ihr langer Schleier wand
Und rollte ſich im Winde.
Sie trat ſo ſacht behutſam vor,
Als ob ſie jedes Kräutlein ſchone;
O Gott, da ſah ich unterm Flor,
Sah eine blut'ge Dornenkrone!

Die Fraue weinte nicht
Und hat auch nicht geſprochen,
Allein ihr Angeſicht
Hat mir das Herz gebrochen;
Es war wie einer Königin,
Bilgernd für ihres Volkes Sünden;
Wo find' ich Worte, wo den Sinn,
Um dieſen Dulderblick zu künden!

Als ſie vorüber ſchwand
Mit ihren blut'gen Haaren,
Da riß des Schlummers Band,
Ich bin empor gefahren.
Der Amſel Stimme war verſtummt,
Die Mondenſcheibe ſtand am Hügel,
Und über mir im Aſte ſummt'
Und raſchelte des Windes Flügel.

Ob es ein Traumgeſicht,
Das meinen Geiſt umfloſſen?
Vielleicht ein Seherlicht,
Das ihm geheim erſchloſſen?
O wer, dem eine Thrän' im Aug',
Den fromme Liebe je getragen,
Wer wird nicht, mit dem letzten Hauch,
Die heiligen Verbannten klagen!

Der Prediger.

Langſam und ſchwer vom Thurme ſtieg die Klage,
Ein dumpf Gewimmer zwiſchen jedem Schlage,
Wie Memnons Säule weint im Morgenflor.
Am Glockenſtuhle zitterte der Balke,
Die Dohlen flatterten vom Neſt, ein Falke
Stieg pfeifend an der Fahne Schaft empor.

Wem dröhnt die Glocke? — Einem, der entlettet,
Deß müden Leib ein Fackelzug gebettet
In letzter Nacht bei ſeinem einz'gen Kind.
Wer war der Mann? — Ein Geiſt im echten Gleiſe,
Kein Wucherer, kein Ehrendieb, und weiſe,
Wie reiche Leute ſelten weiſe ſind.

Darum ſo mancher Greis mit Stock und Brille,
So manches Regentuch und Handpoſtille,
Sich mühſam ſchiebend durch der Menge Drang.
Er war ein heitrer Wirth in ſeinem Schloſſe, —
Darum am Thor ſo manche Staatskaroſſe,
So mancher Flor das Kirchenſchiff entlang.

Die Glocken ſchwiegen, alle Kniee ſanken.
Poſaunenſtoß! Die Wölbung ſchien zu wanken.

O „Dies irae, dies illa!“ Glut
Auf Sünderſchwielen, Thau in Büßermalen!
Mir war, als ſäh' ich des Gerichtes Schalen,
Als hört' ich tröpfeln meines Heilands Blut.

Das Amen war verhallt. Ein zitternd Schweigen
Lag auf der Menge, nur des Odems Steigen
Durchſäuſelte den weiten Hallenbau.
Nur an der Tumba ſchwarzer Flämmchen Kniſtern
Schien leiſe mit dem Grabe noch zu flüſtern,
Der Weihrauchwirbel ſtreute Aſchengrau.

„Geliebte!“ ſcholl es von der Wölbung nieder,
Die Wolke ſank, und mählich ſtiegen Glieder,
Am Kanzelbord ein junger Prieſter ſtand.
Kein Schattenbild, dem alle Luſt verronnen,
Ein friſcher ſaft'ger Stamm am Lebensbrennen,
Ein Adler, ruhend auf Jehova's Hand!

„Geliebte,“ ſprach er, „ſelig ſind die Todten,
So in dem Herrn entſchliefen, treue Boten,
Von ihrer Sendung raſtend.“ Dann entſtieg
Das Wort, gewaltig wie des Jordans Wallen,
Mild wie die Luft in Horebs Cedernhallen,
Als er bezeugte des Gerechten Sieg.

Die Stimme ſank, des Stromes Wellen ſchwollen,
Mir war, als hört' ich ferne Donner rollen:
„Weh über euch, die weder warm noch kalt!
O, wäret kalt ihr oder warm! Die Werke
Von eurer Hand ſind todt, und eure Stärke
Iſt gleich dem Hornſtoß, der am Fels verhallt.“

Und tiefer griff er in der Zeiten Wunde,
Die Heller ließ er klingen, und vom Grunde

Hob er den ſeidnen Mottenfraß ans Licht.
Erröthen ließ er die beſcheidne Schande
In ihrem ehrbar ſchonenden Gewande,
Und zog der Luſt den Schleier vom Geſicht.

Die Kerzen ſind gelöſcht, die Pforte dröhnte.
Ich hörte ſchluchzen — am Gemäuer lehnte
Ein Weib im abgetragnen Regentuch.
Ich hörte ſäuſeln — neben mir, im Chore,
Ein Fräulein gähnte leiſe hinterm Flore,
Ein Fahnenjunker blätterte im Buch.

Und alle die beſcheidnen Menſchenkinder,
Wie ſich's geziemt für wohlerzogne Sünder,
Sie nahmen ruhig, was der Text beſchert.
Und Abends im Theater ſprach der Knabe,
Der achtzehnjähr'ge Fähndrich: „Heute habe
Ich einen guten Redner doch gehört!“

An die Schriftſtellerinnen

in Deutſchland und Frankreich.

Ihr ſteht ſo nüchtern da gleich Kräuterbeeten,
Und ihr gleich Fichten, die zerſpellt von Wettern,
Haucht wie des Hauches Hauch in Syrinxflöten —
Laßt wie Dragoner die Trompeten ſchmettern;
Der kann ein Schattenbild die Wange röthen —
Die wirft den Handſchuh Zeus und allen Göttern;
Ward denn der Führer euch nicht angeboren,
In eigner Bruſt, daß ihr den Pfad verloren?

Schaut auf! zur Rechten nicht — durch Thränengründe,
Mondſcheinalleen und blaſſe Nebeldecken,

Wo einſam die veraltete Selinde
Zur Luna mag die Lilienarme ſtrecken;
Glaubt, zur Genüge hauchten Seufzerwinde,
Längſt überfloß der Sehnſucht Thränenbecken;
An eurem Hügel mag die Hirtin klagen
Und ſeufzend drauf ein Gänſeblümchen tragen.

Doch auch zur Linken nicht — durch Winkelgaſſen,
Wo tückiſch nur die Diebslaternen blinken,
Mit wildem Druck euch rohe Hände faſſen
Und Smollis Wüſtling euch und Schwelger trinken, —
Zum Bachanal der Sinne, wo die blaſſen
Betäubten Opfer in die Roſen ſinken
Und endlich, eures Sarges letzte Ehre,
Man drüber legt die Kränze der Hetäre.

O dunkles Loos! o Preis, mit Schmach gewonnen,
Wenn Ruhmes Staffel wird der Ehre Bahre!
Grad', grade geht der Pfad, wie Strahl der Sonnen,
Grad', wie die Flamme lodert vom Altare,
Grad', wie Natur das Verberroß zum Bronnen
Treibt mitten durch die Wirbel der Sahare!
Ihr könnt nicht fehlen: er, ſo mild umlichtet,
Der Führer ward in euch nicht hingerichtet.

Treu ſchützte ihn der Länder fromme Sitte,
Die euch umgeben wie mit Heil'genſcheine,
Sie hielt euch fern die freche Liebesbitte
Und legte Anathem auf das Gemeine.
Euch nahte die Natur mit reinem Schritte,
Kein trunkner Schwelger über Stock und Steine,
Ihr mögt ihr willig jedes Opfer ſpenden,
Denn Alles nimmt ſie, doch aus reinen Händen.

Die Zeit hat jede Schranke aufgeſchloſſen,
An allen Wegen hauchen Naphthablüthen,

Ein reizend scharfer Duft hat sich ergossen,
Und Jeder mag die eignen Sinne hüten.
Das Leben stürmt auf abgehetzten Rossen,
Die noch zusammenbrechend baun und wüthen.
Ich will den Griffel eurer Hand nicht rauben,
Singt, aber zitternd, wie vorm Weih' die Tauben.

Ja, treibt der Geist euch, laßt Standarten ragen!
Ihr wurdet Zeugen wild bewegter Zeiten,
Was ihr erlebt, das läßt sich nicht erschlagen,
Feldbind' und Helmzier mag ein Weib bereiten;
Doch seht euch vor, wie hoch die Schwingen tragen.
Stellt nicht das Ziel in ungemeßne Weiten,
Der kecke Fall ist überall zu finden,
Doch einsam steigt der Aar aus Alpengründen.

Vor Allem aber pflegt das anvertraute,
Das heil'ge Gut, gelegt in eure Hände,
Weckt der Natur geheimnißreichste Laute,
Kniet vor des Blutes gnadenvoller Spende;
Des Tempels pflegt, den Menschenhand nicht baute,
Und schmückt mit Sprüchen die entweihten Wände,
Daß dort, aus dieser Wirren Staub und Mühen,
Die Gattin mag, das Kind, die Mutter knieen.

Ihr hörtet sie, die unterdrückten Klagen,
Der heiligen Natur, geprägt zur Dirne.
Wer hat sie nicht gehört in diesen Tagen,
Wo nur ein Gott, der Gott im eignen Hirne?
Frischauf! — und will den Lorbeer man versagen,
O Glückliche mit unbekränzter Stirne!
O arm Gefühl, das sich nicht selbst kann lohnen!
Mehr ist ein Segen als zehntausend Kronen!

Die Gaben.

Nie fand, so oft auch scherzend ward gefragt,
Ich einen Mann, vom Grafen bis zum Schneider,
Der so bescheiden oder so betagt,
So hülflos, keinen so Gescheiten leider,

Der nicht gemeint, des Herrscherthumes Bürde
Sei seinen Schultern grad das rechte Maß.
War Einer zweifelnd je an seiner Würde,
So schätzt' er seine Kräfte desto baß:

Der hoffte auf der Rede Zauberbann;
Schlau aus dem Winkel wollte Jener zielen,
Kurz, daß er wisse, wie, und auch den Mann,
Ließ Jeder deutlich durch die Blume spielen.

Ihr Thoren! glaubt ihr denn, daß Gott im Zorne
Die Großen schuf, ungleich der Menschenschaar,
Pecus inane, das sein Haupt zum Borne
Hinstreckt wie weiland Nebukadnezar?

Daß, weil zuweilen unter Zotten schlägt
Ein Herz, wo große Elemente schlafen,
Deßhalb, wer eine feine Wolle trägt,
Unfehlbar zählt zu den Merinoschafen?

Daß langes Schauen zweifellos erblinde,
Und wer den Fäden rastlos nachgespürt,
Daß dieser, gleich dem überreizten Kinde,
So dümmer wird, je länger er studirt?

Wer zweifelt, daß ein Herz, wie's Throne schmückt',
Gar oft am Acker fröhnt und Forstgehege,
Daß manche Scheitel sich zur Furche bückt,
Hochwerth, daß eine Krone drauf man lege?

Doch ihr, des Lebens abgehetzte Alten,
Ihr innerlichen Greise, seid es nicht.
Bewahr' der Himmel uns vor eurem Walten,
Vor dem im Sumpfe angebrannten Licht!

Ihr würdet mahnen an des Fröhners Sohn,
Der, woll' ihm Gott ein Königreich verschreiben,
Fürs Leben wüßte keinen bessern Lohn,
Als seine Schweine dann zu Roß zu treiben.

Vor vierzig Jahren.

Da gab es doch ein Sehnen,
Ein Hoffen und ein Glühn,
Als noch der Mond „durch Thränen
In Fliederlauben" schien,
Als man dem „milden Sterne"
Gesellte, was da lieb,
Und „Lieder in die Ferne"
Auf sieben Meilen schrieb!

Ob dürftig das Erkennen,
Der Dichtung Flamme schwach,
Nur tief und tiefer brennen
Verdeckte Gluten nach.
Da lachte nicht der leere,
Der übersatte Spott,
Man baute die Altäre
Dem unbekannten Gott.

Und drüber man den Brodem
Des liebsten Weihrauchs trug,
Lebend'gen Herzens Odem,
Das frisch und kräftig schlug,

Das ſchamhaft, wie im Tode,
In Traumes Wunderſarg
Noch der Begeiſtrung Ode,
Der Lieb' Elloge barg.

Wir höhnen oft und lachen
Der kaum vergangnen Zeit,
Und in der Wüſte machen
Wie Strauße wir uns breit.
Iſt Wiſſen denn Beſitzen?
Iſt denn Genießen Glück?
Auch Eiſes Gletſcher blitzen
Und Baſiliskenblick.

Ihr Greiſe, die geſunken
Wie Kinder in die Gruft,
Im letzten Hauche trunken
Von Lieb' und Aetherduft,
Ihr habt am Lebensbaume
Die reinſte Frucht gepflegt,
In larger Spannen Raume
Ein Eden euch gehegt.

Nun aber ſind die Zeiten,
Die überwerthen da,
Wo offen alle Weiten
Und jede Ferne nah.
Wir wühlen in den Schätzen,
Wir ſchmettern in den Kampf,
Windsbräuten gleich verſetzen
Uns Geiſtesflug und Dampf.

Mit unſres Spottes Gerten
Zerhaun wir, was nicht Stahl,
Und wie Morgana's Gärten
Zerrinnt das Ideal;

Was wir daheim gelaſſen,
Das wird uns arm und klein,
Was Fremdes wir erfaſſen,
Wird in der Hand zu Stein.

Es wogt von End' zu Ende,
Es grüßt im Fluge her,
Wir reichen unſre Hände,
— Sie bleiben kalt und leer. —
Nichts liebend, achtend Wen'ge,
Wird Herz und Wange bleich,
Und bettelhafte Kön'ge
Stehn wir im Steppenreich.

An die Weltverbeſſerer.

Pocheſt du an — poch nicht zu laut,
Eh du geprüft des Nachhalls Dauer.
Drückſt du die Hand — drück nicht zu traut,
Eh du gefragt des Herzens Schauer.
Wirfſt du den Stein — bedenke wohl,
Wie weit ihn deine Hand wird treiben.
Oft ſchreckt ein Echo dumpf und hohl,
Reicht goldne Hand dir den Obol,
Oft trifft ein Wurf des Nachbars Scheiben.

Höhlen gibt es am Meeresſtrand,
Gewalt'ge Stalaktitendome,
Wo bläulich zuckt der Fackeln Brand,
Und Kähne gleiten wie Phantome.
Das Ruder ſchläft, der Schiffer legt
Die Hand dir angſtvoll auf die Lippe,
Ein Räuſpern nur, ein Fuß geregt,

Und donnernd überm Haupte ſchlägt
Zuſammen dir die Rieſenklippe.

Und Hände gibt's im Orient,
Wie Schwäne weiß, mit blauen Malen,
In denen zwiefach Feuer brennt,
Als gält' es, Liebesglut zu zahlen;
Ein leichter Thau hat ſie genäßt,
Ein leiſes Zittern ſie umflogen,
Sie faſſen krampfhaft, drücken feſt —
Hinweg, hinweg! du haſt die Peſt
In deine Poren eingeſogen!

Auch hat ein Dämon einſt geſandt
Den giſt'gen Pfeil zum Himmelsbogen;
Dort rührt' ihn eines Gottes Hand,
Nun ſtarrt er in den Aetherwogen.
Und läßt der Zauber nach, dann wird
Er niederprallen mit Geſchmetter,
Daß das Gebirg in Scherben klirrt,
Und durch der Erde Adern irrt
Fortan das Gift der Höllengötter.

Drum poche ſacht, du weißt es nicht,
Was dir mag überm Haupte ſchwanken;
Drum drücke ſacht, der Augen Licht
Wohl ſiehſt du, doch nicht der Gedanken.
Wirf nicht den Stein zu jener Höh',
Wo dir geſtaltlos Form und Wege,
Und ſchnelleſt du ihn einmal je,
So fall' auf deine Knie und fleh,
Daß ihn ein Gott berühren möge.

Alte und neue Kinderzucht.

1.

In seiner Buchenhalle saß ein Greis auf grüner Bank,
Vor ihm, in grünlichem Pokal, der Rebe Feuertrank;
Zur Seite seiner Jugend Sproß, sich lehnend an den Zweigen,
Ein ernster Vierziger, vernahm des Alten Wort in Schweigen.

„Sohn," sprach der Patriarch, es klang die Stimme schier bewegt:
„Das Kissen für mein Sterbebett, du hast es weich gelegt;
Ich weiß es, eine Thräne wird das Leichentuch mir netzen,
In meinen Sessel wird dereinst ein Ehrenmann sich setzen.

„Zu Gottes Ehr' und deiner Pflicht und nach der Vordern Art
Zog ich in aller Treue dich, als schon dein Kinn behaart.
Nicht will die neue Weise mir zum alten Haupte gehen,
Ein Sohn hat seinen Herrn, so lang zwei Augen offen stehen.

„Mein Vater — tröst' ihn Gott, er fiel in einem guten Strauß! —
War Diener seinem Fürsten und ein König seinem Haus,
Sein treues Auge wußte wohl der Kinder Heil zu wahren,
Den letzten Schlag von seiner Hand fühlt' ich mit zwanzig Jahren.

„So macht' er mich zum Mann, wie du, mein Sohn, zum frohen Greis,
Zum Mann, der tragen kann und sich im Glück zu fassen weiß;
Wie mag, wer seiner Launen Knecht, ein Herrenamt bezwingen?
Wer seiner Knospe Kraft verpraßt, wie möcht' er Früchte bringen?

„Nur von der Pike dient sich's recht zum braven General.
Gesegnet sei die Hand, die mir erspart der Thorheit Wahl!

Mit tausend Thränen hab' ich sie in unsre Gruft getragen,
Denn eines Vaters heil'ge Hand hat nie zu hart geschlagen.

„Mein Haar ist grau, mein blödes Aug' hat deinen Sproß gesehn,
Bald füllst du meinen Sitz, und er wird horchend vor dir stehn.
Gedenk' der Rechenschaft, mein Sohn, lehr' deinen Blick ihn lesen,
Gehorsam sei er dir, wie du gehorsam mir gewesen!"

So sprach der Patriarch und schritt entlang die Buchenhall',
Ehrfürchtig folgte ihm der Sohn, wie Fürsten der Vasall,
Und seinen Knaben winkt' er sacht herbei vom Blüthenhagen, –
Ließ küssen ihn des Alten Hand und seinen Stab ihn tragen.

2.

An blühender Akazie lehnt ein blonder, bleicher Mann,
Sehr mangelt ihm der Sitz, allein die Kinder spielen dran,
So schreibt er stehend, immer Ball und Peitschenhieb gewärt'gend,
Schnellfingrig für die Druckerei den Lückenbüßer fert'gend:

„In Osten steigt das junge Licht, es rauscht im Eichenhain,
Schon schlang der alte Erebus die alten Schatten ein,
Des Geistes Siegel sind gelöst, der Aether aufgeschlossen,
Und aus vermorschter Dogmen Staub lebend'ge Cedern sprossen.

„O Geistesfessel, härter du, als jemals ein Tyrann
Geschlagen um des Sklaven Leib, du tausendjähr'ger Bann!
Geheim, doch sicher hat der Rost genagt an deinem Ringe,
Nun wackelt er und fürchtet sich vor jedes Knaben Klinge!

„Hin iſt die Zeit, wo ein Geſpenſt im Büßermantel ſchlich,
In ſeinen Bettelſack des Deutſchen Gold und Ehre ſtrich,
Wo Greiſe, Schulmonarchen gleich, die ſtumpfe Geißel ſchwenkten,
Des Sonnenroſſes Zaum dem Grab verfallne Hände lenkten.

„Nicht wird im zarten Kinde mehr des Mannes Keim erſtickt,
Frei ſchießt die Eichenlode, unbeengt und ungeknickt;
Was mehr als Wiſſen, wirkender als Gaben, die zerſtückelt —
Des kräft'gen Wollens Einheit wird im jungen Mark entwickelt.

„Wir wuchſen unter Peitſchenhieb an der Galeere auf,
Und dennoch riß das Document vom ſchnöden Seelenkauf
Durch deutſche Hand, durch unſre Hand, die, nach Egyptens Plagen,
Noch immer ſtark genug, den Brand ans Vagnothor zu tragen!

„Doch ihr, die ihr den ganzen Saft der Muttererde trinkt,
An deren Zweig das erſte Blatt ſchon wie Smaragde blinkt,
Ihr" — unſer Dichter ſtutzt — er hört an den Hollunderſträuchen
Sein Erſtlingsreis, den Göttinger, wie eine Walze keuchen.

Und auf der Bank — ſein Manuſcript — o Peſt! ſein Dichterkranz,
Dort fliegt er, droben in der Luft, als langer Drachenſchwanz!
Und was — ein Guß? Bei Gott, da hängt der Bub', die wilde Katze,
Am Aſt und leert den Waſſerkrug auf ſeines Vaters Glatze!

Die Schulen.

Kennst du den Saal? — ich schleiche sacht vorbei:
„Der alte Teufel todt, die Götter neu“ —
Und was man Großes sonst darin mag hören.
Wie üppig wogend drängt der Jugend Schwarm!
Wie reich und glänzend! — aber ich bin arm,
Da will ich lieber eure Lust nicht stören.

Dann das Gewölb' — mir wird darin nicht wohl,
Wo man der Gruft den modernden Obol
Entschaufelt und sich drüber legt zum Streite;
Ergraute Häupter nicken rings herum,
Wie weis' und gründlich! — aber ich bin dumm,
Da schleich' ich lieber ungesehn bei Seite.

Doch die Katheder im Gebirge nah,
Der Meister unsichtbar, doch laut Hurrah
Ihm Wälder, Strom und Sturmesflügel rauschen,
Natrilel ist des Herzens frischer Schlag,
Da will Zeitlebens ich, bei Nacht und Tag,
Demüth'ger Schüler, seinen Worten lauschen.

Haidebilder.

Die Lerche.

Hörſt du der Nacht geſpornten Wächter nicht?
Sein Schrei verzittert mit dem Dämmerlicht,
Und ſchlummertrunken hebt aus Purpurdecken
Ihr Haupt die Sonne; in das Aetherbecken
Taucht ſie die Stirn, man ſieht es nicht genau,
Ob Licht ſie zünde, oder trink' im Blau.
Glührothe Pfeile zucken auf und nieder
Und wecken Thaues Blitze, wenn im Flug
Sie ſtreifen durch der Haide braunen Zug.
Da ſchüttelt auch die Lerche ihr Gefieder,
Des Tages Herold ſeine Liverei;
Ihr Köpfchen ſtreckt ſie aus dem Ginſter ſcheu,
Blinzt nun mit dieſem, nun mit jenem Aug';
Dann leiſe ſchwankt, es ſpaltet ſich der Strauch,
Und wirbelnd des Mandates erſte Note,
Schießt in das feuchte Blau des Tages Bote.

„Auf! auf! die junge Fürſtin iſt erwacht!
„Schlaftrunkne Kämmrer, habt des Amtes Acht;
„Du mit dem Sapphirbecken, Genziane,
„Zwergweide du mit deiner Seidenfahne,
„Das Amt, das Amt, ihr Blumen allzumal,
„Die Fürſtin wacht, bald tritt ſie in den Saal!"

Da regen tauſend Wimpern ſich zugleich,
Masliebchen hält das klare Auge offen,
Die Waſſerlilie ſieht ein wenig bleich,
Erſchrocken, daß im Bade ſie betroffen;

Wie steht der Zitterhalm verschämt und zage!
Die kleine Weide pudert sich geschwind
Und reicht dem West ihr Seidentüchlein lind,
Daß zu der Hoheit Händen er es trage.
Ehrfürchtig beut den thauigen Pokal
Das Genzian, und nieder langt der Strahl;
Prinz von Geblüte hat die erste Stätte
Er, immer dienend an der Fürstin Bette.

Der Purpur lischt gemach im Rosenlicht,
Am Horizont ein zuckend Leuchten bricht
Des Vorhangs Falten, und aufs neue singt
Die Lerche, daß es durch den Aether klingt:

„Die Fürstin kömmt, die Fürstin steht am Thor!
„Frischauf, ihr Musikanten in den Hallen,
„Laßt euer zartes Saitenspiel erschallen,
„Und, florbeflügelt Volk, heb' an den Chor,
„Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Thor!"

Da krimmelt, wimmelt es im Haidgezweige,
Die Grille dreht geschwind das Beinchen um,
Streicht an des Thaues Kolophonium
Und spielt so schäferlich die Liebesgeige.
Ein tüchtiger Hornist, der Käfer, schnurrt;
Die Mücke schleift behend die Silberschwingen,
Daß heller der Triangel möge klingen;
Diskant und auch Tenor die Fliege surrt;
Und, immer mehrend ihren werthen Gurt,
Die reiche Katze um des Leibes Mitten,
Ist als Bassist die Biene eingeschritten:
Schwerfällig hockend in der Blüthe, rummeln
Das Contraviolon die trägen Hummeln.
So tausendarmig ward noch nie gebaut
Des Münsters Halle, wie im Haidekraut

Gewölbe an Gewölben ſich erſchließen,
Gleich Labyrinthen in einander ſchießen;
So tauſendſtimmig ſtieg noch nie ein Chor,
Wie's muſizirt aus grünem Haid hervor.

Jetzt ſitzt die Königin auf ihrem Throne,
Die Silberwolke Teppich ihrem Fuß,
Am Haupte flammt und quillt die Strahlenkrone,
Und lauter, lauter ſchallt des Herolds Gruß:

„Bergleute auf, herauf aus eurem Schacht,
„Bringt eure Schätze, und du, Fabrikant,
„Breit' vor der Fürſtin des Gewandes Pracht,
„Kaufherrn, enthüllt den Sapphir, den Demant!"

Schau, wie es wimmelt aus der Erde Schooß,
Wie ſich die ſchwarzen Knappen drängen, ſtreifen
Und mühſam ſtemmend aus den Stollen ſchleifen
Gewalt'ge Stufen, wie der Träger groß;
Ameiſenvolk, du machſt es dir zu ſchwer!
Dein roh Geſtein lockt keiner Fürſtin Gnaden.
Doch ſieh die Spinne, rutſchend hin und her,
Schon zieht ſie des Gewebes letzten Faden,
Wie Perlen klar, ein duftig Elfenkleid;
Viel edle Funken ſind darin entglommen;
Da kommt der Wind und häkelt es vom Haid,
Es ſteigt, es flattert, und es iſt verſchwommen. —

Die Wolke dehnte ſich, ſcharf ſtrich der Hauch,
Die Lerche ſchwieg und ſank zum Ginſterſtrauch.

Die Jagd.

Die Luft hat ſchlafen ſich gelegt,
Behaglich in das Moos geſtreckt,
Kein Riſpeln, das die Kräuter regt,
Kein Seufzer, der die Halme weckt.
Nur eine Wolke träumt mitunter
Am blaſſen Horizont hinunter,
Dort, wo das Tannicht überm Wall
Die dunkeln Candelaber ſtreckt.
Da horch, ein Ruf, ein ferner Schall:
„Halloh! hoho!“ ſo lang gezogen,
Man meint, die Klänge ſchlagen Wogen
Im Ginſterfeld, und wieder dort:
„Halloh! hoho!“ — am Dickicht fort
Ein zögernd Echo — Alles ſtill!
Man hört der Fliege Angſtgeſchrill
Im Mettennetz, den Fall der Beere,
Man hört im Kraut des Käfers Gang,
Und dann wie ziehnder Kranichheere
Kling klang! von ihrer luft'gen Fähre,
Wie fernen Unkenruf: Kling! klang!
Ein Läuten das Gewäld' entlang —
Hui ſchlüpft der Fuchs den Wall hinab,
Er gleitet durch die Binſenſpeere
Und zuckelt fürder ſeinen Trab:
Und aus dem Dickicht, weiß wie Flocken,
Nach ſtäuben die lebend'gen Glocken,
Radſchlagend an des Dammes Hang;
Wie Aale ſchnellen ſie vom Grund,
Und weiter, weiter Fuchs und Hund.
Der ſchwankende Wachholder flüſtert,
Die Binſe rauſcht, die Haide kniſtert
Und ſtäubt Phaläuen um die Meute.
Sie jappen, klaffen nach der Beute,

Schaumflocken sprühn aus Nas' und Mund.
Noch hat der Fuchs die rechte Weite,
Gelassen trabt er, schleppt den Schweif,
Zieht in dem Thaue dunklen Streif
Und zeigt verächtlich seine Socken.
Doch bald hebt er die Lunte frisch,
Und, wie im Weiher schnellt der Fisch,
Fort setzt er über Kraut und Schmehlen,
Wirft mit den Läufen Kies und Staub;
Die Meute mit geschwollnen Kehlen
Ihm nach wie rasselnd Winterlaub.
Man höret ihre Kiefern knacken,
Wenn fletschend in die Luft sie hacken;
In weitem Kreise so zum Tann,
Und wieder aus dem Dickicht dann
Ertönt das Glockenspiel der Bracken.

Was bricht dort im Gestrüppe am Revier?
Im holprichten Galopp stampft es den Grund:
Ha, brüllend Heerdenvieh! voran der Stier,
Und ihnen nach klafft ein versprengter Hund.
Schwerfällig poltern sie das Feld entlang,
Das Horn gesenkt, wagrecht des Schweifes Strang,
Und taumeln noch ein paarmal in die Runde,
Eh Posto wird gefaßt im Haidegrunde.
Nun endlich stehn sie, murren noch zurück,
Das Dickicht messend mit verglastem Blick,
Dann sinkt das Haupt, und unter ihrem Zahne
Ein leises Rupfen knirrt im Thymiane;
Unwillig schnauben sie den gelben Rauch,
Das Euter streifend am Wachholderstrauch,
Und peitschen mit dem Schweife in die Wolke
Von summendem Gewürm und Fliegenvolke.
So, langsam schüttelnd den gefüllten Bauch,
Fort grasen sie bis zu dem Haidekolke.

Ein Schuß: „Halloh!“ — ein zweiter Schuß: „Hoho!“
Die Heerde ſtutzt, des Kolkes Spiegel kraust
Ihr Blaſen, dann die Hälſe ſtreckend, ſo
Wie in des Dammes Mönch der Strudel ſaust,
Ziehn ſie das Waſſer in den Schlund, ſie puſten,
Die kranke Stärke ſchaukelt träg herbei,
Sie ſchaudert, ſchüttelt ſich in hohlem Huſten,
Und dann — ein Schuß, und dann — ein Jubelſchrei!

Das grüne Käppchen auf dem Ohr,
Den halben Mond am Lederband,
Trabt aus der Lichtung raſch hervor
Bis mitten in das Haideland
Ein Waidmann ohne Taſch' und Büchſe;
Er ſchwenkt das Horn, er ballt die Hand,
Dann ſetzt er an, und tauſend Füchſe
Sind nicht ſo kräftig todtgeblaſen,
Als heut es ſchmettert übern Raſen.

„Der Schelm iſt todt, der Schelm iſt todt!
„Laßt uns den Schelm begraben!
„Kriegen ihn die Hunde nicht,
„Dann freſſen ihn die Raben,
„Hoho halloh!“

Da ſtürmt von allen Seiten es heran,
Die Bracken brechen aus Geniſt und Tann;
Durch das Gelände ſieht in wüſten Reifen
Man johlend ſie um den Horniſten ſchweifen.
Sie ziehen ihr Geheul ſo hohl und lang,
Daß es verdunkelt der Fanfare Klang,
Doch lauter, lauter ſchallt die Gloria,
Brauſt durch den Ginſter der Victoria:

„Hängt den Schelm, hängt den Schelm!
„Hängt ihn an die Weide!

„Mir den Balg und dir den Talg,
„Dann lachen wir alle Beide;
„Hängt ihn! Hängt ihn,
„Den Schelm, den Schelm! — —“

Die Vogelhütte.

Regen, Regen, immer Regen! will nicht das Geplätſcher enden,
Daß ich aus dem Sarge brechen kann, aus dieſen Bretterwänden?

Sieben Schuhe ins Gevierte, das iſt doch ein ärmlich Räumchen
Für ein Menſchenkind, und wär' es ſchlank auch wie ein Roſenbäumchen!

O, was ließ ich mich gelüſten, in den Vogelherd zu flüchten,
Als nur ſchwach die Welle tropfte, als noch flüſterten die Fichten:

Und muß nun beſtehn das Ganze, wie wenn zögernd man dem Schwätzer
Raum gegeben, dem langweilig Seile drehnden Phraſenſetzer;

Und am Knopfe nun gehalten, oder ſchlimmer an den Händen,
Zappelnd wie der Halbgehängte langet nach des Strickes Enden!

Meine Unglücksſtrick' ſind dieſer Waſſerſtriemen Läng' und Breite,
Die verkörperten Hyperbeln, denn Bindfäden regnet's heute.

Denk' ich an die heitre Stube, an das weiche Kanapee,
Und wie mein Gedicht, das meine, dort zerleſen wird beim Thee;

Denk' ich an die ſchwere Zunge, die ſtatt meiner es zerdriſcht,
Bohrend wie ein Schwertfiſch möcht' ich ſchießen in den Waſſergiſcht.

Pah, was kümmern mich die Tropfen, ob ich naß, ob ſäuberlich!
Aber beſſer ſtramm und trocken als durchnäßt und lächerlich.

Da — ein Fleck, ein Loch am Himmel; biſt du endlich doch gebrochen,
Alte Waſſertonne, hab' ich endlich dich entzwei geſprochen?

Aber wehe! wie's vom Faſſe brodelt, wenn geſprengt der Zapfen,
Hör' ich's auf dem Dache raſſeln, förmlich wie mit Füßen ſtapfen.

Regen! unbarmherz'ger Regen! mögſt du braten oder ſieden!
Wehe, dieſe alte Kufe iſt das Faß der Danaiden!

Ich habe mich geſetzt in Gottes Namen;
Es hilft doch Alles nicht, und mein Gedicht
Iſt längſt geleſen, und im Schloß die Damen,
Sie ſaßen lange zu Gericht.

Statt einen neuen Lorbeerkranz zu drücken
In meine Phöbuslocken, hat man ſacht
Den alten losgezupft und hinterm Rücken
Wohl Eſelsohren mir gemacht.

Verkannte Seele, faſſe dich im Leiden,
Sei ſtark, ſei nobel, denk, der Ruhm iſt leer,
Das Leben kurz, es wechſeln Schmerz und Freuden,
Und was dergleichen Neugedachtes mehr!

Ich ſchau' mich um in meiner kleinen Zelle:
Für einen Klausner wär's ein hübſcher Ort;
Die Bank, der Tiſch, das hölzerne Geſtelle
Und an der Wand die Taſche dort;

Ein Netz im Winkelchen, ein Rechen, Spaten —
Und Betten? nun, das macht ſich einfach hier;
Der Thymian iſt heuer gut gerathen
Und blüht mir grade vor der Thür.

Die Waldung drüben — und das Quellgewäſſer —
Hier möcht' ich Haidebilder ſchreiben, zum Exempel:
„Die Vogelhütte," nein — „der Herd," nein, beſſer:
„Der Knieende in Gottes weitem Tempel."

'S iſt doch romantiſch, wenn ein zart Geriesel
Durch Immortellen und Wachholderſtrauch
Umzieht und gleitet wie ein ſchlüpfend Wieſel,
Und drüber flirrt der Stöberrauch;

Wenn Schimmer wechſeln, weiß und ſeladonen;
Die weite Ebne ſchaukelt wie ein Schiff,
Hindurch der Kibitz ſchrillt, wie Halcyonen
Wehklagend ziehen um das Riff.

Am Horizont die koloſſalen Brücken —
Sind's Wolken, oder iſt's ein ferner Wald?
Ich will den Schemel an die Lucke rücken,
Da liegt mein Hut, mein Hammer — halt:

Ein Teller am Geſtell! — was mag er bieten?
Fundus! bei Gott, ein Fund das Backwerk drin,
Für einen armen Hund von Eremiten,
Wie ich es leider heute bin!

Ein ſeidner Beutel noch — am Bort zerriſſen;
Ich greife, greife Rundes mit der Hand;
Weh! in die dürre Erbſ' hab' ich gebiſſen —
Ich dacht', es ſeie Zuckerland.

Und nun die Taſche! he, wir müſſen klopfen —
Vielleicht liegt ein Gefangner hier in Haft;
Da — eine Flaſche! ſchnell herab den Pfropfen —
Iſt's Waſſer? Waſſer? — edler Rebenſaft!

Und Edlerer, der ihn dem Sack vertraute,
Splendid barmherziger Wildhüter du,
Für einen armen Schelm, der Erbſen kaute,
Den frommen Bruder Tuck im Ivanhoe!

Mit dem Gekörn will ich den Kibitz letzen,
Es aus der Lucke ſtreun, wenn er im Flug
Herſchwirrt, mir auf die Schulter ſich zu ſetzen,
Wie man es lieſt in manchem Buch.

Mir iſt ganz wohl in meiner armen Zelle;
Wie mir das Klausnerleben ſo gefällt!
Ich bleibe hier, ich geh' nicht von der Stelle,
Bevor der letzte Tropfen fällt.

Es verrieſelt, es verraucht,
Mählich aus der Wolke taucht
Neu hervor der Sonnenadel.
In den feinen Dunſt die Fichte
Ihre grünen Dornen ſtreckt,
Wie ein ſchönes Weib die Nadel
In den Spitzenſchleier ſteckt;
Und die Haide ſteht im Lichte
Zahllos blanker Tropfen, die
Am Wachholder zittern, wie

Glasgehänge an dem Lüſter.
Ueberm Grund geht ein Geflüſter,
Jedes Kräutchen reckt ſich auf,
Und in lang geſtrecktem Lauf,
Durch den Sand des Pfades eilend,
Blitzt das goldne Panzerhemd
Des Kuriers;[1] am Halme weilend
Streicht die Grille ſich das Naß
Von der Flügel grünem Glas.
Grashalm glänzt wie eine Klinge,
Und die kleinen Schmetterlinge,
Blau, orange, gelb und weiß,
Jagen tummelnd ſich im Kreis.
Alles Schimmer, Alles Licht,
Bergwald mag und Welle nicht
Solche Farbentöne wiegen,
Wie die Haide nach dem Regen.

Ein Schall — und wieder — wieder — was iſt das?
Bei Gott, das Schloß! Da ſchlägt es Acht im Thurme —
Weh, mein Gedicht! o weh mir armem Wurme,
Nun fällt mir Alles ein, was ich vergaß!
Mein Hut, mein Hammer, hurtig fortgetrabt —
Vielleicht, vielleicht iſt man discret geweſen
Und harrte meiner, der ſein Federleſen
Indeß mit Kraut und Würmern hat gehabt. —
Nun kommt der Steg und nun des Teiches Ried,
Nun ſteigen der Alleen ſchlanke Streifen;
Ich weiß es nicht, ich kann es nicht begreifen,
Wie ich ſo gänzlich mich vom Leben ſchied —
Doch freilich — damals war ich Eremit!

[1] Buprestis, ein in allen Farben ſchimmernder Prachtkäfer, der ſich im Haidekraut aufhält.

Der Weiher.

Er liegt so still im Morgenlicht,
So friedlich wie ein fromm Gewissen;
Wenn Weste seinen Spiegel küssen,
Des Ufers Blume fühlt es nicht;
Libellen zittern über ihn,
Blaugoldne Stäbchen und Karmin,
Und auf des Sonnenbildes Glanz
Die Wasserspinne führt den Tanz;
Schwertlilienkranz am Ufer steht
Und horcht des Schilfes Schlummerliede;
Ein lindes Säuseln kommt und geht,
Als flüstr' es: Friede! Friede! Friede!

Das Schilf.

Stille, er schläft! stille, stille!
Libelle, reg' die Schwingen sacht,
Daß nicht das Goldgewebe schrille,
Und, Ufergrün, hab' gute Wacht,
Kein Kieselchen laß niederfallen.
Er schläft auf seinem Wolkenflaum
Und über ihn läßt säuselnd wallen
Das Laubgewölb der alte Baum;
Hoch oben, wo die Sonne glüht,
Wieget der Vogel seine Flügel,
Und wie ein schlüpfend Fischlein zieht
Sein Schatten durch des Teiches Spiegel.
Stille, stille! er hat sich geregt,
Ein fallend Reis hat ihn bewegt,
Das grad zum Nest der Hänfling trug;
Su, Su! breit', Ast, dein grünes Tuch —
Su, Su! nun schläft er fest genug.

Die Linde.

Ich breite über ihn mein Blätterdach,
So weit ich es vom Ufer ſtrecken mag.
Schau her, wie langaus meine Arme reichen,
Ihm mit den Fächern das Gewürm zu ſcheuchen,
Das hundertfarbig zittert in der Luft.
Ich hauch' ihm meines Odems beſten Duft,
Und auf ſein Lager laſſ' ich niederfallen
Die lieblichſte von meinen Blüthen allen;
Und eine Bank lehnt ſich an meinen Stamm,
Da ſchaut ein Dichter von dem Uferdamm,
Den hör' ich flüſtern wunderliche Weiſe
Von mir und dir und der Libell' ſo leiſe,
Daß er den frommen Schläfer nicht geweckt;
Sonſt wahrlich hätt' die Raupe ihn erſchreckt,
Die ich geſchleudert aus dem Blätterhag.
Wie grell die Sonne blitzt; ſchwül wird der Tag.
O, könnt' ich, könnt' ich meine Wurzeln ſtrecken
Recht mitten in das tief kryſtallne Becken,
Den Fäden gleich, die, grünlicher Asbeſt,
Schaun ſo behaglich aus dem Waſſerneſt,
Wie mir zum Hohne, die im Sonnenbrande
Hier einſam niederlechzt vom Uferrande.

Die Waſſerfäden.

Neid' uns! neid' uns! laß die Zweige hangen,
Nicht weil flüſſigen Kryſtall wir trinken,
Neben uns des Himmels Sterne blinken,
Sonne ſich in unſerm Netz gefangen —
Nein, des Teiches Blutsverwandte, feſt
Hält er all uns an die Bruſt gepreßt,
Und wir bohren unſre feinen Ranken
In das Herz ihm, wie ein liebend Weib,

Dringen Adern gleich durch ſeinen Leib,
Dämmern auf wie ſeines Traums Gedanken;
Wer uns kennt, der nennt uns lieb und treu,
Und die Schmerle birgt in unſrer Hut
Und die Karpfenmutter ihre Brut;
Welle mag in unſerm Schleier koſen;
Uns nur traut die holde Waſſerfey,
Sie, die ſchöne, lieblicher als Roſen.
Schleuß, Trifolium,[1] die Glocken auf,
Kurz dein Tag, doch königlich ſein Lauf!

Kinder am Ufer.

O ſieh doch! ſiehſt du nicht die Blumenwolle
Da drüben in dem tiefſten Weiherkolke?
O, das iſt ſchön! hätt' ich nur einen Stecken,
Schmalzweiße Kelch' mit dunkelrothen Flecken,
Und jede Glocke iſt friſirt ſo fein
Wie unſer wächſern Engelchen im Schrein.
Was meinſt du, ſchneid' ich einen Haſelſtab
Und wat' ein wenig in die Furt hinab?
Pah! Fröſch' und Hechte können mich nicht ſchrecken —
Allein, ob nicht vielleicht der Waſſermann
Dort in den langen Kräutern hocken kann?
Ich geh', ich gehe ſchon — ich gehe nicht —
Mich dünkt, ich ſah am Grunde ein Geſicht —
Komm, laß uns lieber heim, die Sonne ſticht!

[1] Trifolium, Dreiblatt, Menianthes trifoliata, L. Bibertlee. Eine Waſſerpflanze, die nur in ſehr tiefem Waſſer wächſt, mit ſchöner, aber ſehr vergänglicher Blüthe.

Der Hünenſtein.

Zur Zeit der Scheide zwiſchen Nacht und Tag,
Als wie ein ſiecher Greis die Haide lag
Und ihr Geſtöhn des Mooſes Teppich regte,
Krankhafte Funken im verwirrten Haar
Elektriſch blitzten und, ein dunkler Mahr,
Sich über ſie die Wolkenſchichte legte;

Zu dieſer Dämmerſtunde war's, als ich
Einſam hinaus mit meinen Sorgen ſchlich
Und wenig dachte, was es draußen treibe.
Nachdenklich ſchritt ich und bemerkte nicht
Des Krautes Wallen und des Wurmes Licht,
Ich ſah auch nicht, als ſtieg die Mondesſcheibe.

Grad war der Weg, ganz ſonder Steg und Bruch;
So träumt' ich fort, und wie ein ſchlechtes Buch,
Ein Pfennigs-Magazin uns auf der Reiſe
Von Station zu Stationen plagt,
Hab' zehnmal Weggeworfnes ich benagt
Und fortgeleiert überdrüß'ge Weiſe.

Entwürfe wurden aus Entwürfen reif,
Doch, wie die Schlange packt den eignen Schweif,
Fand ich mich immer auf derſelben Stelle;
Da plötzlich fuhr ein plumper Schröter jach
Ans Auge mir, ich ſchreckte auf und lag
Am Grund, um mich des Haidekrautes Welle.

Seltſames Lager, das ich mir erkor!
Zur Rechten, Linken ſchwoll Geſtein empor,
Gewalt'ge Blöcke, rohe Porphyrbrode;
Mir überm Haupte reckte ſich der Bau,
Langhaar'ge Flechten rührten meine Brau,
Und mir zu Füßen ſchwankt' die Ginſterlode.

Ich wußte gleich, es war ein Hünengrab,
Und feſter drückt' ich meine Stirn hinab,
Wollüſtig ſaugend an des Grauens Süße,
Bis es mit eiſ'gen Krallen mich gepackt,
Bis wie ein Gletſcher-Bronn des Blutes Takt
Aufquoll und hämmert' unterm Mantelvließe.

Die Decke über mir, geſunken, ſchief,
An der ſo blaß gehärmt das Mondlicht ſchlief,
Wie eine Witwe an des Gatten Grabe;
Vom Hirtenfeuer Kohlenſcheite ſahn
So leichenbrandig durch den Thymian,
Daß ich ſie abwärts ſchnellte mit dem Stabe.

Huſch fuhr ein Kibitz ſchreiend aus dem Moos;
Ich lachte auf; doch trug wie bügellos
Mich Phantaſie weit über Spalt und Barren.
Dem Wind hab' ich gelauſcht ſo ſcharf geſpannt,
Als bring' er Kunde aus dem Geiſterland,
Und immer mußt' ich an die Decke ſtarren.

Ha! welche Sehnen wälzten dieſen Stein?
Wer ſenkte dieſe wüſten Blöcke ein,
Als durch das Haid die Todtenklage ſchallte?
Wer war die Drude, die im Abendſtrahl
Mit Run' und Spruch umwandelte das Thal,
Indeß ihr goldnes Haar im Winde wallte?

Dort iſt der Oſten, dort, drei Schuh im Grund,
Dort ſteht die Urne und in ihrem Rund
Ein wildes Herz zerſtäubt zu Aſchenflocken;
Hier lagert ſich der Traum vom Opferhain,
Und finſter ſchütteln über dieſen Stein
Die grimmen Götter ihre Wolkenlocken.

Wie, ſprach ich Zauberformel? Dort am Damm —
Es ſteigt, es breitet ſich wie Wellenkamm,
Ein Rieſenleib, gewalt'ger, höher immer;
Nun greift es aus mit langgedehntem Schritt,
Schau, wie es durch der Eiche Wipfel glitt,
Durch ſeine Glieder zittern Mondenſchimmer.

Komm her, komm nieder — um iſt deine Zeit!
Ich harre dein, im heil'gen Bad geweiht;
Noch iſt der Kirchenduft in meinem Kleide! —
Da fährt es auf, da ballt es ſich ergrimmt,
Und langſam, eine dunkle Wolke, ſchwimmt
Es über meinem Haupt entlang die Haide.

Ein Ruf, ein hüpfend Licht — es ſchwankt herbei,
Und — „Herr, es regnet" — ſagte mein Lakai,
Der ruhig übers Haupt den Schirm mir ſtreckte.
Noch einmal ſah ich zum Geſtein hinab:
Ach Gott, es war doch nur ein rohes Grab,
Das armen, ausgedorrten Staub bedeckte!

Die Steppe.

Standeſt du je am Strande,
Wenn Tag und Nacht ſich gleichen,
Und ſahſt aus Lehm und Sande
Die Regenrinnen ſchleichen —
Zahlloſe Schmugglerquellen,
Und dann, ſo weit das Auge
Nur reicht, des Meeres Wellen
Gefärbt mit gelber Lauge? —

Hier iſt die Dün' und drunten
Das Meer; Kanonen gleichend
Stehn Schäferkarrn, die Lunten
Verlöſcht am Boden ſtreichend.
Gilt's etwa dem Korſaren
Im flatternden Kaſtane,
Den dort ich kann gewahren
Im gelben Oceane?

Er ſcheint das Tau zu ſchlagen,
Sein Schiff verdeckt die Düne,
Doch ſieht den Maſt man ragen,
Ein dürrer Fichtenhüne;
Von ſeines Toppes Kunkel
Die Seile ſtramm wie Aeſte,
Der Maſtkorb, rauh und dunkel,
Gleicht einem Weihenneſte!

Die Mergelgrube.

Stoß deinen Scheit drei Spannen in den Sand,
Geſteine ſiehſt du aus dem Schnitte ragen,
Blau, gelb, zinnoberroth, als ob zur Gant
Natur die Trödelbude aufgeſchlagen.
Kein Pardelfell war je ſo bunt gefleckt,
Kein Rebhuhn, keine Wachtel ſo geſcheckt,
Als das Gerölle, gleißend wie vom Schliff,
Sich aus der Scholle bröckelt bei dem Griff
Der Hand, dem Scharren mit des Fußes Spitze.
Wie zürnend ſturt dich an der ſchwarze Gneis,
Spathkugeln kollern nieder, milchig weiß,
Und um den Glimmer fahren Silberblitze;

Gesprenkelte Porphyre, groß und klein,
Die Okerdruse und der Feuerstein —
Nur wenige hat dieser Grund gezeugt,
Der sah den Strand, und der des Berges Kuppe;
Die zorn'ge Welle hat sie hergescheucht,
Leviathan mit seiner Riesenschuppe,
Als schäumend übern Sinai er fuhr,
Des Himmels Schleusen dreißig Tage offen,
Gebirge schmolzen ein wie Zuckerland,
Als dann am Ararat die Arche stand
Und eine fremde üppige Natur,
Ein neues Leben quoll aus neuen Stoffen. —
Findlinge nennt man sie, weil von der Brust
Der mütterlichen, sie gerissen sind,
In fremde Wiege, schlummernd unbewußt,
Die fremde Hand sie legt' wie's Findelkind.
O, welch ein Waisenhaus ist diese Haide,
Die Mohren, Blaßgesicht und rothe Haut
Gleichförmig hüllet mit dem braunen Kleide!
Wie endlos ihre Zellenreihn gebaut!

Tief ins Gebröckel, in die Mergelgrube
War ich gestiegen, denn der Wind zog scharf;
Dort saß ich seitwärts in der Höhlenstube
Und horchte träumend auf der Luft Geharf.
Es waren Klänge, wie wenn Geisterhall
Melodisch schwinde im zerstörten All;
Und dann ein Zischen, wie von Moores Klassen,
In sich zusammen brodelnd eingesunken,
Mir überm Haupt ein Rispeln und ein Schassen,
Als scharre in der Asche man den Funken.
Findlinge zog ich Stück auf Stück hervor
Und lauschte, lauschte mit berauschtem Ohr.

Vor mir, um mich der graue Mergel nur,
Was drüber, sah ich nicht; doch die Natur

Schien mir verödet, und ein Bild erstand
Von einer Erde, mürbe, ausgebrannt;
Ich selber schien ein Funken mir, der doch
Erzittert in der todten Asche noch,
Ein Findling im zerfallnen Weltenbau.
Die Wolke theilte sich, der Wind ward lau;
Mein Haupt nicht wagt' ich aus dem Hohl zu strecken,
Um nicht zu schauen der Verödung Schrecken,
Wie Neues quoll und Altes sich zersetzte —
War ich der erste Mensch oder der letzte?

Ha, auf der Schieferplatte hier Medusen —
Noch schienen ihre Strahlen sie zu zücken,
Als sie geschleudert von des Meeres Busen
Und das Gebirge sank, sie zu zerdrücken.
Es ist gewiß, die alte Welt ist hin,
Ich Petrefakt, ein Mammuthsknochen drin!
Und müde, müde sank ich an den Rand
Der staub'gen Gruft; da rieselte der Grand
Auf Haar und Kleider mir, ich ward so grau
Wie eine Leich' im Katakomben-Bau,
Und mir zu Füßen hört' ich leises Knirren,
Ein Rütteln, ein Gebröckel und ein Schwirren.
Es war der Todtenkäfer, der im Sarg
So eben eine frische Leiche barg;
Ihr Fuß, ihr Flügelchen empor gestellt
Zeigt eine Wespe mir von dieser Welt.
Und anders ward mein Träumen nun gewandet,
Zu einer Mumie ward ich versandet,
Mein Linnen Staub, fahlgrau mein Angesicht,
Und auch der Scarabäus fehlte nicht.

Wie, Leichen über mir? — so eben gar
Rollt mir ein Byssusknäuel in den Schooß;
Nein, das ist Wolle, ehrlich Lämmerhaar —
Und plötzlich ließen mich die Träume los.

Ich gähnte, dehnte mich, fuhr aus dem Hohl,
Am Himmel ſtand der rothe Sonnenball,
Getrübt von Dunſt, ein glüher Karneol,
Und Schafe weideten am Haidewall.
Dicht über mir ſah ich den Hirten ſitzen,
Er ſchlingt den Faden, und die Nadeln blitzen,
Wie er bedächtig ſeinen Socken ſtrickt.
Zu mir hinunter hat er nicht geblickt.
„Ave Maria“ hebt er an zu pfeifen,
So ſacht und ſchläfrig, wie die Lüfte ſtreifen.
Er ſchaut ſo ſeelengleich die Heerde an,
Daß man nicht weiß, ob Schaf er oder Mann.
Ein Räuſpern dann, und langſam aus der Kehle
Schiebt den Geſang er in das Garngeſtrehle:

„Es ſtehet ein Fiſchlein in einem tiefen See,
Darnach thu ich wohl ſchauen, ob es kommt in die Höh;
Wandl' ich über Grunheide bis an den kühlen Rhein,
Alle meine Gedanken bei meinem Feinsliebchen ſein.

„Gleich wie der Mond ins Waſſer ſchaut hinein,
Und gleich wie die Sonne im Wald gibt güldenen Schein,
Alſo ſich verborgen bei mir die Liebe findt,
All meine Gedanken, ſie ſind bei dir, mein Kind.

„Wer da hat geſagt, ich wollte wandern fort,
Der hat ſein Feinsliebchen an einem andern Ort;
Trau nicht den falſchen Zungen, was ſie dir blaſen ein,
Alle meine Gedanken, ſie ſind bei dir allein.“

Ich war hinaufgeklommen, ſtand am Bord,
Dicht vor dem Schäfer, reichte ihm den Knäuel;
Er ſteckt' ihn an den Hut und ſtrickte fort,
Sein weißer Kittel zuckte wie ein Wiehel.
Im Mooſe lag ein Buch; ich hob es auf —
„Bertuchs Naturgeſchichte; leſt Ihr das?“

Da zog ein Lächeln seine Lippen auf:
„Der lügt mal, Herr! doch das ist just der Spaß!
Von Schlangen, Bären, die in Stein verwandelt,
Als, wie Genesis sagt, die Schleusen offen;
Wär's nicht zur Kurzweil, wär' es schlecht gehandelt:
Man weiß ja doch, daß alles Vieh versoffen."
Ich reichte ihm die Schieferplatte: „Schau,
Das war ein Thier." Da zwinkert' er die Brau
Und hat mir lange pfiffig nachgelacht —
Daß ich verrückt sei, hätt' er nicht gedacht!

Die Krähen.

Heiß, heiß der Sonnenbrand
Drückt vom Zenith herunter,
Weit, weit der gelbe Sand
Zieht sein Gestäube drunter;
Nur wie ein grüner Strich
Am Horizont die Föhren;
Mich dünkt, man müßt' es hören,
Wenn nur ein Kanker schlich.

Der blasse Aether siecht,
Ein Ruhen rings, ein Schweigen,
Dem matt das Ohr erliegt;
Nur an der Düne steigen
Zwei Fichten, dürr, ergraut,
Wie Trauernde am Grabe,
Wo einsam sich ein Rabe
Die rupp'gen Federn kraut.

Da zieht's in Westen schwer
Wie eine Wetterwolke,

Kreist um die Föhren her
Und fällt am Haidekolke;
Und wieder steigt es dann,
Es flattert und es ächzet,
Und immer näher krächzet
Das Galgenvolk heran.

Recht, wo der Sand sich dämmt,
Da lagert es am Hügel;
Es badet sich und schwemmt,
Stäubt Asche durch die Flügel,
Bis jede Feder grau;
Dann rasten sie im Bade
Und horchen der Suade
Der alten Krähenfrau,

Die sich im Sande reckt,
Das Bein lang ausgeschossen,
Ihr eines Aug' gesteckt,
Das andre ist geschlossen;
Zweihundert Jahr' und mehr
Gehetzt mit allen Hunden,
Schnarrt sie nun ihre Kunden
Dem jungen Volke her:

„Ja, ritterlich und kühn all sein Gebahr!
Wenn er so herstolzirte vor der Schaar
Und ließ sein bäumend Roß so drehn und schwenken,
Da mußt' ich immer an Sanct Görgen denken,
Den Wettermann, der — als am Schlot ich saß,
Ließ mir die Sonne auf den Rücken brennen —
Vom Wind gequillt mich schlug so hart, daß baß
Ich es dem alten Raben möchte gönnen,
Der dort von seiner Hopfenstange schaut,
Als sei ein Baum er und wir andern Kraut! —

„Kühn war der Halberstadt, das ist gewiß!
Wenn er die Braue zog, die Lippe biß,
Dann standen seine Landsknecht' auf den Füßen
Wie Speere, solche Blicke konnt' er schießen.
Einst brach sein Schwert; er riß die Kuppel los,
Stieß mit der Scheide einen Mann vom Pferde.
Ich war nur immer froh, daß flügellos,
Ganz sonder Witz der Mensch geboren werde:
Denn nie hab' ich gesehn, daß aus der Schlacht
Er eine Leber nur bei Seit' gebracht.

„An einem Sommertag — heut sind es grad
Zweihundert fünfzehn Jahr', es lief die Schnat
Am Damme drüben damals bei den Föhren —
Da konnte man ein frisch Drommeten hören,
Ein Schwerterklirren und ein Feldgeschrei,
Radschlagen sah man Reiter von den Rossen,
Und die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei;
Entlang die Gleise ist das Blut geflossen,
Granat' und Wachtel liefen kunterbunt
Wie junge Kibitze am sand'gen Grund.

„Ich saß auf einem Galgen, wo das Bruch
Man überschauen konnte recht mit Fug;
Dort an der Schnat hat Halberstadt gestanden,
Mit seinem Sehrohr streifend durch die Banden,
Hat seinen Stab geschwungen so und so;
Und wie er schwenkte, zogen die Soldaten —
Da plötzlich aus den Mörsern fuhr die Loh',
Es knallte, daß ich bin zu Fall gerathen,
Und als kopfüber ich vom Galgen schoß,
Da pfiff der Halberstadt davon zu Roß.

„Mir stieg der Rauch in Ohr und Kehl', ich schwang
Mich auf, und nach der Qualm in Strömen drang;

Entlang die Haide fuhr ich mit Gekrächze.
Am Grunde, welch Geschrei, Geschnaub, Geächze!
Die Rosse wälzten sich und zappelten,
Todtwunde zuckten auf, Landsknecht' und Reiter
Knirschten den Sand, da näher trappelten
Schwadronen, manche krochen winselnd weiter,
Und mancher hat noch einen Stich versucht,
Als über ihn der Baier weggeflucht.

„Noch lange haben sie getobt, geknallt,
Ich hatte mich geflüchtet in den Wald;
Doch als die Sonne färbt' der Föhren Spalten,
Ha, welch ein köstlich Mahl ward da gehalten!
Kein Geier schmaust, kein Weihe je so reich!
In achtzehn Schwärmen fuhren wir herunter,
Das gab ein Hacken, Picken, Leich' auf Leich' —
Allein der Halberstadt war nicht darunter:
Nicht kam er heut, noch sonst mir zu Gesicht,
Wer ihn gefressen hat, ich weiß es nicht."

Sie zuckt die Klaue, kraut den Schopf
Und streckt behaglich sich im Bade;
Da streckt ein grauer Herr den Kopf,
Weit älter als die Scheh'razade.
„Ha," krächzt er, „das war wüste Zeit —
Da gab's nicht Frauen, wie vor Jahren,
Als Ritter mit dem Kreuz gefahren
Und man die Münster hat geweiht!"
Er hustet, speit ein wenig Sand und Thon,
Dann hebt er an, ein grauer Seladon:

„Und wenn er kühn, so war sie schön,
Die heil'ge Frau im Ordenskleide!
Ihr mocht' der Weibel süßer stehn,
Als Andern Güldenstück und Seide.

Kaum war sie holder an dem Tag,
Da ihr jungfräulich Haar man fällte,
Als ich ans Kirchenfenster schnellte,
Und schier Tobias Händlein brach.

„Da stand die alte Gräfin, stand
Der alte Graf, geduldig harrend,
Er aufs Barettlein in der Hand,
Sie fest aufs Paternoster starrend;
Ehrbar, wie bronzen sein Gesicht —
Und aus der Mutter Wimpern glitten
Zwei Thränen auf der Schaube Mitten,
Doch ihre Lippe zuckte nicht.

„Und sie in ihrem Sammetkleid,
Von Perlen und Juwel' umfunkelt,
Bleich war sie, aber nicht von Leid,
Ihr Blick doch nicht von Gram umdunkelt.
So mild hat sie das Haupt gebeugt,
Als woll' auf den Altar sie legen
Des Haares königlichen Segen,
Vom Antlitz ging ein süß Geleucht.

„Doch als nun, wie am Blutgerüst,
Ein Mann die Seidenstränge packte,
Da faßte mich ein wild Gelüst,
Ich schlug die Scheiben, daß es knackte,
Und flattert' fort, als ob der Stahl
Nach meinem Nacken wolle zücken —
Ja wahrlich, über Kopf und Rücken
Fühlt' ich den ganzen Tag mich kahl!

„Und später sah ich manche Stund
Sie betend durch den Kreuzgang schreiten,

Ihr ſüßes Auge übern Grund
Entlang die Todtenlager gleiten;
Ins Quadrum flog ich dann hinab,
Spazierte auf dem Leichenſteine,
Sang oder ſuchte auch zum Scheine
Nach einem Regenwurm am Grab.

„Wie ſie geſtorben, weiß ich nicht;
Die Fenſter hatte man verhangen,
Ich ſah am Vorhang nur das Licht
Und hörte, wie die Schweſtern ſangen;
Auch hat man keinen Stein geſchafft
Ins Quadrum, doch ich hörte ſagen,
Daß manchem Kranken Heil getragen
Der ſel'gen Frauen Wunderkraft.

„Ein Loch gibt es am Kirchenend',
Da kann man ins Gewölbe ſchauen,
Wo matt die ew'ge Lampe brennt,
Steinſärge ragen, fein gehauen;
Da ſtreck' ich oft im Dämmergrau
Den Kopf durchs Gitter, klage, klage
Die Schlafende im Sarkophage,
So hold, wie keine Krähenfrau!"

Er ſchließt die Augen, ſtößt ein lang „Krahah!"
Geſtreckt die Zunge und den Schnabel offen;
Matt, flügelhängend, ein zertrümmert Hoffen,
Ein Bild gebrochnen Herzens, ſitzt er da.
Da ſchnarrt es über ihm: „Ihr Narren all!"
Und nieder von der Fichte plumpt der Rabe:
„Iſt einer hier, der hörte von Walhall,
Von Tent und Thor und von dem Hünengrabe?
Saht ihr den Opferſtein" — da mit Gekrächz
Hebt ſich die Schaar und klatſcht entlang den Hügel.

Der Rabe blinzt, er stößt ein kurz Geächz,
Die Federn sträubend wie ein zorn'ger Igel;
Dann duckt er nieder, kraut das kahle Ohr,
Noch immer schnarrend fort von Teut und Thor.

Das Hirtenfeuer.

Dunkel, dunkel im Moor,
Ueber der Haide Nacht,
Nur das rieselnde Rohr
Neben der Mühle wacht,
Und an des Rades Speichen
Schwellende Tropfen schleichen.

Unke kauert im Sumpf,
Igel im Grase duckt,
In dem modernden Stumpf
Schlafend die Kröte zuckt,
Und am sandigen Hange
Rollt sich fester die Schlange.

Was glimmt dort hinterm Ginster
Und bildet lichte Scheiben?
Nun wirft es Funkenflinster,
Die löschend niederstäuben;
Nun wieder Alles dunkel —
Ich hör' des Stables Picken,
Ein Knistern, ein Gefunkel,
Und auf die Flammen zücken.

Und Hirtenbuben hocken
Im Kreis umher, sie strecken

Die Hände, Torfes Brocken
Seh' ich die Lohe lecken;
Da bricht ein starker Knabe
Aus des Gestrüppes Windel
Und schleifet nach im Trabe
Ein wüst Wachholderbündel.

Er läßt's am Feuer lippen —
Hei, wie die Buben johlen
Und mit den Fingern schnippen
Die Funken-Girandolen!
Wie ihre Zipfelmützen
Am Ohre lustig flattern,
Und wie die Nadeln spritzen,
Und wie die Aeste knattern!

Die Flamme sinkt, sie hocken
Aufs neu umher im Kreise,
Und wieder stiegen Brocken,
Und wieder schwehlt es leise;
Glührothe Lichter streichen
An Haarbusch und Gesichte,
Und schier Dämonen gleichen
Die kleinen Haidewichte.

Der da, der Unbeschuhte,
Was streckt er in das Dunkel
Den Arm wie eine Ruthe,
Im Kreise welch Gemunkel?
Sie spähn wie junge Geier
Von ihrer Ginsterschütte:
Ha, noch ein Hirtenfeuer,
Recht an des Dammes Mitte!

Man ſieht es eben ſteigen
Und ſeine Schimmer breiten,
Den wirren Funkenreigen
Uebern Wachholder gleiten;
Die Buben flüſtern leiſe,
Sie räuſpern ihre Kehlen,
Und alte Haideweiſen
Verzittern durch die Schmehlen.

„Helo, heloe!
„Heloe, loe!
„Komm du auf unſre Haide,
„Wo ich meine Schäflein weide,
„Komm, o komm in unſer Bruch,
„Da gibt's der Blümelein genug! —
„Helo, heloe!“

Die Knaben ſchweigen, lauſchen nach dem Tann,
Und leiſe durch den Ginſter zieht's heran:

Gegenſtrophe:

„Helo, heloe!
„Ich ſitze auf dem Walle,
„Meine Schäflein ſchlafen alle,
„Komm, o komm in unſern Kamp,
„Da wächst das Gras wie Brahm ſo lang! —
„Helo, heloe!
„Heloe, loe!“

Der Haidemann.[1]

„Geht, Kinder, nicht zu weit ins Bruch!
Die Sonne ſinkt, ſchon ſurrt den Flug
Die Biene matter, ſchlafgehemmt,
Am Grunde ſchwimmt ein blaſſes Tuch,
Der Haidemann kömmt!“ —

Die Knaben ſpielen fort am Raine,
Sie rupfen Gräſer, ſchnellen Steine,
Sie plätſchern in des Teiches Rinne,
Erhaſchen die Phaläna am Ried
Und freun ſich, wenn die Waſſerſpinne
Langbeinig in die Binſen flieht.

„Ihr Kinder, legt euch nicht ins Gras!
Seht, wo noch grad die Biene ſaß,
Wie weißer Rauch die Glocken füllt.
Scheu aus dem Buſche glotzt der Has,
Der Haidemann ſchwillt!“ —

Kaum hebt ihr ſchweres Haupt die Schmehle
Noch aus dem Dunſt, in ſeine Höhle
Schiebt ſich der Käfer, und am Halme
Die träge Motte höher kreucht,
Sich flüchtend vor dem feuchten Qualme,
Der unter ihre Flügel ſteigt.

„Ihr Kinder, haltet euch bei Haus!
Lauft ja nicht in das Bruch hinaus;
Seht, wie bereits der Dorn ergraut,
Die Droſſel ächzt zum Neſt hinaus,
Der Haidemann braut!“ —

[1] Hier nicht das bekannte Geſpenſt, ſondern die Nebelſchicht, die ſich zur Herbſt- und Frühlingszeit Abends über den Haidegrund legt.

Man sieht des Hirten Pfeife glimmen
Und vor ihm her die Heerde schwimmen,
Wie Proteus seine Robbenschaaren
Heimschwemmt im grauen Ocean.
Am Dach die Schwalben zwitschernd fahren,
Und melancholisch kräht der Hahn.

„Ihr Kinder, bleibt am Hofe dicht!
Seht, wie die feuchte Nebelschicht
Schon an des Pförtchens Klinke reicht;
Am Grunde schwimmt ein falsches Licht,
Der Haidemann steigt!“ —

Nun strecken nur der Föhren Wipfel
Noch aus dem Dunste grüne Gipfel,
Wie übern Schnee Wachholderbüsche;
Ein leises Brodeln quillt im Moor,
Ein schwaches Schrillen, ein Gezische
Dringt aus der Niederung hervor.

„Ihr Kinder, kommt, kommt schnell herein!
Das Irrlicht zündet seinen Schein,
Die Kröte schwillt, die Schlang' im Ried;
Jetzt ist's unheimlich draußen sein,
Der Haidemann zieht!“ —

Nun sinkt die letzte Nadel, rauchend
Zergeht die Fichte, langsam tauchend
Steigt Nebelschemen aus dem Moore,
Mit Hünenschritten gleitet's fort;
Ein irres Leuchten zuckt im Rohre,
Der Krötenchor beginnt am Bord.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Und plötzlich scheint ein schwaches Glühen
Des Hünen Glieder zu durchziehen;

Es ſiedet auf, es färbt die Wellen,
Der Nord, der Nord entzündet ſich
Glutpfeile, Feuerſpeere ſchnellen,
Der Horizont ein Lavaſtrich!

„Gott gnad' uns! wie es zuckt und bräut,
Wie's ſchwehlet an der Dünenſcheid'!
Ihr Kinder, faltet eure Händ',
Das bringt uns Peſt und theure Zeit —
Der Haidemann brennt!“ —

Das Haus in der Haide.

Wie lauſcht, vom Abendſchein umzuckt,
Die ſtrohgedeckte Hütte,
Recht wie im Neſt der Vogel duckt,
Aus dunkler Föhren Mitte.

Am Fenſterloche ſtreckt das Haupt
Die weißgeſtirnte Stärke,
Bläst in den Abendduft und ſchnaubt
Und ſtößt ans Holzgewerke.

Seitab ein Gärtchen, dornumhegt,
Mit reinlichem Gelände,
Wo matt ihr Haupt die Glocke trägt,
Aufrecht die Sonnenwende.

Und drinnen kniet ein ſtilles Kind,
Das ſcheint den Grund zu jäten,
Nun pflückt ſie eine Lilie lind
Und wandelt längs den Beeten.

Am Horizonte Hirten, die
Im Haidekraut sich strecken
Und mit des Ave's Melodie
Träumende Lüfte wecken.

Und von der Tenne ab und an
Schallt es wie Hammerschläge,
Der Hobel rauscht, es fällt der Span,
Und langsam knarrt die Säge.

Da hebt der Abendstern gemach
Sich aus den Föhrenzweigen,
Und grade ob der Hütte Dach
Scheint er sich mild zu neigen.

Es ist ein Bild, wie still und heiß
Es alte Meister hegten,
Kunstvolle Mönche, und mit Fleiß
Es auf den Goldgrund legten:

Der Zimmermann — die Hirten gleich
Mit ihrem frommen Liede,
Die Jungfrau mit dem Lilienzweig,
Und rings der Gottesfriede,

Des Sternes wunderlich Geleucht
Aus zarten Wolkenfloren —
Ist etwa hier im Stall vielleicht
Christkindlein heut geboren?

Der Knabe im Moor.

O, ſchaurig iſt's, übers Moor zu gehn,
Wenn es wimmelt vom Haidekrauche,
Sich wie Phantome die Dünſte drehn
Und die Ranke häkelt am Strauche,
Unter jedem Tritte ein Quellchen ſpringt,
Wenn aus der Spalte es ziſcht und ſingt —
O, ſchaurig iſt's, übers Moor zu gehn,
Wenn das Röhricht kniſtert im Hauche!

Feſt hält die Fibel das zitternde Kind
Und rennt, als ob man es jage;
Hohl über die Fläche ſauſet der Wind —
Was raſchelt drüben am Hage?
Das iſt der geſpenſtige Gräberknecht,
Der dem Meiſter die beſten Torfe verzecht;
Hu, hu, es bricht wie ein irres Rind!
Hinduckt das Knäblein zage.

Vom Ufer ſtarret Geſtumpf hervor,
Unheimlich nicket die Föhre,
Der Knabe rennt, geſpannt das Ohr,
Durch Rieſenhalme wie Speere;
Und wie es rieſelt und knittert darin!
Das iſt die unſelige Spinnerin,
Das iſt die gebannte Spinnlenor',
Die den Haſpel dreht im Geröhre!

Voran, voran, nur immer im Lauf,
Voran, als woll' es ihn holen;
Vor ſeinem Fuße brodelt es auf,
Es pfeift ihm unter den Sohlen
Wie eine geſpenſtige Melodei;
Das iſt der Geigenmann ungetreu,

Das iſt der diebiſche Fiedler Knauf,
Der den Hochzeitheller geſtohlen!

Da birſt das Moor, ein Seufzer geht
Hervor aus der klaffenden Höhle;
Weh, weh, da ruft die verdammte Margret:
„Ho, ho, meine arme Seele!“
Der Knabe ſpringt wie ein wundes Reh,
Wär' nicht Schutzengel in ſeiner Näh',
Seine bleichenden Knöchelchen fände ſpät
Ein Gräber im Moorgeſchwehle.

Da mählich gründet der Boden ſich,
Und drüben, neben der Weide,
Die Lampe flimmert ſo heimathlich,
Der Knabe ſteht an der Scheide.
Tief athmet er auf, zum Moor zurück
Noch immer wirft er den ſcheuen Blick:
Ja, im Geröhre war's fürchterlich,
O, ſchaurig war's in der Haide!

Fels, Wald und See.

Die Elemente.

Luft.

Der Morgen, der Jäger.

Wo die Felſenlager ſtehen,
Sich des Schnees Daunen blähen,
Auf des Chimboraſſo Höhen
Iſt der junge Strahl erwacht;
Regt und dehnt die roſ'gen Glieder,
Schüttelt dann ſein Goldgefieder,
Mit dem Flimmerauge nieder
Blinzt er in des Thales Schacht.
Hörſt du, wie es fällt und ſteigt?
Fühlſt du, wie es um dich ſtreicht?
Dringt zu dir im weichen Duft
Nicht der Himmelsodem — Luft?

Ins friſche Land der Jäger tritt:
„Gegrüßt, du fröhlicher Morgen!
Gegrüßt, du Sonn', mit dem leichten Schritt
Wir Beiden ziehn ohne Sorgen.
Und dreimal gegrüßt, mein Geſelle Wind,
Der ſtets mir wandelt zur Seite,
Im Walde flüſtert durch Blätter lind,
Zur Höh' gibt ſpringend Geleite.
Und hat die Gems, das liſtige Thier,
Mich verlockt in ihr zackiges Felsrevier,
Wie ſind wir Drei dann ſo ganz allein,
Du, Luft, und ich und der uralte Stein!"

Waſſer.

Der Mittag, der Fiſcher.

Alles ſtill ringsum —
Die Zweige ruhen, die Vögel ſind ſtumm.
Wie ein Schiff, das im vollen Gewäſſer brennt
Und das die Windsbraut jagt,
So durch den Azur die Sonne rennt
Und immer flammender tagt.
Natur ſchläft — ihr Odem ſteht,
Ihre grünen Locken hangen ſchwer,
Nur auf und nieder ihr Pulsſchlag geht
Ungehemmt im heiligen Meer.
Jedes Räupchen ſucht des Blattes Hülle,
Jeden Käfer nimmt ſein Grübchen auf;
Nur das Meer liegt frei in ſeiner Fülle
Und blickt zum Firmament hinauf.

In der Bucht wiegt ein Kahn,
Ausgeſtreckt der Fiſcher drin,
Und die lange Waſſerbahn
Schaut er träumend überhin.
Neben ihm die Zweige hängen,
Unter ihm die Wellchen drängen,
Plätſchernd in der blauen Flut
Schaukelt ſeine heiße Hand:
„Waſſer,“ ſpricht er, „Welle gut,
Hauchſt ſo kühlig an den Strand.
Du, der Erde köſtlich Blut,
Meinem Blute nah verwandt,
Sendeſt deine blanken Wellen,
Die jetzt koſend um mich ſchwellen,
Durch der Mutter weites Reich,
Börnlein, Strom und glatter Teich,
Und an meiner Hütte gleich

Schlürf' ich dein geläutert Gut,
Und du wirst mein eignes Blut,
Liebe Welle! heil'ge Fluth!" —
Leiser plätschernd schläft er ein,
Und das Meer wirft seinen Schein
Um Gebirg und Feld und Hain;
Und das Meer zieht seine Bahn
Um die Welt und um den Kahn.

Erde.

Der Abend, der Gärtner.

Röthliche Flöckchen ziehen
Ueber die Berge fort,
Und wie Purpurgewänder
Und wie farbige Bänder
Flattert es hier und dort
In der steigenden Dämmrung Hort.

Gleich einem Königsgarten,
Den verlassen die Fürstin hoch —
Nur in der Kühle ergehen
Und um die Beete sich drehen
Flüsternd ein paar Hoffräulein noch.

Da des Himmels Vorhang sinkt,
Oeffnet sich der Erde Brust,
Leise, leise Kräutlein trinkt
Und entschlummert unbewußt;
Und sein furchtsam Wächterlein,
Würmchen mit dem grünen Schein,
Zündet an dem Glühholz sein
Leuchtchen klein.

Der Gärtner, über die Blumen gebeugt,
Spürt an der Sohle den Thau,

Gleich vom nächsten Halme er ſtreicht
Lächelnd die Tropfen lau;
Geht noch einmal entlang den Wall,
Prüft jede Knoſpe genau und gut:
„Schlaft denn," ſpricht er, „ihr Kindlein all,
Schlafet! ich laſſ' euch der Mutter Hut;
Liebe Erde, mir ſind die Wimpern ſchwer,
Hab' die letzte Nacht durchwacht,
Breit' wohl deinen Thaumantel um ſie her,
Nimm wohl mir die Kleinen in Acht."

Feuer.

Die Nacht, der Hammerſchmied.

Dunkel! All Dunkel ſchwer!
Wie Rieſen ſchreiten Wolken her —
Ueber Gras und Laub
Wirbelt's wie ſchwarzer Staub;
Hier und dort ein grauer Stamm,
Am Horizont des Berges Kamm
Hält die geſpenſtige Wacht,
Sonſt Alles Nacht — Nacht — nur Nacht.

Was blitzt dort auf? — ein rother Stern —
Nun ſcheint es nah, nun wieder fern;
Schau! wie es zuckt und zuckt und ſchweift,
Wie's ringelnd gleich der Schlange pfeift.
Nun am Gemäuer glimmt es auf,
Unwillig wirft's die Aſch' hinauf,
Und wirbelnd überm Dach hervor
Die Funkenſäule ſteigt empor.

Und dort der Mann im ruß'gen Kleid,
— Sein Angeſicht iſt bleich und kalt,
Ein Bild der liſtigen Gewalt —
Wie er die Flamme dämpft und facht

Und hält den Eisenblock bereit!
Den soll ihm die gefangne Macht,
Die wilde hartbezähmte Glut
Zermalmen gleich in ihrer Wuth.

Schau, wie das Feuer sich zersplittert,
Wie's tückisch an der Kohle knittert,
Lang aus die rothe Kralle streckt
Und nach dem Kerkermeister reckt!
Wie's vor verhaltnem Grimme zittert:
„O, hätt' ich dich, o könnte ich
Mit meinen Klauen fassen dich!
Ich lehrte dich den Unterschied
Von dir zu Elementes Zier,
An deinem morschen, staub'gen Glied,
Du ruchlos Menschenthier!"

Die Schenke am See.

An Levin Schücking.

Ist's nicht ein heitrer Ort, mein junger Freund,
Das kleine Haus, das schier vom Hange gleitet,
Wo so possierlich uns der Wirth erscheint,
So übermächtig sich die Landschaft breitet;
Wo uns ergötzt im neckischen Contrast
Das Wurzelmännchen mit verschmitzter Miene,
Das wie ein Aal sich schlingt und kugelt fast,
Im Angesicht der stolzen Alpenbühne?

Sitz nieder! — Trauben! — und behend erscheint
Zopfwedelnd der geschäftige Pigmäe;
O sieh, wie die verletzte Beere weint
Blutige Thränen um des Reifes Nähe;

Frisch greif in die krystallne Schale, frisch,
Die saftigen Rubine glühn und locken;
Schon fühl' ich an des Herbstes reichem Tisch
Den kargen Winter nahn auf leisen Socken.

Das sind dir Hieroglyphen, junges Blut,
Und ich, ich will an deiner lieben Seite
Froh schlürfen meiner Neige letztes Gut.
Schau' her, schau' drüben in die Näh' und Weite:
Wie uns zur Seite sich der Felsen bäumt,
Als könnten wir mit Händen ihn ergreifen,
Wie uns zu Füßen das Gewässer schäumt,
Als könnten wir im Schwunge drüber streifen!

Hörst du das Alphorn überm blauen See?
So klar die Luft, mich dünkt, ich seh' den Hirten
Heimzügeln von der duftbesäumten Höh' —
War's nicht, als ob die Rinderglocken schwirrten?
Dort, wo die Schlucht in das Gestein sich drängt —
Mich dünkt, ich seh' den kecken Jäger schleichen;
Wenn eine Gemse an der Klippe hängt,
Gewiß, mein Auge müßte sie erreichen.

Trink aus! — die Alpen liegen stundenweit,
Nur nah die Burg, uns heimisches Gemäuer,
Wo Träume lagern langverschollner Zeit,
Seltsame Mär und zorn'ge Abenteuer.
Wohl ziemt es mir, in Räumen, schwer und grau,
Zu grübeln über dunkler Thaten Reste;
Doch du, Levin, schaust aus dem grimmen Bau
Wie eine Schwalbe aus dem Mauerneste.

Sieh drunten auf dem See im Abendroth
Die Taucherente hin und wieder schlüpfend;
Nun sinkt sie nieder wie des Netzes Loth,
Nun wieder aufwärts mit den Wellen hüpfend;

Seltsames Spiel, recht wie ein Lebenslauf!
Wir beide schaun gespannten Blickes nieder;
Du flüsterst lächelnd: immer kömmt sie auf —
Und ich, ich denke: immer sinkt sie wieder!

Noch einen Blick dem segensreichen Land,
Den Hügeln, Auen, üpp'gem Wellenrauschen,
Und heimwärts dann, wo von der Zinne Rand
Freundliche Augen unserm Pfade lauschen;
Brich auf! — da haspelt in behendem Lauf
Das Wirthlein Abschied wedelnd uns entgegen:
„— Geruh'ge Nacht — stehn's nit zu zeitig auf! —"
Das ist der lust'gen Schwaben Abendsegen.

Am Thurme.

Ich steh' auf hohem Balkone am Thurm,
Umstrichen vom schreienden Staare,
Und lass' gleich einer Mänade den Sturm
Mir wühlen im flatternden Haare;
O wilder Geselle, o toller Fant,
Ich möchte dich kräftig umschlingen
Und, Sehne an Sehne, zwei Schritte vom Rand
Auf Tod und Leben dann ringen!

Und drunten seh' ich am Strand, so frisch
Wie spielende Doggen, die Wellen
Sich tummeln rings mit Geklaff und Gezisch
Und glänzende Flocken schnellen.
O, springen möcht' ich hinein alsbald,
Recht in die tobende Meute,
Und jagen durch den korallenen Wald
Das Walroß, die lustige Beute!

Und drüben seh' ich ein Wimpel wehn
So keck wie eine Standarte,
Seh' auf und nieder den Kiel sich drehn
Von meiner lustigen Warte;
O, sitzen möcht' ich im kämpfenden Schiff,
Das Steuerruder ergreifen
Und zischend über das brandende Riff
Wie eine Seemöve streifen.

Wär' ich ein Jäger auf freier Flur,
Ein Stück nur von einem Soldaten,
Wär' ich ein Mann doch mindestens nur,
So würde der Himmel mir rathen;
Nun muß ich sitzen so fein und klar,
Gleich einem artigen Kinde,
Und darf nur heimlich lösen mein Haar
Und lassen es flattern im Winde!

Das öde Haus.

Tiefab im Tobel liegt ein Haus,
Zerfallen nach des Försters Tode,
Dort ruh' ich manche Stunde aus,
Vergraben unter Rank' und Lode;
'S ist eine Wildniß, wo der Tag
Nur halb die schweren Wimpern lichtet;
Der Felsen tiefe Kluft verdichtet
Ergrauter Aeste Schattenhag.

Ich horche träumend, wie im Spalt
Die schwarzen Fliegen taumelnd summen,
Wie Seufzer streifen durch den Wald,
Am Strauche irre Käfer brummen;

Wenn sich die Abendröthe drängt
An sickernden Geschiefers Lauge,
Dann ist's, als ob ein trübes Auge,
Ein rothgeweintes drüber hängt.

Wo an zerrißner Laube Joch
Die langern magern Schossen streichen,
An wildverwachsner Hecke noch
Im Moose Nelkensprossen schleichen,
Dort hat vom tröpfelnden Gestein
Das dunkle Naß sich durchgesogen,
Kreucht um den Buchs in trägen Bogen
Und sinkt am Fenchelstrauche ein.

Das Dach, von Moose überschwellt,
Läßt wirre Schober niederragen,
Und eine Spinne hat ihr Zelt
Im Fensterloche aufgeschlagen;
Da hängt, ein Blatt von zartem Flor,
Der schillernden Libelle Flügel,
Und ihres Panzers goldner Spiegel
Ragt kopflos am Gesims hervor.

Zuweilen hat ein Schmetterling
Sich gaukelnd in der Schlucht gefangen
Und bleibt sekundenlang am Ring
Der kränkelnden Narzisse hangen;
Streicht eine Taube durch den Hain,
So schweigt am Tobelrand ihr Girren,
Man höret nur die Flügel schwirren
Und sieht den Schatten am Gestein.

Und auf dem Herde, wo der Schnee
Seit Jahren durch den Schlot geflogen,
Liegt Aschenmoder feucht und zäh,
Von Pilzes Glocken überzogen;

Noch hängt am Mauerpflock ein Rest
Verwirrten Wergs, das Seil zu spinnen,
Wie halbvermorschtes Haar und drinnen
Der Schwalbe überjährig Nest.

Und von des Balkens Haken nickt
Ein Schellenband an Schnall' und Riemen,
Mit grober Wolle ist gestickt
„Diana" auf dem Lederstriemen;
Ein Pfeifchen auch vergaß man hier,
Als man den Tannensarg geschlossen;
Den Mann begrub man, todt geschossen
Hat man das alte treue Thier.

Sitz' ich so einsam am Gesträuch
Und hör' die Maus im Laube schrillen,
Das Eichhorn blafft von Zweig zu Zweig,
Am Sumpfe läuten Unk' und Grillen —
Wie Schauer überläuft's mich dann,
Als hör' ich klingeln noch die Schellen,
Im Walde die Diana bellen
Und pfeifen noch den todten Mann.

Im Moose.

Als jüngst die Nacht dem sonnenmüden Land
Der Dämmrung leise Boten hat gesandt,
Da lag ich einsam noch in Waldes Moose.
Die dunklen Zweige nickten so vertraut,
An meiner Wange flüsterte das Kraut,
Unsichtbar duftete die Haiderose.

Und flimmern sah ich durch der Linde Raum
Ein mattes Licht, das im Gezweig der Baum

Gleich einem mächt'gen Glühwurm ſchien zu tragen.
Es ſah ſo dämmernd wie ein Traumgeſicht,
Doch wußte ich, es war der Heimath Licht,
In meiner eignen Kammer angeſchlagen.

Ringsum ſo ſtill, daß ich vernahm im Laub
Der Raupe Nagen, und wie grüner Staub
Mich leiſe wirbelnd Blätterflöckchen trafen.
Ich lag und dachte, ach! ſo Manchem nach,
Ich hörte meines eignen Herzens Schlag;
Faſt war es mir, als ſei ich ſchon entſchlafen.

Gedanken tauchten aus Gedanken auf,
Das Kinderſpiel, der friſchen Jahre Lauf,
Geſichter, die mir lange fremd geworden;
Vergeßne Töne ſummten um mein Ohr,
Und endlich trat die Gegenwart hervor,
Da ſtand die Welle, wie an Ufers Borden.

Dann, gleich dem Bronnen, der verrinnt im Schlund
Und drüben wieder ſprudelt aus dem Grund,
So ſtand ich plötzlich in der Zukunft Lande;
Ich ſah mich ſelber, gar gebückt und klein,
Geſchwächten Auges, am ererbten Schrein
Sorgfältig ordnen ſtaub'ge Liebespfande.

Die Bilder meiner Lieben ſah ich klar
In einer Tracht, die jetzt veraltet war,
Mich ſorgſam löſen aus verblichnen Hüllen,
Löckchen, vermorſcht, zu Staub zerfallen ſchier,
Sah über die gefurchte Wange mir
Langſam herab die karge Thräne quillen.

Und wieder an des Friedhofs Monument,
Dran Namen ſtanden, die mein Lieben kennt,

Da lag ich betend, mit gebrochnen Knieen,
Und — horch, die Wachtel schlug! kühl strich der Hauch —
Und noch zuletzt sah ich, gleich einem Rauch,
Mich leise in der Erde Poren ziehen.

Ich fuhr empor und schüttelte mich dann,
Wie Einer, der dem Scheintod erst entrann,
Und taumelte entlang die dunklen Hage,
Noch immer zweifelnd, ob der Stern am Rain
Sei wirklich meiner Schlummerlampe Schein,
Oder das ew'ge Licht am Sarkophage.

Am Bodensee.

Ueber Gelände, matt gedehnt,
Hat Nebelhauch sich wimmelnd gelegt,
Müde, müde die Luft am Strande stöhnt,
Wie ein Roß, das den schlafenden Reiter trägt;
Im Fischerhause kein Lämpchen brennt,
Im öden Thurme kein Heimchen schrillt,
Nur langsam rollend der Pulsschlag schwillt
In dem zitternden Element.

Ich hör' es wühlen am feuchten Strand,
Mir unterm Fuße es wühlen fort,
Die Kiesel knistern, es rauscht der Sand,
Und Stein an Stein entbröckelt dem Bord.
An meiner Sohle zerfährt der Schaum,
Eine Stimme klaget im hohlen Grund,
Gedämpft, mit halbgeschlossenem Mund,
Wie des grollenden Wetters Traum.

Ich beuge mich lauschend am Thurme her,
Sprühregenflitter fährt in die Höh',

Ha, meine Locke iſt feucht und ſchwer! —
Was treibſt du denn, unruhiger See?
Kann dir der heilige Schlaf nicht nahn?
Doch nein, du ſchläfſt, ich ſeh' es genau,
Dein Auge decket die Wimper grau,
Am Ufer ſchlummert der Kahn.

Haſt du ſo Vieles, ſo Vieles erlebt,
Daß dir im Traum es kehren muß,
Daß dein gleißender Nerv erbebt,
Naht ihm am Strand eines Menſchen Fuß?
Dahin, dahin, die einſt ſo geſund,
So reich und mächtig, ſo arm und klein,
Und nur ihr flüchtiger Spiegelſchein
Liegt zerfloſſen auf deinem Grund!

Der Ritter, ſo aus der Burg hervor
Vom Hange trabte in aller Früh
— Jetzt nickt die Eſche vom grauen Thor,
Am Zwinger zeichnet die Mylady. —
Das arme Mütterlein, das gebleicht
Sein Leichenhemde den Strand entlang,
Der Kranke, der ſeinen letzten Gang
An deinem Borde gekeucht;

Das ſpielende Kind, das neckend hier
Sein Schneckenhäuschen geſchleudert hat;
Die glühende Braut, die lächelnd dir
Von der Ringelblume gab Blatt um Blatt;
Der Sänger, der mit trunkenem Aug'
Das Metrum geplätſchert in deiner Fluth,
Der Pilger, ſo am Geſteine geruht:
Sie Alle dahin wie Rauch!

Biſt du ſo fromm, alte Waſſerfey,
Hältſt nur umſchlungen, läßt nimmer los?

Hat ſich aus dem Gebirge die Treu'
Geflüchtet in deinen heiligen Schooß?
O, ſchau mich an! ich zergeh' wie Schaum,
Wenn aus dem Grabe die Diſtel quillt,
Dann zuckt mein längſt zerfallenes Bild
Wohl einmal durch deinen Traum!

Das alte Schloß.

Auf der Burg hauſ' ich am Berge,
Unter mir der blaue See,
Höre nächtlich Koboldzwerge,
Täglich Adler aus der Höh';
Und die grauen Ahnenbilder
Sind mir Stubenkameraden,
Wappentruh' und Eiſenſchilder
Sopha mir und Kleiderladen.

Schreit' ich über die Terraſſe
Wie ein Geiſt am Runenſtein,
Sehe unter mir die blaſſe
Alte Stadt im Mondenſchein,
Und am Walle pfeift es weidlich,
— Sind es Käuze oder Knaben? —
Iſt mir ſelber oft nicht deutlich,
Ob ich lebend, ob begraben!

Mir genüber gähnt die Halle,
Grauen Thores, hohl und lang,
Drin mit wunderlichem Schalle
Langſam dröhnt ein ſchwerer Gang.
Mir zur Seite Riegelzüge,
Ha, ich öffne, laſſ' die Lampe

Scheinen auf der Wendelstiege
Lose modergrüne Rampe,

Die mich lockt wie ein Verhängniß
Zu dem unbekannten Grund;
Ob ein Brunnen? ob Gefängniß?
Keinem Lebenden ist's kund.
Denn zerfallen sind die Stufen,
Und der Steinwurf hat nicht Bahn;
Doch als ich hinab gerufen,
Donnert's fort wie ein Orkan.

Ja, wird mir nicht baldigst fade
Dieses Schlosses Romantik,
In den Trümmern ohne Gnade
Brech' ich Glieder und Genick;
Denn, wie trotzig sich die Düne
Mag am flachen Strande heben,
Fühl' ich stark mich wie ein Hüne,
Von Zerfallendem umgeben.

Der Säntis.[1]

Frühling.

Die Rebe blüht, ihr linder Hauch
Durchzieht das thauige Revier,
Und nah und ferne wiegt die Luft
Vielfarb'ger Blumen bunte Zier.

Wie's um mich gaukelt, wie es summt
Von Vogel, Bien' und Schmetterling,

[1] Die höchste Kuppe des Alpsteins, der sich durch die Kantone St. Gallen und Appenzell streckt.

Wie ſeine ſeidnen Wimpel regt
Der Zweig, ſo jüngſt voll Reifes hing.

Noch ſucht man gern den Sonnenſchein
Und nimmt die trocknen Plätzchen ein;
Denn Nachts ſchleicht an die Grenze doch
Der landesflücht'ge Winter noch.

O du mein ernſt gewalt'ger Greis,
Mein Säntis, mit der Locke weiß!
In Felſenblöcke eingemauert,
Von Schneegeſtöber überſchauert,
In Eiſespanzer eingeſchnürt:
Hu! wie dich ſchaudert, wie dich friert!

Sommer.

Du gute Linde, ſchüttle dich!
Ein wenig Luft, ein ſchwacher Weſt!
Wo nicht, dann ſchließe dein Gezweig
So recht, daß Blatt an Blatt ſich preßt.

Kein Vogel zirpt, es bellt kein Hund;
Allein die bunte Fliegenbrut
Summt auf und nieder übern Rain
Und läßt ſich röſten in der Glut.

Sogar der Bäume dunkles Laub
Erſcheint verdickt und athmet Staub.
Ich liege hier wie ausgedorrt
Und ſcheuche kaum die Mücken fort.

O Säntis, Säntis! läg' ich doch
Dort — grad an deinem Felſenjoch,
Wo ſich die kalten, weißen Decken
So friſch und ſaftig drüben ſtrecken,
Viel tauſend blanker Tropfen Spiel:
Glückſel'ger Säntis, dir iſt kühl!

Herbſt.

Wenn ich an einem ſchönen Tag
Der Mittagsſtunde habe Acht
Und lehne unter meinem Baum
So mitten in der Trauben Pracht;

Wenn die Zeitloſe übers Thal
Den amethyſtnen Teppich webt,
Auf dem der letzte Schmetterling
So ſchillernd wie der frühſte bebt:

Dann denk' ich wenig drüber nach,
Wie's nun verkümmert Tag für Tag
Und kann mit halbverſchloßnem Blick
Vom Lenze träumen und von Glück.

Du mit dem friſchgefallnen Schnee,
Du thuſt mir in den Augen weh!
Willſt uns den Winter ſchon bereiten:
Von Schlucht zu Schlucht ſieht man ihn gleiten,
Und bald, bald wälzt er ſich herab
Von dir, o Säntis! ödes Grab!

Winter.

Aus Schneegeſtäub' und Nebelqualm
Bricht endlich doch ein klarer Tag;
Da fliegen alle Fenſter auf,
Ein Jeder ſpäht, was er vermag.

Ob jene Blöcke Häuſer ſind?
Ein Weiher jener ebne Raum?
Fürwahr, in dieſer Uniform
Den Glockenthurm erkennt man kaum.

Und alles Leben liegt zerdrückt,
Wie unterm Leichentuch erſtickt.

Doch ſchau! an Horizontes Rand
Begegnet mir lebend'ges Land.

Du ſtarrer Wächter, laß ihn los,
Den Föhn aus deiner Kerker Schooß!
Wo ſchwärzlich jene Riſſe ſpalten,
Da muß er Quarantaine halten,
Der Fremdling aus der Lombardei;
O Säntis, gib den Thauwind frei!

Am Weiher.

Ein milder Wintertag.

An jenes Waldes Enden,
Wo ſtill der Weiher liegt
Und längs den Fichtenwänden
Sich lind Gemurmel wiegt;

Wo in der Sonnenhelle,
So matt und kalt ſie iſt,
Doch immerfort die Welle
Das Ufer flimmernd küßt:

Da weiß ich, ſchön zum Malen
Noch eine ſchmale Schlucht,
Wo all die kleinen Strahlen
Sich fangen in der Bucht.

Ein trocken, windſtill Eckchen
Und ſo an Grüne reich,
Daß auf dem ganzen Fleckchen
Mich kränkt kein dürrer Zweig.

Will ich den Mantel dichte
Nun legen übers Moos,
Mich lehnen an die Fichte
Und dann auf meinen Schooß

Gezweig und Kräuter breiten
So gut ich's finden mag:
Wer will mir's übel deuten,
Spiel' ich den Sommertag?

Will nicht die Grille hallen,
So säuselt doch das Ried;
Sind stumm die Nachtigallen,
So sing' ich selbst ein Lied.

Und hat Natur zum Feste
Nur wenig dargebracht:
Die Lust ist stets die beste,
Die man sich selber macht.

Ein harter Wintertag.

Daß ich dich so verkümmert seh',
Mein lieb lebend'ges Wasserreich,
Daß ganz versteckt in Eis und Schnee
Du siehst der plumpen Erde gleich;

Auch daß voll Reif und Schollen hängt
Dein überglaster Fichtengang:
Das ist es nicht, was mich beengt,
Geh' ich an deinem Bord entlang.

Zwar in der immer grünen Zier
Erscheinst, o freundlich Element,
Du ähnlich den Oasen mir,
Die des Arabers Sehnsucht kennt;

Wenn neben der verdorrten Flur
Erblühten deine Mooſe noch,
Wenn durch die ſchweigende Natur
Erklangen deine Wellen doch.

Allein auch heute wollt' ich gern
Mich des kryſtallnen Flimmers freun,
Belauſchen jeden Farbenſtern
Und keinen Sommertag bereun:

Wär' nicht dem Ufer längs, ſo breit,
Die glatte Schlittenbahn gefegt,
Worauf ſich wohl zur Mittagszeit
Gar manche rüſt'ge Ferſe regt.

Bedenk' ich nun, wie manches Jahr
Ich nimmer eine Eisbahn ſah,
Wohl wird mir's trüb und wunderbar,
Und tauſend Bilder treten nah.

Was blieb an Wünſchen unerfüllt,
Das nähm' ich noch gelaſſen mit:
Doch ach, der Froſt ſo Manchen hüllt,
Der einſt ſo fröhlich drüber glitt!

Feyer.

Das Morgenroth ſchwimmt ſtill entlang
Den Wolkenocean,
Den Gliedern zart, mit Liebesdrang
Schmiegt ſich die Welle an.
Ihm folgt die Sonn' im Sphärenklang
Ein rother Flammenkahn,
Ein lindes Rauſchen grüßt den Tag,
Iſt es ihr Ruderſchlag?

Und es erwachen mit Gezisch
Die bunte Vögelein,
Sie strecken keck aus dem Gebüsch
Die Köpflein, rund und klein,
Und tauchen in die Frühluft frisch
Die feinen Glieder ein,
Die Schnäblein üben sie zumal
In Liedern ohne Zahl.

Und auch die Blümlein senden früh
Den leisen Duft ins Land,
Um ihre Stirnen winden sie
Ein hell Juwelenband.
Das Spinnlein selbst mit großer Müh
Braucht die geübte Hand,
Es hat sein Netzlein reich geschmückt,
Mit Perlenreihn gestickt.

Ich sinne, wenn solch heit'res Fest
Mag zubereitet sein,
Und wem zu Liebe läßt sein Nest
Das treue Vögelein?
Da spricht zu mir der linde West
Mit seinem Stimmlein fein:
Bist du denn also hart und blind,
Du thöricht Menschenkind?

Was gehst du doch so stumm einher,
Wo Alles Jubel singt?
Was wandelst du so arm und leer,
Wo Alles Gabe bringt?
Daß selbst zu Gottes Lob und Ehr'
Vom Aug' der Erde dringt
Gar manche Thräne, daß sie ganz
Davon bedeckt mit Glanz.

Er iſt es, dem ſo minniglich
Der Baum die Zweige regt,
Den mit Geſang ſo inniglich
Das Lied der Vögel trägt,
Für den die Sonne rings um ſich
Die Strahlenwimpel ſchlägt;
All' Herz thut ſich ihm freudig auf,
Wach auf, wach auf, wach auf!

Gedichte vermiſchten Inhalts.

Mein Beruf.

„Was meinem Kreiſe mich entrieb,
Der Kammer friedlichem Gelaſſe?“
Das fragt ihr mich, als ſei, ein Dieb,
Ich eingebrochen am Parnaſſe.
So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
Bei der Geburt bin ich geladen,
Mein Recht, ſoweit der Himmel tagt,
Und meine Macht von Gottes Gnaden.

Jetzt, wo hervor der todte Schein
Sich drängt am modervollen Stumpfe,
Wo ſich der ſchönſte Blumenrain
Wiegt über dem erſtorbnen Sumpfe,
Der Geiſt, ein blutlos Meteor,
Entflammt und liſcht im Moorgeſchwehle,
Jetzt ruft die Stunde: „Tritt hervor,
Mann oder Weib, lebend'ge Seele!

„Tritt zu dem Träumer, den am Rand
Entſchläfert der Datura Odem,
Der, langſam gleitend von der Wand,
Noch zucket gen den Zauberbrodem.
Und wo ein Mund zu lächeln weiß
Im Traum, ein Auge noch zu weinen,
Da ſchmettre laut, da flüſtre leis,
Trompetenſtoß und Weſt in Hainen!

„Tritt näher, wo die Sinnenluſt
Als Liebe gibt ihr wüſtes Ringen,
Und durch der eignen Mutter Bruſt
Den Pfeil zum Ziele möchte bringen,
Wo ſelbſt die Schande flattert auf,
Ein luſtiges Panier zum Siege,
Da rüttle hart: ‚Wach auf, wach auf,
Unſel'ger, denk an deine Wiege!'

„‚Denk an das Aug', das überwacht
Noch eine Freude dir bereitet,
Denk an die Hand, die manche Nacht
Dein Schmerzenslager dir gebreitet,
Des Herzens denk, das einzig wund
Und einzig ſelig deinetwegen,
Und dann knie nieder auf den Grund
Und fleh' um deiner Mutter Segen!'

„Und wo ſich träumen wie in Haſt
Zwei einſt ſo glüh erſehnte Weſen,
Als hab' ein Prieſterwort die Kraft,
Der Banne ſeligſten zu löſen,
Da flüſtre leiſe: ‚Wacht, o wacht!
Schaut in das Auge euch, das trübe,
Wo dämmernd ſich Erinnrung facht,
Und dann: wach auf, o heil'ge Liebe!'

„Und wo im Schlafe zitternd noch
Vom Opiat die Pulſe klopfen,
Das Auge dürr, und gäbe doch
Sein Sonnenlicht um einen Tropfen, —
O, rüttle ſanft: ‚Verarmter, ſenk'
Die Blicke in des Aethers Schöne,
Koſ' einem blonden Kind und denk'
An der Begeiſtrung erſte Thräne.'"

So rief die Zeit, so ward mein Amt
Von Gottes Gnaden mir gegeben,
So mein Beruf mir angestammt,
Im frischen Muth, im warmen Leben;
Ich frage nicht, ob ihr mich nennt,
Nicht fröhnen mag ich kurzem Ruhme,
Doch wißt: wo die Sahara brennt,
Im Wüstensand, steht eine Blume,

Farblos und Duftes baar, nichts weiß
Sie, als den frommen Thau zu hüten
Und dem Verschmachtenden ihn leis
In ihrem Kelche anzubieten.
Vorüber schlüpft die Schlange scheu
Und Pfeile ihre Blicke regnen,
Vorüber rauscht der stolze Leu,
Allein der Pilger wird sie segnen.

Meine Todten.

Wer eine ernste Fahrt beginnt,
Die Muth bedarf und frischen Wind,
Er schaut verlangend in die Weite
Nach eines treuen Auges Brand,
Nach einem warmen Druck der Hand,
Nach einem Wort, das ihn geleite.

Ein ernstes Wagen heb' ich an,
So tret' ich denn zu euch hinan,
Ihr meine stillen strengen Todten!
Ich bin erwacht an eurer Gruft,
Aus Wasser, Feuer, Erde, Luft
Hat eure Stimme mir geboten.

Wenn die Natur in Hader lag
Und durch die Wolkenwirbel brach
Ein Funke jener tauſend Sonnen, —
Sprecht aus der Elemente Streit
Ihr nicht von einer Ewigkeit
Und unerſchöpften Lichtes Bronnen?

Am Hange ſchlich ich, krank und matt,
Da habt ihr mir das welke Blatt
Mit Warnungsflüſtern zugetragen,
Gelächelt aus der Welle Kreis,
Habt aus des Angers ſtarrem Eis
Die Blumenaugen aufgeſchlagen.

Was meine Adern muß durchziehn,
Sah ich's nicht flammen und verglühn,
An eurem Schreine nicht erkalten?
Vom Auge hauchtet ihr den Schein,
Ihr meine Richter, die allein
In treuer Hand die Wage halten.

Kalt iſt der Druck von eurer Hand,
Erloſchen eures Blickes Brand,
Und euer Laut der Oede Odem;
Doch keine andre Rechte drückt
So traut, ſo hat kein Aug' geblickt,
So ſpricht kein Wort, wie Grabesbrodem!

Ich faſſe eures Kreuzes Stab
Und beuge mein Stirn hinab
Zu eurem Gräſerhauch, dem ſtillen:
Zumeiſt geliebt, zuerſt gegrüßt,
Laßt lauter, wie der Aether fließt,
Mir Wahrheit in die Seele quillen!

Katharine Schücking.

Du haſt es nie geahnet, nie gewußt,
Wie groß mein Lieben iſt zu dir geweſen,
Nie hat dein klares Aug' in meiner Bruſt
Die ſcheuverhüllte Runenſchrift geleſen;
Wenn du mir freundlich reichteſt deine Hand
Und wir zuſammen durch die Grüne wallten,
Nicht wußteſt du, daß wie ein Götterpfand
Ich, wie ein köſtlich Kleinod ſie gehalten.

Du ſahſt mich nicht, als ich, ein heftig Kind,
Vom erſten Kuß der jungen Muſe trunken,
Im Garten kniete, wo die Quelle rinnt,
Und weinend in die Gräſer bin geſunken:
Als zitternd ich gedreht der Thüre Schloß,
Da ich zum erſten Mal dich ſollte ſchauen,
Weſtphalens Dichterin, und wie da floß
Durch mein bewegtes Herz ein ſelig Grauen.

Sehr jung war ich und ſehr an Liebe reich,
Begeiſterung der Hauch, von dem ich leb'e;
Ach! Manches iſt zerſtäubt, der Aſche gleich,
Was einſt als Flamme durch die Adern bebte!
Mein Blick war klar und mein Erkennen ſtark,
Von ſeinem Throne mußte manches ſteigen,
Und was ich einſt genannt des Lebens Mark,
Das fühlt' ich jetzt mit friſchem Stolz mein eigen.

So ſcheut' ich es, als fromme Schülerin,
Dir wieder in das dunkle Aug' zu ſehen,
Ich wollte nicht vor meiner Meiſterin
Hochmüthig, mit bedecktem Haupte, ſtehen.
Auch war ich krank, mein Sinnen ſehr verwirrt,
Und keinen Namen mocht' ich ſehnend nennen;

Doch hat dies deine Liebe nicht geirrt,
Du drangst zu mir nach langer Jahre Trennen.

Und als du vor mich tratest, fest und klar,
Und blicktest tief mir in der Seele Gründe,
Da ward ich meiner Schwäche wohl gewahr,
Was ich gedacht, das schien mir schwere Sünde.
Dein Bild, du Starke, in der Läutrung Brand
Stieg wie ein Phönix aus der Asche wieder,
Und tief im Herzen hab' ich es erkannt,
Wie zehnfach größer du als deine Lieder.

Du sahst, Bescheidne, nicht, daß damals hier
Aus deinem Blick Genesung ich getrunken,
Daß deines Mundes Laute damals mir
Wie Naphtha in die Seele sind gesunken.
Ein jedes Wort, durchsichtig wie Krystall
Und kräftig gleich dem edelsten der Weine,
Schien mir zu rufen: „Auf! der Launen Ball,
Steh auf! erhebe dich, du Schwach' und Kleine!"

Nun bist du hin! von Gottes reinstem Bild
Ist nur ein grüner Hügel uns geblieben,
Den heut umziehn die Winterstürme wild
Und die Gedanken Derer, die dich lieben.
Auch hör' ich, daß man einen Kranz gelegt
Von Lorbeer in des Grabes dunkle Moose;
Doch ich, Kathinka, widme dir bewegt
Den Epheu und die dornenvollste Rose.

Nach dem Angelus Sileſius.

Des Menſchen Seele du, vor Allem wunderbar,
Du Alles und auch Nichts, Gott, Prieſter und Altar,
Kein Pünktchen durch dich ſelbſt, doch über alles Maß
Reich in geſchenktem Gut, und als die Engel baß;
Denn höher ſteht dein Ziel, Gott ähnlich ſollſt du werden;
So, Seele, biſt du's ſchon; denn was zum Glück und Ruhm
In dir verborgen liegt, es iſt dein Eigenthum,
Ob unentwickelt auch, wie's Keimlein in der Erden
Nicht minder als der Baum, und wie als Million
Nichts Andres iſt die Eins, biſt du ihm gleich, ſein Sohn,
So wie dem Tropfen Blut, der aus der Wunde quillt,
Ganz ähnlich iſt das Roth, das noch die Adern füllt;
Nicht Kletten trägt die Roſ', der Dornſtrauch keine Reben,
Drum, Seele, ſtürbeſt du, Gott müßt' den Geiſt aufgeben.

Ja, Alles iſt in dir, was nur das Weltall beut,
Der Himmel und die Höll', Gericht und Ewigkeit,
Gott iſt dein Richter nicht, du mußt dir ſelbſt verzeihn,
Sonſt an des Höchſten Thron ſtehſt du in ew'ger Pein;
Er, der dem Suchenden noch nie verlöſcht die Spur,
Er hat ſelbſt Satan nicht verdammt nach Zeit und Ort;
Deß unergründlich Grab iſt ſeine Ichheit nur:
Wär' er des Himmels Herr, er brennte ewig fort,
Wie Gott im Höllenpfuhl wär' ſelig für und für,
Und, Seele, biſt du treu, ſo ſteht dies auch bei dir.

Alſo iſt deine Macht auch heute ſchon dein eigen,
Du kannſt, ſo oft du willſt, die Himmelsleiter ſteigen;
Ort, Raum, ſind Worte nur, von Trägheit ausgedacht,
Die nicht Bedürfniß in dein Wörterbuch gebracht.
Dein Aug' iſt Blitz und Nu, dein Flug bedarf nicht Zeit,
Und im Moment ergreifſt du Gott und Ewigkeit;

Allein der Sinne Schrift, die mußt du dunkel nennen,
Da dir das Werkzeug fehlt, die Lettern zu erkennen;
Nur Geist'ges faßt der Geist; ihm ist der Leib zu schwer,
Du schmeckst, du fühlst, du riechst, und weißt um gar
nichts mehr;
Hat nicht vom Tröpfchen Thau die Eigenschaft zu messen
Jahrtausende der Mensch vergebens sich vermessen?
Drum, plagt dich Irdisches, du hast es selbst bestellt,
Viel näher als dein Kleid ist dir die Geisterwelt!

Faßt's nicht zuweilen dich, als müßtest in der That
Du über dich hinaus, das Ganze zu durchdringen,
Wie jener Philosoph um einen Punkt nur bat,
Um dann der Erde Ball aus seiner Bahn zu schwingen?
Fühlst du in Demuth so, in Liebesflammen rein,
Dann ist's der Schöpfung Mark, laß dir nicht leide sein!
Dann fühlst du dich von Gott als Wesenheit begründet,
Wie Quelle an dem Strand, wo Ocean sich ründet.

So sei denn freudig, Geist, da Nichts mag größer sein,
So wirf dich in den Staub, da Nichts wie du so klein!
Du Würmchen in dir selbst, doch reich durch Gottes Hort,
So schlummre, schlummre nur, mein Seelchen, schlummre fort!
Was rennst, was mühst du dich, zu mehren deine That?
Halt nur den Acker rein, dann sprießt von selbst die Saat;
In Ruhe wohnt die Kraft, du mußt nur ruhig sein,
Durch offne Thür und Thor die Gnade lassen ein;
Dann wird aus lockerm Grund die Myrt' und Balsam steigen,
Er kömmt, er kömmt, dein Lieb, gibt sich der Braut zu eigen,
Mit sich der Krone Glanz, mit sich der Schlösser Pracht,
Um die sie nicht gefreit, an die sie nicht gedacht!

Gruß.

An Wilhelm Junkmann.

Mein Lämpchen zuckt, ſein Docht verglimmt,
Die Funken kniſtern im Kamine,
Wie eine Nebeldecke ſchwimmt
Es an des Saales hoher Bühne;
Im Schneegeſtöber ſchläft die Luft,
Am Scheite iſt das Harz entglommen,
Mich dünkt, als ſpür' ich einen Duft
Wie Weihrauch an der Gruft des Frommen.

Dies iſt die Stunde, das Gemach,
Wo ſich Gedanken mögen wiegen,
Verklungne Laute hallen nach,
Es dämmert in verloſchnen Zügen;
Im Hirne ſummt es wie ein Lied,
Das mit den Flocken möchte ſteigen
Und, flüſternd wie der Hauch im Ried,
An eines Freundes Locke neigen.

Schon ſeh' ich ihn, im gelben Licht,
Das ſeines Ofens Flamme ſpielet,
Er ſelbſt ein wunderlich Gedicht,
Begriffen ſchwer, doch leicht gefühlet.
Ich ſeh' ihn, wie, die Stirn geſtützt,
Er leiſe lächelt in Gedanken;
Wo weilen ſie? — wo blühen itzt
Und treiben dieſe zarten Ranken?

Baun ſie im ſchlichten Haidekraut
Ihr Neſtchen ſich aus Immortellen?
Sind mit der Flocke ſie gethaut
Als Thräne, wo die Gräber ſchwellen?

Vielleicht in fernes, fernes Land
Wie Nachtigallen fortgezogen,
Oder am heiligen Meeresstrand,
Gleich der Morgana auf den Wogen.

Ihm hat Begeistrung, ein Orkan,
Des Lebens Cedern nicht gebeuget,
Nicht sah er sie als Flamme nahn,
Die lodernd durch den Urwald steiget;
Nein, als entschlief der Morgenwind,
Am Strauche summten fromme Bienen,
Da ist der Herr im Säuseln lind
Gleich dem Elias ihm erschienen.

Und wie er sitzt, so vorgebeugt,
Die hohe Stirn vom Schein umflossen,
Das Ohr wie fremden Tönen neigt
Und lächelt geistigen Genossen,
Ein leichter Blitz in seinem Aug',
Wie ein verirrter Strahl aus Eden, —
Da möcht' ich leise, leise auch
Als Aeolsharfe zu ihm reden.

Junge Liebe.

Ueber dem Brünnlein nicket der Zweig,
Waldvögel zwitschern und flöten,
Wild Anemon' und Schlehdorn bleich
Im Abendstrahle sich röthen,
Und ein Mädchen mit blondem Haar
Beugt über der glitzernden Welle,
Schlankes Mädchen, kaum fünfzehn Jahr,
Mit dem Auge der scheuen Gazelle.

Ringelblumen blättert ſie ab:
„Liebt er, liebt er mich nimmer?“
Und wenn „liebt“ das Orakel gab,
Um ihr Antlitz gleitet ein Schimmer;
„Liebt er nicht“ — o Grimm und Graus!
Daß der Himmel den Blüthen gnade!
Gras und Blumen, den ganzen Strauß
Wirft ſie zürnend in die Cascade.

Gleitet dann in die Kräuter lind,
Ihr Auge wird ernſt und ſinnend;
Frommer Eltern heftiges Kind,
Nur Minne nehmend und minnend,
Kannte ſie nie ein anderes Band
Als des Blutes, die ſchüchterne Hinde;
Und nun Einer, der nicht verwandt —
Iſt das nicht eine ſchwere Sünde?

Muthlos ſeufzet ſie niederwärts
In argem Schämen und Grämen,
Will zuletzt ihr verſtocktes Herz
Recht ernſtlich in Frage nehmen.
Abenteuer ſinnet ſie aus:
Wenn das Haus nun ſtände in Flammen
Und um Hülfe riefen heraus
Der Karl und die Mutter zuſammen?

Plötzlich ein Perlenregen dicht
Stürzt ihr glänzend aus beiden Augen,
In die Kräuter gedrückt ihr Geſicht,
Wie das Blut der Erde zu ſaugen,
Ruft ſie ſchluchzend: „Ja, ja, ja!“
Ihre kleinen Hände ſich ringen,
„Retten, retten würd' ich Mama
Und zum Karl in die Flamme ſpringen!“

Das vierzehnjährige Herz.

Er ist so schön! — sein lichtes Haar,
Das möcht' ich mit keinem vertauschen,
Wie seidene Fäden so weich und klar,
Wenn zarte Löckchen sich bauschen;
Oft streichl' ich es, dann lacht er traun,
Nennt mich „seine alberne Barbe";
Es ist nicht schwarz, nicht blond, nicht braun,
Nun rathet, wie nennt sich die Farbe?

Und seine Geberde ist königlich,
Geht majestätisch zu Herzen,
Zuckt er die Braue, dann fürcht' ich mich
Und möchte auch weinen vor Schmerzen;
Und wieder seh' ich sein Lächeln blühn,
So klar wie das reine Gewissen,
Da möchte ich gleich auf den Schemel knien
Und die guten Hände ihm küssen.

Heut bin ich in aller Frühe ermacht
Beim ersten Glitzern der Sonnen,
Und habe mich gleich auf die Sohlen gemacht
Zum Hügel drüben am Bronnen;
Erdbeeren fand ich, glüh wie Rubin,
Schau, wie im Korbe sie lachen!
Die stell' ich ihm nun an das Lager hin,
Da sieht er sie gleich beim Erwachen.

Ich weiß, er denkt mit dem ersten Blick:
„Das that meine alberne Barbe!"
Und freundlich streicht er das Haar zurück
Von seiner rühmlichen Narbe,
Ruft mich bei Namen und zieht mich nah,
Daß Thränen die Augen mir trüben;
Ach, er ist mein herrlicher Vater ja,
Soll ich ihn denn nicht lieben, nicht lieben!

Kinderſpiel.

Wie ſind meine Finger ſo grün,
Blumen hab' ich zerriſſen;
Sie wollten für mich blühn,
Und haben ſterben müſſen.
Sie neigten ſich in mein Angeſicht
Wie fromme ſchüchterne Lider,
Ich war in Gedanken, ich achtet's nicht
Und bog ſie zu mir nieder,
Zerriß die lieben Glieder
In ſorgenloſem Muth.
Da floß ihr grünes Blut
Um meine Finger nieder;
Sie klagten nicht, ſie weinten nicht,
Sie ſtarben ohne Laut,
Nur dunkel ward ihr Angeſicht
Wie wenn der Himmel graut.
Sie konnten's mir nicht erſparen,
Sonſt hätten ſie es gethan;
Wo bin ich hingefahren
In trübem Sinneswahn?
O thöricht Kinderſpiel
O ſchuldlos Blutvergießen!
Gleicht's auch dem Leben viel,
Laßt mich die Augen ſchließen,
Denn was geſchehn iſt, iſt geſchehn,
Und wer kann für die Zukunft ſtehn?

Brennende Liebe.[1]

Und willſt du wiſſen, warum
So ſinnend ich manche Zeit,
Mitunter ſo thöricht und dumm,
So unverzeihlich zerſtreut,
Willſt wiſſen auch ohne Gnade,
Was denn ſo Liebes enthält
Die heimlich verſchloſſene Lade,
An die ich mich öfters geſtellt?

Zwei Augen hab' ich geſehn,
Wie der Strahl im Gewäſſer ſich bricht,
Und wo zwei Augen nur ſtehn,
Da denke ich an ihr Licht.
Ja, als du neulich entwandteſt
Die Blume vom blühenden Rain
Und „Oculus Christi“ ſie nannteſt,
Da fielen die Augen mir ein.

Auch gibt's einer Stimme Ton,
Tief, zitternd, wie Hornes Hall,
Die thut's mir völlig zum Hohn,
Sie folget mir überall.
Als jüngſt im flimmernden Saale
Mich quälte der Geigen Gegell,
Da hört' ich mit einem Male
Die Stimme im Violoncell.

Auch weiß ich eine Geſtalt,
So leicht und kräftig zugleich,
Die ſchreitet vor mir im Wald
Und gleitet über den Teich;

[1] Crataegus pyracantha, auch ſonſt der „brennende Buſch“ genannt.

Ja, als ich eben in Sinnen
Sah über des Mondes Aug'
Einen Wolkenstreifen zerrinnen,
Das war ihre Form, wie ein Rauch.

Und höre, höre zuletzt,
Dort liegt, da drinnen im Schrein,
Ein Tuch mit Blute genetzt,
Das legte ich heimlich hinein.
Er ritzte sich nur an der Schneide,
Als Beeren vom Strauch er mir hieb,
Nun hab' ich sie alle Beide,
Sein Blut und meine brennende Lieb'.

Der Brief aus der Heimath.

Sie saß am Fensterrand im Morgenlicht
Und starrte in das aufgeschlagne Buch,
Die Zeilen zählte sie und wußt' es nicht,
Ach weithin, weithin der Gedanken Flug!
Was sind so ängstlich ihre nächt'gen Träume?
Was scheint die Sonne durch so öde Räume?
— Auch heute kam kein Brief, auch heute nicht.

Seit Wochen weckte sie der Lampe Schein,
Hat bebend an der Stiege sie gelauscht,
Wenn plötzlich am Gemäuer knackt der Schrein,
Ein Fensterladen auf im Winde rauscht, —
Es kömmt, es naht, die Sorgen sind geendet!
Sie hat gefragt, sie hat sich abgewendet
Und schloß sich dann in ihre Kammer ein.

Kein Lebenszeichen von der liebsten Hand,
Von jener, die sie sorglich hat gelenkt,

Als sie zum ersten Mal zu festem Stand
Die zarten Kinderfüßchen hat gesenkt;
Versprengter Tropfen von der Quelle Rande,
Harrt sie vergebens in dem fremden Lande;
Die Tage schleichen hin, die Woche schwand.

Was ihre rege Phantasie geweckt?
Ach, Eine Leiche sah die Heimath schon,
Seit sie den unbedachten Fuß gestreckt
Auf fremden Grund und hörte fremden Ton;
Sie küßte scheidend jung' und frische Wangen,
Die jetzt von tiefer Grabesnacht umfangen;
Ist's Wunder, daß sie tödtlich aufgeschreckt?

In Träumen steigt das Krankenbett empor,
Und Züge dämmern, wie in halber Nacht;
Wer ist's? — sie weiß es nicht und spannt das Ohr,
Sie horcht mit ihrer ganzen Seele Macht;
Dann fährt sie plötzlich auf beim Windesrauschen
Und glaubt dem matten Stöhnen noch zu lauschen
Und kann erst spät begreifen, daß sie wacht.

Doch sieh, dort fliegt sie übern glatten Flur,
Ihr aufgelöstes Haar umfließt sie rund,
Und zitternd ruft sie, mit des Weinens Spur:
„Ein Brief, ein Brief, die Mutter ist gesund!"
Und ihre Thränen stürzen wie zwei Quellen,
Die übervoll aus ihren Ufern schwellen;
Ach, eine Mutter hat man Einmal nur!

Ein braver Mann.

Noch lag, ein Wetterbrodem, schwer
Die Tyrannei auf Deutschlands Gauen,
Die Wachen schlichen scheu umher,
Die Menge schlief in dumpfem Grauen;
Ein Seufzer schien der Morgenwind
Aus angstgepreßter Brust zu brechen;
Nur die Kanone durfte sprechen,
Und lächeln durfte nur das Kind.

Da lebt' im Frankenland ein Mann,
Der bittre Stunden schon getragen,
In drängenden Geschickes Bann
Gar manche Täuschung sonder Klagen;
Ihm war von seiner Ahnen Flur
Der edle Name nur geblieben,
Von allen, allen Jugendtrieben
Des Herzens warm Gedenken nur.

Durch frühes Siechthum schwer gebeugt
Und jeglichem Beruf verdorben,
Hätt' er oft gern das Haupt geneigt
Und wär' in Frieden nur gestorben;
An seinen Schläfen lagen schon
Mit vierzig Jahren weiße Garben,
Und seiner Züge tiefe Narben
Verriethen steter Sorge Frohn.

Doch freundlich trug er jeden Dorn,
Der auf dem Pfade ihm begegnet,
Geschlagen von des Schicksals Zorn,
Doch von der Götter Hand gesegnet.
Und eine Kunst war ihm beschert,
So mild wie seiner Seele Hauchen:

Sein Pinsel ließ die Wiesen rauchen
Und flammen des Vulkanes Herd.

Es waren Bilder, die mit Lust
Ein unverdorbnes Herz erfüllen,
Wie sie entsteigen warmer Brust
Und reiner Phantasie entquillen;
Doch Mäklern schienen sie zu zart,
Den Stempel hoher Kunst zu tragen;
So hat er schwer sich durchgeschlagen
Und täglich am Bedarf gespart.

Da ward in Winterabends Lauf
Ein Brief ihm von der Post gesendet;
Er riß bestürzt das Siegel auf:
O Gott, die Sorgen sind beendet!
Des fernen Vetters Todtenschein
Hat als Agnaten ihn berufen,
Er darf nur treten an die Stufen,
Die reichen Lehen harren sein!

Wer denkt es nicht, daß ihm gepreßt
Aus heißer Wimper Thränen flossen?
Dann plötzlich steht sein Auge fest,
Der Zähren Quelle ist geschlossen.
Er liest, er tunkt die Feder ein,
Hat nur Sekunden sich berathen,
Und an den nächsten Lehnsagnaten
Schreibt muthig er beim Lampenschein:

„Wohl sagt man, daß Tyrannenmacht
Nicht Eides[1] Band vermag zu schlingen.
Doch wo in uns ein Zweifel wacht,
Da müssen wir zum Besten ringen.

[1] Der Huldigungseid, den er als Grundbesitzer hätte leisten müssen.

Nimm hin der Väter liebes Schloß,
— O, würd' ich einstens dort begraben! —
Ich bin gewöhnt, nicht viel zu haben,
Und mein Bedürfniß ist nicht groß."

Wer unter euch von Opfern spricht,
Von edleren, und Märtrerzeichen,
Der sah gewiß noch Jahre nicht,
Nicht vierzig Jahr' in Sorg' entschleichen!
Ihr, die mit Stärke prunkt und gleich
Euch drängt zu stolzer Thaten Weihe:
— Er war ein Mann wie Wachs so weich,
Nur stark in Gott und seiner Treue.

Und wie es ferner ihm erging?
Er hat gemalt, bis er gestorben,
Zuletzt, in langer Jahre Ring,
Ein schmal Vermögen sich erworben;
Nie hat auf der Begeistrung Höh'
Sein schamhaft Schweigen er gebrochen,
Und keine Seele hat gesprochen
Von seinem schweren Opfer je.

Zweimal im Leben gab das Glück
Vor seinem Antlitz mir zu stehen,
In seinem mild bescheidnen Blick
Des Geistes reinen Blitz zu sehen.
Und im December hat man dann
Des Sarges Deckel zugeschlagen
Und still ihn in die Gruft getragen.
— Das ist das Lied vom braven Mann.

Stammbuchblätter.

1.

Mit Laura's Bilde.

Im Namen eines Freundes.

Um einen Myrtenzweig sich zu erſingen,
Schickt ſeinen Schwan Petrarca Lauren nach,
Mit Lorbeerreiſern füllt er das Gemach,
Doch kann er in den Myrtenhain nicht dringen.

Da zieht er durch die Welt mit hellem Klingen,
Schlägt mit den Flügeln an das theure Haus,
Man reicht ihm den Cypreſſenkranz hinaus,
Allein die Myrte kann er nicht erringen.

Mein Freund, wohl iſt der Lorbeer uns verſagt,
Doch laß uns um den ſchnöden Preis nicht klagen,
Von Dornen und Cypreſſen rings umragt.

Will es in einer Laura Blick mir tagen,
Dann hab' ich gern dem ſchweren Kranz entſagt,
Die kleine Myrte läßt ſich leichter tragen.

2.

An Henriette von Hohenhauſen.

Wie lieb, o Nähe; Ferne, ach wie leid;
Wie bald wird Gegenwart Vergangenheit!
Warum hat Trauer denn ſo matten Schritt,
Da doch ſo leicht die frohe Stunde glitt?
Ach, wer mir liebe Stunden könnte bannen,
Viel werther ſollt' er ſein, als der vermöchte
Der trüben ſchlaffe Sehnen anzuſpannen,
Denn Leid im Herzen wirbt ſich theure Rechte,
Und wer es nimmt, der nimmt ein Kleinod mit.

Reich' mir die Hand, du haſt mich froh gemacht!
In öder Fremde hab' ich dein gedacht,
Werd' oft noch ſinnen deinem Blicke nach,
So mildes Auge hellt den trübſten Tag.
Laß Ferne denn zur Nähe ſich geſtalten
Durch Wechſelwort und inniges Gedenken.
Reich' mir die Hand — ich will ſie treulich halten,
Und drüber her mag immergrün ſich ſenken
Der Tannenzweig, ein ſchirmend Wetterdach.

Nachruf an Henriette von Hohenhauſen.[1]

An deinem Sarge ſtanden wir,
Du fromme milde Leidenspalme,
Wir legten in die Hände dir
Des Lenzes linde Blüthenhalme;
An deiner Bruſt, wie eingeknickt,
Die blauen Seidenſchleifen lagen;
So, mit der Treue Bild geſchmückt,
Hat man dich in die Gruft getragen.

Die Sonne ſticht, der Regen rauſcht —
Wir ſitzen ſchweigend und beklommen;
Es knirrt im Flur, und Jeder lauſcht,
Als dächten wir, du könnteſt kommen;
In jedem Winkel ſuchen wir
Nach deinem Lächeln, deinem Blicke,
Wer lehnte je am Buſen dir,
Und fühlt im Herzen keine Lücke?

[1] Henriette von Hohenhauſen, in Herford geboren, ſtarb im April des Jahres 1843 zu Münſter. Sie iſt Verfaſſerin verſchiedener Erzählungen, Gedichte und Jugendſchriften, die ſich durch ſittlich religiöſe Richtung und große Gemüthlichkeit auszeichnen.

Daß dein Erkennen ſtark und klar,
Auch Andre mögen's mit dir theilen,
Doch daß du ſo gerecht und wahr,
Daß Segen jede deiner Zeilen,
Der Odem, den dein Leben ſog,
Der letzte noch, ein Liebeszeichen —
Das, Henriette, ſtellt dich hoch
Ob Andre, die an Geiſt dir gleichen!

Du warſt die Seltne, die gehorcht
Des Ruhmes lockender Sirene
Und keine Tünche je geborgt
Und keine ſüßen Taumeltöne;
Die jede Perl' aus ihrem Hort
Vor Gottes Auge erſt getragen,
Um ernſtes wie um heitres Wort,
Um keines durft' im Tode zagen.

Am Sarge fällt die Blüthe ab,
Zerrinnt der Glorie Zauberſchemen,
Dein Lorbeerreis, es bleibt am Grab,
Du kannſt es nicht hinüber nehmen;
Doch vor dem Richter kannſt du knien,
Die reinen Hände hoch gefaltet:
„Sieh, Herr, die Pfunde, mir verliehn,
Ich habe redlich ſie verwaltet."

Nicht möcht' ich einen kalten Stein
Ob deinem warmen Herzen ſehen,
Auch keiner glühen Roſen Schein,
Die üppig unter Dornen wehen;
Des Sinnlaubs immergrünen Stern
Möcht' ich um deinen Hügel ranken,
Und überm Grüne ſäh' ich gern
Die ſegensreiche Aehre ſchwanken.

Vanitas vanitatum!

H. i. p.

Ihr ſaht ihn nicht im Glücke,
Als Schaaren ihm gefolgt,
Mit Einem ſeiner Blicke
Er jeden Haß erdolcht,
Das Blut an ſeinen Händen
Wie Königspurpur faſt,
Und flammenden Geländen
Entſtieg des Nimbus Glaſt;

Saht nicht, wie ſtolz getragen
Schulfreund und Kamerad
Die Stirn, mit welchem Zagen
Der Fremdling ihm genaht,
Wenn mit Koloſſes Schreiten
Das Klippenthor er ſtieß,
Die kleinen Segel gleiten
An ſeiner Sohle ließ.

Ihr habt ihn nicht geſehen,
Ihr Augen jugendklar,
Du Haupt, wo Ringel wehen
Von ſüßem Lockenhaar;
Jünglinge, blühnde Frauen,
Ihr ſaht ihn nicht im Glanz,
Ihn, ſeines Landes Grauen
Und allergrünſten Kranz.

Vielleicht doch ſaht ihr ſtreifen
Den alten kranken Leun,
Saht ſeine Mähne ſchleifen
Und zittern ſein Gebein;

Sahst, wie die breiten Pranken
Er matt und stöhnend hob,
Wie taumelnd seine Flanken
Er längs der Mauer schob.

Und Scheitel sahst ihr, weiße,
Am Fensterglase spähn,
Die dann mit scheuem Fleiße
Sich hintern Vorhang drehn;
Vernahmt der Knaben Lachen,
Der Greise schmerzlich Ach,
Wenn er im freien flachen
Geländ' zusammen brach.

Allein ihr horcht, als rede
Ich von dem Tartarchan,
Mit Augen weit und öde
Starrt ihr euch lange an,
Und Einer ruft: „O schauet,
Wie man ein Ehrenmal
Obscurem Burschen bauet!
Wer war der General?"

Instinkt.

Bin ich allein, verhallt des Tages Rauschen,
Im frischen Wald, im braunen Haideland,
Um mein Gesicht die Gräser nickend bauschen,
Ein Vogel flattert an des Nestes Rand,
Und mir zu Füßen liegt mein treuer Hund,
Gleich Feuerwürmern seine Augen glimmen —
Dann kommen mir Gedanken, ob gesund,
Ob krank, das mag ich selber nicht bestimmen.

Ergründen möcht' ich, ob das Blut, das grüne,
Kein Lebenspuls durch jene Kräuter trägt,
Ob Dionaea[1] um die kühne Biene
Bewußtlos ihre rauhen Netze ſchlägt,
Was in dem weißen Steine[2] zuckt und greift,
Wenn er, die Fäden ſtreckend, leiſe ſchauert,
Und ob, vom Duft der Menſchenhand geſtreift,
Gefühllos ganz die Senſitive trauert?

Und wieder muß ich auf den Vogel ſehen,
Der dort ſo zürnend ſeine Federn ſträubt,
Mit kriegeriſchem Schrei mich aus den Nähen
Der nackten Brut nach allen Kräften treibt.
Was iſt Inſtinkt? — tiefſten Gefühles Herd;
Inſtinkt trieb auch die Mutter zu dem Kinde,
Als jene Fürſtin, von der Glut verzehrt,[3]
Als Heil'ge ward poſaunt in alle Winde.

Und du, mein zott'ger Tremm, der ſchlafestrunken
Noch ob der Herrin wacht und durch das Grün
Läßt blinzelnd ſtreifen ſeiner Blicke Funken,
Sag' an, was deine klugen Augen glühn?
Ich bin es nicht, die deine Schale füllt,
Nicht gab der Nahrung Trieb dich mir zu eigen,
Und mit der Sklavenpeitſche kann mein Bild
Noch minder dir im dumpfen Hirne ſteigen.

Wer kann mir ſagen, ob des Hundes Seele
Hinaufwärts, oder ob nach unten ſteigt?
Und müde, müde drück' ich in die Schwehle
Mein Haupt, wo ſiedend der Gedanke ſteigt.
Was iſt es, das ein hungermattes Thier,
Mit dem geſtohlnen Brode für das bleiche

[1] Dionaea muscipula, auch „die Fliegenfalle" genannt.
[2] Sparrmannia.
[3] Beim Feſt des Fürſten Schwarzenberg während des Wiener Congreſſes.

Blutrünſt'ge Antlitz in das Waldrevier
Läßt flüchten und verſchmachten bei der Leiche?

Das ſind Gedanken, die uns könnten tödten,
Den Geiſt betäuben, rauben jedes Glück,
Mit tauſendfachem Mord die Hände röthen,
Und leiſe ſchaudernd wend' ich meinen Blick.
O ſchlimme Zeit, die ſolche Gäſte rief
In meines Sinnens harmlos lichte Bläue!
O ſchlechte Welt, die mich ſo lang und tief
Ließ grübeln über eines Pudels Treue!

Die rechte Stunde.

Im heitern Saal beim Kerzenlicht,
Wenn alle Lippen ſprühen Funken,
Und gar vom Sonnenſcheine trunken,
Wenn jeder Finger Blumen bricht,
Und vollends an geliebtem Munde,
Wenn die Natur in Flammen ſchwimmt, —
Das iſt ſie nicht, die rechte Stunde,
Die dir der Genius beſtimmt.

Doch wenn ſo Tag als Luſt verſank,
Dann wirſt du ſchon ein Plätzchen wiſſen,
Vielleicht in deines Sopha's Kiſſen,
Vielleicht auf einer Gartenbank:
Dann klingt's wie halb verſtandne Weiſe,
Wie halb verwiſchter Farben Guß
Verrinnt's um dich, und leiſe, leiſe
Berührt dich dann dein Genius.

Der zu früh geborene Dichter.

Acht Tage zählt' er ſchon, eh ihn
Die Amme konnte ſtillen,
Ein Würmchen, ſaugend kümmerlich
An Zucker und Kamillen;
Statt Nägel nur ein Häutchen lind,
Däumlein wie Vogelſporen,
Und Jeder ſagte: „Armes Kind!
Es iſt zu früh geboren!"

Doch wuchs er auf, und mit der Zeit
Hat Leben ſich entwickelt,
Mehr als der Doktor prophezeit,
Und hätt' er ihn zerſtückelt;
Im zähen Körper zeigte ſich
Zäh wilder Seele Streben;
Einmal erfaßt — dann ſicherlich
Hielt er, auf Tod und Leben.

In Büchern hat er ſich ſtudirt
Hohläugig und zu Schanden
Und durch ſein glühes Hirn geführt
Zahlloſe Liederbanden.
Ein ſteter Drang — hinauf! hinauf!
Und ringsum keine Palme;
So klomm er an der Weide auf
Und jauchzte in die Alme.

Zwar dünkt' ihn oft, bei trübem Muth,
Sein Baldachin von Laube
So köſtlich wie ein alter Hut,
Wie 'ne zerriſſne Haube;
Allein dies ſchalt man „eitlen Drang,
Mit Würde abzutrumpfen!"

Und Alles, was er ſah, das ſang
Herab vom Weidenſtumpfen.

So ward denn eine werthe Zeit
Vertrödelt und verſtammelt,
Lichtblonde Liederlein juchheit
Und Weidenduft geſammelt;
Wohl fielen Thränen in den Flaum
Und ſchimmerten am Raine,
Erfaßte ihn der glühe Traum
Von einem Palmenhaine.

Und als das Leben ausgebrannt
Und fühlte ſich vergehen,
Da ſollt' wie Moſes er das Land
Der Gottverheißung ſehen:
Er ſah, er ſah ſie Schaft an Schaft
Die heil'gen Kronen tragen,
Und drunter all die friſche Kraft
Der edlen Sproſſen ragen.

Und Lieder hört' er, Melodien,
Wie ihm im Traum geklungen,
Wenn ein Kryſtall der Gletſcher ſchien
Und Adler ſich geſchwungen;
Durch das ſmaragdne Rieſenlaub
Sah er die Lyra blinken
Und über ſie gleich goldnem Staub
Levante's Aether ſinken.

O, wie zuſammen da im Fall
Die alten Töne ſchwirrten,
Im Buſen die Gefangnen all
Mit ihren Ketten klirrten!
„Ha, Leben, Jahre! und mein Sitz
Iſt in den Säulenwänden,

Auch meine Lyra ſoll den Blitz
Durch die Smaragden ſenden!“

Ach, arme Friſt, an ſolchem Schaft
Mit mattem Fuß zu klimmen,
Die Sehne ſeiner Jugendkraft,
Vermag er ſie zu ſtimmen?
Und bald erſeufzt er: „Hin iſt hin!
Vertrödelt iſt verloren!
Die Scholle winkt, weh mir, ich bin
Zu früh, zu früh geboren!“

Noth.

Was redet ihr ſo viel von Angſt und Noth
In eurem tadelloſen Treiben?
Ihr frommen Leute, ſchlagt die Sorge todt,
Sie will ja doch nicht bei euch bleiben!

Doch wo die Noth, um die das Mitleid weint,
Nur wie der Tropfen an des Trinkers Hand,
Indeß die dunkle Fluth, die Keiner meint,
Verborgen ſteht bis an der Seele Rand —

Ihr frommen Leute wollt' die Sorge kennen,
Und habt doch nie die Schuld geſehn!
Doch ſie, ſie dürfen ſchon das Leben nennen
Und ſeine grauenvollen Höhn!

Hinauf ſchallt's wie Geſang und Loben,
Und um die Blumen ſpielt der Strahl,
Die Menſchen wohnen ſtill im Thal,
Die dunklen Geier horſten droben.

Die Bank.

Im Parke weiß ich eine Bank,
Die ſchattenreichſte nicht von allen,
Nur Erlen laſſen, dünn und ſchlank,
Darüber karge Streifen wallen;
Da ſitz' ich manchen Sommertag
Und laſſ' mich röſten von der Sonnen,
Rings keiner Quelle Plätſchern wach,
Doch mir im Herzen ſpringt der Bronnen.

Dies iſt der Fleck, wo man den Weg
Nach allen Seiten kann beſtreichen,
Das ſtaub'ge Gleis, den grünen Steg
Und dort die Lichtung in den Eichen:
Ach manche, manche liebe Spur
Iſt unterm Rade aufgeflogen!
Was mich erfreut, bekümmert, nur
Von drüben kam es hergezogen.

Du frommer Greis im ſchlichten Kleid,
Getreuer Freund ſeit zwanzig Jahren,
Dem keine Wege ſchlimm und weit,
Galt es den heil'gen Dienſt zu wahren:
Wie oft ſah ich den ſchweren Schlag
Dich drehn mit ungeſchickten Händen,
Und langſam ſteigend nach und nach
Dein Käppchen an des Dammes Wänden.

Und du in meines Herzens Grund,
Mein lieber ſchlanker blonder Junge,
Mit deiner Büchſ' und braunem Hund,
Du klares Aug' und muntre Zunge,
Wie oft hört' ich dein Pfeifen nah,
Wenn zu der Dogge du geſprochen,

Mein lieber Bruder warst du ja,
Wie sollte mir das Herz nicht pochen?

Und Manches, was die Zeit verweht,
Und Manches, was sie ließ erkalten,
Wie Banquo's Königsreihe geht
Und trabt es aus des Waldes Spalten.
Auch was mir noch geblieben und
Was neu erblüht im Lebensgarten,
Der werthen Freunde heitrer Bund,
Von drüben muß ich ihn erwarten.

So sitz' ich Stunden wie gebannt,
Im Gestern halb und halb im Heute,
Mein gutes Fernrohr in der Hand
Und lass' es streifen durch die Weite.
Am Damme steht ein wilder Strauch,
O, schmählich hat mich der betrogen!
Rührt ihn der Wind, so mein' ich auch,
Was Liebes komme hergezogen!

Mit jedem Schritt weiß er zu gehn,
Sich anzuformen alle Züge;
So mag er denn am Hange stehn,
Ein werth Phantom, geliebte Lüge;
Ich aber hoffe für und für,
So fern ich mich des Lebens freue,
Zu rösten an der Sonne hier,
Geduld'ger Märtyrer der Treue.

Clemens von Droſte.[1]

An ſeinem Denkmal ſaß ich, das Getreibe
Des Lebens ſchwoll und wogt' in den Alleen,
Ich aber mochte nur zum Himmel ſehn,
Von dem ihr Silber goß die Mondenſcheibe.
Und alle Schmerzenskeime fühlt' ich ſprießen,
Im Herzen ſich entfalten, Blatt um Blatt,
Und allen Segen fühlt' ich niederfließen
Um eines Chriſten heil'ge Schlummerſtatt.

Da nahte durch die Gräſer ſich ein Rauſchen,
Geflüſter hallte an der Marmorwand,
Der mir ſo theure Name ward genannt,
Und leiſe Wechſelrede hört' ich tauſchen.
Es waren tiefe achtungsvolle Worte,
Und dennoch war es mir, als dürfe hier
Kein Anderer an dem geweihten Orte,
Kein Weſen ihn betrauern neben mir.

Wer könnte unter dieſen Gräbern wandeln,
Der ihn gekannt wie ich, ſo manches Jahr,
Der ſeine Kindheit ſah, ſo friſch und klar,
Des Jünglings Glut, des Mannes kräftig Handeln?
Welch fremdes Aug' hat in den ernſten Lettern,
Dem ſtrengen Wort des Herzens Schlag erkannt?
Die Blitze ſaht ihr, aber aus den Wettern
Saht ihr auch ſegnen eines Engels Hand?

Sie ſtanden da wie vor Pantheons Hallen,
Wie unter Bannern, unter Lorbeerlaub;
Ich ſaß an einem Hügel, wo zu Staub
Der Menſchenherzen freundlichſtes zerfallen.

[1] Clemens Auguſt Freiherr von Droſte, Profeſſor an der juriſtiſchen Fakultät zu Bonn, wurde im Jahre 1832, während eines Aufenthalts zu Wiesbaden, ſeinen Freunden durch einen plötzlichen Tod entriſſen. — Seine Hülle ruht auf dem dortigen Gottesacker.

Sie redeten von den zerſprengten Kreiſen,
Die all er wie ein mächt'ger Reif geeint;
Ich dachte an die Wittwen und die Waiſen,
Die ſeinem dunklen Sarge nachgeweint.

Sie redeten von ſeines Geiſtes Walten,
Von ſeinem ſtarken ungebeugten Sinn,
Und wie er nun der Wiſſenſchaft dahin,
Der Mann, an dem ſich mancher Arm gehalten;
Ich hörte ihres Lobes Wogen ſchießen,
Es waren Worte, wohlgemeint und wahr,
Doch meine Thränen fühlt' ich heißer fließen,
Als ob man ihn verkenne ganz und gar.

Und endlich hört' ich ihre Stimme ſchwinden,
Ihr letztes Wort war eine Klage noch:
Daß nicht ſo leicht ein gleiches Wiſſen doch,
Daß ſelten nur ein gleicher Geiſt zu finden.
Ich aber, beugend in des Denkmals Schatten,
Hab' ſeines Grabes feuchten Halm geküßt:
„Wo gibt es einen Vater, einen Gatten
Und einen Freund, wie du geweſen biſt!"

Guten Willens Angeſchick.

Du ſcheuchſt den frommen Freund von mir,
Weil krank ich ſei und ſehr bewegt,
Mein hell und blühend Luſtrevier
Haſt du mit Dornen mir umhegt;
Wohl weiß ich, daß der Wille rein,
Daß eure Sorge immer wach,
Doch was ihn labt, was hindert, ach,
Ein Jeder weiß es nur allein.

Ich denke, wie ich einſtens ſaß
An eines Hügels ſchroffem Rain
Und ſah ein ſchönes Kind, das las
Sich Schneckenhäuschen im Geſtein;
Dann glitt es aus, ich ſprang hinzu,
Es hatte ſich am Strauch gedrückt;
Ich griff es an gar ungeſchickt,
Und abwärts rollte es im Nu;

Auf hob ich es, das weinend lag
Und grimmig weinend um ſich fuhr
Und freilich, was es ſtieß vom Hag,
Mein ſchlimmes Helfen war es nur. —
Und an der Klippe ſtand ich auch,
Bei Vogelbrut mit Flaumenhaar,
Und drüber pfiff wie ein Korſar
Ein Weihe hoch im Nebelrauch.

Nun blitzte wie ein Strahl heran
Und immer näher ſchoß der Weih,
Ich ſchwang das Tuch, den Mantel dann,
Die jungen Vögel duckten ſcheu;
Und aufwärts funkelnd, angſtgepreßt,
Wie Marder pfiffen ſie ſo klar;
Da ward mir endlich offenbar,
Dies ſei des Weihen eignes Neſt.

So hab' ich hundertmal gefühlt,
Und tauſendmal hab' ich geſehn,
Daß nichts ſo hart am Herzen wühlt,
Wo ſeine tiefſten Adern gehn,
Als — zürne nicht, die Lippen drück'
Ich ſühnend auf der Lippen Rand —
Als eine liebe raſche Hand
In guten Willens Ungeſchick.

Der Traum.

An Amalie H.

Jüngſt hab' ich dich geſehn im Traum,
So lieblich ſaßeſt du behütet
In einer Laube grünem Raum,
Von duftendem Jasmin umblüthet;
Durch Zweige fiel das goldne Licht,
Aus Vogelkehlen ward geſungen,
Du ſaßeſt da wie ein Gedicht,
Von einem Blumenkranz umſchlungen.

Und deine liebe Rechte trug
Das Antlitz mit ſo edlen Sitten,
Im Sand das aufgeſchlagne Buch
Schien von dem Schooße dir geglitten;
Dich lehnend an den friſchen Hag
Hauchteſt du flüſternd leiſe Küſſe,
Im Auge eine Thräne lag
Wie Thau im Kelche der Narziſſe.

Dich anzuſchaun war meine Luſt,
Zu lauſchen deiner Züge Regen,
Und dennoch hätt' ich gern gewußt,
Was dich ſo innig mocht' bewegen?
Da bogſt du ſacht hinab den Zweig,
Strichſt lächelnd an der Spitzenhaube,
An deine Schulter huſcht' ich gleich,
Sah einen Baum in ſchlichtem Laube:

Und auf dem Baume ſaß ein Fink,
Der ſchleppte dürres Moos und Reiſig,
„Schau her, ſchau wieder!“ zirpt' er flink
Und förderte am Neſtchen fleißig;
Er ſah ſo keck und fröhlich aus,
Als trüg' er des Flamingo Kleider.

So sorglich hüpft' er um sein Haus,
Als fürcht' er bösen Blick und Neider.

Und wenn ein Reischen er gelegt,
Dann rief er alle Welt zu Zeugen,
Als müsse, was der Garten hegt,
Blum' und Gesträuch sich vor ihm neigen;
Um deine Lippe flog ein Zug,
Wie ich ihn oft an ihr gesehen,
Und meinen Namen ließ im Flug
Sie über ihre Spalte gehen.

Schon hob ich meine Hand hinauf,
Mit leisem Schlage dich zu strafen,
Allein da wacht' ich plötzlich auf
Und bin nicht wieder eingeschlafen;
Nur deiner hab' ich fortgedacht,
Säh' dich so gern am grünen Hage,
Mich dünkt, so lieb wie in der Nacht
Sah ich dich noch an keinem Tage.

Im Eise schlummern Blum' und Zweig,
Decemberwinde schneidend wehen,
Der Garten steht im Wolkenreich,
Wo tausend schönre Gärten stehen;
So golden ist kein Sonnenschein,
Daß er wie der erträumte blinke;
Doch du, bist du nicht wirklich mein?
Und bin ich nicht dein dummer Finke?

Locke und Lied.

Meine Lieder sandte ich dir,
Meines Herzens strömende Quellen,

Deine Locke sandtest du mir,
Deines Hauptes ringelnde Wellen;
Hauptes Welle und Herzens Fluth,
Sie zogen einander vorüber;
Haben sie nicht im Kusse geruht?
Schoß nicht ein Leuchten darüber?

Und du klagest: verblichen sei
Die Farbe der wandernden Zeichen;
Scheiden thut weh, mein Liebchen, ei,
Die Scheidenden dürfen erbleichen;
Warst du blaß nicht, zitternd und kalt,
Als ich von dir mich gerissen?
Blicke sie an, du Milde, und bald,
Bald werden den Herrn sie nicht missen.

Auch deine Locke hat sich gestreckt,
Verdrossen, gleich schlafendem Kinde,
Doch ich hab' sie mit Küssen geweckt,
Hab' sie gestreichelt so linde,
Ihr gelüstet von unsrer Treu',
Sie geschlungen um deine Kränze,
Und nun ringelt sie sich auf's neu,
Wie eine Rebe im Lenze.

Wenig Wochen, dann grünet der Stamm,
Hat Sonnenschein sich ergossen,
Und wir sitzen am rieselnden Damm,
Die Händ' in einander geschlossen,
Schaun in die Welle und schaun in das Aug'
Uns wieder und wieder und lachen,
Und Bekanntschaft mögen dann auch
Die Lock' und der Liederstrom machen.

Spiegelung.

An Levin Schücking.

O frage nicht, was mich so tief bewegt,
Seh' ich dein junges Blut so freudig wallen,
Warum, an deine klare Stirn gelegt,
Mir schwere Tropfen aus den Wimpern fallen.

Mir träumte einst, ich sei ein albern Kind,
Sich emsig mühend an des Tisches Borden;
Wie übermächtig die Vokabeln sind,
Die wieder Hieroglyphen mir geworden!

Und als ich dann erwacht, da weint' ich heiß,
Daß mir so klar und nüchtern jetzt zu Muthe,
Daß ich so schrankenlos und überweis',
So ohne Furcht vor Schelten und vor Ruthe.

So, wenn ich schaue in dein Antlitz mild,
Wo tausend frische Lebenskeime walten,
Da ist es mir, als ob Natur mein Bild
Mir aus dem Zauberspiegel vorgehalten;

Und all mein Hoffen, meiner Seele Brand
Und meiner Liebessonne dämmernd Scheinen,
Was noch entschwinden wird und was entschwand,
Das muß ich Alles dann in dir beweinen.

An Levin Schücking.

Kein Wort, und wär' es scharf wie Stahles Klinge,
Soll trennen, was in tausend Fäden Eins,
So mächtig kein Gedanke, daß er dringe
Vergällend in den Becher reinen Weins;

Das Leben iſt ſo kurz, das Glück ſo ſelten,
So großes Kleinod, einmal ſein ſtatt gelten!

Hat das Geſchick uns, wie in frevlem Witze,
Auf feindlich ſtarre Pole gleich erhöht,
So wiſſe, dort, dort auf der Scheidung Spitze
Herrſcht, König über Alle, der Magnet,
Nicht frägt er, ob ihn Fels und Strom gefährde,
Ein Strahl fährt mitten er durchs Herz der Erde.

Blick' in mein Auge — iſt es nicht das deine,
Iſt nicht mein Zürnen ſelber deinem gleich?
Du lächelſt — und das Lächeln iſt das meine,
An gleicher Luſt und gleichem Sinnen reich;
Worüber alle Lippen freundlich ſcherzen,
Wir fühlen heil'ger es im eignen Herzen.

Pollux und Kaſtor — wechſelnd Glühn und Bleichen,
Des Einen Licht geraubt dem Andern nur,
Und doch der allerfrömmſten Treue Zeichen. —
So reiche mir die Hand, mein Dioskur!
Und mag erneuern ſich die holde Mythe,
Wo überm Helm die Zwillingsflamme glühte.

An denſelben.

Zum zweiten Male will ein Wort
Sich zwiſchen unſre Herzen drängen,
Den felsbewachten Erzeshort
Will eines Knaben Mine ſprengen.
Sieh mir in's Auge, wende nicht
Das deine nach des Fenſters Borden,
Iſt denn ſo fremd dir mein Geſicht,
Denn meine Sprache dir geworden?

Sieh freundlich mir in's Auge, ſchuf
Natur es gleich im Eigenſinne
Nach harter Form, muß ihrem Ruf
Antworten ich mit ſcharfer Stimme,
Der Vogel ſingt wie ſie gebeut,
Libelle zieht die farb'gen Ringe,
Und keine Seele hat bis heut
Sie noch gezürnt zum Schmetterlinge.

Still ließ an meiner Jahre Rand
Die Parze ihre Spindel ſchlüpfen,
Zu ſtrecken meint' ich nur die Hand
Um alte Fäden anzuknüpfen,
Da fand den deinen ich ſo reich,
Fand ihn ſo vielbewegt verſchlungen,
Darf es dich wundern, wenn nicht gleich
So Ungewohntes mir gelungen?

Daß Manches ſchroff in mir und ſteil,
Wer könnte, ach, wie ich es wiſſen!
Es ward, zu meiner Seele Heil
Mein zweites zarteres Gewiſſen,
Es hat den Uebermuth gedämpft,
Der mich Giganten gleich bezwungen,
Hat glühend, wie die Reue kämpft,
Mit dem Dämone oft gerungen.

Doch du, das tiefverſenkte Blut
In meinem Herzen, durfteſt denken,
So wolle ich mein eignes Gut,
So meine eigne Krone kränken?
O ſorglos floß mein Wort und bunt
Im Glauben, daß es dich ergötze,
Daß nicht geſchaffen dieſer Mund
Zu einem Hauch, der dich verletze.

Sieh her, nicht Eine Hand dir nur,
Ich reiche beide dir entgegen,
Zum Leiter auf verlorne Spur,
Zum Liebeſpenden und zum Segen,
Nur ehre ihn, der angefacht
Das Lebenslicht an meiner Wiege,
Nimm mich wie Gott mich hat gemacht,
Und leih' mir keine fremden Züge!

Poeſie.

Frägſt du mich im Räthſelſpiele,
Wer die zarte lichte Fey,
Die ſich drei Kleinoden gleiche
Und Ein Strahl doch ſelber ſei?
Ob ich's rathe? ob ich fehle?
Liebchen, pfiffig war ich nie,
Doch in meiner tiefſten Seele
Hallt es: das iſt Poeſie!

Jener Strahl, der, Licht und Flamme,
Keiner Farbe zugethan,
Und doch, über Alles gleitend
Tauſend Farben zündet an,
Jedes Recht und Keines Eigen. —
Die Kleinode nenn' ich dir:
Den Türkis, den Amethyſten
Und der Perle edle Zier.

Poeſie gleicht dem Türkiſe,
Deſſen frommes Auge bricht,
Wenn verborgner Säure Brodem
Nahte ſeinem reinen Licht;

Deſſen Urſprung Keiner kündet,
Der wie Himmelsgabe kam
Und des Himmels milde Bläue
Sich zum milden Zeichen nahm.

Und ſie gleicht dem Amethyſten,
Der ſein veilchenblau Gewand
Läßt zu ſchnödem Grau erblaſſen
An des Ungetreuen Hand;
Der, gemeinen Götzen fröhnend,
Sinkt zu niedren Steines Art,
Und nur einer Flamme dienend
Seinen edlen Glanz bewahrt;

Gleicht der Perle auch, der zarten,
Am Geſunden thauig klar,
Aber ſaugend, was da Krankes
In geheimſten Adern war;
Sahſt du niemals ihre Schimmer
Grünlich, wie ein modernd Tuch?
Eine Perle bleibt es immer,
Aber die ein Siecher trug.

Und du lächelſt meiner Löſung,
Flüſterſt wie ein Widerhall:
Poeſie gleicht dem Pokale
Aus venediſchem Kryſtall;
Gift hinein — und ſchwirrend ſingt er
Schwanenliedes Melodie,
Dann in tauſend Trümmer klirrend,
Und hin iſt die Poeſie!

An Eliſe.

Am 19. November 1843.

Du weißt es lange wohl, wie werth du mir,
Was ſollt' ich es nicht froh und offen tragen,
Ein Lieben, das ſo friſcher Ranken Zier
Um meinen kranken Lebensbaum geſchlagen?
Und manchen Abend hab' ich nachgedacht,
In leiſer Stunde träumeriſchem Sinnen,
Wie deinen Morgen, meine nah'nde Nacht
Das Schickſal ließ aus Einer Urne rinnen.

Zu alt zur Zwillingsſchweſter, möchte ich
Mein Töchterchen dich nennen, meinen Sproſſen,
Mir iſt, als ob mein fliehend Leben ſich,
Mein rinnend Blut in deine Bruſt ergoſſen.
Wo flammt im Herzen mir ein Opferherd,
Daß nicht der deine loderte daneben,
Von gleichen Landes lieber Luft genährt,
Von gleicher Freunde frommem Kreis umgeben?

Und heut, am Sankt Eliſabethentag,
Vereinend uns mit gleichen Namens Banden,
Schlug ich bedächtig im Kalender nach,
Welch' Heilige am Taufborn uns geſtanden;
Da fand ich eine königliche Frau,
Die ihre milde Segenshand gebreitet,
Und eine Patriarchin, ernſt und grau,
Nur werth um Den, deß Wege ſie bereitet.

Faſt war es mir, als ob dies Doppelbild
Mit ſtrengem Mahnen ſtrebe uns zu trennen,
Als woll' es dir die Fürſtin zart und mild,
Mir nur die ernſte Hüterin vergönnen;

Doch — lächle nicht — ich hab' mich abgekehrt,
Bin fast verschämt zur Seite dir getreten;
Nun wähle, Lieb, und die du dir beschert,
Zu der will ich als meiner Heil'gen beten.

Ein Sommertagstraum.

Im tiefen West der Schwaden grollte,
Es stand die Luft, ein siedend Meer,
An meines Fensters Vorhang rollte
Die Sonnenkugel, glüh und schwer;
Und wie ein Kranker, lang gestreckt,
Lag ich auf grünen Sophakissen,
Das Haupt von wüstem Schmerz zerrissen,
Die Stirne fieberhaft gefleckt.

Um mich Geschenke, die man heute
Zu meinem Wiegenfest gesandt:
Denare, Schriften, Meeres Beute,
Ich hab' mich schnöde abgewandt;
Zum Tode matt und schlafberaubt,
Studirt' ich der Gardine Bauschen
Und horchte auf des Blutes Rauschen
Und Klingeln im betäubten Haupt.

Zuweilen dehnte sich ein Murren
Den Horizont entlang, es schlich
Am Hag ein Rieseln und ein Surren,
Wie flatternder Libelle Strich;
Betäubend zog Reseda duft
Durch des Balkones offne Thüren,
In jeder Nerve war zu spüren
Die schwefelnde Gewitterluft.

Da plötzlich ſchien ſich aufzurichten
Am Fenſterrahm ein Schattenwall,
Und mählich ſchob die dunklen Schichten
Er näher an den glühen Ball.
Durch der Gardine Spalten zog
Ein friſcher Hauch, ich ſchloß die Augen,
Um tiefer, tiefer einzuſaugen,
Was leiſe ſpielend mich umflog.

Genau vernahm ich noch das Rucken
Des flatternden Papiers, das Licht
Der Stufe ſah ich ſchmerzend zucken;
Ob ich entſchlief? mich dünkt es nicht.
Doch ſchneller ſchien am Autograph
Das dürre Zünglein zu wehen,
Ein glitzernd Aug' der Stein zu drehen,
Die Muſchel dehnte ſich im Schlaf.

Und, nächt'ger Mücke zu vergleichen,
Umſäuſelte mich halber Klang,
Am Teppich ſchien es ſacht zu ſtreichen
Und lief des Polſters Saum entlang,
Wie wenn im zitternden Papier
Der Fliege zarte Füßchen irren;
Und heller, feiner aus dem Schwirren
Drang es wie Wortes Hauch zu mir:

Das Autograph.

Pſt! — St! — ja, ja,
Das mocht' eine Pracht noch heißen,
Als ich am Ermel ſah
Die goldenen Treſſen gleißen!
Wie waren die Hände weiß und weich,
Wie funkelten die Demanten!

Wie ſchwammen drüber, ſo duftig, reich,
Die breiten Brüſſeler Kanten!

Das waren Bilder und Lockenpracht,
Wie mähnige Leun in Rahmen!
Das Vaſen! wo in der Galatracht
Spazierten ſchäfernde Damen!
Und, o, das war ein Blumenſee,
Ein farbiges Blüthengewimmel!
Das eine berauſchende Aethernäh'
Von heißem ſüdlichem Himmel!

Pſt! — Et! — ich duckt' in meinem Fach,
Pſt! — ſtill — wie Vögel im Neſt,
Und ward am Gitter die Briſe wach,
Dann ruſchelt' ich mit dem Weſt'.
O, o! der war euch ein Vagabund:
Von Bogen flog er zu Bogen,
Hat aus der Siegel Granatenmund
Säuſelnde Küſſe geſogen.

Pſt! — drunten, hart an meiner Klauſ'
Ein Tiſch auf güldenen Krallen;
Und wiſpelte ich zu weit hinaus,
Ich wär' auf den Amor gefallen;
Der ſtand, einen Köcher in jeder Hand,
Wie ſinnend auf luſtige Finte,
Das Haupt gewendet vom ſtäubenden Sand,
Und ſpiegelte ſich in der Tinte.

Sieh! drüben der Thüren Paneele, breit
Geſchmückt mit ſchimmernden Leiſten!
Wie hab' ich geflattert und mich gefreut,
Wenn leiſe knarrend ſie gleißten!
Dann kam das Ding — ein Mann? — ein Greis? —
Nie konnte ich ſatt mich ſchauen,

Daß ſeine Lockenkaskaden ſo weiß,
So glänzend ſchwarz ſeine Brauen!

Schrieb, ſchrieb, daß die Feder knirrt' und bog,
Lang lange ſchlängelnde Kette,
Und ſachte über den Marmor zog
Und ſchleifte ſich die Manſchette.
Das ſummt' und ſäuſelte mir wie Traum,
Wie ſurrender Bienen Leſen,
Als ſei ich einſt ein ſeidener Schaum,
Eine Spitzenmanſchette geweſen.

Pſt! — ſtille, — ſieh, ein Andrer! — ſieh!
Wie ſchütteln des Schreibers Locken!
Er beugt und ſchlenkert ſich bis ans Knie,
Schlürft und ſchleicht wie auf Socken.
Ha! es zupft mich, — ich falle, ich falle! —
Da liege ich hülflos gebreitet,
Und über mich die tintige Galle
Wie Würmer krimmelt und gleitet.

Licht, Leben! durch die Faſern gießt
Gleich Ichor ſich der Menſchengeiſt;
Wie's droben tönt, die Spalte fließt,
Gedankenwelle ſchwillt und kreißt.
„Viva!“ — ein König wird gegrüßt —
Es fault im Mark, die Rinde gleißt.
Und Schiffe, ſchwer von Proviant,
Ziehn übers Meer vom Nordenſtrand.

Ich zittre, zittre, jenes Fremden Auge,
Lichtblau und klar, iſt über mich gebeugt;
Ob es den Geiſt mir aus den Faſern ſauge?
Ich weiß es nicht, ſein Blinzen ſinkt und ſteigt,
Ein Auge ſcharf wie Scheidewaſſers Lauge! —
Er ſtreicht die Brauen, faßt die Feder leicht —

Nun schlängelt er — nun drunten steht es da:
„Theodor' il primo, re di Corsica.“
Pst! still! — der König spricht, Denar, halt Ruh!
Was schaukelst dich, was klimperst du?

Der Denar.

O! über deinen König! ganz dir gleich,
Du glattgeschlagner Lumpen, o, sein Reich
Das Inselchen, deß kärglichen Tribut
Lucull in eine Silberschüssel lud;
Gebannt in eine Perle, Cäsars Hand
In der Egypterfürstin Locken wand.
Du, zitternd vor Satrapenblicke, fahl
Wärst du zerstäubt vor seiner Augen Strahl,
Wenn langsam übers Forum im Triumph
Das Viergespann ihn rollte; hörst du dumpf,
Wie halberwachten Donner oder Spülen
Der Brandung, Pöbelwoge ziehn und wühlen,
Um die Quadriga summend, wie im Rahn
Prüft seine Stimme murrend der Orkan?
„Heil, Cäsar, Heil!“ Um seine kahle Stirn
Ragt Lorbeer, wie die Ficht' um Klippenfirn;
Er lächelt, und aus seinem Lächeln fließet
Ein leise schläfernd Gift, o Roma, dir!
Sein halbgeschloßnes Auge Fäden schießet,
Ein unzerreißbar Netz. Gebückt und stier,
Zerzausten Haares, vor den Rossen klirrt
Endloser Gallierzug, die Fesseln schleifen,
Und aus der Pöbelwelle gellt und schwirrt
Gezisch, Gejubel, Cymbelklang und Pfeifen.
Denare fliegen aus des Siegers Hand,
Ha, wie es krabbelt im Arenasand!
Der Imperator nickt und klingelt fort.
Noch lieg' ich unberührt im Byssusbeutel —

Was ſteigt ſo ſchwarz am Kapitole dort?
Es dunkelt, dunkelt; — über Cäſars Scheitel
Ein Rieſenaar mit Flügelrauſchen ſteigt,
Die Sonne ſchwindet, doch ein Leuchten ſtreicht
Um der Liktoren Beile — wieder itzt —
Sie zucken, ſchwenken ſich — es blitzt! — es blitzt!

Die Erzſtufe.

Ja Blitze, Blitze! der Schwaden drängt
Giftiges Gas am Riſſe hinaus,
Auf einem Blitze bin ich geſprengt
Aus meinem funkelnden Kellerhaus.
O, wie war ich zerbrochen und krank,
Wie rieſelt's mir über die blanke Haut,
Wenn langſam ſchwellend der Tropfen ſank,
Des Zuges Schneide mich angegraut!

Kennſt du den Bergmönch, den braunen Schelm,
Dem auf der Schulter das Antlitz kreißt?
Schwarz und rauh wie ein roſtiger Helm,
Wie die Grubenlampe ſein Auge gleißt.
O, er iſt böſe, tückiſch und ſchlimm!
Mit dem Gezähe[1] hackt er am Spalt,
Bis das ſchwefelnde Wetter im Grimm
Gegen die weichende Rinde ſchwallt.

Steiger, bete! du armer Knapp',
Dem in der Hütte das Kindlein zart,
Betet! betet! eh ihr hinab,
Eh zum letzten Male vor Ort ihr fahrt.
Sieben Nächte hab' ich geſehn
Wie eine Walze rollen den Nacken
Und die Augen funkeln und drehn
Und das Gezähe ſchürfen und hacken.

[1] „Gezähe" das Handwerkszeug der Bergknappen.

Dort, dort hinter dem reichen Gang
Lauert der giftige Brodem; da
Wo der Kobold den Hammer ſchwang,
Wo ich am Bruche ihn ſchnuppern ſah.
Gleich dem Molche von Dunſte trunken
Schwoll und wackelt' der Gnom am Grund,
Und des Gaſes kniſternde Funken
Zogen in ſeinen ſaugenden Schlund.

Bete, Steiger, den Morgenpſalm
Einmal noch und dein „walt's Gott,"
Deinen Segen gen Wetters Qualm,
Gäh Verſcheiden und Teufelsrott'.
Schau noch einmal ins Angeſicht
Deinem Töchterchen, deinem Weib,
Und dann zünde das Grubenlicht:
„Gott die Seele, dem Schacht der Leib!"

Sie ſind vor Ort, die Lämpchen rund
Wie Irrwiſchflämmchen aufgeſtellt.
Die Winde keucht, es rollt der Hund,[1]
Der Hammer pickt, die Stufe fällt,
An Bleigewürfel, Glimmerſpath
Zerrinnend, malt der kleine Strahl
In ſeiner Glorie ſchwimmend Rad
Sich Regenbogen und Opal.

Die Winde keucht, es rollt der Hund. —
Hörſt du des Schwadens Sauſen nicht?
Wie Hagel bröckelt es zum Grund —
Der Hammer pickt, die Stufe bricht; —
Weh, weh! es zündet, flammt hinein!
Hinweg! es ſchmettert aus der Höh'!

[1] „Der Hund," der kleine laſtenähnliche Karren, auf dem die Erzſtufen aus dem Stollen zu Tage gefördert werden.

Felsblöcke, zuckendes Gebein!
Wo bin ich? — bin ich? — auf der See?
Und welch Geriesel — immer immerzu,
Wie Regentropfen, regnet's?

Die Muſchel.

Su, ſuſu,
O, ſchlaf im ſchwimmenden Bade,
Hörſt du ſie plätſchern und rauſchen,
Meine hüpfende blanke Najade?
Ihres Haares ſeidenen Tang
Ueber der Schultern Perlenſchaum;
Horch! ſie ſingt den Wellengeſang,
Süß wie Vögelein, zart wie Traum:

„Webe, woge, Welle, wie
„Weſtes Säuſelmelodie,
„Wie die Schwalbe übers Meer
„Zwitſchernd ſtreicht von Süden her,
„Wie des Himmels Wolken thauen
„Segen auf des Eilands Auen,
„Wie die Muſchel knirrt am Strand,
„Von der Düne rieſelt Sand."

„Woge, Welle, ſachte, ſacht,
„Daß der Triton nicht erwacht.
„In der Hand das plumpe Horn,
„Schlummert er am Strudelborn.
„In der Muſchelhalle liegt er,
„Seine grünen Zöpfe wiegt er;
„Rief'le, Woge, Sand und Kies,
„In des Bartes zottig Vließ."

„Leiſe, leiſe, Wellenkreis,
„Wie des Liebſten Ruder leis

„Streift dein leuchtend Glas entlang
„Zu dem nächtlich süßen Gang;
„Wenn das Boot, im Strauch geborgen,
„Tändelt, schaukelt bis zum Morgen.
„In der Kammer flimmert Licht;
„Ruhig, Kiesel, knistert nicht!“

Das Lied verhaucht, wie Echo am Gestade,
Und leiser, leiser wiegt sich die Najade,
Beginnt ihr strömend Flockenhaar zu breiten,
Läßt vom Korallenkamm die Tropfen gleiten,
Und sachte strehlend schwimmt sie, wie ein Hauch,
Im Strahl, der dämmert durch den Nebelrauch;
Wie glänzt ihr Regenbogenschleier! — o,
Die Sonne steigt, das Meer beginnt zu zittern —
Ein Silbernetz von Myriaden Flittern!
Mein Auge zündet sich — wo bin ich? — wo?

Tief athmend saß ich auf, aus Westen
Bohrte der schräge Sonnenstrahl;
Es tropft' und rieselt' von den Aesten,
Die Lerche stieg im Aethersaal;
Vom blanken Erzgewürfel traf
Mein Aug' ein Leuchten, schmerzlich flirrend,
Und in den Zuges Hauche schwirrend
Am Boden lag das Autograph.

So hab' ich Donner, Blitz und Regenschauer
Verträumt, in einer Sommerstunde Dauer.

Die junge Mutter.

Im grün verhangnen duftigen Gemach
Auf weißen Kissen liegt die junge Mutter;

Wie brennt die Stirn! sie hebt das Auge schwach
Zum Bauer, wo die Nachtigall das Futter
Den nackten Jungen reicht: „Mein armes Thier,“
So flüstert sie, „und bist du auch gefangen
Gleich mir, wenn draußen Lenz und Sonne prangen,
So hast du deine Kleinen doch bei dir.“

Den Vorhang hebt die graue Wärterin
Und legt den Finger mahnend auf die Lippen;
Die Kranke dreht das schwere Auge hin,
Gefällig will sie von dem Tranke nippen;
Er mundet schon, und ihre bleiche Hand
Faßt fester den Krystall -- o milde Labe! —
„Elisabeth, was macht mein kleiner Knabe?“ —
„Er schläft,“ versetzt die Alte abgewandt.

Wie mag er zierlich liegen! — Kleines Ding! —
Und selig lächelnd sinkt sie in die Kissen;
Ob man den Schleier um die Wiege hing,
Den Schleier, der am Erntefest zerrissen?
Man sieht es kaum, sie flickte ihn so nett,
Daß alle Frauen höchlich es gepriesen,
Und eine Ranke ließ sie drüber sprießen.
„Was läutet man im Dom, Elisabeth?“ —

„Madame, wir haben heut Mariatag.“
So hoch im Mond? sie kann sich nicht besinnen. —
Wie war es nur? — doch ihr Gehirn ist schwach,
Und leise suchend zieht sie aus den Linnen
Ein Häubchen, in dem Strahle kümmerlich
Läßt sie den Faden in die Nadel gleiten;
So ganz verborgen will sie es bereiten,
Und leise, leise zieht sie Stich um Stich.

Da öffnet knarrend sich die Kammerthür,
Vorsicht'ge Schritte übern Teppich schleichen.

„Ich ſchlafe nicht, Rainer, komm her, komm hier!
Wann wird man endlich mir den Knaben reichen?“
Der Gatte blickt verſtohlen himmelwärts,
Küßt wie ein Hauch die kleinen heißen Hände:
„Geduld, Geduld, mein Liebchen, bis zum Ende!
Du biſt noch gar zu leidend, gutes Herz.“ —

„Du duftеſt Weihrauch, Mann.“ — „Ich war im Dom;
Schlaf, Kind!“ und wieder gleitet er von dannen.
Sie aber näht, und liebliches Phantom
Spielt um ihr Aug' von Auen, Blumen, Tannen. —
Ach, wenn du wieder ſiehſt die grüne Au,
Siehſt über einem kleinen Hügel ſchwanken
Den Tannenzweig und Blumen drüber ranken,
Dann tröſte Gott dich, arme junge Frau!

Meine Sträuße.

So oft mir ward eine liebe Stund
Unterm blauen Himmel im Freien,
Da habe ich, zu des Gedenkens Bund,
Mir Zeichen geflochten mit Treuen:
Einen ſchlichten Kranz, einen wilden Strauß,
Ließ drüber die Seele wallen;
Nun ſtehe ich einſam im ſtillen Haus
Und ſehe die Blätter zerfallen.

Vergißmeinnicht mit dem Roſaband —
Das waren dämmrige Tage,
Als euch entwandte der Freundin Hand
Dem Weiher drüben am Hage;
Wir ſchwärmten in wirrer Gefühle Flut,
In ſechzehnjährigen Schmerzen;
Nun ſchläft ſie lange. — Sie war doch gut,
Ich liebte ſie recht von Herzen!

Gar weite Wege haſt du gemacht,
Camelia, ſtaubige Schöne,
In deinem Kelche die Flöte wacht,
Trompeten und Cymbelgetöne;
Wie zitterten durch das grüne Revier
Buntfarbige Lampen und Schleier!
Da brach der zierliche Gärtner mir
Den Strauß beim bengaliſchen Feuer.

Dies Alpenröschen nährte mit Schnee
Ein eisgrau ſtarrender Rieſe;
Und dieſe Tange entfiſcht' ich der See
Aus Muſchelgeſcherbe und Kieſe;
Es war ein volles, geſegnetes Jahr,
Die Trauben hingen gleich Pfunden,
Als aus der Rebe flatterndem Haar
Ich dieſen Kranz mir gewunden.

Und ihr, meine Sträuße von wildem Haid',
Mit lockerem Halme geſchlungen,
O ſüße Sonne, o Einſamkeit,
Die uns redet mit heimiſchen Zungen!
Ich hab' ſie gepflückt an Tagen ſo lind,
Wenn die goldenen Käferchen ſpielen,
Dann fühlte ich mich meines Landes Kind,
Und die fremden Schlacken zerfielen.

Und wenn ich grüble an meinem Teich,
Im duftigen Mooſe geſtrecket,
Wenn aus dem Spiegel mein Antlitz bleich
Mit rieſelndem Schauer mich necket,
Dann lang' ich ſachte, ſachte hinab
Und fiſche die träufelnden Schmehlen;
Dort hängen ſie, drüben am Fenſterſtab,
Wie arme vertrocknete Seelen.

So mochte ich still und heimlich mir
Eine Zauberhalle bereiten,
Wenn es dämmert dort, und drüben, und hier
Von den Wänden seh' ich es gleiten;
Eine Fey entschleicht der Camelia sich,
Liebesseufzer stöhnet die Rose,
Und wie Blutes Adern umschlingen mich
Meine Wasserfäden und Moose.

Das Liebhabertheater.

Meinst du, wir hätten jetzt Decemberschnee?
Noch eben stand ich vor dem schönsten Hain,
So grün und kräftig sah ich keinen je.
Die Windsbraut fuhr, der Donner knallte drein,
Und seine Zweige trotzten wie gegossen,
Gleich an des Parkes Thor ein Häuschen stand,
Mit Kränzen war geschmückt die schlichte Wand,
Die haben nicht gezittert vor den Schlossen,
Das nenn' ich Kränze doch und einen Hain!

Und denkst du wohl, wir hätten finstre Nacht?
Des Morgens Gluten wallten eben noch,
Rothglühend, wie des Lavastromes Macht
Hernieder knistert von Vesuves Joch;
Nie sah so prächtig man Auroren ziehen!
An unsre Augen schlugen wir die Hand
Und dachten schier, der Felsen steh' in Brand,
Die Hirten sahn wir wie Dämone glühen;
Das nenn' ich einen Sonnenaufgang doch!

Und sprichst du unsres Landes Nymphen Hohn?
Noch eben schlüpfte durch des Forstes Hau
Ein Mädchen, voll und sinnig wie der Mohn,

Gewiß, sie war die allerschönste Frau!
Ihr weißes Händchen hielt den blanken Spaten,
Der kleine Fuß, in Zwickelstrumpf und Schuh,
Hob sich so schwebend, trat so zierlich zu,
Und hör', ich will es dir nur gleich verrathen,
Der schönen Clara glich sie ganz genau.

Und sagst du, diese habe mein gelacht?
O, hättest du sie heute nur gesehn,
Wie schlau sie meine Blicke hat bewacht,
Wie zärtlich konnte ihre Augen drehn,
Und welche süße Worte ihr entquollen!
Recht wo ich stand, dorthin hat sie geweint;
„Mein theures Herz, mein Leben, einz'ger Freund!"
Das schien ihr von den Lippen nur zu rollen.
War das nicht richtig angebracht und schön?

Doch Eins nur, Eines noch verhehlt' ich dir
Und fürchte sehr, es trage wenig ein:
Der Wald war brettern und der Kranz Papier,
Das Morgenroth Bengalens Feuerschein,
Und als sie ließ so süße Worte wandern,
Ach, ob sie gleich dabei mich angeblickt,
Der dicht an das Orchester war gerückt,
Doch fürcht' ich fast, sie galten einem Andern!
Was meinst du, sollte das wohl möglich sein!

Die Taxuswand.

Ich stehe gern vor dir,
Du Fläche schwarz und raub,
Du sbartiges Visier
Vor meines Liebsten Brau',

Gern mag ich vor dir ſtehen,
Wie vor grundirtem Tuch,
Und drüber gleiten ſehen
Den bleichen Krönungszug:

Als mein die Krone hier,
Von Händen, die nun kalt;
Als man geſungen mir
In Weiſen, die nun alt —
Vorhang am Heiligthume,
Mein Paradieſesthor
Dahinter Alles Blume
Und Alles Dorn davor.

Denn jenſeits weiß ich ſie,
Die grüne Gartenbank,
Wo ich das Leben früh
Mit glühen Lippen trank,
Als mich mein Haar umwallte
Noch golden wie ein Strahl,
Als noch mein Ruf erſchallte,
Ein Hornſtoß, durch das Thal.

Das zarte Epheureis,
So Liebe pflegte dort,
Sechs Schritte — und ich weiß,
Ich weiß dann, daß es fort.
So will ich immer ſchleichen
Nur an dein dunkles Tuch
Und achtzehn Jahre ſtreichen
Aus meinem Lebensbuch.

Du ſtarrteſt damals ſchon
So düſter treu wie heut,
Du, unſrer Liebe Thron
Und Wächter manche Zeit;

Man ſagt, daß Schlaf, ein ſchlimmer,
Dir aus den Nadeln raucht —
Ach, wacher war ich nimmer,
Als rings von dir umhaucht!

Nun aber bin ich matt
Und möcht' an deinem Saum
Vergleiten, wie ein Blatt,
Geweht vom nächſten Baum;
Du lockſt mich wie ein Hafen,
Wo alle Stürme ſtumm,
O, ſchlafen möcht' ich, ſchlafen,
Bis meine Zeit herum!

Nach fünfzehn Jahren.

Wie hab' ich doch ſo manche Sommernacht,
Du düſtrer Saal, in deinem Raum verwacht!
Und du, Balkon, auf dich bin ich getreten,
Um leiſe für ein theures Haupt zu beten,
Wenn hinter mir aus des Gemaches Tiefen
Wie Hülfewimmern bange Seufzer riefen,
Die Odemzüge aus geliebtem Mund;
Ja, bitter weint' ich — o Erinnerung! —
Doch trug ich muthig es, denn ich war jung,
War jung noch und geſund.

Du Bett mit ſeidnem Franzenhang geziert,
Wie hab' ich deine Falten oft berührt,
Mit leiſer leiſer Hand gehemmt ihr Rauſchen,
Wenn ich mich beugte durch den Spalt zu lauſchen,
Mein Haupt ſo müde, daß es ſchwamm wie trunken,
So matt mein Knie, daß es zum Grund geſunken!

Mechanisch löste ich der Zöpfe Band
Und sucht' im frischen Trunk Erleichterung;
Ach, Alles trägt man leicht, ist man nur jung,
Nur jung noch und gesund!

Und als die Rose, die am Stock erblich,
Sich wieder auf die kranke Wange schlich,
Wie hab' ich an dem Pfeilertische drüben
Dem Töchterchen geringelt seine lieben
Goldbraunen Löckchen! wie ich mich beflissen,
Eh ich es führte an der Mutter Kissen!
Und gute Sitte flüstert' ich ihm ein,
Gelobte ihm die Fabel von dem Schaf
Und sieben Zicklein, wenn es wolle brav,
Recht brav und sittig sein.

Und dort die Hütte in der Tannenschlucht,
Da naschten sie und ich der Rebe Frucht,
Da fühlten wir das Blut so keimend treiben,
Als müss' es immer frisch und schäumend bleiben;
Des Ueberstandnen lachten wir im Hasen:
Wie ich geschwankt, wie stehend ich geschlafen;
Und wandelten am Rasenstreifen fort
Und musterten der Stämmchen schlanke Reihn
Und schwärmten, wie es müsse reizend sein
Nach fünfzehn Jahren dort!

O fünfzehn Jahre, lange öde Zeit!
Wie sind die Bäume jetzt so starr und breit!
Der Hütte Thür vermocht' ich kaum zu regen,
Da schoß mir Staub und wüst Gerüll entgegen,
Und an dem blanken Gartensaale drüben,
Da steht 'ne schlanke Maid mit ihrem Lieben,
Die schaun sich lächelnd in der Seele Grund,
In ihren braunen Locken rollt der Wind;

Gott ſegne dich, du biſt geliebt, mein Kind,
Biſt fröhlich und geſund!

Sie aber, die vor Luſtern dich gebar,
Wie du ſo ſchön, ſo friſch und jugendklar,
Sie ſteht mit Einer an des Parkes Ende
Und drückt zum Scheiden ihr die bleichen Hände,
Mit Einer, wie du nimmer möchteſt denken,
So könne deiner Jugend Fluth ſich ſenken;
Sie ſchaun ſich an, du nennſt vielleicht es kalt,
Zwei ſtarre Stämme, aber ſonder Wank
Und ſonder Thränenquell, denn ſie ſind krank,
Ach, Beide krank und alt!

Der kranke Aar.

Am dürren Baum, im fetten Wieſengras
Ein Stier behaglich wiederkäut' den Fraß;
Auf niederm Aſt ein wunder Adler ſaß,
Ein kranker Adler mit gebrochnen Schwingen.

„Steig auf, mein Vogel, in die blaue Luft,
Ich ſchau' dir nach aus meinem Kräuterduft.“ —
„Weh, weh, umſonſt die Sonne ruft
Den kranken Adler mit gebrochnen Schwingen!“ —

„O Vogel, warſt ſo ſtolz und freventlich
Und wollteſt keine Feſſel ewiglich!“ —
„Weh, weh, zu Viele über mich,
Und Adler all, — ſie brachen mir die Schwingen!“ —

„So flattre in dein Neſt, vom Aſte fort,
Dein Aechzen ſchier die Kräuter mir verdorrt.“ —
„Weh, weh, kein Neſt hab' ich hinfort,
Verbannter Adler mit gebrochnen Schwingen!“ —

„O Vogel, wärst du eine Henne doch,
Dein Neſtchen hätteſt du im Ofenloch.“ —
„Weh, weh, viel lieber Adler noch,
Viel lieber Adler mit gebrochnen Schwingen!“

Sit illi terra levis!

So ſonder Arg haſt du in dieſem Leben
Mich deinen allerbeſten Freund genannt,
Haſt mir ſo oft gereicht die hagre Hand —
Hab' ich gelächelt, mag mir Gott vergeben.
Die Schlange wacht in jedes Menſchen Bruſt,
Was ich dir bot, es war doch treue Gabe,
Und hier bekenn' ich es, an deinem Grabe,
Du warſt mir lieber, als ich es gewußt.

Ob ich auch nie zu Jenen mich geſellte,
Die lachend deine Einfalt angeſchaut;
Des Hauptes, das in Ehren war ergraut,
Verhöhnung immer mir die Adern ſchwellte;
Doch erſt, wo aller Menſchen Witz verſiegt,
Ein armer Tropfen in Egyptens Sande,
Hier erſt erkenn' ich, an der Seelen Brande,
Wie ſchwer des Auges warme Thräne wiegt.

Sah ich ſie nicht an deine Wimper ſteigen,
Wenn du dem fremden Leide dich geeint?
Haſt du nicht meinen Todten nachgeweint
So heiß, wie deines eignen Blutes Zweigen?
O! wenn ich in der Freude deß vergaß,
Mit bitterm Herzen muß ich es beklagen,
Denn von des Schickſals harter Hand geſchlagen,
Wie gern ich dann in deinem Auge las!

Noch seh' ich dich im Hauch des Winterbrodems
Herstapfen, wie den irren Haidegeist,
Wie Tropf' an Tropfen deiner Stirn entfleußt,
Hör' noch das Keuchen deines armen Odems.
Es waren schlimme Wege, rauh und weit,
Die du gewandelt manche Winterwende,
Um des Altares heil'ge Gnadenspende
Zu tragen mir in meine Einsamkeit.

O, manchem Spötter gabst du ernst Gedenken,
Wenn höhnend deine kleine Hab' er pries,
Für schlechtes Ding dir Tausende verhieß,
Und du nur glücklich warst, ihn zu beschenken!
So werth war dir kein Gut, so ehrenreich,
Daß du es nicht mit Freuden hingegeben!
Dann sah man deine Lippen freundlich beben
Und zucken wie das Dämmerlicht im Teich.

An deinem Kleide, schwarz und fadenscheinend,
War jeder Fleck ein heimlich Ehrenmal,
Du frommer Dieb am Eignen! ohne Wahl
Das Schlechteste dir noch genugsam meinend.
Mann ohne Falsch und mit der offnen Hand,
Drin wie Demant der Wittwe Heller blinken,
Sanft soll der Thau auf deinen Hügel sinken,
Und leicht, leicht sei dir das geweihte Land!

Schlaf sanft, schlaf still in deinem grünen Bette,
Dir überm Haupt des Glaubens fromm Symbol!
Die Welt vergißt, der Himmel kennt dich wohl,
Ein Engel wacht an dieser schlichten Stätte.
Auch eine Thräne wird dir nachgeweint,
Und wahrlich keine falsche: „Ach, sie haben,
„Sie haben einen guten Mann begraben,
„Und mir, mir war er mehr" — mein wärmster Freund!

Die Anbeſungenen.

's gibt Gräber, wo die Klage ſchweigt
Und nur das Herz von innen blutet,
Kein Tropfen in die Wimper ſteigt
Und doch die Lava drinnen fluthet;
's gibt Gräber, die wie Wetternacht
An unſerm Horizonte ſtehn
Und alles Leben niederhalten
Und doch, wenn Abendroth erwacht,
Mit ihren goldnen Flügeln wehn
Wie milde Seraphimgeſtalten.

Zu heilig ſind ſie für das Lied
Und mächt'ge Redner doch vor Allen,
Sie nennen dir, was nimmer ſchied,
Was nie und nimmer kann zerfallen;
O, wenn dich Zweifel drückt herab
Und möchteſt athmen Aetherluft
Und möchteſt ſchauen Seraphsflügel,
Dann tritt an deines Vaters Grab!
Dann tritt an deines Bruders Gruft!
Dann tritt an deines Kindes Hügel!

Das Spiegelbild.

Schauſt du mich an aus dem Kryſtall
Mit deiner Augen Nebelball,
Kometen gleich, die im Verbleichen;
Mit Zügen, worin wunderlich
Zwei Seelen wie Spione ſich
Umſchleichen, ja, dann flüſtre ich:
Phantom, du biſt nicht meines Gleichen!

Biſt nur entſchlüpft der Träume Hut,
Zu eiſen mir das warme Blut,
Die dunkle Locke mir zu blaſſen;
Und dennoch, dämmerndes Geſicht,
Drin ſeltſam ſpielt ein Doppellicht,
Träteſt du vor, ich weiß es nicht,
Würd' ich dich lieben oder haſſen.

Zu deiner Stirne Herrſcherthron,
Wo die Gedanken leiſten Frohn
Wie Knechte, würd' ich ſchüchtern blicken;
Doch von des Auges kaltem Glaſt
Voll todten Lichts, gebrochen faſt,
Geſpenſtig, würd', ein ſcheuer Gaſt,
Weit, weit ich meinen Schemel rücken.

Und was den Mund umſpielt ſo lind,
So weich und hülflos wie ein Kind,
Das möcht' in treue Hut ich bergen;
Und wieder, wenn er höhnend ſpielt,
Wie von geſpanntem Bogen zielt,
Wenn leis es durch die Züge wühlt,
Dann möcht' ich fliehen wie vor Schergen.

Es iſt gewiß, du biſt nicht Ich,
Ein fremdes Daſein, dem ich mich
Wie Moſes nahe, unbeſchuhet,
Voll Kräfte, die mir nicht bewußt,
Voll fremden Leides, fremder Luſt;
Gnade mir Gott, wenn in der Bruſt
Mir ſchlummernd deine Seele ruhet!

Und dennoch fühl' ich, wie verwandt,
Zu deinen Schauern mich gebannt,
Und Liebe muß der Furcht ſich einen.

Ja, träteſt aus Kryſtalles Rund,
Phantom, du lebend auf den Grund,
Nur leiſe zittern würd' ich, und
Mich dünkt — ich würde um dich weinen!

Neujahrsnacht.

Im grauen Schneegeſtöber blaſſen
Die Formen, es zerfließt der Raum,
Laternen ſchwimmen durch die Gaſſen,
Und leiſe kniſtert es im Flaum;
Schon naht des Jahres letzte Stunde,
Und drüben, wo der matte Schein
Haucht aus den Fenſtern der Rotunde,
Dort ziehn die frommen Beter ein.

Wie zu dem Richter der Bedrängte,
Ob deſſen Haupt die Wage neigt,
Noch einmal ſchleicht, eh der verhängte,
Der ſchwere Tag im Oſten ſteigt,
Noch einmal faltet ſeine Hände
Um milden Spruch, ſo knien ſie dort,
Still gläubig, daß ihr Flehen wende
Des Jahres ernſtes Loſungswort.

Ich ſehe unter meinem Fenſter
Sie gleiten durch den Nebelrauch,
Verhüllt und lautlos wie Geſpenſter,
Vor ihrer Lippe flirrt der Hauch;
Ein blaſſer Kreis zu ihren Füßen
Zieht über den verſchneiten Grund,
Lichtfunken blitzen auf und ſchießen
Um der Laterne dunſtig Rund.

Was mögen sie im Herzen tragen,
Wie manche Hoffnung, still bewacht,
Wie mag es unterm Vließe schlagen
So heiß in dieser kalten Nacht!
Fort keuchen sie, als möge fallen
Der Hammer, eh sie sich gebeugt,
Bevor sie an des Thrones Hallen
Die letzte Bittschrift eingereicht.

Dort hör' ich eine Angel rauschen,
Vernehmlich wird des Kindes Schrei'n,
Und die Gestalt — sie scheint zu lauschen,
Dann fürder schwimmt der Lampe Schein;
Noch einmal steigt sie, läßt die Schimmer
Verzittern an des Fensters Rand,
Gewiß, es trägt ein Frauenzimmer
Sie, einer Mutter fromme Hand!

Nun stampft es rüstig durch die Gasse,
Die Decke kracht vom schweren Tritt;
Der Krämer schleppt die Sündenmasse
Der bösen Zahler keuchend mit;
Und hinter ihm wie eine Docke
Ein armes Kind im Flitterstaat,
Mit seidnem Fähnchen, seidner Locke,
Huscht frierend durch den engen Pfad.

Ha, Schellenklingeln längs der Stiege!
Glutaugen richtend in die Höh',
'ne kolossale Feuerfliege,
Rauscht die Karosse durch den Schnee;
Und Dämpfe qualmen auf und schlagen
Zurück vom Wirbel des Gespanns;
Ja, schwere Bürde trägt der Wagen,
Die Wünsche eines reichen Manns!

Und hinter ihm ein Licht so schwankend,
Der Träger tritt so sachte auf,
Nun lehnt er an der Mauer, wankend,
Sein hohler Husten schallt hinauf;
Er öffnet der Laterne Reifen,
Es zupfen Finger lang und fahl
Am Dochte, Odemzüge pfeifen, —
Du, Armer, kniest zum letztenmal.

Dann Licht an Lichtern längs der Mauer,
Wie Meteore irr geschaart,
Ein krankes Weib in tiefer Trauer,
Husaren mit bereiftem Bart,
In Filz und Kittel stämm'ge Bauern,
Den Rosenkranz in starrer Faust,
Und Mädchen, die wie Falken lauern,
Von Mantels Fittigen umsaust.

Wie oft hab' ich als Kind im Spiele
Gelauscht den Funken im Papier,
Der Sternchen zitterndem Gewühle,
Und: „Kirchengänger!" sagten wir;
So seh' ich's wimmeln um die Wette
Und löschen, wo der Pfad sich eint,
Nachzügler noch, dann grau die Stätte,
Nur einsam die Retunde scheint.

Und mählich schwellen Orgelklänge,
Wie Heroldsrufe an mein Ohr:
Knie nieder, Läffiger, und dränge
Auch deines Herzens Wunsch hervor!
„Du, dem Jahrtausende verrollen
Sekundengleich, erhalte mir
Ein muthig Herz, ein redlich Wollen
Und Fassung an des Grabes Thür."

Da, horch! — es summt durch Wind und Schlossen,
Gott gnade uns, hin ist das Jahr!
Im Schneegestäub' wie Schnee zerflossen,
Zukünftiges wird offenbar;
Von allen Thürmen um die Wette
Der Hämmer Schläge, daß es schallt,
Und mit dem letzten ist die Stätte
Gelichtet für den neuen Wald.

Der Todesengel.

'S gibt eine Sage, daß, wenn plötzlich matt
Unheimlich Schaudern Einen übergleite,
Daß dann ob seiner künft'gen Grabesstatt
Der Todesengel schreite.

Ich hörte sie und malte mir ein Bild
Mit Trauerlocken, mondbeglänzter Stirne,
So schaurig schön, wie's wohl zuweilen quillt
Im schwimmenden Gehirne.

In seiner Hand sah ich den Ebenstab
Mit leisem Strich des Bettes Lage messen,
— So weit das Haupt — so weit der Fuß — hinab!
Verschüttet und vergessen!

Mich graute, doch ich sprach dem Grauen Hohn,
Ich hielt das Bild in Reimes Netz gefangen,
Und frevelnd wagt' ich aus der Todeskron'
Ein Lorbeerblatt zu langen.

O, manche Stunde denk' ich jetzt daran,
Fühl' ich mein Blut so matt und stockend schleichen,
Schaut aus dem Spiegel mich ein Antlitz an —
Ich mag es nicht vergleichen; —

Als ich zuerst dich auf dem Friedhof fand,
Tiefsinnig um die Monumente streifend,
Den schwarzen Ebenstab in deiner Hand
Entlang die Hügel schleifend;

Als du das Auge hobst, so scharf und nah,
Ein leises Schaudern plötzlich mich befangen,
O wohl, wohl ist der Todesengel da
Ueber mein Grab gegangen!

Abschied von der Jugend.

Wie der zitternde Verbannte
Steht an seiner Heimath Gränzen,
Rückwärts er das Antlitz wendet,
Rückwärts seine Augen glänzen,
Winde, die hinüber streichen,
Vögel in der Luft beneidet,
Schaudernd vor der kleinen Scholle,
Die das Land vom Lande scheidet;

Wie die Gräber seiner Todten,
Seine Lebenden, die süßen,
Alle stehn am Horizonte,
Und er muß sie weinend grüßen;
Alle kleinen Liebesschätze,
Unerkannt und unempfunden,
Alle ihn wie Sünden brennen
Und wie ewig offne Wunden;

So an seiner Jugend Scheide
Steht ein Herz voll stolzer Träume,
Blickt in ihre Paradiese
Und der Zukunft öde Räume;

Seine Neigungen, verkümmert,
Seine Hoffnungen, begraben,
Alle stehn am Horizonte,
Wollen ihre Thräne haben.

Und die Jahre, die sich langsam,
Tückisch reihten aus Minuten,
Alle brechen auf im Herzen,
Alle nun wie Wunden bluten:
Mit der armen kargen Habe,
Aus so reichem Schacht erbeutet,
Muthlos, ein gebrochner Wandrer,
In das fremde Land er schreitet.

Und doch ist des Sommers Garbe
Nicht geringer als die Blüthen,
Und nur in der feuchten Scholle
Kann der frische Keim sich hüten:
Ueber Fels und öde Flächen
Muß der Strom, daß er sich breite,
Und es segnet Gottes Rechte
Uebermorgen so wie heute.

Was bleibt.

Seh' ich ein Kind zur Weihnachtsfrist,
Ein rosig Kind mit Taubenaugen,
Die Kunde von dem kleinen Christ
Begierig aus den Lippen saugen,
Aufhorchen, wenn es rauscht im Tann,
Ob draußen schon sein Pferdchen schnaube:
„O Unschuld, Unschuld," denk ich dann,
„Du zarte, scheue, flücht'ge Taube!"

Und als die Wolke kaum verzog,
Studenten klirrten durch die Straßen,
Und „Vivat Roma!“ donnert's hoch,
So keck und fröhlich sonder Maßen;
Sie schaarten sich wie eine Macht,
Die gegen den Koloß sich bäume:
„O Hoffnung,“ hab' ich da gedacht,
„Wie bald zerrinnen Träum' und Schäume!“

Und ihnen nach ein Reiter stampft,
Geschmückt mit Kreuz und Epaulette,
Den Tzako lüftet er, es dampft
Wie Oefen seines Scheitels Glätte;
Kühn war der Blick, der Arm noch stamm,
Doch droben schwebt' der Zeitenrabe:
Da schien mir Kraft ein Meeresdamm,
Den jeder Pulsschlag untergrabe.

Und wieder durch die Gasse zog
Studentenhauf, und vor dem Hause
Des Rektors dreimal „Hurrah hoch!“
Und wieder „hoch!“ — aus seiner Klause,
In Zipfelmütze und Flanell,
Ein Schemen nickt am Fensterbogen.
„Ha,“ dacht' ich, „Ruhm, du Mordgesell,
Kömmst nur als Leichenhuhn geflogen!“

An meine Wange haucht' es dicht,
Und wie das Haupt ich seitwärts regte,
Da sah ich in das Angesicht
Der Frau, die meine Kindheit pflegte,
Dies Antlitz, wo Erinnerung
Und werthe Gegenwart sich paaren:
„O Liebe,“ dacht' ich, „ewig jung
Und ewig frisch bei grauen Haaren!“

Scherz und Ernst.

Dichters Naturgefühl.

Es war an einem jener Tage,
Wo Lenz und Winter sind im Streit,
Wo naß das Veilchen klebt am Hage,
Kurz, um die erste Maienzeit;
Ich suchte keuchend mir den Weg
Durch sumpf'ge Wiesen, dürre Raine,
Wo matt die Kröte hockt' am Steine,
Die Eidechs schlüpfte übern Steg.

Durch hundert kleine Wassertruhen,
Die wie verkühlter Spüligt stehn,
Zu stelzen mit den Gummischuhen,
Bei Gott, heißt Das Spazierengehn?
Natur, wer auf dem Haberrohr
In Jamben, Stanzen, süßen Phrasen
So manches Loblied dir geblasen,
Dem stell' dich auch manierlich vor!

Da ließ zurück den Schleier wehen
Die eitle vielbesungne Frau,
Als fürchte sie des Dichters Schmähen;
Im Sonnenlichte stand die Au,
Und bei dem ersten linden Strahl
Stieg eine Lerche aus den Schollen
Und ließ ihr Tirilirum rollen
Recht wacker durch den Aetherſaal.

Die Quellchen, glitzernd wie kryſtallen, —
Die Zweige, glänzend emaillirt —
Das kann dem Kenner ſchon gefallen,
Ich nickte lächelnd: „Es paſſirt!“
Und ſtapfte fort in eine Schluft,
Es war ein ſtill und ſonnig Fleckchen,
Wo tauſend Anemonenglöckchen
Umgaukelten des Veilchens Duft.

Das üpp'ge Moos — der Lerchen Lieder —
Der Blumen Flor — des Krautes Keim —
Auf meinen Mantel ſaß ich nieder
Und ſann auf einen Frühlingsreim.
Da — alle Muſen, welch ein Ton! —
Da kam den Rain entlang geſungen
So eine Art von dummen Jungen,
Der Friedrich, meines Schreibers Sohn.

Den Epheukranz im flächſnen Haare,
In ſeiner Hand den Veilchenſtrauß,
So trug er ſeine achtzehn Jahre
Romantiſch in den Lenz hinaus.
Nun ſchlüpft' er durch des Hagens Loch,
Nun hing er an den Dornenzweden
Wie Abrams Widder in den Heden,
Und in den Dornen pfiff er noch.

Bald hatt' er brüllend, gleitend, ſpringend,
Den Blumenanger abgegraſt
Und rief nun, ſeine Mähnen ſchwingend:
„Viktoria, Trompeten, blaſt!“
Dann flüſtert' er mit ſüßem Hall:
„O, wären es die ſchwed'ſchen Hörner!“
Und dann begann ein Lied von Körner;
Fürwahr, du biſt 'ne Nachtigall!

Ich ſah ihn, wie er an dem Walle
Im feuchten Mooſe niederſaß
Und nun die Veilchen, Glöckchen alle
Mit ſel'gem Blick zu Sträußen las,
Auf ſeiner Stirn den Sonnenſtrahl;
Mich faßt' ein heimlich Unbehagen,
Warum? ich weiß es nicht zu ſagen,
Der fade Burſch war mir fatal.

Noch war ich von dem blinden Heſſen
Auf meinem Mantel nicht geſehn,
Und ſo begann ich zu ermeſſen,
Wie übel ihm von Gott geſchehn;
O Himmel, welch ein traurig Loos,
Das Schickſal eines dummen Jungen,
Der zum Copiſten ſich geſchwungen
Und auf den Schreiber ſteuert los!

Der in den kargen Feierſtunden
Romane von der Roſe borgt,
Beklagt des Löwenritters Wunden
Und ſeufzend um den Poſa ſorgt,
Der ſeine Zelle, kalt und klein,
Schmückt mit Aladdins Zaubergabe
Und an dem Quell, wie Schillers Knabe,
Violen ſchlingt in Kränzelein!

In deſſen wirbelndem Gehirne
Das Leben ſpukt gleich einer Fey,
Der — haſtig fuhr ich an die Stirne:
„Wie, eine Mücke ſchon im Mai?“
Und trabte zu der Schlucht hinaus,
Hohl huſtend, mit beklemmter Lunge,
Und drinnen blieb der dumme Junge
Und pfiff zu ſeinem Veilchenſtrauß!

Der Theetisch.

Leugnen willst du Zaubertränke,
Lachst mir höhnisch in die Zähne,
Wenn Isoldens ich gedenke,
Wenn Gudrunens ich erwähne?

Und was deine kluge Amme
In der Dämmrung dir vertraute,
Von Schneewittchen und der Flamme,
Die den Hexenschwaden braute;

Alles will dir nicht genügen,
Ueberweiser Mückenfieber?
Nun, so laß die Feder liegen,
Schieb dich in den Cirkel, Lieber,

Wo des zopfigen Chinesen
Trank im Silberkessel zischet,
Sein Aroma auserlesen
Mit des Patschuls Düften mischet;

Wo ein schöner Geist, den Bogen
Feingefältelt in der Tasche,
Lauscht, wie in den Redewogen
Er das Steuer sich erhasche;

Wo in zarten Händen hörbar
Blanke Nadelstäbe knittern,
Und die Herren stramm und ehrbar
Breiten ihrer Weisheit Flittern.

Alles scheint dir noch gewöhnlich,
Von der Sohle bis zum Scheitel,
Und du rufst, dem Weisen ähnlich:
„Alles unterm Mond ist eitel!“

Dir genüber und zur Seite
Hier Christinos, dort Carlisten,
Lauter ordinäre Leute,
Deutsche Michel, gute Christen!

Aber sieh die weißen schmalen
Finger sich zum Griff bereiten
Und die dampfumhüllten Schalen
Zierlich an die Lippen gleiten:

Noch Minuten — und die Stube
Ist zum Kiosk umgestaltet,
Wo der thränenreiche Bube,
Der Chinese zaubernd waltet;

Von der rosenfarbnen Rolle
Liest er seine Zauberreime,
Verse, zart wie Seidenwolle,
Süß wie Jungfernhonigseime;

„Ting, tang, tong" — das steigt und sinket,
Welch Gesäusel, welches Zischen!
Wie ein irres Hündlein hinket
Noch ein deutsches Wort dazwischen.

Und die süßen Damen lächeln,
Leise schaukelnde Pagoden;
Wie sie nicken, wie sie fächeln,
Wie der Knäuel hüpft am Boden!

Aber, weh, nun wird's gefährlich,
„Tschi, tsi, tsung" — die Töne schneiden,
Schnell hinweg die Messer! schwerlich
Uebersteht er solche Leiden;

Denn er schaukelt und er dehnet
Ob der Zauberschale Rauche;
Weh, ich fürcht', am Boden stöhnet
Bald er mit geschlitztem Bauche!

Und die eingeschreckten Frauen
Sitzen stumm und abgetakelt,
Nur das schwanke Haupt vor Grauen
Noch im Pendelschwunge wackelt;

Tiefe Stille im Gemache —
Thrän' im Auge — Kummermiene —
Und wie Glöckchen an dem Dache
Spielt die siedende Maschine;

Alle die gesenkten Köpfe
Blinzelnd nach des Tisches Mitten,
Wo die Brezel stehn, wie Zöpfe,
In Verzweiflung abgeschnitten;

Suche sacht nach deinem Hute,
Freund, entschleiche unterm Lesen,
Sonst, ich schwör's bei meinem Blute,
Zaubern sie dich zum Chinesen,

Löst sich deines Fracks Wedel,
Unwillkürlich mußt du zischen,
Und von deinem weißen Schädel
Fühlst du Haar um Haar entwischen,

Bis dir blieb nur Eine Locke
Von des dunklen Wulstes Drängen,
Dich damit, lebend'ge Glocke,
An dem Kiosk aufzuhängen.

Die Nadel im Baume.

Vor Zeiten, ich war schon groß genug,
Hatt' die Kinderschuhe vertreten,
Nicht alt war ich, doch eben im Zug,
Zu Sankt Andreas zu beten,

Da bin ich gewandelt Tag für Tag
Das Feld entlang mit der Kathi;
Ob etwas Liebes im Wege lag?
Tempi passati — passati!

Und in dem Haideland ſtand ein Baum,
Eine ſchlanke ſchmächtige Erle,
Da ſaßen wir oft in wachendem Traum
Und horchten dem Schlage der Merle;
Die hatte ihr ſtruppiges Neſt gebaut
Grad in der ſchwankenden Krone,
Und hat ſo keck hernieder geſchaut
Wie ein Gräflein vom winzigen Throne.

Wir koſten ſo viel und gingen ſo lang,
Daß drüber der Sommer verfloſſen;
Dann hieß es: „Scheiden, o weh wie bang!“
Viel Thränen wurden vergoſſen;
Die Hände hielten wir ſtumm gepreßt,
Da zog ich aus flatternder Binde
Eine blanke Nadel und drückte feſt,
Sie feſt in die ſaftige Rinde.

Und drunter merkte ich Tag und Stund,
Dann ſind wir fürder gezogen,
So kläglich ſchluchzend aus Herzensgrund,
Daß ſchreiend die Merle entflogen;
O, junge Seelen ſind Königen gleich,
Sie können ein Pfund vergeuden,
Im braunen Haid, unterm grünen Zweig,
Ein Pfund an Lieben und Leiden.

Die Jahre verglitten mit ſchleichendem Gang,
Verrannen gleich duftiger Wolle,
Und wieder zog ich das Feld entlang
Mit jungem luſtigen Volke;

Die ſchleuderten Stäbe und ſchrieen „Halloh!“
Die ſprudelten Witze wie Schloſſen,
Mir ward's im Herzen gar keck und froh,
Muthwillig wie unter Genoſſen.

Da plötzlich rauſcht' es im dichten Gezweig,
„Eine Merle,“ rief's, „eine Merle!“
Ich fuhr empor — ward ich etwa bleich?
Ich ſtand an der alternden Erle;
Und rückwärts zog mir's den Schleier vom Haar,
Ach Gott, ich erglühte wie Flamme,
Als ich ſah, daß die alte Nadel es war,
Meine roſtige Nadel im Stamme!

Drauf hab' ich genommen ganz ſtill in Schau
Die Inſchrift, zu eigenem Frommen,
Und fühlte dann plötzlich, es ſteige der Thau
Und werde mir ſchwerlich bekommen.
Ich will nicht klagen, mir blieb ein Hort,
Den roſten nicht Wetter und Wogen,
Allein für immer, für immer iſt fort
Der Schleier vom Auge gezogen!

Die beſchränkte Frau.

Ein Krämer hatte eine Frau,
Die war ihm ſchier zu ſanft und milde,
Ihr Haar zu licht, ihr Aug' zu blau,
Zu gleich ihr Blick dem Mondenſchilde;
Wenn er ſie ſah ſo ſtill und ſacht
Im Hauſe gleiten wie ein Schemen,
Dann faßt' es ihn wie böſe Macht,
Er mußte ſich zuſammen nehmen.

Vor Allem macht' ihm Ueberdruß
Ein Wort, das ſie an Alles knüpfte,
Das freilich in der Rede Fluß
Gedankenlos dem Mund entſchlüpfte:
„In Gottes Namen," ſprach ſie dann,
Wenn ſchwere Prüfungsſtunden kamen,
Und wenn zu Weine ging ihr Mann,
Dann ſprach ſie auch: „in Gottes Namen."

Das ſchien ihm lächerlich und dumm,
Mitunter frevelhaft vermeſſen;
Oft ſchalt er, und ſie weinte drum
Und hat es immer doch vergeſſen.
Gewöhnung war es früher Zeit
Und klöſterlich verlebter Jugend;
So war es keine Sündlichkeit
Und war auch eben keine Tugend.

Ein Sprichwort ſagt: wem gar nichts fehlt,
Den ärgert an der Wand die Fliege;
So hat dies Wort ihn mehr gequält,
Als Andre Hinterliſt und Lüge.
Und ſprach ſie ſanft: „Es paßte ſchlecht!"
Durch Demuth ſeinen Groll zu zähmen,
So ſchwor er, übel oder recht,
Werd' es ihn ärgern und beſchämen.

Ein Blüthenhag war ſeine Luſt.
Einſt ſah die Frau ihn ſinnend ſtehen
Und, ganz verſunken, unbewußt,
So Zweig an Zweig vom Strauche drehen;
„In Gottes Namen!" rief ſie. „Mann,
„Du ruinirſt den ganzen Hagen!"
Der Gatte ſah ſie grimmig an,
Fürwahr, faſt hätt' er ſie geſchlagen.

Doch wer da Unglück sucht und Reu,
Dem werden sie entgegen eilen.
Der Handel ist ein zart Gebäu
Und ruht gar sehr auf fremden Säulen:
Ein Freund fallirt, ein Schuldner flieht,
Ein Gläub'ger will sich nicht gedulden,
Und eh ein halbes Jahr verzieht,
Weiß unser Krämer sich in Schulden.

Die Gattin hat ihn oft gesehn
Gedankenvoll im Sande waten,
Am Contobuche seufzend stehn,
Und hat ihn endlich auch errathen;
Sie öffnet heimlich ihren Schrein,
Langt aus verborgner Fächer Grube,
Dann, leise wie der Mondenschein,
Schlüpft sie in ihres Mannes Stube.

Der saß, die schwere Stirn gestützt,
Und rauchte fort am kalten Rohre:
„Karl!" drang ein scheues Flüstern itzt
Und wieder „Karl!" zu seinem Ohre;
Sie stand vor ihm, wie Blut so roth,
Als gält' es eine Schuld gestehen.
„Karl, sprach sie, „wenn uns Unheil droht,
Ist's denn unmöglich, ihm entgehen?"

Drauf reicht sie aus der Schürze dar
Ein Säckchen, stramm und schwer zu tragen,
Drin Alles, was sie achtzehn Jahr
Erspart am eigenen Behagen.
Er sah sie an mit raschem Blick
Und zählte, zählte nun aufs Neue,
„Dann sprach er seufzend: „Mein Geschick
Ist zu verwirrt — dies langt wie Spreue!"

Sie bot ein Blatt und wandt' sich um,
Erzitternd, glüh gleich der Granate;
Es war ihr kleines Eigenthum,
Das Erbtheil einer frommen Pathe.
„Nein," sprach der Mann, „das soll nicht sein!"
Und klopfte freundlich ihre Wangen.
Dann warf er einen Blick hinein
Und sagte dumpf: „Schier möcht' es langen."

Nun nahm sie aus der Schürze Grund
All ihre armen Herrlichkeiten,
Theelöffelchen, Dukaten rund,
Was ihr geschenkt von Kindeszeiten.
Sie gab es mit so freud'gem Zug!
Doch war's, als ob ihr Mund sich regte,
Als sie zuletzt aufs Contobuch
Der sel'gen Mutter Trauring legte.

„Fast langt es," sprach gerührt der Mann,
„Und dennoch kann es schmählich enden;
Willst du dein Leben dann fortan,
Geplündert, fristen mit den Händen?"
Sie sah ihn an — nur Liebe weiß
An liebem Blicke so zu hangen —
„In Gottes Namen!" sprach sie leis,
Und weinend hielt er sie umfangen.

Die Flußenburschen

Sie waren Beide froh und gut
Und mochten ungern scheiden;
Die Jahre fliehn, es lischt der Muth,
Der Tag bringt Freud' und Leiden;

Geſchäft will Zeit, und Zeit iſt ſchnell,
So unterblieb das Schreiben;
Doch öfters ſprach Emanuel:
„Was mag der Franzel treiben!“

Da trat einſt Wintermorgens früh
Ein Mann in ſeine Stube,
Seltſam verſchabt wie ein Genie
Und hager wie Coeur-Bube;
Sah ihn ſo glau und pfiffig an
Und blinzelt' vor Behagen;
„Emanuel, du Hampelmann!
Willſt du mir denn nichts ſagen?“

„Er iſt es!“ rief der Doktor aus
Und reicht' ihm beide Hände.
„Willkomm, Willkomm! wie ſiehſt du aus?
Ei, munter und behende.“ —
„Ha,“ rief der Andre, „Sapperment,
Man ſieht, du darfſt nicht ſorgen!
Wie roth du biſt, wie corpulent!
Du haſt dich wohl geborgen.“

Drauf ſaß man zu Kamin und Wein,
Ließ von der Glut ſich röſten
Und ätzte ſich mit Schmeichelein,
Den Alternden zu tröſten.
Ein Jeder warf den Hamen hin
Als wohlgeübter Fiſcher,
Und Jeder dachte ſtill: „Ich bin
Gewiß um zehn Jahr friſcher.“

Man ſchüttelte die Hände derb,
Dann ging es an ein Fragen.
Reich war des Medikus Erwerb,
Und dennoch mocht' er klagen.

Er sah den Franz bedenklich an
Und dacht', er steck' in Schulden;
Doch dieser prahlt': er sei ein Mann
Von „täglich seinem Gulden."

Zwei Jahre hat er nur gespart
Und dann, ein kecker Kämpfer,
Gerasselt mit der Eisenbahn,
Gestrudelt mit dem Dämpfer!
O, wie er die „Stadt Leyden" pries
Und der Kajüte Gleißen!
Nach seiner Meinung dürfte sie
„Viktoria" nur heißen.

Das hat den Medikus gerührt,
Ihm den bescheidnen Schlucker
Lebendig vor das Aug' geführt,
Der Klöße aß wie Zucker.
Und gar, als Jener sprach: „Denkst du
Noch an die halbe Flasche?"
Der Doktor kniff die Augen zu
Und klimpert' in der Tasche.

Dann ging es weiter: „Denkst du dort?
Und denkst du dies? und jenes?
Die Bilder wogten lustig fort,
Viel Herzliches und Schönes.
Wie Abendroth zog ins Gemach
Ein frischer Jugendodem
Und überhauchte nach und nach
Der Pillenschachteln Brodem.

Am nächsten Morgen hat man kaum
Den Doktor mögen kennen,
Man sah ihn lächeln wie im Traum
Und seine Wangen brennen;

Im heiligen Studiercloset
Hört' man die Gläser klingen
Und ein mißtöniges Duett
Aus Uhukehlen dringen.

Nicht litt am Blute mehr der Mann,
Am Podagra und Grieße:
Sah er den dürren Franzel an,
So schien er sich ein Riese;
Hat er den Franzel angesehn
Mit seinem Gulden täglich,
So mußt' er selber sich gestehn,
Es geh' ihm ganz erträglich.

Doch als der dritte Tag entschwand,
Da sah man auch die Beiden
Betrübten Auges stehn am Strand,
Und wieder hieß es: Scheiden! —
„Leb' wohl, Emanuel, leb' wohl!" —
— Leb' wohl, du alte Seele!" —
Und die „Stadt Leyden" rauschte hohl
Durch Dunst und Wogenschwehle.

Drei Monde hat das Jahr gebracht,
Seit Franzel ist geschieden,
Mit ihm des Hypochonders Macht;
Der Doktor lebt in Frieden.
Und will der Dämon hier und dort
Sich schleichend offenbaren,
So geht er an des Rheines Bord
Und sieht „Stadt Leyden" fahren.

Die Schmiede.

Wie kann der alte Apfelbaum
So lockre Früchte tragen,
Wo Miſtelbüſch' und Mooſes Flaum
Aus jeder Ritze ragen?

Halb todt, halb lebend, wie ein Prinz
In einem Ammenmärchen,
Die eine Seite voll Geſpinns,
Wurmfraß und Flockenhärchen,

Langt mit der andern, üppig roth,
Er in die Funkenreigen,
Die knatternd aus der Schmiede Schlot
Wie Sternraketen ſteigen;

Ein zweiter Scävola hält Jahr
Auf Jahr er ſeine Rechte
Der Glut entgegen, die kein Haar
Zu ſengen ſich erfrechte.

Und drunten geht es Pink und Pank,
Man hört die Flamme pfeifen,
Es keucht der Balg aus hohler Flank'
Und bildet Aſchenſtreifen;

Die Kohle knallt, und drüber dicht,
Mit Augen wie Pyropen,
Beugt ſich das grimmige Geſicht
Des rußigen Cyklopen.

Er hält das Eiſen in die Glut
Wie eine arme Seele,
Er knackt und ſpritzet Funkenblut
Und dunſtet blaue Schwehle.

Dann auf dem Amboß, Schlag an Schlag,
Läßt es sein Weh erklingen,
Bis nun gekrümmt in Zorn und Schmach
Es kreucht zu Hufes Ringen.

Des alten Pfarrers Woche.

Sonntag.

Das ist nun so ein schlimmer Tag,
Wie der April ihn bringen mag
Mit Schlacken, Schnee und Regen.
Zum dritten Mal in das Gebraus
Streckt Jungfer Anne vor dem Haus
Ihr kupfern Blendlaternchen aus
Und späht längs allen Wegen.

„Wo nur der Pfarrer bleiben kann?
Ach, sicher ist dem guten Mann
Was übern Weg gefahren!
Ein Pfleger wohl, der Rechnung macht. —
Aus war der Gottesdienst um acht:
Soll man so streifen in der Nacht
Bei Gicht und grauen Haaren!“

Sie schließt die Thüre, schüttelt baß
Ihr Haupt und wischt am Brillenglas;
So gut dünkt ihr die Stube;
Im Ofen kracht's, der Lampenschein
Hellt übern Tisch den Sonntagswein,
Und lockend lädt der Sessel ein
Mit seiner Kissengrube.

Pantoffeln — Schlafrock — Alles recht!
Sie horcht aufs neu; doch hört sie schlecht,

Es schwirrt ihr vor den Ohren.
„Wie? hat's geklingelt? — Ei der Daus,
Zum zweiten Male! schnell hinaus!“
Da tritt der Pfarrer schon ins Haus,
Ganz blau und steif gefroren.

Die Jungfrau blickt ein wenig quer,
Begütigend der Pfarrer her,
Wie's recht in diesem Orden.
Dann hustet er: „Nicht Mond noch Stern!
Der lahme Friedrich hört doch gern
Ein christlich Wort am Tag des Herrn,
Es ist mir spät geworden!“

Nun sinkt er in die Kissen fest,
Wirft ab die Kleider, ganz durchnäßt,
Und schlürft der Traube Segen.
Ach Gott! wer nur jahraus, jahrein
In Andrer Dienste lebt allein,
Weiß, was es heißt, beim Sonntagswein
Sich auch ein wenig pflegen.

Montag.

„Wenn ich Montags früh erwache,
Wird mir's ganz behaglich gleich;
Montag hat so eigne Sache
In dem kleinen Wochenreich.
Denn die Predigt liegt noch ferne,
Alle Sorgen scheinen leicht;
Keiner kömmt am Montag gerne,
Sei's zur Trauung, sei's zur Beicht.

„Und man darf mir's nicht verdenken,
Will ich in des Amtes Frist

Dem ein freies Stündchen schenken,
Was doch auch zu loben ist.
So erwacht denn, ihr Gesellen
Meiner fleiß'gen Jugendzeit!
Wollt in Reih' und Glied euch stellen,
Alte Bilder, eingeschneit!

„Ilion will ich bekriegen,
Mit Horaz auf Reisen gehn,
Will mit Alexander siegen
Und an Memnons Säule stehn.
Oder auch vergnügt ergründen,
Was das Vaterland gebracht,
Mich mit Kant und Wolf verbünden,
Ziehn mit Laudon in die Schlacht."

Auf der Bücherleiter traben
Sieh den Pfarrer, lustentbrannt,
Sich verschanzen, sich vergraben
Unter Heft und Foliant.
Blättern sieh ihn — nicken — spüren —
Ganz versunken sitzen dann,
Daß mit einer Linie rühren
Du das Buch magst und den Mann.

Doch was kann ihn so bewegen?
Aufgeregt scheint sein Gehirn!
Und das Käppchen ganz verwegen
Drückt er hastig in die Stirn.
Nun beginnt er gar zu pfeifen,
Horch! das Lied vom Prinz Eugen;
Seinen weißen Busenstreifen
Seh' ich auf und niedergehn.

Ha, nun ist der Türk geschlagen!
Und der Pfarrer springt empor,

Höher seine Brauen ragen,
Senkrecht steht sein Pfeifenrohr.
Im Triumph muß er sich denken
Mit dem Kaiser und dem Staat,
Sieht sich selbst den Säbel schwenken,
Fühlt sich selber als Soldat.

Aber draußen klappern Tritte,
Nach dem Pfarrer fragt es hell,
Der, aus des Gefechtes Mitte,
Huscht in seinen Sessel schnell.
„Ei! das wären saubre Kunden!
Beichtkind und Kommunikant!
Hättet ihr den Pfarr' gefunden
Mit dem Säbel in der Hand!"

Dinstag.

Auf der breiten Tenne drehn
Paar an Paar so nett,
Wo die Musikanten stehn,
Geig' und Klarinett —
Auch der Brummbaß rumpelt drein —
Sieht man noch den Bräut'gamsschrein
Und das Hochzeitbett.

Etwas eigen, etwas schlau
Und ein wenig bleich,
Sittsam sieht die junge Frau,
Würdevoll zugleich;
Denn sie ist des Hauses Sproß,
Denn sie führt den Ehgenoß
In ihr Gut' und Reich.

Sippschaft ist ein weites Band,
Geht gar viel hinein;

Hundert Kappen goldentbrannt,
Kreuze funkeln drein;
Wie das drängt und wie das ſchiebt!
Was ſich kennt und was ſich liebt,
Will beiſammen ſein.

Nun ein ſchallend Vivat bricht
In dem Schwarme aus,
Wo ſogar die Thiere nicht
Weigern den Applaus.
Ja, wie an der Krippe ſein
Brüllen Ochs und Eſelein
Uebern Trog hinaus.

Ganz verdutzt der junge Mann
Kaum die Flaſche hält,
Späſſe hageln drauf und dran,
Keiner neben fällt;
Doch er lacht und reicht die Hand.
Nun, er iſt für ſeinen Stand
Schon ein Mann von Welt.

Alte Frauen, ſchweißbedeckt,
Junge Mägd' im Lauf
Spenden, was der Korb verdeckt,
Reihen ab und auf.
Sieben Tiſche kann man ſehn,
Sieben Kaffeekeſſel ſtehn
Breit und glänzend drauf.

Aber freundlich, wie er kam,
Sucht der Pfarrer gut
Drüben unter tauſend Kram
Seinen Stab und Hut,
Dankt noch ſchön der Frau vom Haus;

In die Dämmerung hinaus
Trabt er wohlgemuth;

Wandelt durch die Abendruh,
Sinnend allerlei:
„Ei, dort ging es löblich zu,
Munter, und nicht frei.
Aber — aber — aber doch —“
Und ein langes Aber noch
Fügt er ſeufzend bei.

„Wie das flimmert! wie das lacht!
Kanten Händebreit!“
Ach, die ſchnöde Kleiderpracht
Macht ihm tauſend Leid.
Und nun gar — er war nicht blind —
Eines armen Mannes Kind;
Nein, das ging zu weit.

Kurz, er nimmt ſich's ernſtlich vor,
Heut und hier am Steg —
Ja, an der Gemeinde Ohr,
Wächter treu und reg,
Will er's tragen ungeſcheut;
O, er findet ſchon die Zeit
Und den rechten Weg.

Mittwoch.

Begleiteſt du ſie gern,
Des Pfarrers Luſt und Plagen:
Sich gleich an allen Tagen
Trifft du den frommen Herrn.
Der gute Seelenhirt!
Tritt über ſeine Schwelle:
Da iſt er ſchon zur Stelle
Als des Kollegen Wirth.

In wohlgemeinten Sorgen,
Wie er geſchäftig thut!
Doch dämmert kaum der Morgen,
Dies eben dünkt ihm gut.
Am Abend kam der Freund,
Erſchöpft nach Art der Gäſte;
Nun ſäubre man aufs Beſte,
Daß Alles nett erſcheint.

Schon ſtrahlt die große Kanne,
Die Teller blitzen auf;
Noch ſcheuert Jungfer Anne
Und horcht mitunter auf.
Ach, ſollte ſie der Gaſt
Im alten Jäckchen finden,
Sie müßte ganz verſchwinden
Vor dieſer Schande Laſt.

Und was zur Hand thut ſtehen,
Das reizt den Pfarrer ſehr,
Die Jungfrau wird's nicht ſehen,
Er macht ſich drüber her;
Die Schlaguhr greift er an
Mit ungeſchickten Händen
Und ſucht ſie ſacht zu wenden,
Der übermüth'ge Mann!

Schleppt Foliantenbürde,
Putzt Fenſterglas und Tiſch;
Fürwahr, mit vieler Würde
Führt er den Flederwiſch.
Am Paradieſesbaum
Die Blätter, zart aus Knochen,
Eins hat er ſchon zerbrochen,
Jedoch man ſieht es kaum.

Und als er just in Schatten
Die alte Klingel stellt —
Es kömmt ihm wohl zu statten —
Da rauscht es draußen, gelt!
Fidel schlägt an in Hast,
Die Jungfer ist geflüchtet,
Und, stattlich aufgerichtet,
Begrüßt der Pfarr' den Gast.

Wie dem so wohl gefallen
Die Aussicht und das Haus,
Wie der entzückt von allen,
Nicht Worte drücken's aus!
Ich sag' es ungenirt:
Sie kamen aus den Gleisen,
Sich Ehre zu erweisen,
Der Gast und auch der Wirth.

Und bei dem Mittagessen,
Das man vortrefflich fand,
Da ward auch nicht vergessen
Der Lehr- und Ehrenstand.
Ich habe viel gehört,
Doch nichts davon getragen,
Nur dieses mag ich sagen:
Sie sprachen sehr gelehrt.

Und sieh nur! drüben schreitet
Der gute Pfarrer just,
Er hat den Gast geleitet
Und spricht aus voller Brust:
„Es ist doch wahr! mein Haus,
So nett und blank da droben,
Ich muß es selber loben,
Es nimmt sich einzig aus."

Donnerstag.

Winde rauſchen, Flocken tanzen,
Jede Schwalbe ſucht das Haus,
Nur der Pfarrer unerſchrocken
Segelt in den Sturm hinaus.
Nicht zum beſten ſind die Pfade,
Aber leidlich würd' es ſein,
Trüg' er unter ſeinem Mantel
Nicht die Aepfel und den Wein.

Ach, ihm iſt ſo wohl zu Muthe,
Daß dem kranken Zimmermann
Er die längſt gegönnte Gabe
Endlich einmal bieten kann.
Immer muß er heimlich lachen,
Wie die Anne Aepfel las,
Und wie er den Wein ſtipitzte,
Während ſie im Keller ſaß.

Längs des Teiches ſieh ihn flattern,
Wie er rudert, wie er ſtreicht,
Kann den Mantel nimmer zwingen
Mit den Fingern, ſtarr und feucht.
Oefters aus dem trüben Auge
Eine kalte Zähre bricht,
Wehn ihm ſeine grauen Haare
Spinnenwebig ums Geſicht.

Doch, Gottlob! da iſt die Hütte,
Und nun öffnet ſich das Haus,
Und nun keuchend auf der Tenne
Schüttelt er die Federn aus.
Ach, wie freut der gute Pfarrer
Sich am blanken Feuerſchein!
Wie geſchäftig ſchenkt dem Kranken
Er das erſte Gläschen ein.

Setzt ſich an des Lagers Ende,
Stärkt ihm beſtens die Geduld,
Und von ſeinen frommen Lippen
Einfach fließt das Wort der Huld.
Wenn die abgezehrten Hände
Er ſo feſt in ſeine ſchließt,
Anders fühlt ſich dann der Kranke,
Meint, daß gar nichts ihn verdrießt.

Mit der Einfalt, mit der Liebe
Schmeichelt er die Seele wach,
Kann an jedes Herz ſich legen,
Sei es kraftvoll oder ſchwach.
Aber draußen will es dunkeln,
Draußen tröpfelt es vom Dach; —
Lange ſehn ihm nach die Kinder,
Und der Kranke ſeufzt ihm nach.

Freitag.

Zu denken in geſtandnen Tagen
Der Sorge, die ſo treulich ſann,
Der Liebe, die ihn einſt getragen,
Wohl ziemt es jedem Ehrenmann.
Am Lehrer alt, am Schüler mild
Magſt du nicht ſelten es gewahren;
Und ſind ſie beide grau von Haaren,
Um deſto werther iſt das Bild.

Zumeiſt dem Prieſter wird beſchieden
Für frühe Treue dieſer Lohn;
Nicht einſam in des Alters Frieden,
Der Zögling bleibt ſein lieber Sohn.
Ja, was erſtarrt im Lauf der Zeit
Und wehrt dem Neuen einzudringen,

Des Herzens steife-Flechten schlingen
Sich fester um Vergangenheit.

So läßt ein wenig Putz gefallen
Sich heut der gute Pfarrer gern:
Das span'sche Rohr, die Silberschnallen,
Denn heute geht's zum jungen Herrn.
Der mag in reifen Jahren stehn,
Da ihn erwachsne Kinder ehren;
Allein das kann den Pfarr' nicht stören,
Der ihn vor Zeiten klein gesehn.

Still wandelnd durch des Parkes Linden,
In deren Schutz das Veilchen blüht,
Der Alte muß es freundlich finden,
Daß man so gern ihn Freitags sieht;
Er weiß, dem Junker sind noch frisch
Die lieben längst entschwundnen Zeiten
Und seines Lehrers schwache Seiten:
Ein Gläschen Wein, ein guter Fisch.

Schon tritt er in des Thores Halle;
Da, wie aus reifem Erbsenbeet
Der Spatzen Schaar, so hinterm Walle
Hervor es flattert, lacht und kräht;
Der kleinen Junker wilde Schaar,
Die still gelauscht im Mauerbogen
Und nun den Pfarrer so betrogen,
So überrumpelt ganz und gar.

Das stürmt auf ihn von allen Seiten,
Das klammert überall sich an;
Fürwahr, mühselig muß er schreiten,
Der müde und geduld'ge Mann.
Jedoch er hat sie allzu gern,

Die ihn ſo unbarmherzig plagen,
Und faſt zu viel läßt er ſie wagen,
Die junge Brut des jungen Herrn.

Wie dann des Hauſes Wirth ſich freute,
Der Mann mit früh ergrautem Haar,
Nicht wich von ſeines Lehrers Seite
Und rückwärts ging um dreißig Jahr;
Wie er in alter Zeiten Bann
Nur flüſternd ſprach nach Schüler Weiſe,
Man ſieht es an und lächelt leiſe,
Doch mit Vergnügen ſieht man's an.

Und ſpäter beim Spazierengehen,
Die Beiden hemmen oft den Schritt,
Nach jeder Blume muß man ſehen,
Und manche Pflanze wandert mit.
Der Eine iſt des Amtes bar,
Nichts hat der Andre zu regieren;
Sie gehn aufs Neu botaniſiren,
Der Theolog und ſein Scholar.

Doch mit dem Abend naht das Scheiden,
Man ſchiebt es auf, doch kömmt's heran,
Die Kinder wollen's gar nicht leiden.
Am Fenſter ſteht der Edelmann
Und ſpinnt noch lange, lange aus
Vielfarb'ger Bilder bunt Gezwirne;
Dann fährt er über ſeine Stirne
Und athmet auf und iſt zu Haus.

Samſtag.

Wie funkeln hell die Sterne,
Wie dunkel ſcheint der Grund,

Und aus des Teiches Spiegel
Steigt dort der Mond am Hügel
Grad um die elfte Stund.

Da hebt vom Predigtheſte
Der müde Pfarrer ſich;
Wohl war er unverdroſſen,
Und endlich iſt's geſchloſſen
Mit langem Federſtrich.

Nun öffnet er das Fenſter,
Er trinkt den milden Duft
Und ſpricht: „Wer ſollt' es ſagen,
Noch Schnee vor wenig Tagen,
Und dies iſt Maienluft."

Die ſtrahlende Rotunde
Sein ernſter Blick durchſpäht,
Schon will der Himmelswagen
Die Deichſel abwärts tragen:
„Ja, ja, es iſt ſchon ſpät!"

Und als dies Wort geſprochen,
Es fällt dem Pfarrer auf,
Als müſſ' er eben deuten
Auf ſich der ganz zerſtreuten,
Argloſen Rede Lauf.

Nie ſchien er ſich ſo hager,
Nie fühlt' er ſich ſo alt,
Als ſeit er heut begraben
Den langen Moritz Raben,
Den Förſter dort vom Wald.

Am gleichen Tag geboren,
Getauft am gleichen Tag!
Das ist ein seltsam Wesen
Und läßt uns deutlich lesen,
Was wohl die Zeit vermag!

Der Nacht geheimes Funkeln,
Und daß sich eben muß,
Wie Mondesstrahlen steigen,
Der frische Hügel zeigen,
Das Kreuz an seinem Fuß:

Das macht ihn ganz beklommen,
Den sehr betagten Mann,
Er sieht den Flieder schwanken,
Und längs des Hügels wanken
Die Schatten ab und an.

Wie oft sprach nicht der Todte
Nach seiner Weise kühn:
„Herr Pfarr', wir alten Knaben,
Wir müssen sachte traben,
Die Kirchhofsblumen blühn."

„So mögen sie denn blühen!"
Spricht sanft der fromme Mann;
Er hat sich aufgerichtet,
Sein Auge, mild umlichtet,
Schaut fest den Aether an.

„Hast Du gesandt ein Zeichen
Durch meinen eignen Mund,
Und willst mich gnädig mahnen

An unser Aller Ahnen
Uralten ew'gen Bund;

„Nicht lässig sollst Du finden
Den, der Dein Siegel trägt,
Doch nach dem letzten Sturme" —
Da eben summt's vom Thurme,
Und Zwölf die Glocke schlägt.

„Ja, wenn ich bin entladen
Der Woche Last und Pein,
Dann führe, Gott der Milde,
Das Werk nach Deinem Bilde
In Deinen Sonntag ein!"

Der Strandwächter am deutschen Meere

und sein Neffe vom Lande.

„Sieben Nächte stand ich am Riff
Und hörte die Woge zerschellen,
Taucht kein Segel, kein irres Schiff?
Schon dunkelt's über den Wellen.
Nimm das Nachtrohr, Neffe vom Land!
Ich will in die Matte mich strecken,
Dröhnt ein Schuß oder flackert ein Brand,
Dann zieh an der Schnur, mich zu wecken." —

„Schöner Platz, an der Lucke hier,
Für einen unschuld'gen Privaten!
Drunten die See, das wüste Gethier,
Das Haie speit und Piraten.
Von der Seeschlang' wüthigem Kampf
Auch hat man Neues vernommen,

Weiß der Himmel, ob nicht per Dampf
Ins deutsche Meer sie gekommen?

„Ist's doch jetzt eine Wunderzeit,
Wo Gletscher brennen wie Essen,
Weiber turnieren im Männerkleid
Und Knaben die Ruthe vergessen.
Jeder Wurm entfaltet sein Licht
Und jeder Narr seine Kappe,
Also, Seele, wundre dich nicht,
Wenn heute du stehst an der Klappe.

„Vetter! ein Segel, ein Segel fürwahr,
Ein Boot mit flatternden Streifen,
Lichterchen dann, eine schwimmende Schaar,
Die unter den Flanken ihm schweifen!
Schau, nun schleichen sie alle seitab,
Nun wechseln sie hüben und drüben —"
„'s ist eine Fischerflotte, mein Knab,
Sind nur Leute, die fischen im Trüben." —

„Wie das Wasser kräuselt und rennt,
Und wie die Kämme ihm flittern!
Vetter, ob wohl die Düne brennt?
Ich höre das Seegras knittern." —
„Dünste, mein Junge, nur Phosphorlicht,
Vermoderte Quallen und Schnecken,
Laß sie leuchten, sie zünden nicht,
Und morgen sind's grünliche Flecken." —

„Dort kein Räuber? kein Feuer hier?
Ich hätt' es für Beides genommen.
Wetter! ist doch die Welle mir
Schier über den Tubus geschwommen.

Welch ein Leben, so angeraunt
Auf nackter Düne zu wohnen!
Und die schnarchenden Robben am Strand —
Man meint, es seien Kanonen!

„Schläft der Alte in gutem Muth
Und läßt mich allein mit dem Spuke,
Und mir ist, als steige die Flut
Und bäume sich gegen die Lucke.
Wahrlich, Vetter, es schäumt und schwemmt,
Es brüllt um der Klippe Zinken!“ —
„Ruhig, mein Junge, die Springflut kömmt,
Laß sie steigen, sie wird schon sinken.“ —

„Gut dann, gut, Ihr wißt es aufs Beſt',
Ihr müßt die Sache verstehen.
Hab' ich doch nie solch bedenkliches Nest
Wie diese Baracke gesehen.
Und die Wolken schleifen so schwer,
Als schleppten sie Stürme in Säcken,
Jene dort, mit dem fackelnden Speer,
Scheint gar 'ne Posaune zu strecken.

„Was! sie dröhnt? welch gräulicher Schall!
Die Welle bäumt sich entgegen,
Tosend und schwarz der ringelnde Wall
Will an den Trichter sich legen;
Ha, es knallt — es flattert und streut —
Wo war's, wo ist es gewesen?
Wind und Schaum! — was hab' ich doch heut
Von der Wasserhose gelesen?

„Aber dort — ein Segel in See,
Ist's aus der Welle gestiegen?

Grad entgegen der sausenden Bö
Scheint's über die Brandung zu fliegen.
Vetter, schnell von der Matte herab!
Ein Schiff gegen Winde und Wellen!" —
„Gib das Nachtrohr, Knabe — seitab!
Ich will an die Lucke mich stellen.

„Gnad' uns Gott, am Deck zerstreut,
Umhuscht von gespenstigen Lichtern,
Welche Augen, so hohl und weit,
In den fahlen, verlebten Gesichtern!
Hörtest vom Geisterschiffe du nicht,
Von den westlichen Todesladern?
Modernde Larve ihr Angesicht,
Und Schwefel statt Blut in den Adern.

„Mag die ehrliche deutsche See
Vom Schleim der Molluske sich röthen,
Springflut brausen, zischen die Bö
Und die Wasserhose trompeten,
Drunten, drunten ist's klar und licht,
Wie droben die Wellen gebahren:
Mögen wir nur vor dem fremden Gezücht,
Vor dem Geisterjauhagel uns wahren!"

Das Eselein.

Auf einem Wiesengrund ging einmal
Ein muntres Rößlein weiden,
Ein Schimmelchen war's, doch etwas fahl;
Sein Aeußeres nenn' ich bescheiden,
Das schlechteste und auch das beste nicht,
Wir wollen nicht darüber zanken;

Doch hatt' es ein klares Augenlicht
Und ſtarke geſchmeidige Flanken.

In ſelbem Grunde ſchritt oft und viel
Ein edler Jüngling ſpazieren,
Hinter jedem Ohre ein Federkiel,
Das thät ihn wunderbar zieren!
Am Rücken ein Gänſeflügelpaar,
Die thäten rauſchen und wedeln,
Und wißt, ſeine göttliche Gabe war,
Die ſchlechte Natur zu veredeln.

Den Tropfen, der ſeiner Stirne entrann,
Den ſoll wie Perle man faſſen,
Ach, ohne ihn hätte die Sonne man
So ſimpelhin ſcheinen laſſen;
Und ohne ihn wäre der Wieſengrund
Ein nüchterner Anger geblieben,
Ein Quellchen blank, ein Hügelchen rund
Und eine Hand voll Maslieben!

Er aber fing in Spiegel den Strahl
Und ließ ihn zucken wie Flammen,
Die ruppigen Gräſer ſtrich er zumal
Und flocht ſie ſauber zuſammen;
An Steinen ſchleppt' er ſich krank und matt
Für ein Ruinchen am Hügel,
Dem Haſen kämmt' er die Wolle glatt
Und friſirt' den Mücken die Flügel.

So hat er mit ſaurem Schweiß und Müh'
Das ganz Gemeine verbeſſert,
Und klareres Waſſer fand man nie,
Als wo er ſchaufelt' und wäſſert';

Und wie's nun aller Edlen Manier,
Sich mild und nobel zu zeigen,
So, ſei's Geſtein, Menſch oder Thier,
Er gab ihm von ſeinem Eigen.

Einſt ſaß er mit ſeinem Werkgeräth,
Mit Scheere, Pinſel und Flaſche,
In der eine ſchwärzliche Lymphe ſteht,
Mit Spiegel, Feder und Taſche;
Er ſaß und lauſchte, wie in der Näh
Mein Schimmelchen galoppiret;
Auf dem Finger pfiff er: „Bſt, Pferdchen, he!“
Und wacker lam es trottiret.

Dann ſprach der Edle: „Du wärſt ſchon gut,
'ne paſſable Rozinante,
Nähm' ich dich ernſtlich in meine Hut,
Daß ich den Koller dir bannte;
Ein leiſer Traber — ein ſchmuckes Thier —
Ein unermüdeter Wandrer!
Kurz, wenig wüßt' ich zu rügen an dir,
Wärſt du nur völlig ein Andrer.

„Drum ſei verſtändig, trab' heran
Und laß mich ruhig gewähren,
Und ſollt's dich kneipen, nicht zuck' mir dann,
Du weißt, oft zwicken die Scheeren.“
Mein Schimmelchen ſtutzt, es ſetzt ſeitab,
Ein paarmal rennt es in Kreiſen,
Dann ſachte trabt es den Anger hinab,
Dann ſtand es ſtill vor dem Weiſen.

Der ſprach: „Dein Ohr — ein armer Stumpf!
Armſelig biſt du geboren!

Commandowort und der Siegstriumph,
Das geht dir Alles verloren."
Drauf rüſtig ſetzt' er die Zangen an
Und zerrt' und dehnte an Beiden;
Mein Schimmelchen ächzt' und dachte dann:
„O weh, Hoffart muß leiden!"

„Auch deine Farbe — erbärmlich ſchlecht!
Nicht blank und dennoch zu lichte,
Nicht für die romantiſche Dämmrung recht
Und nicht für die klare Geſchichte."
Drauf emſig langt' er den Pinſel her
Und miſchte Schwarz zu dem Weißen;
Mein Schimmelchen zuckt, es juckt ihn ſehr,
Doch dacht' es: „Wie werd' ich gleißen!"

Und gar dein Schweif — unſeliges Vieh!
Der flattert und ſchlentert wie Segel,
Ich wette, du meinſt dich ein Kraftgenie,
Und ſcheinſt doch Andern ein Flegel."
Drauf mit der Scheere, Gang an Gang,
Beginnt er hurtig zu zwicken,
Hinauf, hinunter die Wurzel entlang,
Von der Kuppe bis an den Nücken.

Dann ſpricht er freudig: „Mein ſchmuckes Thier,
Mein Zelter, edel wie keiner!"
Und eilends langt er den Spiegel herfür:
„Nun ſieh, und freue dich deiner!
Nun biſt ein Paraderößlein, baß
Wie Eines von Münſter bis Weſel."
Der Schimmel blinzt und ſchaut ins Glas —
O Himmel, da war er ein Eſel!

Die beste Politik.

Von Allem, was zu Leid und Frommen
Bisher das Leben mir gebracht,
Ist Manches unverhofft gekommen,
Und Manches hatt' ich überdacht;
Doch, seltsam! wo ich schlau und fein
Mich abgesorgt zu grauen Haaren,
Da bin ich meistens abgefahren,
Und Unverhofftes schlug mir ein.

Ein Jeder könnt doch gern zu Brode,
Doch blieben mir die Gönner kalt,
That ich gleich klein wie eine Lode
Gen einen mächt'gen Eichenwald;
Und nur der ärmliche Student,
Bei dem ich manche Nacht verwachte,
Als Mangel ihn aufs Lager brachte,
Der dachte mein als Präsident.

Den Frauen will man auch gefallen,
— Zumal, sieht man nicht übel aus —
In die Salons sah man mich wallen,
Verschmitzt hinein, verdutzt heraus;
Und nur die täglich recht und schlicht
Mich wandeln sah im eignen Hause,
Die trug in meine kleine Klause
Des Lebens süßestes Gedicht.

Auch Ruhm ist gar ein scharfer Köder,
Ich habe manchen Tag verschwitzt,
Verschnitzelt hab' ich manche Feder,
Und bin doch schmählich abgeblitzt;
Und nur als ich, entmuthigt ganz,
Gedanken flattern ließ wie Flocken,

Da plötzlich fiel auf meine Locken
Ein junger frischer Lorbeerkranz.

So hab' aus Allem ich gezogen
Das treue Facit mir zuletzt:
Daß Dem das Glück zumeist gewogen,
Der es am mindesten gehetzt;
Und daß, wo Wirken ein Geschick
Nach eigner Willkür kann bereiten,
Nur Offenheit zu allen Zeiten
Die allerbeste Politik.

Balladen.

Der Graf von Thal.

I.

Das war der Graf von Thal,
So ritt an der Felsenwand;
Das war sein ehlich Gemahl,
Die hinter dem Steine stand.

Sie schaut' im Sonnenstrahl
Hinunter den linden Hang,
„Wo bleibt der Graf von Thal?
Ich hört' ihn doch reiten entlang!

„Ob das ein Hufschlag ist?
Vielleicht ein Hufschlag fern?
Ich weiß doch wohl ohne List,
Ich hab' gehört meinen Herrn!"

Sie bog zurück den Zweig.
„Bin blind ich oder auch taub?"
Sie blinzelt' in das Gesträuch
Und horcht' auf das rauschende Laub.

Oed war's, im Hohlweg leer,
Einsam im rispelnden Wald;
Doch überm Weiher, am Wehr,
Da fand sie den Grafen bald.

In ſeinen Schatten ſie trat.
Er und ſeine Geſellen,
Die flüſtern und halten Rath,
Viel lauter rieſeln die Wellen.

Sie ſtarrten über das Land,
Genau ſie ſpähten, genau,
Sahn jedes Zweiglein am Strand,
Doch nicht am Wehre die Frau.

Zur Erde blickte der Graf,
So ſprach der Graf von Thal:
„Seit dreizehn Jahren den Schlaf
Rachloſe Schmach mir ſtahl.

„War das ein Seufzer lind?
Geſellen, wer hat's gehört?"
Sprach Kurt: „Es iſt nur der Wind,
„Der über das Schilfblatt fährt." —

„So ſchwör' ich beim höchſten Gut,
Und wär's mein ehlich Weib,
Und wär's meines Bruders Blut,
Viel minder mein eigner Leib:

„Nichts ſoll mir wenden den Sinn,
Daß ich die Rache ihm ſpar';
Der Freche ſoll werden inn',
Zins tragen auch dreizehn Jahr'.

„Bei Gott! das war ein Geſtöhn!"
Sie ſchoſſen die Blicke in Haſt.
Sprach Kurt: „Es iſt der Föhn,
„Der macht ſeufzen den Tannenaſt." —

„Und iſt ſein Aug' auch blind,
Und iſt ſein Haar auch grau,
Und mein Weib ſeiner Schweſter Kind —"
Hier that einen Schrei die Frau.

Wie Wetterfahnen ſchnell
Die Dreie wendeten ſich.
„Zurück, zurück, mein Geſell!
Dieſes Weibes Richter bin ich.

„Haſt du gelauſcht, Allgund?
Du ſchweigſt, du blickſt zur Erd'?
Das bringt dir bittre Stund!
Allgund, was haſt du gehört?" —

„„Ich lauſch' deines Roſſes Klang,
Ich ſpäh' deiner Augen Schein,
So kam ich hinab den Hang.
Nun thue, was Noth mag ſein."" —

„O Frau!" ſprach Jakob Port,
„Da habt Ihr ſchlimmes Spiel!
Grad ſprach der Herr ein Wort,
Das ſich vermaß gar viel."

Sprach Kurt: „Ich ſag' es rund,
Viel lieber den Wolf im Stall,
Als eines Weibes Mund
Zum Hüter in ſolchem Fall."

Da ſah der Graf ſie an,
Zu Einem und zu Zwei'n;
Drauf ſprach zur Fraue der Mann:
„Wohl weiß ich, du biſt mein.

„Als du gefangen lagst
Um mich ein ganzes Jahr
Und keine Silbe sprachst,
Da ward deine Treu' mir klar.

„So schwöre mir denn sogleich:
Sei's wenig oder auch viel,
Was du vernahmst am Teich,
Dir sei's wie Rauch und Spiel.

„Als seie nichts geschehn,
So muß ich völlig meinen;
Darf dich nicht weinen sehn,
Darfst mir nicht bleich erscheinen.

„Denk nach, denk nach, Allgund!
Was zu verheißen Noth.
Die Wahrheit spricht dein Mund,
Ich weiß, und brächt' es Tod."

Und konnte sie sich besinnen,
Verheißen hätte sie's nie;
So war sie halb von Sinnen,
Sie schwur, und wußte nicht, wie.

II.

Und als das Morgengrau
In die Gemmate sich stahl,
Da hatte die werthe Frau
Geseufzt schon manchesmal;

Manchmal gerungen die Hand,
Ganz heimlich wie ein Dieb;
Roth war ihrer Augen Rand,
Todtblaß ihr Antlitz lieb.

Drei Tage kredenzt' ſie den Wein
Und ſaß beim Mahle drei Tag',
Drei Nächte in ſteter Pein
In der Waldkapelle ſie lag.

Wenn er die Wacht beſorgt,
Der Thorwart ſieht ſie gehn,
Im Walde ſteht und horcht
Der Wilddieb dem Geſtöhn'.

Am vierten Abend ſie ſaß
An ihres Herren Seit',
Sie dreht' die Spindel, er las,
Dann ſahn ſie auf, alle Beid'.

„Allgund, bleich iſt dein Mund!" —
„„Herr, 's macht der Lampe Schein."" —
„Deine Augen ſind roth, Allgund!" —
„„'s drang Rauch vom Herde hinein.

„„Auch macht mir's ſchlimmen Muth,
Daß heut vor fünfzehn Jahren
Ich ſah meines Vaters Blut;
Gott mag die Seele wahren!

„„Lang ruht die Mutter im Dom,
Sind Wen'ge mir verwandt,
Ein' Muhm' noch und ein Ohm:
Sonſt iſt mir keins bekannt.""

Starr ſah der Graf ſie an:
„Es ſteht dem Weibe feſt,
Daß um den ehlichen Mann
Sie Ohm und Vater läßt." —

„„Ja, Herr! so muß es sein.
Ich gäb' um Euch die Zwei
Und mich noch obendrein,
Wenn's sein müßt', ohne Reu.

„„Doch, daß nun dieser Tag
Nicht gleich den andern sei,
Lest, wenn ich bitten mag,
Ein Sprüchlein oder zwei.““

Und als die Frau klar
Darauf das heil'ge Buch
Vor ihrem Gatten dar,
Es auf von selber schlug.

Mit einem Blicke er maß
Der nächsten Sprüche einen;
„Mein ist die Rach'," er las;
Das will ihm seltsam scheinen.

Doch wie so fest der Mann
Auf Frau und Bibel blickt,
Die saß so still und spann,
Dort war kein Blatt geknickt.

Um ihren schönen Leib
Den Arm er düster schlang:
„So nimm die Laute, Weib,
Sing mir einen lust'gen Sang!" —

„„O Herr! mag's Euch behagen,
Ich sing' ein Liedlein werth,
Das erst vor wenig Tagen
Mich ein Minstrel gelehrt.

„„Der kam ſo matt und bleich,
Wollt' nur ein wenig ruhn
Und ſprach: im oberen Reich
Sing' man nichts Anderes nun.““

Drauf, wie ein Schrei verhallt,
Es durch die Kammer klingt,
Als ihre Finger kalt
Sie an die Saiten bringt:

„Johann! Johann! was dachteſt du
An jenem Tag,
Als du erſchlugſt deine eigne Ruh
Mit Einem Schlag?
Verderbteſt auch mit dir zugleich
Deine drei Geſellen;
O, ſieh nun ihre Glieder bleich
Am Monde ſchwellen!

„Weh dir, was dachteſt du, Johann,
Zu jener Stund?
Nun läuft von dir verlornem Mann
Durchs Reich die Kund'!

„Ob dich verbergen mag der Wald,
Dich wird's ereilen;
Horch nur, die Vögel ſingen's bald,
Die Wölf' es heulen!

„O weh! das haſt du nicht gedacht,
Johann! Johann!
Als du die Rache wahr gemacht
Am alten Mann.
Und wehe! nimmer wird der Fluch
Mit dir begraben,

Dir, der den Ohm und Herrn erſchlug,
Johann von Schwaben!"

Aufrecht die Fraue bleich
Vor ihrem Gatten ſtand,
Der nimmt die Laute gleich,
Er ſchlägt ſie an die Wand.

Und als der Schall verklang,
Da hört man noch zuletzt,
Wie er die Hall' entlang
Den zorn'gen Fußtritt ſetzt.

III.

Von heut am ſiebenten Tag,
Das war eine ſchwere Stund,
Als am Balkone lag
Auf ihren Knien Allgund.

Laut waren des Herzens Schläge:
„O Herr! erbarme dich mein,
Und bracht' ich Böſes zuwege,
Mein ſei die Buß' allein."

Dann beugt ſie tief hinab,
Sie horcht und horcht und lauſcht:
Vom Wehre tost es herab,
Vom Forſte drunten es rauſcht.

War das ein Fußtritt? nein!
Der Hirſch ſetzt über die Kluft.
Sollt' ein Signal das ſein?
Doch nein, der Auerhahn ruft.

„O mein Erlöser, mein Hort!
Ich bin mit Sünde beschwert,
Sei gnädig und nimm mich fort,
Eh heim mein Gatte gekehrt!

„Ach, wen der Böse umgarnt,
Dem alle Kraft er bricht!
Doch hab' ich ja nur gewarnt,
Verrathen, verrathen ja nicht!

„Weh! das sind Rossestritte."
Sie sah sie fliegen durchs Thal
Mit wildem grimmigen Ritte,
Sie sah auch ihren Gemahl.

Sie sah ihn dräuen, genau,
Sie sah ihn ballen die Hand;
Da sanken die Knie der Frau,
Da rollte sie über den Rand.

Und als, zum Schlimmen entschlossen,
Der Graf sprengt' in das Thor,
Kam Blut entgegen geflossen,
Drang unterm Gitter hervor.

Und als er die Hände sah falten
Sein Weib in letzter Noth,
Da konnt' er den Zorn nicht halten,
Bleich ward sein Gesicht so roth.

„Weib, das den Tod sich erkor!" —
„„'s war nicht mein Wille,"" sie sprach,
Noch eben bracht' sie's hervor.
„Weib, das seine Schwüre brach!"

Wie Abendlüfte verwehen,
Noch einmal haucht ſie ihn an;
„Es mußt' eine Sünde geſchehen —
Ich hab' ſie für dich gethan!"

Der Tod des Erzbiſchofs Engelbert von Köln.

I.

Der Anger dampft, es kocht die Ruhr,
Im ſcharfen Oſt die Halme pfeifen,
Da trabt es ſachte durch die Flur,
Da taucht es auf wie Nebelſtreifen,
Da nieder rauſcht es in den Fluß,
Und ſtemmend gen der Wellen Guß
Es fliegt der Bug, die Hufe greifen.

Ein Schnauben noch, ein Satz, und frei
Das Roß ſchwingt ſeine naſſen Flanken,
Und wieder eins, und wieder zwei,
Bis fünf und zwanzig ſtehn wie Schranken:
Voran, voran durch Haid und Wald,
Und wo ſich wüſt das Dickicht ballt,
Da brechen kniſternd ſie die Ranken.

Am Eichenſtamm, im Ueberwind,
Um einen Aſt den Arm geſchlungen,
Der Iſenburger ſteht und ſinnt
Und naget an Erinnerungen.
Ob er vernimmt, was durchs Gezweig
Ihm Rinkerad, der Ritter bleich,
Raunt leiſe wie mit Vögelzungen?

„Graf," flüſtert es, „Graf, haltet dicht,
Mich dünkt, als woll' es Euch bethören;

Bei Chriſti Blute, laßt uns nicht
Heim wie gepeitſchte Hunde kehren!
Wer hat gefeſſelt Eure Hand,
Den freien Stegreif Euch verrannt?“ —
Der Iſenburg ſcheint nicht zu hören.

„Graf,“ flüſtert es, „wer war der Mann,
Dem zu dem Kreuz die Roſe[1] paßte?
Wer machte Euren Schwäher dann
In ſeinem eignen Land zum Gaſte?
Und, Graf, wer höhnte Euer Recht,
Wer ſtempelt Euch zum Pfaffenknecht?“ —
Der Iſenburg biegt an dem Aſte.

„Und wer, wer hat Euch zuerkannt,
Im härnen Sünderhemd zu ſtehen,
Die Schandekerz' in Eurer Hand,
Und alte Betteln anzuflehen
Um Kyrie und Litanei?!“ —
Da krachend bricht der Aſt entzwei
Und wirbelt in des Sturmes Wehen.

Spricht Iſenburg: „Mein guter Fant,
Und meinſt du denn, ich ſei begraben?
O, laß mich nur in meiner Hand —
Doch ruhig, ſtill, ich höre traben!“
Sie ſtehen lauſchend, vorgebeugt;
Durch das Gezweig der Helmbuſch ſteigt
Und flattert drüber gleich dem Raben.

II.

Wie dämmerſchaurig iſt der Wald
An neblichten Novembertagen,

[1] Zu dem Kreuz von Köln die Roſe, das Wappen von Berg, deſſen Beſitz Engelbert dem Bruder von Iſenburgs Gemahlin vorenthielt.

Wie wunderlich die Wildniß hallt
Von Aſtgeſtöhn und Windesklagen!
„Horch, Knabe, war das Waffenklang?“ —
„Nein, gnäd'ger Herr! ein Vogel ſang,
Von Sturmesflügeln hergetragen.“

Fort trabt der mächtige Prälat,
Der kühne Erzbiſchof von Köllen,
Er, den der Kaiſer ſich zum Rath
Und Reichsverweſer mochte ſtellen,
Die ehrne Hand der Cleriſei —
Zwei Edelknaben, Reiſ'ger zwei
Und noch drei Aebte als Geſellen.

Gelaſſen trabt er fort, im Traum
Von eines Wunderdomes Schöne,
Auf ſeines Roſſes Hals den Zaum,
Er ſtreicht ihm ſanft die dichte Mähne,
Die Windesodem ſenkt und ſchwellt;
Es ſchaudert, wenn ein Tropfen fällt
Von Aſt und Laub, des Nebels Thräne.

Schon ſchwindelnd ſteigt das Kirchenſchiff,
Schon bilden ſich die krauſen Zacken —
Da, horch, ein Pfiff und, hui, ein Griff,
Ein Helmbuſch hier, ein Arm im Nacken!
Wie Schwarzwildrudel bricht's heran,
Die Aebte fliehn wie Spreu, und dann
Mit Reiſigen ſich Reiſ'ge packen.

Ha, ſchnöder Strauß! Zwei gegen zehn!
Doch hat der Fürſt ſich losgerungen,
Er peitſcht ſein Thier, und mit Geſtöhn
Hat's überm Hohlweg ſich geſchwungen;
Die Gerte pfeift — „Weh, Rinkerad!“ —

Vom Aeſſe gleitet der Prälat
Und iſt ins Dickicht dann gedrungen.

„Huſſah, huſſah, erſchlagt den Hund,
Den ſtolzen Hund!“ und eine Meute
Fährt's in den Wald, es ſchließt ein Rund,
Dann vor — und rückwärts und zur Seite;
Die Zweige krachen — ha, es naht —
Am Buchenſtamm ſteht der Prälat
Wie ein geſtellter Eber heute.

Er blickt verzweifelnd auf ſein Schwert,
Er löst die kurze breite Klinge,
Dann prüfend untern Mantel fährt
Die Linke nach dem Panzerringe;
Und nun wohlan, er iſt bereit,
Ja, männlich focht der Prieſter heut,
Sein Streich war eine Flammenſchwinge.

Das ſchwirrt und klingelt durch den Wald,
Die Blätter ſtäuben von den Eichen,
Und über Arm und Schädel bald
Blutrothe Rinnen tröpfeln, ſchleichen;
Entwaffnet der Prälat noch ringt,
Der ſtarke Mann, da ziſchend dringt
Ein falſcher Dolch ihm in die Weichen.

Ruft Iſenburg: „Es iſt genug,
Es iſt zu viel!“ und greift die Zügel;
Noch ſah er, wie ein Knecht ihn ſchlug,
Und riß den Wicht am Haar vom Bügel.
„Es iſt zuviel, hinweg, geſchwind!“
Fort ſind ſie, und ein Wirbelwind
Fegt ihnen nach wie Eulenflügel. — —

Des Sturmes Odem iſt verrauſcht,
Die Tropfen glänzen an dem Laube,
Und über Blutes Lachen lauſcht
Aus hohem Loch des Spechtes Haube;
Was kniſtert nieder von der Höh'
Und ſchleppt ſich wie ein krankes Reh?
Ach, armer Knabe, wunde Taube!

„Mein gnädiger, mein lieber Herr,
So mußten dich die Mörder packen?
Mein frommer, o mein Heiliger!"
Das Tüchlein zerrt er ſich vom Nacken,
Er drückt es auf die Wunde dort,
Und hier und drüben, immerfort
Ach, Wund' an Wund' und blut'ge Zacken!

„Ho, hollah ho!" — dann beugt er ſich
Und ſpäht, ob noch der Odem rege;
War's nicht, als wenn ein Seufzer ſchlich,
Als wenn ein Finger ſich bewege? —
„Ho, hollah ho!" — „Hollah, hoho!"
Schallt's wieder um, deß war er froh:
„'s ſind unſre Reiter allewege!"

III.

Zu Köln am Rheine kniet ein Weib
Am Rabenſteine unterm Rade,
Und überm Rade liegt ein Leib,
An dem ſich weiden Kräh' und Made;
Zerbrochen iſt ſein Wappenſchild,
Mit Trümmern ſeine Burg gefüllt,
Die Seele ſteht bei Gottes Gnade.

Den Leib des Fürſten hüllt der Rauch
Von Ampeln und von Weihrauchſchwehlen —

Um seinen qualmt der Moderhauch,
Und Hagel peitscht der Rippen Höhlen;
Im Dome steigt ein Trauerchor,
Und ein Tedeum stieg empor
Bei seiner Qual aus tausend Kehlen.

Und wenn das Rad der Bürger sieht,
Dann läßt er rasch sein Rößlein traben,
Doch eine bleiche Frau, die kniet
Und scheucht mit ihrem Tuch die Raben;
Um sie mied er die Schlinge nicht,
Er war ihr Held, er war ihr Licht —
Und, ach! der Vater ihrer Knaben!

Das Fegefeuer des westphälischen Adels.

Wo der selige Himmel, das wissen wir nicht,
Und nicht, wo der gräuliche Höllenschlund,
Ob auch die Wolke zittert im Licht,
Ob siedet und qualmet Vulkanes Mund;
Doch, wo die westphälischen Edeln müssen
Sich sauber brennen ihr rostig Gewissen,
Das wissen wir alle, das ward uns kund.

Grau war die Nacht, nicht öde und schwer,
Ein Aschenschleier hing in der Luft;
Der Wanderbursche schritt flink einher,
Mit Wollust saugend den Heimatduft;
O bald, bald wird er schauen sein Eigen,
Schon sieht am Lutterberge er steigen
Sich leise schattend die schwarze Kluft.

Er richtet sich, wie Trompetenstoß
Ein Hollah ho! seiner Brust entsteigt —

Was ihm im Nacken? — Ein ſchnaubend Roß,
An ſeiner Schulter es raſſelt, keucht,
Ein Rappe — grünliche Funken irren
Ueber die Flanken, die kniſtern und knirren,
Wie wenn man den murrenden Kater ſtreicht.

„Jeſus Maria!“ — er ſetzt ſeitab,
Da langt vom Sattel es überzwerg —
Ein eherner Griff, und in wüſtem Trab
Wie Wind und Wirbel zum Lutterberg!
An ſeinem Ohre hört er es raunen
Dumpf und hohl wie gedämpfte Poſaunen,
So an ihm raunt der geſpenſtige Scherg';

„Johannes Deweth! ich kenne dich!
Johann! du biſt uns verfallen heut!
Bei deinem Heile, nicht lach' noch ſprich,
Und rühre nicht an, was man dir beut;
Vom Brode nur magſt du brechen in Frieden,
Ewiges Heil ward dem Brode beſchieden,
Als Chriſtus in frohner Nacht es geweiht!“ —

Ob mehr geſprochen, man weiß es nicht,
Da ſeine Sinne der Burſche verlor,
Und ſpät erſt hebt er ſein bleiches Geſicht
Vom Eſtrich einer Halle empor;
Um ihn Geſumme, Geſchwirr, Gemunkel,
Von tauſend Flämmchen ein mattes Geſunkel
Und drüber ſchwimmend ein Nebelflor.

Er reibt die Augen, er ſchwankt voran,
An hundert Tiſchen, die Halle entlang,
All edle Geſchlechter, ſo Mann an Mann;
Es rühren die Gläſer ſich ſonder Klang,
Es regen die Meſſer ſich ſonder Klirren,

Wechſelnde Reden ſummen und ſchwirren
Wie Glockengeläut, ein wirrer Geſang.

Ob jedem Haupte des Wappens Glaſt,
Das langſam ſchwellende Tropfen ſpeit,
Und wenn ſie fallen, dann zuckt der Gaſt
Und drängt ſich einen Moment zur Seit';
Und lauter, lauter dann wird das Rauſchen,
Wie Stürme die zornigen Seufzer tauſchen,
Und wirrer ſummet das Glockengeläut.

Strack ſteht Johann wie ein Lanzenknecht,
Nicht möchte der gleißenden Wand er traun,
Noch wäre der glimmernde Sitz ihm recht,
Wo rutſchen die Knappen mit zuckenden Brau'n.
Da muß, o Himmel, wer ſollt' es denken!
Den frommen Herrn, den Friedrich von Brenken,
Den alten ſtattlichen Ritter, er ſchaun.

„Mein Heiland, mach' ihn der Sünden bar!"
Der Jüngling ſeufzet in ſchwerem Leid:
Er hat ihm gedienet ein ganzes Jahr;
Doch ungern kredenzt' er den Becher ihm heut!
Bei jedem Schlucke ſieht er ihn ſchüttern,
Ein blaues Wölkchen dem Schlund entzittern,
Wie wenn auf Kohlen man Weihrauch ſtreut.

O, manche Geſtalt noch dämmert ihm auf,
Dort ſitzt ſein Pathe, der Metternich,
Und eben durch den wimmelnden Hauf
Johann von Spiegel, der Schenke, ſtrich;
Prälaten auch, je viere und viere,
Sie blättern und riſpeln im grauen Breviere,
Und zuckend krümmen die Finger ſich.

Und unten im Saale, da knöcheln frisch
Schaumburger Grafen um Leut' und Land;
Graf Simon schüttelt den Becher risch
Und reibt mitunter die knisternde Hand;
Ein Knappe nahet, er surret leise —
Ha, welches Gesummse im weiten Kreise,
Wie hundert Schwärme an Klippenrand!

„Geschwind den Sessel, den Humpen werth,
Den schleichenden Wolf[1] geschwinde herbei!"
Horch, wie es draußen rasselt und fährt!
Barhaupt stehet die Massoney,
Hundert Lanzen dringen nach binnen,
Hundert Lanzen und mitten darinnen
Der Asseburger, der blutige Weih!

Und als ihm Alles entgegen zieht,
Da spricht Johannes ein Stoßgebet:
Dann risch hinein! sein Ermel sprüht,
Ein Funken über die Finger ihm geht —
Voran — da „sieben" schwirren die Lüfte,
„Sieben, sieben, sieben," die Klüfte,
„In sieben Wochen, Johann Deweth!"

Der sinkt auf schwellenden Rasen hin
Und schüttelt gegen den Mond die Hand,
Drei Finger, die bröckeln und stäuben hin,
Zu Asch' und Knöchelchen abgebrannt.
Er rafft sich auf, er rennt, er schießet,
Und, ach, die Vaterklause begrüßet
Ein grauer Mann, von Keinem gekannt,

Der nimmer lächelt, nur des Gebets
Mag pflegen drüben im Klosterchor,

[1] Der schleichende Wolf ist das Wappen der Familie Asseburg.

Denn „sieben, sieben," flüstert es stets
Und „sieben Wochen" ihm in das Ohr.
Und als die siebente Woche verronnen,
Da ist er versiegt wie ein dürrer Bronnen,
Gott hebe die arme Seele empor!

Die Flislung Cappenbergs.

Der Mond mit seinem blassen Finger
Langt leise durch den Mauerspalt
Und koset, streifend längs dem Zwinger,
Norbertus' Stirne feucht und kalt.
Der lehnt an bröckelndem Gestein,
Salpeterflocken seine Daunen,
An seinem Ohre Heimchen raunen,
Und wimmelnd rennt das Tausendbein.

Und überm Haupte fühlt er's beben,
Da geht es hoch, da zecht es frisch,
In Pulsen schäumend pocht das Leben,
Die Humpen tanzen auf dem Tisch.
Der Graf von Arnsberg gibt ein Fest,
Dem Schwiegersohn der graue Schwäher;
So mehr er trinkt, so wird er zäher,
So wirrer steht sein Lockennest.

Gern hat sein Kind er dem Dynasten,
Dem reichen Cappenberg vertraut,
Nun trägt sein Ahner Doppellasten,
Und seinen Feinden hat's gegraut.
Da kömmt auf seinem Eselein
Norbert und macht den Sohn zum Pfaffen;
Allein er wußte Rath zu schaffen,
Er pferchte den Apostel ein.

Wie, keine Enkel ſoll er wiegen?
Soll in des Eidams Hora gehn
Und ſehn ſein Kind am Boden liegen
Und Paternoſterkugeln drehn?
Nein, heute iſt der Tag, wo muß,
Wo wird die Sache ſich erled'gen,
Und ſollt' er mit dem Schwerte pred'gen,
Ein umgekehrter Carolus.

Und „Gottfried," ſpricht er: „Junge, Ritter,
So ſieh doch einmal in die Höh'!
Du ſchauſt ja in den Wein ſo bitter
Wie Requiem und Kyrie.
Was ſpinnſt du an dem alten Werg?
Laß die Kapuze grauen Sündern,
Und deine Burg, die laß den Kindern,
Dein ſchönes, feſtes Cappenberg!"

Und drunten in dem feuchten Thurme
Der Heil'ge flüſtert: „Großer Gott,
Allgegenwärt'ger du im Wurme
Als in der Krone blankem Spott,
Wie größer deine Allmacht zeigt
Sein Füßchen, das lebendig zittert,
Als eine Mauer, die verwittert,
Und ob ein Babel drüber ſteigt!"

„Ja," ſpricht der Graf, den Humpen ſchwenkend,
„Wär' Norbert hier, dein Eſelmann,
Ich ließ ihm füllen, dein gedenkend,
Und trinken möcht' er, was er kann;
Doch da ihm Pech und Schwefel glüht,
Was andern Schächern mild und ſüße,
So bleibt er beſſer im Verließe,
Ein wohlkaſteiter Eremit."

Und drunten ſpricht's mit mildem Tone:
„Du, der, des Himmels höchſte Zier,
Gezogen biſt zur Dornenkrone
Auf einem ſtill demüth'gen Thier,
Du, der des Mondes Lieblichkeit
In meinen Kerker ließeſt rinnen,
Gezähmt mir die vertrauten Spinnen,
Du, Milder, ſeiſt gebenedeit!"

Und Gottfried, kämpfend mit den Thränen,
Ergreift den Humpen, noch gefüllt,
Vor ſeinem Ohr ein leiſes Stöhnen,
Vor ſeinem Aug' ein bleiches Bild.
O, dringen möcht' er durch den Stein,
Wo ſeine ſünd'gen Füße ſtehen,
O, einmal, einmal möcht' er ſehen
Durch Lichterglanz den Heil'genſchein!

„Ha!" — zürnt der Graf — „was ließ ich ſchenken
Dir meinen allerbeſten Wein!
Eh möcht' ich einen Schädel tränken,
Ja, oder einen Leichenſtein.
Gottfried, Gottfried, ich ſchwör' es dir,
So wahr ich Friedrich" — ſeht ihn ſtocken,
Vor ſeinem Auge ſchwimmen Flocken,
Er hebt ſich auf, er ſchwankt zur Thür,

Und plötzlich auf den Eſtrich nieder
Er taumelt wie ein wundes Roß,
Es zucken, ſtrecken ſich die Glieder.
Welch' ein Getümmel in dem Schloß!
„Krank" dieſer, „todt" ſpricht jener Mund,
Ja wahrlich, das iſt Todes Miene,
Und eine mächtige Ruine
Liegt Friedrich auf dem eignen Grund.

Die Humpen ſind in Haſt zertrümmert,
Burgunderblut' ſtiebt' übern Stein,
Die Lampen mählich ſind verkümmert,
Wie Erdenluſt ſie qualmten ein.
Doch drüben, in des Kloſters Hut,
Entflammte man die ew'ge Leuchte,
Und knieend alles Volk ſich beugte
Dem reinen Wein, der Chriſti Blut.

Der Fundator.

Im Weſten ſchwimmt ein falber Strich,
Der Abendſtern entzündet ſich
Grad überm Sankt Georg am Thore;
Schwer haucht der Dunſt vom nahen Moore.
Schlaftrunkne Schwäne kreiſen ſacht
Ums Eiland, wo die graue Wacht
Sich hebt aus Waſſerbinſ' und Rohre.

Auf ihrem Dach die Fledermaus,
Sie ſchaukelt ſich, ſie breitet aus
Den Rippenſchirm des Schwingenfloſſes
Und, mit dem Schwirren des Geſchoſſes,
Entlang den Teich, hinauf, hinab,
Dann klammert ſie am Fenſterſtab
Und blinzt in das Gemach des Schloſſes.

Ein weit Gelaß, im Sammetſtaat,
Wo einſt der mächtige Prälat
Des Hauſes Chronik hat geſchrieben.
Friſch iſt der Baldachin geblieben,
Der grüne Tiſch, an dem er ſaß,
Und ſeine Seelenmeſſe las
Man heut in der Kapelle drüben.

Heut sind es grade hundert Jahr,
Seit er gelegen auf der Bahr'
Mit seinem Kreuz und Silberstabe.
Die ew'ge Lamp' an seinem Grabe
Hat heute hundert Jahr gebrannt.
In seinem Sessel an der Wand
Sitzt heut ein schlichter alter Knabe.

Des Hauses Diener Sigismund
Harrt hier der Herrschaft, Stund auf Stund;
Schon kam die Nacht mit ihren Flören,
Oft glaubt die Kutsche er zu hören,
Ihr Quitschern in des Weges Kies,
Er richtet sich -- doch nein — es blies
Der Abendwind nur durch die Föhren.

's ist eine Dämmernacht, genau
Gemacht für Alp und weiße Frau.
Dem Junkerlein ward es zu lange,
Dort schläft es hinterm Damasthange.
Die Chronik hält der Alte noch
Und blättert fort im Finstern, doch
Im Ohre summt es gleich Gesange:

„So hab' ich dieses Schloß erbaut,
Ihm mein Erworbnes anvertraut
Zu des Geschlechtes Nutz und Walten;
Ein neuer Stamm sprießt aus dem alten,
Gott segne ihn! Gott mach' ihn groß! —"
Der Alte horcht, das Buch vom Schooß
Schiebt sacht er in der Lade Spalten.

Nein — durch das Fenster ein und aus
Zog schrillend nur die Fledermaus;
Nun schießt sie fort. -- Der Alte lehnet

Am Simse. Wie der Teich sich dehnet
Ums Eiland, wo der Warte Rund
Sich tief schattirt im matten Grund.
Das Röhricht knirrt, die Unke stöhnet.

Dort, denkt der Greis, dort hat gewacht
Der alte Kirchenfürst, wenn Nacht
Sich auf den Weiher hat ergossen.
Dort hat den Reiher er geschossen
Und zugeschaut des Schlosses Bau,
Sein weiß Hablt, sein Auge grau
Lugt' drüben an den Fensterſprossen.

Wie scheint der Mond so kümmerlich!
— Er birgt wohl hinterm Tanne sich —
Schaut nicht der Thurm wie 'ne Laterne,
Verhauchend, dunstig, aus der Ferne!
Wie steigt der blaue Duft im Rohr
Und rollt sich am Gesims empor!
Wie seltsam blinken heut die Sterne!

Doch, ha! — er blinzt, er spannt das Aug',
Denn dicht und dichter schwillt der Rauch;
Als ob ein Docht sich langsam sache,
Entzündet sich im Thurmgemache
Wie Mondenschein ein graues Licht,
Und dennoch — dennoch — las er nicht,
Nicht Neumond heut im Almanache?

Was ist das? — deutlich, nur getrübt
Vom Dunst, der hin und wieder schiebt,
Ein Tisch, ein Licht in Thurmes Mitten,
Und nun — nun kömmt es hergeschritten,
Ganz wie ein Schatten an der Wand,
Es hebt den Arm, es regt die Hand, —
Nun ist es an den Tisch geglitten.

Und nieder sitzt es, langsam, steif —
Was in der Hand? — ein weißer Streif! —
Nun zieht es Etwas aus der Scheiden
Und fingert mit den Händen beiden,
Ein Ding — ein Stäbchen ungefähr —
Dran fährt es langsam hin und her,
Es scheint die Feder anzuschneiden.

Der Diener blinzt und blinzt hinaus:
Der Schemen schwankt und bleichet aus,
Noch sieht er es die Feder tunken,
Da drüber gleitet es wie Funken,
Und in demselbigen Moment
Ist Alles in das Element
Der spurlos finstern Nacht versunken.

Noch immer steht der Sigismund,
Noch starrt er nach der Warte Rund,
Ihn dünkt, des Weihers Flächen rauschen,
Weit beugt er übern Sims, zu lauschen;
Ein Ruder! — nein, die Schwäne ziehn!
Grad hört er längs dem Ufergrün
Sie sacht ihr tiefes Schnarchen tauschen.

Er schließt das Fenster. — „Licht, o Licht!“
Doch mag das Junkerlein er nicht
So plötzlich aus dem Schlafe fassen,
Noch minder es im Saale lassen.
Sacht schiebt er sich dem Sessel ein,
Zieht sein korallnes Rösterlein,
— Was klingelt drüben an den Tassen? —

Nein — eine Fliege schnurrt im Glas!
Dem Alten wird die Stirne naß;
Die Möbeln stehn wie Todtenmale,

Es regt und rüttelt ſich im Saale,
Allmählich weicht die Thür zurück,
Und in demſelben Augenblick
Schlägt an die Dogge im Portale.

Der Alte drückt ſich dicht zu Hauf,
Er lauſcht mit Doppelſinnen auf,
— Ja! am Parket ein leiſes Streichen,
Wie Wieſel nach der Stiege ſchleichen —
Und immer härter, Tapp an Tapp,
Wie mit Sandalen, auf und ab,
Es kömmt — es naht — er hört es leuchen —

Sein Seſſel knackt! — ihm ſchwimmt das Hirn —
Ein Odem, dicht an ſeiner Stirn!
Da fährt er auf und wild zurücke,
Erraſſt das Kind mit blindem Glücke
Und ſtürzt den Corridor entlang.
O, Gott ſei Dank! ein Licht im Gang,
Die Kutſche raſſelt auf die Brücke!

Vorgeſchichte.

Kennſt du die Blaſſen im Haideland,
Mit blonden flächſenen Haaren?
Mit Augen ſo klar, wie an Weihers Rand
Die Blitze der Welle fahren?
O, ſprich ein Gebet, inbrünſtig, echt,
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geſchlecht.

So klar die Lüfte, am Aether rein
Träumt nicht die zarteſte Flocke,
Der Vollmond lagert den blauen Schein
Auf des ſchlafenden Freiherrn Locke,

Hernieder bohrend in kalter Kraft
Die Vampyrzunge, des Strahles Schaft.

Der Schläfer stöhnt, ein Traum voll Noth
Scheint seine Sinne zu quälen,
Es zuckt die Wimper, ein leises Roth
Will über die Wange sich stehlen;
Schau, wie er woget und rudert und fährt,
Wie Einer, so gegen den Strom sich wehrt.

Nun zuckt er auf — ob ihm geträumt,
Nicht kann er sich dessen entsinnen —
Ihn fröstelt, fröstelt, ob's drinnen schäumt,
Wie Fluthen zum Strudel rinnen;
Was ihn geängstet, er weiß es auch:
Es war des Mondes giftiger Hauch.

O Fluch der Haide, gleich Ahasver
Unterm Nachtgestirne zu kreisen!
Wenn seiner Strahlen züngelndes Meer
Aufbohret der Seele Schleusen,
Und der Prophet, ein verzweifelnd Wild,
Kämpft gegen das mählich steigende Bild.

Im Mantel schaudernd mißt das Parket
Der Freiherr die Läng' und Breite,
Und wo am Boden ein Schimmer steht,
Weitaus er benget zur Seite,
Er hat einen Willen und hat eine Kraft,
Die sollen nicht liegen in Blutes Haft.

Es will ihn krallen, es fangt ihn an,
Wo Glanz die Scheiben umgleitet,
Doch, langsam weichend, Spann' um Spann',
Wie ein wunder Edelhirsch schreitet,

In immer engerem Kreis gehetzt,
Des Lagers Pfosten ergreift er zuletzt.

Da steht er keuchend, sinnt und sinnt,
Die müde Seele zu laben,
Denkt an sein liebes, einziges Kind,
Seinen zarten, schwächlichen Knaben,
Ob dessen Leben des Vaters Gebet
Wie eine zitternde Flamme steht.

Hat er des Kleinen Stammbaum doch
Gestellt an des Lagers Ende,
Nach dem Abendkusse und Segen noch
Drüber brünstig zu falten die Hände;
Im Monde flimmernd das Pergament
Zeigt Schild an Schilder, schier ohne End'.

Rechtsab des eigenen Blutes Gezweig,
Die alten freiherrlichen Wappen,
Drei Rosen im Silberfelde bleich,
Zwei Wölfe schildhaltende Knappen,
Wo Ros' an Rose sich breitet und blüht,
Wie überm Fürsten der Baldachin glüht.

Und links der milden Mutter Geschlecht,
Der Frommen in Grabeszellen,
Wo Pfeil' an Pfeile, wie im Gefecht,
Durch blaue Lüfte sich schnellen.
Der Freiherr seufzt, die Stirn gesenkt,
Und — steht am Fenster, bevor er's denkt.

Gefangen! gefangen im kalten Strahl!
In dem Nebelnetze gefangen!
Und fest gedrückt an der Scheib' Oval,
Wie Tropfen am Glase hangen,

Verfallen ſein klares Nixenaug',
Der Haidequal in des Mondes Hauch.

Welch ein Gewimmel! — er muß es ſehn,
Ein Gemurmel! — er muß es hören,
Wie eine Säule, ſo muß er ſtehn,
Kann ſich nicht regen noch kehren.
Es ſummt im Hofe ein dunkler Hauf,
Und einzelne Laute dringen herauf.

Hei! eine Fackel! ſie tanzt umher,
Sich neigend, ſteigend in Bogen,
Und nickend, zündend, ein Flammenheer
Hat den weiten Eſtrich umzogen.
All' ſchwarze Geſtalten im Trauerflor,
Die Fackeln ſchwingen und halten empor.

Und Alle gereihet am Mauerrand,
Der Freiherr kennet ſie Alle;
Der hat ihm ſo oft die Büchſe geſpannt,
Der pflegte die Roſſ' im Stalle,
Und der ſo luſtig die Flaſche leert,
Den hat er ſiebenzehn Jahre genährt.

Nun auch der würdige Kaſtellan,
Die breite Pleureuſe am Hute,
Den ſieht er langſam, ſchlurfend nahn,
Wie eine gebrochene Ruthe;
Noch deckt das Pflaſter die dürre Hand,
Verſengt erſt geſtern an Herdes Brand.

Ha, nun das Roß! aus des Stalles Thür,
In ſchwarzem Behang und Flore;
O, iſt's Achill, das getreue Thier?
Oder iſt's ſeines Knaben Medore?

Er ſtarret, ſtarrt und ſieht nun auch,
Wie es hinkt, vernagelt nach altem Brauch.

Entlang der Mauer das Muſikchor,
In Krepp gehüllt die Poſaunen,
Haucht prüfend leiſe Cadenzen hervor,
Wie träumende Winde raunen;
Dann Alles ſtill. O Angſt! o Qual!
Es tritt der Sarg aus des Schloſſes Portal.

Wie prahlen die Wappen, farbig grell
Am ſchwarzen Sammet der Decke!
Ha! Roſ' an Roſe, der Todesquell
Hat geſpritzet blutige Flecke!
Der Freiherr klammert das Gitter an:
„Die andere Seite!“ ſtöhnet er dann.

Da langſam wenden die Träger, blank
Mit dem Monde die Schilder koſen.
„O“ — ſeufzt der Freiherr — „Gott ſei Dank!
Kein Pfeil, kein Pfeil, nur Roſen!“
Dann hat er die Lampe ſtill entfacht
Und ſchreibt ſein Teſtament in der Nacht.

Der Graue.

Im Walde ſteht die kleine Burg,
Aus rohem Quaderſtein gefugt,
Mit Schart' und Fenſterlein, wodurch
Der Doppelhaken einſt gelugt;
Am Teiche rauſcht des Rohres Speer,
Die Brücke wiegt und knarrt im Sturm,
Und in des Hofes Mitte, ſchwer,
Plump wie ein Mörſer, ſteht der Thurm.

Da ſiehſt du jetzt umher geſtellt
Manch feuerrothes Ziegeldach,
Und wie der Stempel ſteigt und fällt,
So pfeift die Dampfmaſchine nach;
Es knackt die Form, der Bogen ſchrillt,
Es dunſtet Scheidewaſſers Näh',
Und überm grauen Wappenſchild
Liest man: Moulin à papier.

Doch wie der Keſſel quillt und ſchäumt,
Den Brüßler Kaufherrn freut es kaum,
Der hatte einmal ſich geträumt
Von Land und Luſt den feinſten Traum;
Das war ſo recht ein Fleckchen, ſich
Zu retten aus der Zahlen Haft!
Nicht groß, und doch ganz adelich
Und brauchte wenig Dienerſchaft.

Doch eine Nacht nur macht er ſich
Bequem es — oder unbequem —
In ſeinem Schlößchen, und er ſtrich
Nur wie ein Vogel dran ſeitdem.
Sah dann er zu den Fenſtern auf,
Verſchloſſen wie die Sakriſtei'n,
So zog er wohl die Schultern auf
Mit einem Seufzer oder zwei'n.

Es war um die Septemberzeit,
Als, ſchürend des Kamines Brand,
Gebückt, in regenfeuchtem Kleid,
Der Hausherr in der Halle ſtand,
Er und die Gäſte, all' im Rauch;
Van Neelen, Nebel, Verney, Dahm,

Und dann der blonde Waller auch,
Der eben erſt aus Smyrna kam.

Im Schlote ſchnob der Wind, es goß
Der Regen ſprudelnd ſich vom Dach,
Und wenn am Brand ein Flämmchen ſchoß,
Schien doppelt öde das Gemach.
Die Gäſte waren all' zur Hand,
Erleichternd ihres Wirthes Müh';
Van Neelen nur am Fenſter ſtand
Und ſchimpfte auf die Landpartie.

Doch nach und nach mag's beſſer gehn,
Schon hat der Wind die Glut gefacht,
Den Regen läßt man draußen ſtehn,
Champagnerflaſchen ſind gebracht.
Die Leuchter hatten wenig Werth,
Es ging wie beim Studentenfeſt:
Sobald die Flaſche iſt geleert,
Wird eine Kerze drauf gepreßt.

Je mehr es fehlt, ſo mehr man lacht,
Der Wein iſt heiß, die Koſt gewählt,
Manch derbes Späßchen wird gemacht
Und mancher feine Streich erzählt.
Zuletzt, von Wein und Reden glüh,
Rückt ſeinen Stuhl der Herr vom Haus:
„Ich lud euch zu 'ner Landpartie,
Es ward 'ne Waſſerfahrt daraus.

„Doch da die allerſchönſte Fracht
Am Ende nach dem Hafen ſchifft,
So, meine Herren, gute Nacht!
Und nehmt vorlieb, wie es ſich trifft."

Da lachend nach den Flaſchen greift
Ein Jeder. — Thüren auf und zu. —
Und Waller, noch im Gehen, ſtreift
Aus ſeinem Frack den Ivanhoe.

Es war tief in die Nacht hinein,
Und draußen heulte noch der Sturm,
Schnob ziſchend an dem Fenſterſtein
Und drillt den Glockenſtrang am Thurm.
In ſeinem Bette Waller lag
Und las ſo ſcharf im Ivanhoe,
Daß man gedacht, bevor es Tag
Sei Englands Königreich in Ruh.

Er ſah nicht, daß die Kerze tief
Sich brannte in der Flaſche Rand,
Der Talg in ſchweren Tropfen lief
Und drunten eine Lache ſtand.
Wie träumend hört' er das Geknarr
Der Fenſter, vom Rouleau gedämpft,
Und wie die Thüre mit Geſchnarr
In ihren Angeln zuckt und kämpft.

Sehr freut' er ſich am Bruder Tuck,
— Die Sehne ſchwirrt, es rauſcht der Hain —
Da plötzlich ein gewalt'ger Ruck,
Und, hui! die Scheibe klirrt herein.
Er fuhr empor — weg war der Traum —
Und deckte mit der Hand das Licht,
Ha! wie ſo wüſt des Zimmers Raum!
Selbſt ein romantiſches Gedicht!

Der Seſſel feudaliſtiſch Gold —
Am Marmortiſch die Greiſenklau' —

Und überm Spiegel flatternd rollt,
Ein Banner, der Tapete Blau
Im Zug, der durch die Lücke schnaubt;
Die Ahnenbilder leben fast
Und schütteln ihr behelmtes Haupt
Ergrimmt ob dem plebejen Gast.

Der blonde Waller machte gern
Sich selber einen kleinen Graus,
So nickt' er spöttisch gen die Herrn,
Als fordert' er sie keck heraus.
Die Glocke summt — schon Eins fürwahr!
Wie eine Boa dehnt' er sich
Und sah nach dem Pistolenpaar,
Dann rüstet' er zum Schlafe sich.

Die Flasche hob er einmal noch
Und leuchtete die Wände an:
Ganz wie 'ne alte Halle doch
Aus einem Scottischen Roman!
Und — ist das Nebel oder Rauch,
Was durch der Thüre Spalten quillt
Und, wirbelnd in des Zuges Hauch,
Die dunstigen Paneele füllt?

Ein Ding -- ein Ding — wie Grau in Grau,
Die Formen schwanken — sonderbar! —
Doch, ob der Blick sich schärft? den Bau
Von Gliedern nimmt er mählich wahr —
Wie überm Eisenhammer schwer
Und schwarz des Rauches Säule wallt;
Ein Zucken flattert drüber her,
Doch — hat es menschliche Gestalt!

Er war ein bitziger Kumpan,
Wenn Wein die Lava hat geweckt.

„Qui vive!“ — und leiſe knackt der Hahn,
Der Waller hat den Arm geſtreckt:
„Qui vive!“ — 'ne Pauſe — „ou je tire!“
Und aus dem Lauf die Kugel knallt;
Er hört ſie ſchlagen an die Thür
Und abwärts prallen mit Gewalt.

Der Schuß dröhnt am Gewölbe nach,
Und, eine ſchwere Nebelſchicht,
Füllt Pulverbrodem das Gemach;
Er theilt ſich, ſchwindet — das Geſicht
Steht in des Zimmers Mitte jetzt,
Ganz wie ein graues Bild von Stein,
Die Formen ſcharf und unverletzt,
Die Züge edel, ſtreng und rein.

Auf grauer Locke grau Barett,
Mit grauer Hahnenfeder drauf.
Der Waller hat ſo ſacht und nett
Sich hergelangt den zweiten Lauf.
Noch zögert er — iſt es ein Bild,
Wär's zu zerſchießen lächerlich;
Und wär's ein Menſch — das Blut ihm quillt —
Ein Geck, der unterfinge ſich —?!

Ein neuer Ruck, und wieder Knall
Und Pulverrauch — war das Geſtöhn?
Er hörte keiner Kugel Prall —
Es iſt vorüber! iſt geſchehn!
Der Waller zuckt: „verdammtes Hirn!“
Mit einmal iſt er kalt wie Eis,
Der Angſtſchweiß tritt ihm auf die Stirn,
Er ſtarret in den Nebelkreis.

Ein Aechzen! oder Windeshauch! —
Doch nein, der Scheibenſplitter ſchwirrt.

O Gott, es zappelt! — nein — der Rauch
Gedrängt vom Zuge ſchwankt und irrt;
Es wirbelt aufwärts, woget, wallt,
Und, wie ein graues Bild von Stein,
Steht nun am Bette die Geſtalt,
Da, wo der Vorhang ſinkt hinein.

Und drüber kniſtert's, wie von Sand,
Wie Funke, der elektriſch lebt;
Nun zuckt ein Finger — nun die Hand —
Allmählich nun ein Fuß ſich hebt —
Hoch — immer höher — Waller winkt;
Dann macht er ſchnell gehörig Raum,
Und langſam in die Kiſſen ſinkt
Es ſchwer, wie ein gefällter Baum.

„Ah, je te tiens!“ er hat's gepackt
Und ſchlingt die Arme wie 'nen Strick —
Ein Leichnam! todesſteif und nackt!
Mit einem Ruck fährt er zurück;
Da wälzt es langſam, ſchwer wie Blei,
Sich gleich dem Mühlſtein über ihn;
Da that der Waller einen Schrei,
Und ſeine Sinne waren hin.

Am nächſten Morgen fand man kalt
Ihn im Gemache ausgeſtreckt;
's war eine Ohnmacht nur, und bald
Ward zum Bewußtſein er geweckt.
Nicht irre war er, nur gepreßt,
Und fragt: ob Keiner ward geſtört? —
Doch Alle ſchliefen überfeſt,
Nicht Einer hat den Schuß gehört.

So ward es denn für Traum ſogleich
Und Alles für den Alp erkannt;

Doch zog man ſich aus dem Bereich
Und trollte hurtig über Land.
Sie waren Alle viel zu klug
Und vollends zu beleſen gar;
Allein der blonde Waller trug
Seit dieſer Nacht eisgraues Haar.

Die Vendetta.

I.

Ja, einen Feind hat der Corſ', den Hund,
Luigi, den hagern Podeſta,
Der den Ohm, ſo ſtark und geſund,
Ließ henken, den kühnen di Veſta.
Er und der rothe Franzoſe Jocliſſe,
Die Beiden machten ihn hangen,
Aber der ging zu dem Schmugglerſchiff
Und liegt ſeit Monden gefangen.

Steht im Walde Geronimo,
Und klirrend zieht aus der Scheide
Er das Meſſer, ſo und ſo
An der Sohle wetzt er die Schneide;
Gleitet dann in die Dämmerung,
Dem Feinde auf Tod und Leben
Mit des Thieres Verſtümmelung
Ein corſiſch Cartel zu geben.

Schau! wie Zweig an Zweige er ſtreicht,
— Kaum flüſternd die Blätter ſchwanken —
Gleich der gleißenden Boa leicht
Hinquillt durch Gelaub und Ranken;
Drüber träufelt das Mondenlicht,
Wie heimlicher Thräne Klage

Durch eine dunkele Wimper bricht.
Nun kniet der Corſe am Hage.

Dort der Anger — und dort am Hang
Die einſam weidende Stute,
Langſam ſchnaubt ſie den Rain entlang;
Aus andaluſiſchem Blute,
Hoch, ſchneeſchimmernd, zum Grund gebeugt
Den mähnumflutheten Nacken,
Nah ſie, näher dem Hage ſteigt —
Nun wird der Corſe ſie packen!

Schon erfaßt er der Schneide Griff,
Er reckt ſich über dem Kraute,
Da — ein Geniſter und — ſtill! ein Pfiff,
Und wieder — ſummende Laute!
Und es ſchreitet dem Hage zu,
Grad wo Geronimo knieet;
Nieder gleitet der Corſ' im Nu,
Ha, wie er keuchet und glühet!

Dicht an ihm — der Mantel ſtreift,
Die Ferſe könnt' er ihm faſſen —
Steht der hagre Podeſt' und pfeift;
„Sorella!" ruft er gelaſſen
Und „Sorella, mein kluges Thier!"
Der Lauſcher höret es ſtampfen,
Ueber ihm, mit hellem Gewieh'r,
Zwei ſchnaubende Nüſtern dampfen.

Freundlich klatſcht Luigi den Bug,
Liebkoſend ſtreicht er die Mähnen,
Hat nicht zärtlicher Worte genug,
Er ſpricht wie zu ſeiner Schönen.
Einen Blitz aus glühendem Aug',
Und rückwärts taumelt die Stute.

„Ei, Sorella, was fehlt dir auch?
Mein Töchterchen, meine Gute.“

Candiszucker langt er hervor;
Ha, wie ihre Nüſtern blaſen!
Wie ſie naſchet, geſpitzt das Ohr,
Und immer glotzet zum Naſen!
Einen Blick der Podeſta ſcheu
Schießt über die glitzernde Aue,
Rückt am Dolche, und dann aufs neu:
„Mein Schimmelchen, meine Graue!“

Wie er über den Hag ſich biegt,
Am Nacken des Thieres gleitet,
Auf Geronimo's Auge liegt
Des Feindes Mantel gebreitet;
O, nie hat ſo heiß und ſchwer
Geronimo, nie gelegen,
Jede Muskel im Arm fühlt er
Wie eine Viper ſich regen.

Doch er iſt ein gläubiger Chriſt,
Geht jede Woche zur Beichte,
Hat voll Andacht noch heut geküßt
Chriſtoforo's heilige Leuchte.
Sünde wär's, das Meſſer im Schlund
Des Ungewarnten zu bergen,
Sonſt — alleine, allein der Hund!
Bewaffnet und ohne Schergen!

Eine Minute, die ſchnell vergeht,
Der Corſe gen Himmel ſchaute,
Zum Patrone ein Stoßgebet,
Dann fährt er empor vom Kraute;
Blank die Waffe, den Bug geſchlipt,
Dann wie ein Vogel zum Walde —

Schreiend vom Hange die Stute blißt,
Der Richter ſtarrt an der Halde.

II.

Mittagsſtunde — der Sonnenpfeil
Prallt an des Weihen Gefieder,
Der vom Geſteine grau und ſteil
Blinzt in die Pinien nieder.
Schwarz der Wald, eine Wetternacht,
Die aus dem Aether geſunken,
Drüber der Strahl in Siegespracht
Tanzt auf dem Feinde wie trunken.

Plötzlich zuckt, es flattert der Weih
Und klatſcht in taumelnden Ringen,
Ueberm Riffe ſein wilder Schrei,
Dann ſteigt er, wiegend die Schwingen;
Und am Grunde es ſtampft und ſurrt,
Hart unter dem Felſenmale,
Netz im Haare, Piſtol im Gurt,
Zwölf Schergen reiten zu Thale.

Wo den Schatten verkürzt das Riff
Wirft über die zitternde Aue,
Starrt gefeſſelt der rothe Jocliſſe
Hinauf zum Vogel ins Blaue.
Dürr ſeine Zunge — kein Tropfen labt —
Er lacht in grimmigem Hohne,
Neben ihm der Podeſta trabt
Und pfeift ſich eine Canzone.

Rüſtig ſtampfen die Roſſe fort,
Dann „halt!“ Es lagert die Bande;
Hier ein Scherge, ein anderer dort,
Geſtreckt im kniſternden Sande.

Die Cigarre läßt an den Grund
Ihr bläuliches Wölkchen ſchwehlen,
Und der Schlauch, von Mund zu Mund,
Strömt in die durſtigen Kehlen.

Wie ſo lockend die Taube lacht
Aus grünem, duftigem Haine!
Von den Zwölfen heben ſich acht,
Sie ſchlendern entlang das Geſteine,
Läſſig, ſpielend, ſo ſorgenbar
Wie junge Geier im Neſte,
Dieſer zupfet des Nachbars Haar,
Der ſchnitzelt am Zwiebelreſte.

Einer ſo nach dem andern ſchwankt
Ins Grün' aus der ſengenden Hitze,
Halt! wie elektriſch Feuer rankt
Von Aug' zu Aug' ein Geblitze.
Horch, ſie flüſtern! Zwei und zwei,
Die Pinien ſtreifen ſie leiſe,
Wie die Hinde witternd und ſcheu
Schlüpft über befahrene Gleiſe.

Zwei am Hange und zwei hinab
Und vier zur Rechten und Linken,
Sachte beugen den Aſt ſie ab,
Ihre Augen wie Vipern blinken,
Da -- im Mooſe ein dürrer Baum
Mit wunderlich brauner Schale —
Hui! ein Pfiff auf gekrümmtem Daum —
Und dort — und drunten im Thale.

Fährt vom Mooſe Geronimo,
Und eh ihn die Schergen umſchlingen,
Wie im Haid die kniſternde Loh',
Ha! ſieh ihn flattern und ſpringen!

Knall auf Knall, eine Kugel pfeift
Ihm durch der Retilla Knoten,
Blutend er an dem Geſteine läuft
Bis zum Jocliſſe, dem rothen.

Hoch die Rechte — will er ſchnell
Sich rächen zu dieſer Stunde?
Nein, am Roſſe ſchreibt das Cartel
Er raſch mit klaffender Wunde.
Hoch die Linke — es knallt, es blitzt,
Und taumelnd ſinkt der Podeſta;
Ruft der Corſe: „So hab' es itzt,
Du Hund, für den kühnen di Veſta!“

O Geronimo! hätten dich fort,
Fort, fort deine Sprünge getragen,
Als die Einen am Riffe dort,
Die Andern klommen am Hagen!
Schwerlich heute, ſo mein' ich klar,
Sie würden die Stadt erſchrecken
Mit der Leiche auf grüner Bahr'
Und mit dir, gebunden am Schecken!

Das Fräulein von Rodenſchild.

Sind denn ſo ſchwül die Nächt' im April?
Oder iſt ſo ſiedend jungfräulich Blut?
Sie ſchließt die Wimper, ſie liegt ſo ſtill
Und horcht des Herzens pochender Flut.
„O will es denn nimmer und nimmer tagen!
O will denn nicht endlich die Stunde ſchlagen!
Ich wache, und ſelbſt der Seiger ruht!

„Doch horch! es ſummt, eins, zwei und drei —
Noch immer fort? — ſechs, ſieben und acht,
Elf, zwölf — o Himmel, war das ein Schrei?
Doch nein, Geſang ſteigt über der Nacht,
Nun wird mir's klar, mit frommem Munde
Begrüßt das Hausgeſinde die Stunde,[1]
Anbrach die hochheilige Oſternacht."

Seitab das Fräulein die Kiſſen ſtößt
Und wie eine Hinde vom Lager ſetzt,
Sie hat des Mieders Schleifen gelöst,
Ins Häubchen drängt ſie die Locken jetzt,
Dann leiſe das Fenſter öffnend, leiſe,
Horcht ſie der mählich ſchwellenden Weiſe,
Vom wimmernden Schrei der Eule durchſetzt.

O dunkel die Nacht! und ſchaurig der Wind!
Die Fahnen wirbeln am knarrenden Thor —
Da tritt aus der Halle das Hausgeſind'
Mit Blendlaternen und einzeln vor.
Der Pförtner dehnet ſich, halb ſchon träumend,
Am Dochte zupfet der Jäger ſäumend,
Und wie ein Oger gähnet der Mohr.

Was iſt? — wie das auseinander ſchnellt!
In Reihen ordnen die Männer ſich,
Und eine Wacht vor die Dirnen ſtellt
Die graue Joſe ſich ehrbarlich,
„Ward ich geſehn an des Vorhangs Lücke?
Doch nein, zum Balkone ſtarren die Blicke,
Nun langſam wenden die Häupter ſich.

[1] Es beſtand und beſteht hier und dort noch in katholiſchen Ländern die Sitte, am Vorabende des Oſter- und Weihnachtstages den zwölften Glockenſchlag abzuwarten, um den Eintritt des Feſtes mit einem frommen Liede zu begrüßen.

„O weh meine Augen! bin ich verrückt?
Was gleitet entlang das Treppengeländ'?
Hab' ich nicht ſo aus dem Spiegel geblickt?
Das ſind meine Glieder — welch ein Geblend'!
Nun hebt es die Hände, wie Zwirnes Flocken,
Das iſt mein Strich über Stirn und Locken! —
Weh, bin ich toll, oder nahet mein End'!"

Das Fräulein erbleicht und wieder erglüht,
Das Fräulein wendet die Blicke nicht,
Und leiſe rührend die Stufen zieht
Am Steingelände das Nebelgeſicht,
In ſeiner Rechten trägt es die Lampe,
Ihr Flämmchen zittert über der Rampe,
Verdämmernd, blau, wie ein Elfenlicht.

Nun ſchwebt es unter dem Sternendom,
Nachtwandlern gleich in Traumes Geleit,
Nun durch die Reihen zieht das Phantom,
Und Jeder tritt einen Schritt zur Seit'. --
Nun lautlos gleitet's über die Schwelle —
Nun wieder drinnen erſcheint die Helle,
Hinauf ſich windend die Stiegen breit.

Das Fräulein hört das Gemurmel nicht,
Sieht nicht die Blicke, ſtier und verſcheucht,
Feſt folgt ihr Auge dem bläulichen Licht,
Wie dunſtig über die Scheiben es ſtreicht.
— Nun iſt's im Saale, nun im Archive —
Nun ſteht es ſtill an der Niſche Tiefe —
Nun matter, matter — ha! es erbleicht!

„Du ſollſt mir ſtehen! ich will dich fahn!"
Und wie ein Aal die beherzte Maid
Durch Nacht und Krümmen ſchlüpft ihre Bahn,

Hier droht ein Stoß, dort bäkelt das Kleid,
Leis tritt ſie, leiſe, o Geiſterſinne
Sind ſcharf! daß nicht das Geſicht entrinne!
Ja, muthig iſt ſie, bei meinem Eid!

Ein dunkler Rahmen, Archives Thor;
— Ha, Schloß und Riegel! — ſie ſteht gebannt,
Sacht, ſacht das Auge und dann das Ohr
Drückt zögernd ſie an der Spalte Rand,
Tiefdunkel drinnen — doch einem Rauſchen
Der Pergamente glaubt ſie zu lauſchen
Und einem Streichen entlang der Wand.

So niederkämpfend des Herzens Schlag,
Hält ſie den Odem, ſie lauſcht, ſie neigt —
Was dämmert ihr zur Seite gemach?
Ein Glühwurmleuchten — es ſchwillt, es ſteigt,
Und Arm an Arme, auf Schrittes Weite,
Lehnt das Geſpenſt an der Pforte Breite,
Gleich ihr zur Nachbarſpalte gebeugt.

Sie fährt zurück — das Gebilde auch —
Dann tritt ſie näher — ſo die Geſtalt —
Nun ſtehen die Beiden, Auge in Aug',
Und bohren ſich an mit Vampyres Gewalt.
Das gleiche Häubchen decket die Locken,
Das gleiche Linnen, wie Schneees Flocken,
Gleich ordnungslos um die Glieder wallt.

Langſam das Fräulein die Rechte ſtreckt,
Und langſam, wie aus der Spiegelwand,
Sich Linie um Linie entgegen reckt
Mit gleichem Rubine die gleiche Hand;
Nun rührt ſich's — die Lebendige ſpüret,
Als ob ein Luftzug ſchneidend ſie rühret,
Der Schemen dämmert — zerrinnt — entſchwand.

Und wo im Saale der Reihen fliegt,
Da siehst ein Mädchen du, schön und wild,
— Vor Jahren hat's eine Weile gesiecht —
Das stets in den Handschuh die Rechte hüllt.
Man sagt, kalt sei sie wie Eises Flimmer,
Doch lustig die Maid, sie hieß ja immer:
„Das tolle Fräulein von Rodenschild."

Der Geierpfiff.

„Nun still! — Du an den Dohnenschlag!
Du links an den gespaltnen Baum!
Und hier der faule Fetzer mag
Sich lagern an der Klippe Saum:
Da seht fein offen übers Land
Die Kutsche ihr heran spazieren;
Und Rieder dort, der Höllenbrand,
Mag in den Steinbruch sich postiren!

„Dann aufgepaßt mit Aug' und Ohr,
Und bei dem ersten Räderhall
Den Eulenschrei! und tritt hervor
Die Fracht, dann wiederholt den Schall.
Doch, naht Gefahr — Patrouillen gehn, —
Seht ihr die Landdragoner streifen,
Dann dreimal, wie von Rissershöhn,
Laßt ihr den Lämmergeier pfeifen.

„Nun, Rieder, noch ein Wort zu dir:
Mit Recht heißt du der Höllenbrand;
Kein Stückchen — ich verbitt' es mir —
Wie neulich mit der kalten Hand!"
Der Hauptmann spricht es; durch den Kreis
Ein Rauschen geht und feines Schwirren,

Als ſie die Büchſen ſchultern leis,
Und in den Gurt die Meſſer klirren.

Seltſamer Troß! hier Rieſenbau
Und hiebgeſpaltnes Angeſicht,
Und dort ein Bübchen wie 'ne Frau,
Ein zierliches Spelunkenlicht;
Der drüben an dem Scheitelhaar
So ſachte ſtreift den blanken Fänger,
Schaut aus den blauen Augen gar
Wie ein verarmter Minneſänger.

's iſt lichter Tag! die Bande ſcheut
Vor keiner Stunde — Alles gleich;
Es iſt die rothe Bande, weit
Verſchrien, gefürchtet in dem Reich;
Das Knäbchen kauert unterm Stier
Und betet, raſchelt es im Walde,
Und manches Weib verſchließt die Thür,
Schreit nur ein Kukuk an der Halde.

Die Poſten haben ſich zerſtreut,
Und in die Hütte ſchlüpft der Troß —
Wildhüters Obdach zu der Zeit,
Als jene Trümmer war ein Schloß:
Wie Ritter vor der Ahnengruft,
Fühlt ſich der Räuber ſtolz gehoben
Am Schutte, dran ein gleicher Schuft
Vor Jahren einſt den Brand geſchoben.

Und als der letzte Schritt verhallt,
Der letzte Zweig zurück gerauſcht,
Da wird es einſam in dem Wald,
Wo überm Aſt die Sonne lauſcht;

Und als es drinnen noch geklirrt
Und noch ein Veilchen ſich geſchoben,
Da ſtill es in der Hütte wird,
Vom wilden Weingerank umwoben.

Der ſcheue Vogel ſetzt ſich kühn
Aufs Dach und wiegt ſein glänzend Haupt,
Und ſummend durch der Reben Grün
Die wilde Biene Honig raubt;
Nur leiſe wie der Hauch im Tann,
Wie Weſte durch die Halme ſtreifen,
Hört drinnen leiſe, leiſe man
Vorſichtig an den Meſſern ſchleifen.

Ja, lieblich iſt des Berges Maid
In ihrer feſten Glieder Pracht,
In ihrer blanken Fröhlichkeit
Und ihrer Zöpfe Rabennacht;
Siehſt du ſie brechen durchs Geniſt
Der Brombeerranken, friſch, gedrungen,
Du denkſt, die Centifolie iſt
Vor Uebermuth vom Stiel geſprungen.

Nun ſteht ſie ſtill und ſchaut ſich um —
All überall nur Baum an Baum;
Ja, irre zieht im Walde um
Des Berges Maid und glaubt es kaum;
Noch zwei Minuten, wo ſie ſann,
Pulſiren ließ die heißen Glieder —
Behende wie ein Marder dann
Schlüpft keck ſie in den Steinbruch nieder.

Am Eingang ſteht ein Felſenblock,
Wo das Geſchiebe überhängt;

Der Epheu ſchüttelt ſein Gelock,
Zur grünen Laube vorgedrängt,
Da unterm Dache lagert ſie
Behaglich lehnend an dem Steine,
Und denkt: ich ſitze wahrlich wie
Ein Heil'genbildchen in dem Schreine!

Ihr iſt ſo warm, der Zöpfe Paar
Sie löſet mit der runden Hand,
Und nieder rauſcht ihr ſchwarzes Haar
Wie Rabenfittiges Gewand.
Ei! denkt ſie, bin ich doch allein!
Auf ſpringt das Spangenpaar am Mieder;
Doch unbeweglich gleich dem Stein
Steht hinterm Block der wilde Rieder:

Er ſieht ſie nicht, nur ihren Fuß,
Der tändelnd ſchaukelt wie ein Schiff,
Zuweilen treibt des Windes Gruß
Auch eine Locke um das Riff,
Doch ihres heißen Odems Zug,
Samumes Hauch, glaubt er zu fühlen,
Verlorne Laute, wie im Flug
Lockvögel, um das Ohr ihm ſpielen.

So weich die Luft und badewarm,
Berauſchend Thymianes Duft,
Sie lehnt ſich, dehnt ſich, ihren Arm,
Den vollen, ſtreckt ſie aus der Kluft,
Schließt dann ihr glänzend Augenpaar —
Nicht ſchlafen, ruhn nur eine Stunde —
So dämmert ſie, und die Gefahr
Wächst von Sekunde zu Sekunde.

Nun Alles ſtill — ſie hat gewacht —
Doch hinterm Steine wird's belebt,

Und ſeine Büchſe ſachte, ſacht
Der Rieder von der Schulter hebt,
Lehnt an die Klippe ihren Lauf,
Dann lockert er der Meſſer Klingen,
Hebt nun den Fuß — was hält ihn auf?
Ein Schrei ſcheint aus der Luft zu dringen!

Ha, das Signal! — er ballt die Fauſt —
Und wiederum des Geiers Pfiff
Ihm ſchrillend in die Ohren ſaust —
Noch zögert knirſchend er am Riff —
Zum dritten Mal — und ſein Gewehr
Hat er gefaßt — hinan die Klippe!
Daß bröckelnd Kies und Sand umher
Nachkollern von dem Steingerippe.

Und auch das Mädchen fährt empor:
„Ei, iſt ſo locker das Geſtein?“
Und langſam, gähnend tritt hervor
Sie aus dem falſchen Heil'genſchrein,
Hebt ihrer Augen feuchtes Glühn,
Will nach dem Sonnenſtande ſchauen,
Da ſieht ſie einen Geier ziehn
Mit einem Lamm in ſeinen Klauen.

Und ſchnell gefaßt, der Wildniß Kind,
Tritt ſie entgegen ſeinem Flug:
Der kam daher, wo Menſchen ſind,
Das iſt der Bergesmaid genug.
Doch ſtill! war das nicht Stimmenton
Und Räderknarren? ſtill! ſie lauſcht —
Und wirklich, durch die Nadeln ſchon
Die ſchwere Kutſche ächzt und rauſcht.

„He, Mädchen!“ ruft es aus dem Schlag,
Mit ſeinem Knix tritt ſie heran:

„Zeig uns zum Dorf die Wege nach,
Wir fuhren irre in dem Tann!“ —
„Herr,“ ſpricht ſie lachend, „nehmt mich auf,
Auch ich bin irr' und führ' Euch doch.“ —
„Nun wohl, du ſchmuckes Kind, ſteig auf,
Nur friſch hinauf, du zögerſt noch?“ —

„Herr, was ich weiß, iſt nur gering,
Doch führt es Euch zu Menſchen hin,
Und das iſt ſchon ein köſtlich Ding
Im Wald, mit Räuberhorden drin:
Seht, einen Weih am Bergeskamm
Sah ſteigen ich aus jenen Gründen,
Der in den Fängen trug ein Lamm;
Dort muß ſich eine Heerde finden.“ —

Am Abend ſteht des Forſtes Held
Und flucht die Steine warm und kalt;
Der Wechsler freut ſich, daß ſein Geld
Er klug geſteuert durch den Wald:
Und nur die gute, franke Maid
Nicht ahnet in der Träume Walten,
Daß über ſie ſo gnädig heut
Der Himmel ſeinen Schild gehalten.

Die Schweſtern.

I.

Sacht pochet der Käfer im morſchen Schrein,
Der Mond ſteht über den Fichten.
„Jeſus Maria, wo mag ſie ſein!
Hin will meine Angſt mich richten.
Helene, Helene, was ließ ich dich gehn
Allein zur Stadt mit den Hunden,

Du armes Kind, das sterbend mir
Auf die Seele die Mutter gebunden!"

Und wieder rennt Gertrude den Weg
Hinauf bis über die Steige.
Hier ist ein Tobel — sie lauscht am Steg,
Ein Strauch — sie rüttelt am Zweige.
Da drunten summet es Elf im Thurm,
Gertrude kniet an der Halde:
„Du armes Blut, du verlassener Wurm!
Wo magst du irren im Walde!"

Und zitternd löst sie den Rosenkranz
Von ihres Gürtels Gehänge,
Ihr Auge starret in trübem Glanz,
Ob es die Dämmerung sprenge.
„Ave Maria — ein Licht, ein Licht!
Sie kömmt, 's ist ihre Laterne!
— Ach Gott, es ist nur ein Hirtenfeur,
Jetzt wirft es flatternde Sterne.

„Vater unser, der du im Himmel bist,
Geheiliget werde dein Name" —
Es rauscht am Hange „heiliger Christ!"
Es bricht und knistert im Brahme,
Und drüber streckt sich ein schlanker Hals,
Zwei glänzende Augen starren.
„Ach Gott, es ist eine Hinde nur,
Jetzt setzt sie über die Farren."

Gertrude klimmt die Halde hinauf,
Sie steht an des Raines Mitte.
Da — täuscht ihr Ohr? — ein flüchtiger Lauf,
Behend galoppirende Tritte —
Und um sie springt es in wüstem Kreis
Und funkelt mit freud'gem Gestöhne.

„Fidel! Fidel!“ ſo flüſtert ſie leis,
Dann ruft ſie ſchluchzend: „Helene!“

„Helene!“ ſchallt es am Felſenhang,
„Helen'!“ von des Waldes Kante,
Es war ein einſamer, trauriger Klang,
Den heimwärts die Echo ſandte.
Wo drunten im Tobel das Mühlrad wacht,
Die ſtaubigen Knecht' an der Wanne,
Die haben gehorcht die ganze Nacht
Auf das irre Geſpenſt im Tanne.

Sie hörten ſein Rufen von Stund zu Stund,
Sahn ſeiner Laterne Geflimmer
Und ſchlugen ein Kreuz auf Bruſt und Mund,
Zog über den Tobel der Schimmer.
Und als die Müllerin Reiſig las
Frühmorgens an Waldes Saume,
Da fand ſie die arme Gertrud im Gras,
Die ängſtlich zuckte im Traume.

II.

Wie rollt in den Gaſſen das Marktgebraus!
Welch ein Getümmel, Geblitze!
Hanswurſt ſchaut über die Bude hinaus
Und winkt mit der klingenden Mütze;
Karoſſen raſſeln, der Trinker jucht,
Und Mädchen ſchrein im Gedränge,
Drehorgeln pfeifen, der Märrner flucht,
O, Babels würdige Klänge!

Da tritt ein Weib aus der Ladenthür,
Eine ſchlichte Frau von den Flüh'n,
Die ſtieß an den klingenden Harlekin ſchier
Und hat nicht gelacht und geſchrieen.

Ihr mattes Auge ſucht auf dem Grund,
Als habe ſie etwas verloren,
Und hinter ihr trabt ein zottiger Hund,
Verdutzt, mit hängenden Ohren.

„Zurück, Verwegne! ſiehſt du denn nicht
Den Wagen, die ſchnaubenden Braunen?“
Schon dampfen die Nüſtern ihr am Geſicht,
Da fährt ſie zurück mit Staunen
Und iſt noch über die Rinne grad
Mit raſchem Sprunge gewichen,
Als an die Schürze das klirrende Rad
In wirbelndem Schwunge geſtrichen.

Noch ein Moment — ſie taumelt, erbleicht,
Und dann ein plötzlich Erglühen —
O ſchau, wie durch das Gewühl ſie keucht,
Mit Armen und Händen und Knieen!
Sie rudert, ſie windet ſich — Stoß auf Stoß,
Scheltworte und Flüche wie Schloſſen —
Das Fürtuch reißt, dann flattert es los
Und iſt in die Rinne geſloſſen.

Nun ſteht ſie vor einem ſtattlichen Haus,
Ohne Schuh, beſudelt mit Kothe;
Dort hält die Karoſſe, dort ſchnauben aus
Die Braunen und rauchen wie Schlote.
Der Schlag iſt offen, und eben ſieht
Sie im Portale verſchwinden
Eines Kleides Falte, die purpurn glüht,
Und den Schleier, ſegelnd in Winden.

„Ach!“ flüſtert Gertrude, „was hab' ich gemacht,
Ich bin wohl verrückt geworden!
Kein Troſt bei Tag, keine Ruh' bei Nacht,
Das kann die Sinne ſchon morden.“

Da poltert es ſchreiend die Stiegen hinab,
Ein Fußtritt aus dem Portale,
Und wimmernd rollt von der Rampe herab
Ihr Hund, der zottige, fahle.

„Ja," ſeufzt Gertrude, „nun iſt es klar,
Ich bin eine Irre leider!"
Erglühend ſtreicht ſie zurück ihr Haar
Und ordnet die ſtaubigen Kleider.
„Wie ſah ich ſo deutlich ihr liebes Geſicht,
So deutlich am Schlage doch ragen!
Allein in Ewigkeit hätte ſie nicht
Den armen Fidel geſchlagen."

III.

Zehn Jahre! — und Mancher, der keck umher
Die funkelnden Blicke geſchoſſen,
Der ſchlägt ſie heute zu Boden ſchwer,
Und Mancher hat ſie geſchloſſen.
Am Hafendamme geht eine Frau,
— Mich dünkt, wir müſſen ſie kennen,
Ihr Haar einſt ſchwarz, nun ſchillerndes Grau,
Und hohl die Wangen ihr brennen.

Im Topfe trägt ſie den Honigwab,
Zergehend in Juliushitze;
Die Trägerin trocknet den Schweiß ſich ab
Und ruft dem hinkenden Spitze.
Der ſie beſtellte, den Schiffspatron,
Sieht über die Planke ſie kommen;
Wird er ihr kümmern den kargen Lohn?
Gertrude denkt es bekommen.

Doch nein — wo ſich die Matroſen geſchaart,
Zum Strande ſieht ſie ihn ſchreiten,

Er ſchüttelt das Haupt, er ſtreicht den Bart
Und ſcheint auf die Welle zu deuten.
Und ſchau den Spitz! er ſchnuppert am Grund —
„Was ſuchſt du denn in den Gleiſen?
Fidel, Fidel!“ fort ſtrauchelt der Hund
Und heulet wie Wölfe im Eiſen.

Barmherziger Himmel! ihr wird ſo bang,
Sie watet im brennenden Sande,
Und wieder erhebt ſich ſo hohl und lang
Des Hundes Geheul vom Strande.
O Gott, eine triefende Leich' im Ries,
Eine Leich' mit dem Auge des Stieres!
Und drüber keucht das zottige Vlies
Des lahmen, wimmernden Thieres.

Gertrude ſteht, ſie ſtarret herab,
Mit Blicken irrer und irrer,
Dann beugt ſie ſich auf die Leiche hinab,
Mit Lächeln wirrer und wirrer,
Sie wiegt das Haupt bald ſo bald ſo,
Sie flüſtert mit zuckendem Munde,
Und eh die zweite Minute entfloh,
Da liegt ſie knieend am Grunde.

Sie faßt der Todten geſchwollene Hand,
Ihr Haar voll Muſcheln und Tange,
Sie faßt ihr triefend zerlumptes Gewand
Und ſäubert vom Rieſe die Wange;
Dann ſachte ſchiebt ſie das Tuch zurück,
Recht wo die Schultern ſich runden,
So ſtier und bohrend verweilt ihr Blick,
Als habe ſie etwas gefunden.

Nun zuckt ſie auf, erhebt ſich jach
Und ſtößt ein wimmernd Geſtöhne,

Grad eben, als der Matroſe ſprach:
„Das iſt die blonde Helene!
Noch jüngſt juchheite ſie dort vorbei
Mit trunknen Soldaten am Strande.“
Da that Gertrud einen hohlen Schrei
Und ſank zuſammen im Sande.

IV.

Jüngſt ſtand ich unter den Föhren am See,
Meinen Büchſenſpanner zur Seite.
Vom Hange ſchmählte das brünſtige Reh
Und ſtrich durch des Aufſchlags Breite;
Ich hörte es kniſtern ſo nah und klar,
Grad wo die Lichtung verdämmert,
Daß mich geſtöret der Holzwurm gar,
Der unterm Fuße mir hämmert.

Dann ſprang es ab, es mochte die Luft
Ihm unſre Witterung tragen;
„Herr,“ ſprach der Burſche: „links über die Kluft!
Wir müſſen zur Linken uns ſchlagen!
Hier naht kein Wild, wo ſie eingeſcharrt
Die tolle Gertrud vom Geſtade,
Ich höre genau, wie der Holzwurm pocht
In ihrer zerfallenden Lade.“

Zur Seite ſprang ich, eiſig durchgraut,
Mir war, als hab' ich geſündigt,
Indeß der Burſch mit flüſterndem Laut
Die ſchaurige Märe verkündigt:
„Wie Jene geſucht bei Tag und Nacht
Nach dem fremden ertrunkenen Weibe,
Das ihr der tückiſche See gebracht,
Verloren an Seele und Leibe.

„Ob ihres Blutes? — man wußte es nicht,
Kein Fragen löste das Schweigen.
Doch schlief die Welle, dann sah ihr Gesicht
Man über den Spiegel sich beugen,
Und zeigte er ihr das eigene Bild,
Dann flüsterte sie beklommen:
„„Wie alt sie sieht, wie irre und wild,
Und wie entsetzlich verkommen!““

„Doch wenn der Sturm die Woge gerührt,
Dann war sie vom Bösen geschlagen,
Was sie für bedenkliche Reden geführt,
Das möge er lieber nicht sagen.
So war sie gerannt vor Jahresfrist,
— Man sah's vom lavirenden Schiffe —
Zur Brandung, wo sie am hohlsten ist,
Und kopfüber gefahren vom Riffe.

„Drum scharrte man sie ins Dickicht dort
Wie eine verlorene Seele.“
Ich schwieg und sandte den Burschen fort,
Brach mir vom Grab eine Schmehle:
„Du armes, gehetztes Wild der Pein,
Wie mögen die Menschen dich richten!“
— Sacht pochte der Käfer im morschen Schrein,
Der Mond stand über den Fichten.

Meister Gerhard von Köln.

Ein Notturno.

Wenn in den linden Vollmondnächten
Die Nebel lagern überm Rhein,
Und graue Silberfäden flechten
Ein Florgewand dem Heil'genschrein:

Es träumt die Waldung, duftumſäumt,
Es träumt die dunkle Flutenſchlange,
Wie eine Robbe liegt am Hange
Der Schürg' und träumt.

Tief zieht die Nacht den feuchten Odem,
Des Walles Gräſer zucken matt,
Und ein zerhauchter Grabesbrodem
Liegt über der entſchlafnen Stadt:
Sie hört das Schlummerlied der Well'n,
Das leiſe murmelnde Geſchäume,
Und tiefer, tiefer ſinkt in Träume
Das alte Köln.

Dort, wo die graue Cathedrale,
Ein rieſenhafter Zeitentraum,
Entſteigt dem düſtern Trümmermale
Der Macht, die auch zerrann wie Schaum —
Dort, in der Scheibe Purpurrund
Hat taumelnd ſich der Strahl gegoſſen
Und ſinkt, und ſinkt, in Traum zerfloſſen,
Bis auf den Grund.

Wie iſt es ſchauerlich im weiten,
Verſteinten, öden Palmenwald,
Wo die Gedanken niedergleiten
Wie Anakonden ſchwer und kalt;
Und blutig ſich der Schatten hebt
Am blut'gen Märtyrer der Scheibe,
Wie neben dem gebannten Leibe
Die Seele ſchwebt. [1]

Der Ampel Schein verloſch, im Schiffe
Schläft halbgeſchloſſen Blum' und Kraut;

[1] Nach der Zaubersage.

Wie nackt geſpülte Uferriffe
Die Streben lehnen, tief ergraut;
Anſchwellend zum Altare dort,
Dann aufwärts dehnend, lang gezogen,
Schlingen die Häupter ſie zu Bogen
Und ſchlummern fort.

Und immer ſchwerer will es rinnen
Von Quader, Säulenknauf und Schaft,
Und in dem Strahle will's gewinnen
Ein dunſtig Leben, geiſterhaft:
Da, horch! es dröhnt im Thurme — ha!
Die Glocke ſummt — da leiſe ſäuſelt
Der Dunſt, er zucket, wimmelt, kräuſelt —
Nun ſteht es da! —

Ein Nebelmäntlein umgeſchlagen,
Ein graues Käppchen, grau Gewand,
Am grauen Halſe grauer Kragen,
Das Richtmaß in der Aſchenhand.
Durch ſeine Glieder zitternd geht
Der Strahl wie in verhaltner Trauer,
Doch an dem Eſtrich, an der Mauer
Kein Schatten ſteht.

Es wiegt das Haupt nach allen Seiten,
Unhörbar ſchwebt es durch den Raum,
Nun ſieh es um die Säulen gleiten,
Nun fährt es an der Orgel Saum;
Und aller Orten legt es an
Sein Richtmaß, webert auf und nieder,
Und leiſe zuckt das Spiel der Glieder,
Wie Rauch im Tann.

War das der Nacht gewalt'ger Odem? —
Ein weit zerfloßner Seufzerhall,

Ein Zitterlaut, ein Grabesbrodem
Durchquillt die öden Räume all:
Und an der Pforte, himmelan
Das Männlein ringt die Hand, die fahle,
Dann gleitet's aufwärts am Portale —
Es steht am Krahn.

Und über die entſchlafnen Wellen
Die Hand es mit dem Richtmaß ſtreckt;
Ihr Schlangenleib beginnt zu ſchwellen,
Sie brodeln auf, wie halb geweckt,
Als drüber nun die Stimme dröhnt,
Ein dumpf, verhallend, fern Getoſe,
Wie träumend ſich im Wolkenſchooße
Der Donner dehnt.

„Ich habe dieſen Bau geſtellt,
Ich bin der Geiſt vergangner Jahre!
Weh! dieſes dumpfe Schlummerfeld
Iſt ſchlimmer viel als Todtenbahre!
O wann, wann ſteigt die Stunde auf,
Wo ich ſoll lang Begrabnes ſchauen?
Mein ſtarker Strom, ihr meine Gauen,
Wann wacht ihr auf? —

„Ich bin der Wächter an dem Thurm,
Mein Ruf ſind Felſenhieroglyphen,
Mein Hornesſtoß der Zeitenſturm,
Allein ſie ſchlieſen, ſchlieſen, ſchlieſen!
Und ſchlafen fort, ich höre nicht
Den Meißel klingen am Geſteine,
Wo tauſend Hände ſind wie eine,
Ich hör' es nicht! —

„Und kann nicht ruhn, ich ſehe dann
Zuvor den alten Krahn ſich regen,

Daß ich mein treues Richtmaß kann
In eine treue Rechte legen!
Wenn durch das Land ein Handschlag schallt,
Wie einer alle Pulse klopfen,
Ein Strom die Millionen Tropfen —"
Da silbern wallt

Im Osten auf des Morgens Fahne,
Und, ein zerflossner Nebelstreif,
Der Meister fährt empor am Krahne. —
Mit Räderknarren und Gepfeif,
Ein rauchend Ungeheuer, schäumt
Das Dampfboot durch den Rhein, den blauen —
O deutsche Männer! deutsche Frauen!
Hab' ich geträumt?

Die Vergeltung.

I.

Der Kapitän steht an der Spiere,
Das Fernrohr in gebräunter Hand,
Dem schwarzgelockten Passagiere
Hat er den Rücken zugewandt.
Nach einem Wolkenstreif in Sinnen
Die Beiden wie zwei Pfeiler stehn,
Der Fremde spricht: „Was braut da drinnen?" —
„Der Teufel," brummt der Kapitän.

Da hebt von morschen Ballens Trümmer
Ein Kranker seine feuchte Stirn,
Des Aethers Blau, der See Geflimmer,
Ach, Alles quält sein fiebernd Hirn!
Er läßt die Blicke, schwer und düster,
Entlangs dem harten Pfühle gehn,

Die eingegrabnen Worte liest er:
„Batavia. Fünfhundert Zehn.“

Die Wolke steigt, zur Mittagsstunde
Das Schiff ächzt auf der Wellen Höhn,
Gezisch, Geheul aus wüstem Grunde,
Die Bohlen weichen mit Gestöhn.
„Jesus, Marie! wir sind verloren!“
Vom Mast geschleudert der Matros,
Ein dumpfer Krach in Aller Ohren,
Und langsam löst der Bau sich los.

Noch liegt der Kranke am Verdecke,
Um seinen Pallen fest gellemmt,
Da kömmt die Flut, und eine Strecke
Wird er ins wüste Meer geschwemmt.
Was nicht gelang' der Kräfte Sporne,
Das leistet ihm der starre Krampf,
Und wie ein Narwal mit dem Horne
Schießt fort er durch der Wellen Dampf.

Wie lange so? — er weiß es nimmer,
Dann trifft ein Strahl des Auges Ball,
Und langsam schwimmt er mit der Trümmer
Auf ödem glitzerndem Krystall.
Das Schiff! — die Mannschaft! — sie versanken.
Doch nein, dort auf der Wasserbahn,
Dort sieht den Passagier er schwanken
In einer Kiste morschem Kahn.

Armsel'ge Lade! sie wird sinken,
Er strengt die heisre Stimme an:
„Nur grade! Freund, du drückst zur Linken!“
Und immer näher schwankt's heran,
Und immer näher treibt die Trümmer,
Wie ein verwehtes Mövennest;

„Courage!“ ruft der kranke Schwimmer,
„Mich dünkt, ich sehe Land im West!“

Nun rühren sich der Fähren Ende,
Er sieht des fremden Auges Blitz,
Da plötzlich fühlt er starke Hände,
Fühlt wüthend sich gezerrt vom Sitz.
„Barmherzigkeit! Ich kann nicht kämpfen.“
Er klammert dort, er klemmt sich hier;
Ein heisrer Schrei, den Wellen dämpfen,
Am Balken schwimmt der Passagier.

Dann hat er kräftig sich geschwungen
Und schaukelt durch das öde Blau,
Er sieht das Land wie Dämmerungen
Auftauchen und zergehn in Grau.
Noch lange ist er so geschwommen,
Umflattert von der Möve Schrei,
Dann hat ein Schiff ihn aufgenommen,
Viktoria! nun ist er frei!

II.

Drei kurze Monde sind verronnen,
Und die Fregatte liegt am Strand,
Wo Mittags sich die Robben sonnen,
Und Bursche klettern übern Rand;
Den Mädchen ist's ein Abenteuer,
Es zu erschaun vom fernen Riff,
Denn noch zerstört, ist nicht geheuer
Das gräuliche Corsarenschiff.

Und vor der Stadt, da ist ein Waten,
Ein Wühlen durch das Riesgeschrill,
Da die verrufenen Piraten
Ein Jeder sterben sehen will.]

Aus Strandgeröllen, morſch, zertrümmert,
Hat man den Galgen, dicht am Meer,
In wüſter Eile aufgezimmert.
Dort dräut er von der Düne her!

Welch ein Getümmel an den Schranken!
„Da kömmt der Frei — der Heſſel jetzt —
Da bringen ſie den ſchwarzen Franken,
Der hat geleugnet bis zuletzt.“ —
„Schiffbrüchig ſei er hergeſchwommen,“
Höhnt eine Alte, „ei, wie kühn!
Doch Keiner ſprach zu ſeinem Frommen,
Die ganze Bande gegen ihn.“

Der Paſſagier, am Galgen ſtehend,
Hohläugig, mit zerbrochnem Muth,
Zu jedem Räuber flüſtert flehend:
„Was that dir mein unſchuldig Blut?
Barmherzigkeit! ſo muß ich ſterben
Durch des Geſindels Lügenwort,
O, mög' die Seele euch verderben!“
Da zieht ihn ſchon der Scherge fort.

Er ſieht die Menge wogend ſpalten —
Er hört das Summen im Gewühl —
Nun weiß er, daß des Himmels Walten
Nur ſeiner Pfaffen Gaukelſpiel!
Und als er in des Hohnes Stolze
Will ſtarren nach den Aetherhöhn,
Da lieſt er an des Galgens Holze:
„Batavia. Fünfhundert Zehn.“

Der Mutter Wiederkehr.

Du frägst mich immer von neuem, Marie,
Warum ich mein Heimathland,
Die alten lieben Gefilde flieh',
Dem Herzen doch eingebrannt?
Nichts soll das Weib dem Manne verhehlen,
Und nichts dem treuen Weibe der Mann,
Drum setz dich her, ich will erzählen,
Doch abwärts sitze — schau mich nicht an.

Bei meinen Eltern ich war — ein Kind,
Ein Kind und dessen nicht froh,
Im Hause wehte ein drückender Wind,
Der ehliche Friede floh;
Nicht Zank noch Scheltwort durfte ich hören,
Doch wie ein Fels auf Allen es lag,
Sahn wir von Reisen den Vater kehren,
Das war uns Kindern ein trauriger Tag.

Ein Kaufmann, ernst, sein strenges Gemüth
Verbittert durch manchen Verlust,
Und meine Mutter, die war so müd,
So leuchend ging ihre Brust!
Noch seh' ich, wie sie, die Augen gerötet,
Ein Bild der still verhärmten Geduld,
An unserm Bettchen gekniet und gebetet.
Gewiß, meine Mutter war frei von Schuld!

Doch trieb der Vater sich um — vielleicht
In London oder in Wien —
Dann lebten wir auf und athmeten leicht
Und schossen wie Kressen so grün.
Durch lustige Schwänke machte uns lachen
Der gute Meßner, dürr und ergraut,

Der dann uns Alle ſollte bewachen,
Denn meiner Mutter ward Nichts vertraut.

Da ſchickte der Himmel ein ſchweres Leid,
Sie ſchlich ſo lange umher,
Und härmte ſich ſachte ins Sterbekleid,
Wir machten das Scheiden ihr ſchwer!
Wir waren wie irre Vögel im Haine,
Zu früh entflattert dem treuen Neſt,
Bald tobten wir toll über Blöcke und Steine
Und duckten bald, in den Winkel gepreßt.

Dem alten Manne ward kalt und heiß,
Dem würdigen Sakriſtan,
Sah er beſudelt mit Staub und Schweiß
Und glühend wie Oefen uns nahn;
Doch traten wir in die verödete Kammer
Und ſahn das Schemelchen am Clavier,
Dann ſtrömte der unbändige Jammer,
Und nach der Mutter wimmerten wir.

Am ſechsten Abend, nachdem ſie fort,
— Wir kauerten am Kamin,
Der Alte lehnte am Simſe dort
Und ſah die Kohlen verglühn,
Wir ſprachen nicht, uns war beklommen —
Da leis im Vorſaal dröhnte die Thür,
Und ſchlürfende Schritte hörten wir kommen.
Mein Brüderchen rief: „Die Mutter iſt hier!“

Still, ſtille nur! — wir horchten all,
Zuſammengedrängt und bang,
Wir hörten deutlich der Tritte Hall
Die knarrende Diel' entlang,
Genau wir hörten rücken die Stühle,
Am Schranke klirren den Schlüſſelbund

Und dann das ſchwere Krachen der Diele,
Als es vom Stuhle trat an den Grund.

Mein junges Blut in den Adern ſtand,
Ich ſah den Alten wie Stein
Sich klammern an des Geſimſes Rand,
Da langſam trat es herein.
O Gott, ich ſah meine Mutter, Marie!
Marie, ich ſah meine Mutter gehn,
Im ſchlichten Kleide, wie Morgens frühe,
Sie kam, nach ihren zwei Knaben zu ſehn!

Feſt war ihr Blick zum Grunde gewandt,
So ſchwankte ſie durch den Saal,
Den Schlüſſelbund in der bleichen Hand,
Die Augen trüb wie Opal;
Sie hob den Arm, wir hörten's pfeifen,
Ganz wie ein Schlüſſel im Schloſſe ſich dreht,
Und ins Cloſet dann ſahn wir ſie ſtreifen,
Drin unſer Geld und Silbergeräth.

Du denkſt wohl, daß keines Odems Hauch
Die ſchaurige Oede brach,
Und ſtill war's in dem Cloſete auch,
Noch lange lauſchten wir nach.
Da ſah ich zuſammen den Alten fallen,
Und ſeine Schläfe ſchlug an den Stein,
Da ließen wir unſer Geſchrei erſchallen,
Da ſtürzten unſere Diener herein.

Du ſagſt mir nichts, doch zweifl' ich nicht,
Du ſchüttelſt dein Haupt, Marie,
Ein Greis — zwei Kinder — im Dämmerlicht —
Da waltet die Phantaſie!

Was wollte ich nicht um dein Lächeln geben,
Um deine Zweifel, du gute Frau;
Doch wieder ſag' ich's: bei meinem Leben!
Marie, wir ſahen und hörten genau!

Am Morgen kehrte der Vater heim,
Verſtimmt und müde gehetzt,
Und war er nimmer ein Honigſeim,
So war er ein Wermuth jetzt.
Auch waren es wohl bedenkliche Worte,
Die er geſprochen zum alten Mann,
Denn laut ſie haderten an der Pforte
Und ſchieden in tiefer Empörung dann.

Nun ward durchſtöbert das ganze Haus,
Ein Jeder gefragt, gequält,
Die Beutel gewogen, geſchüttet aus,
Die Silberbestecke gezählt,
Ob Alles richtig, verſperrt die Zimmer,
Nichts konnte dem Manne genügen doch;
Bis Abends zählte und wog er immer
Und meinte, der Schade finde ſich noch.

Als nun die Dämmerung brach herein,
Ohne Mutter und Sakriſtan,
Wir kauerten auf dem ſtaubigen Stein
Und gähnten die Flamme an.
Verſtimmt der Vater, am langen Tiſche,
Wühlt' in Papieren, ſchob und rückt',
Wir duckten an unſerm Kamin, wie Fiſche,
Wenn drauf das Auge des Reihers drückt.

Da, horch! — die Thüre dröhnte am Gang,
Ein ſchlürfender Schritt darauf
Sich ſchleppte die knarrende Diel' entlang.
Der Vater horchte — ſtand auf —

Und wieder hörten wir rücken die Stühle,
Am Schranke klirren den Schlüſſelbund
Und wieder das ſchwere Krachen der Diele,
Als es vom Stuhle trat an den Grund.

Er ſtand, den Leib vornüber gebeugt,
Wie Jäger auf Wildes Spur,
Nicht Furcht noch Rührung ſein Auge zeigt',
Man ſah, er lauerte nur.
Und wieder ſah ich, die mich geboren,
Verbannt, verſtoßen vom heiligen Grund,
O, nimmer hab' ich das Bild verloren,
Es folgt mir noch in der Todesſtund!

Und Er? — hat keine Wimper geregt
Und keine Muskel gezuckt,
Der Stuhl, auf den ſeine Hand gelegt,
Nur einmal leiſe gerückt.
Ihr folgend mit den ſtechenden Blicken,
Wandt' er ſich langſam, wie ſie ſchritt.
Doch als er ſie ans Cloſet ſah drücken,
Da zuckte er auf, als wolle er mit.

Und „Arnold!" rief's aus dem Geldverließ,
— Er beugte vornüber, weit —
Und wieder „Arnold!" ſo klagend ſüß,
— Er legte die Feder bei Seit' —
Zum dritten Mal, wie die blutige Trauer,
„Arnold!" — den Meerſchaumkopf im Nu
Erfaßt' er, ſchleudert' ihn gegen die Mauer,
Schritt ins Cloſet und riegelte zu.

Wir aber ſtürzten in wilder Haſt
Hinaus an das Abendroth,
Wir hatten uns bei den Händen gefaßt,
Und weinten uns ſchier zu todt.

Die ganze Nacht hat die Lampe geglommen,
Geknattert im Saal des Kamines Roſt,
Und als der dritte Abend gekommen,
Da ſetzte der Vater ſich auf die Poſt.

Ich habe ihm nicht Lebewohl geſagt
Und nicht ſeine Hand geküßt,
Doch heißt es, daß er in dieſer Nacht
Am Bettchen geſtanden iſt.
Und bei des nächſten Morgens Erglühen
Das Erſte, was meine Augen ſahn,
Das war an unſerem Lager knieen
Den tief erſchütterten Sakriſtan.

Dem ward in der Früh' ein Brief gebracht
Und dann ein Schlüſſelchen noch;
„Ich will nicht leſen," hat er gedacht
Und zögerte, las dann doch
Den Brief, in letzter Stunde geſchrieben
Von meines unglücklichen Vaters Hand,
Der feſt im Herzen mir iſt geblieben,
Obwohl mein Bruder ihn einſt verbrannt.

„Was mich betroffen, das ſag' ich nicht,
Eh dorre die Zunge aus!
Doch iſt es ein bitter, ein ſchwer Gericht
Und treibt mich von Hof und Haus.
In dem Cloſete, da ſind gelegen
Papiere, Wechſel, Briefe dabei.
Dir will ich auf deine Seele legen
Meine zwei Buben, denn du biſt treu.

„Sorg' nicht um mich, was ich bedarf,
Deß hab' ich genügend noch,
Und forſch' auch nimmer — ich warne ſcharf —
Nach mir, es trüge dich doch.

Sei ruhig, Mann, ich will nicht tödten
Den Leib, der Vieles noch muß bestehn;
Doch laß meine armen Kinderchen beten,
Denn sehr bedarf ich der Unschuld Flehn."

Und im Closete gefunden ward
Ein richtiges Testament,
Und alle Papiere nach Kaufmannsart
Geordnet und wohl benennt.
Und wir? — in der Fremde ließ man uns pflegen,
Da waren wir eben, wie Buben sind,
Doch mit den Jahren, da muß sich's regen,
Bin ich doch jetzt sein einziges Kind!

Du weißt es, wie ich auch noch so früh,
So hart den Bruder verlor,
Und hätte ich dich nicht, meine Marie,
Dann wär' ich ein armer Thor! —
Ach Gott, was hab' ich nicht All' geschrieben,
Aufrufe, Briefe, in meiner Noth!
Umsonst doch Alles, umsonst geblieben.
Ob er mag leben? — vermuthlich todt!

Nie brach'te wieder auf sein Geschick
Die gute Marie den Mann,
Der seines Lebens einziges Glück
In ihrer Liebe gewann.
So mild und schonend bot sie die Hände,
Bracht' ihm so manches blühende Kind,
Daß von der ehrlichen Stirn am Ende
Die düstern Falten gewichen sind.

Wohl führt nach Jahren einmal sein Weg
Ihn dicht zur Heimath hinan,

Da ließ er halten am Mühlensteg
Und ſchaute die Thürme ſich an.
Die Hände gefaltet, ſchien er zu beten,
Ein Wink — die Kutſche raſſelte fort;
Doch nimmer hat er den Ort betreten,
Und keinen Trunk Waſſer nahm er dort.

Der Barmekiden Untergang.[1]

Reiche mir die Blutorange
Mit dem ſüßen Zauberduſte,
Sie, die von den ſchönſten Lippen
Ihre Nahrung hat geraubt.

Sagt' ich es nicht, o Maimuna,
Flehend, händeringend, knieend
Sagt' ich es zu ſieben Malen,
Nicht zu tauſend Malen dir?

„Laß, o Fürſtin, dieſe Liebe!
Laß von dieſer dunklen Liebe,
Dir die ganze Bruſt verſengend,
Unheil bringend und Gefahr!

[1] Das Geſchlecht der Barmekiden gehörte zur Zeit des Kalifhats von Bagdad zu den mächtigſten und zahlreichſten. Zuletzt war „Dſchafer der Barmekide" Großvezier des Kalifen Harun-al-Reſchid und ſein Liebling. Die Schweſter des Kalifen, Maimuna, faßte eine glühende Leidenſchaft für den ſchönen und edlen Mann, und da ſie ſich ihm auf keine andere Weiſe zu nähern wußte, betrat ſie ſeinen Palaſt in den Kleidern einer Tänzerin. Die Folge dieſer Zuſammenkunft war ein Verhältniß, das eine Reihe von Jahren verborgen geblieben, doch endlich zur Kenntniß des Kalifen gelangte und den Untergang des ganzen Geſchlechts nach ſich zog. Dſchafer ward hingerichtet, ſein Kopf über einem der Stadtthore Bagdads aufgeſteckt, und ſämmtliche Barmekiden, in die Wüſte getrieben, unterlagen dort dem Hunger und Elende. (Siehe J. v. Hammer, Roſenöl.)

„Daß nicht merk' es der Kalipha,
Er, der zornbereite Bruder,
Nicht den Dſchafer dir verderbe,
Deinen hohen Barmekiden,
Nicht den Dſchafer dir verderbe
Und dich ſelber, Fürſtin, auch!"

Doch was iſt die weiſe Rede
In dem liebentglühten Herzen?
Wie das Winſeln eines Kindleins
In der wuthentbrannten Schlacht,
Wie ein linder Nebeltropfen
In dem flammenden Gebäude,
Wie ein Licht, vom Borde taumelnd
In den dunklen Ocean!

In der Tänzerin Gewande
Schmiegen ſich der Fürſtin Glieder,
Um die Schultern Seide flattert,
In dem Arm die Zither liegt.

O, wie windet ſie die Arme,
Hoch das Tambourin erſchwingend!
O, wie wogen ihre Schritte,
Ihre reizerblühten Glieder,
Daß der Barmekide glühend
Seine dunklen Augen birgt!

Sieben Jahre ſind verſchwunden,
Sieben wonnevolle Jahre,
Zu den ſieben drei und fünfe,
Und in den Gebirgen irrend
Zieht der Barmekiden Schaar.
Mütter auf den Dromedaren,
Blind geweint die ſchönen Augen,
In den Armen Kindlein, wimmernd
In die lagerloſe Nacht.

Ueber Bagdads Thor ein Geier,
Kreiſend über Dſchafers Schädel,
Rauſcht hinan und rauſcht vorüber,
Hat zur Nahrung nichts gefunden
Als in ſeiner Augen Höhlen
Nur zwei kleine Spinnlein noch.

Bajazet.

Der Löwe und der Leopard,
Die ſingen Wettgeſänge,
Glutſäulen heben Wettlauf an,
Und der Samum ihr Herold.
O Sonne, birg die Strahlen!

Was ſchleicht dort durch den gelben Sand,
Iſt es ein wunder Schakal?
Iſt es ein großer Vogel wohl,
Ein ſchwergetroffner Ibis?
O Sonne, birg die Strahlen!

Ein wunder Schakal iſt es nicht,
Kein ſchwergetroffner Vogel,
Es iſt der mächt'ge Bajazet,
Der Reichſte in Cairo.
Er, der die dreizehn Segel hat,
Die reichbeladnen Schiffe,
Auf ſeiner Achſel liegt der Schlauch,
Der Stab in ſeiner Rechten.
O Sonne, birg die Strahlen!

„Weh dir, du unglückſel'ges Gold,
Verrätheriſches Silber!

Und weh dir, Haſſan, falſcher Freund,
Du ungetreuer Diener!
Nahmſt in der Nacht die Zelte mir
Und nahmſt mir die Kameele."
O Sonne, birg die Strahlen!

„Wie einen Leichnam ließeſt mich,
Wie Mumien, verdorrte,
Wie ein verſchmachtetes Kameel,
Wie ein Gethier der Wüſte!
Und gab dir doch das reiche Gut,
Die zwanzigtauſend Kori."
O Sonne, birg die Strahlen!

„So fluch' ich denn zu ſiebenmal,
Und tauſendmal verfluch' ich:
Daß dich verſchlingen mag das Meer,
Dein brennend Haus dich tödten!
Daß breche dein Gebein der Leu,
Dein Blut der Tiger lecke!
Der Beduine plündre dich,
Preis gebe dich der Wüſte,
Daß in dem Sande du verſiechſt,
Verſchmachtend — hülflos — irrend!"
O Sonne, birg die Strahlen!

Der Schloßgeiſt.

In mondverhellten Weihers Glanz
Liegt brütend wie ein Waſſerdrach'
Das Schloß mit ſeinem Zackenkranz,
Mit Zinnenmoos und Schuppendach.

Die alten Eichen ſtehn von fern,
Reſpektvoll flüſternd mit den Wellen,
Wie eine graue Garde gern
Sich mag um graue Herrſcher ſtellen.

Am Thore ſchwenkt, ein Steinkoloß,
Der Bannerherr die Kreuzesfahn',
Und courbettirend ſchnaubt ſein Roß
Jahrhunderte ſchon himmelan;
Und neben ihm, ein Tantalus,
Lechzt ſeit Jahrhunderten ſein Dogge
Geſenkten Halſes nach dem Fluß,
Im dürren Schlunde Mooſes Flocke.

Ob längſt die Mitternacht verklang,
Im Schloſſe bleibt es immer wach;
Streiflichter gleiten raſch entlang
Den Corridor und das Gemach.
Zuweilen durch des Hofes Raum
Ein hüpfendes Laternchen ziehet;
Dann horcht der Wandrer, der am Saum
Des Weihers in den Binſen kniet.

„Ave Maria! ſtärke ſie!
Und hilf ihr über dieſe Nacht!"
Ein frommer Bauer iſt's, der früh
Sich auf die Wallfahrt hat gemacht.
Wohl weiß er, was der Lichterglanz
Mag ſeiner gnäd'gen Frau bedeuten;
Und eifrig läßt den Roſenkranz
Er durch die ſchwiel'gen Finger gleiten.

Doch durch ſein chriſtliches Gebet
Manch Heidennebel ſchwankt und raucht;
Ob wirklich, wie die Sage geht,
Der Elf ſich in den Weiher taucht,

So oft dem gräflichen Geschlecht
Der erste Sprosse wird geboren?
Der Bauer glaubt es nimmer recht,
Noch minder hätt' er es verschworen.

Scheu blickt er auf — die Nacht ist klar
Und gänzlich nicht gespensterhaft,
Gleich drüben an dem Pappelpaar
Zählt man die Zweige längs dem Schaft;
Doch stille! In dem Eichenrund —
Sind das nicht Tritte? — Kindestritte?
Er hört wie an dem harten Grund
Sich wiegen, kurz und stramm, die Schritte.

Still! still! es raschelt übern Rain,
Wie eine Hinde, die im Thau,
Beherzt gemacht vom Mondenschein,
Vorsichtig äßet längs der Au.
Der Bauer stutzt — die Nacht ist licht,
Die Blätter glänzen an dem Hagen,
Und dennoch — dennoch sieht er nicht,
Wen auf ihn zu die Schritte tragen.

Da, langsam knarrend, thut sich auf
Das schwere Heck zur rechten Hand,
Und, wieder langsam knarrend, drauf
Versinkt es in die grüne Wand.
Der Bauer ist ein frommer Christ,
Er schlägt behend des Kreuzes Zeichen:
„Und wenn du auch der Teufel bist,
Du mußt mir auf der Wallfahrt weichen!"

Da, hui! streift's ihn, federweich,
Da, hui! raschelt's in dem Grün,
Da, hui! zischt es in den Teich,
Daß bläulich Schilf und Binsen glühn;

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Und wie ein knisterndes Geschoß
Fährt an den Grund ein bläulich Feuer
Im Augenblicke, wo vom Schloß
Ein Schrei verzittert überm Weiher.

Der Alte hat sich vorgebeugt,
Ihm ist, als schimmre, wie durch Glas,
Ein Kindesleib, phosphorisch, feucht
Und dämmernd, wie verlöschend Gas;
Ein Arm zerrinnt, ein Aug' verglimmt —
Lag denn ein Glühwurm in den Binsen?
Ein langes Fadenhaar verschwimmt,
— Am Ende scheinen's Wasserlinsen!

Der Bauer starrt, hinab, hinauf,
Bald in den Teich, bald in die Nacht;
Da klirrt ein Fenster drüben auf,
Und eine Stimme ruft mit Macht:
„Nur schnell gesattelt, schnell zur Stadt!
Gebt dem Poladen Gert' und Sporen!
Viktoria! so eben hat
Die Gräfin einen Sohn geboren!"

Kurt von Spiegel.

O frommer Prälat, was ließest so hoch
Des Marschalls frevlen Muth du steigen!
War's seine Gestalt, deren Adel dich trog,
Sein flatternder Witz unter Bechern und Reigen?
O frommer Bischof, wie war dir zu Muth,
Als rauchend am Anger unschuldiges Blut
Verklagte, verklagte dein zögerndes Schweigen!

Am Wewelsberge ſchallt Wald-Hurrah,
Des Roſſes Flanke ſchäumt über den Bügel,
Es leucht der Hirſch, und dem Edelwild nah,
Ein flüchtiger Dogge, leucht Kurt von Spiegel;
Von Thurmes Fahne begierig horcht
Der arme Tüncher, und unbeſorgt
Hält in der Hand er den bröckelnden Ziegel.

Da horch! Halali! das Treiben iſt aus,
Des Hirſches einzige Thräne vergoſſen,
Ein Hörnerſtoß durch das waldige Haus
Vereint zum Geweide die zott'gen Genoſſen,
Und bald aus der nickenden Zweige Geleit
Die Treiber ſo ſtumm, die Ritter ſo breit,
Ziehn langſam daher mit den ſtöhnenden Roſſen.

Der Spiegel ſpornt ſein rauchendes Thier,
„Verfluchte Canaille, du haſt mich beſtohlen!"
Da ſieht er, hoch an des Thurmes Zimier,
Den armen Tüncher auf ſchwankenden Bohlen.
„Ha," murrt er, „heute nicht Beute noch Schuß,
Nie kam ich zurück noch mit ſolchem Verdruß,
Ich möchte mir drüben den Spatzen wohl holen!"

Der Tüncher ſieht, wie er blinzelt empor,
Und will nach dem ärmlichen Hütlein greifen,
Da ſieht er drunten viſieren das Rohr,
Da hört er den Knall und die Kugel noch pfeifen:
Getroffen, getroffen! — er ſchaukelt, er dreht,
Mit Ziegel und Bohle und Handwerksgeräth
Kollert er nieder zum raſigen Streifen.

Als träf' ihn ſelber das Todesgeſchoß,
So zuckt der Prälat, ſeine Augen blitzen,
„Marſchalk!" ſtöhnt er, die Stirne wird naß,
Am ſchwellenden Halſe zittern die Spitzen,

Dann fährt auf die Wange ein glühendes Roth,
Und „Marſchall!“ ruft er, „das bringt dir den Tod!
Greift ihn, greift ihn, meine Treiber und Schützen!“

Doch lächelnd der Spiegel vom Hengſte ſchaut,
Er lächelt umher auf die bleichen Vaſallen:
„Mein gnädigſter Herr, nicht zu laut, nicht zu laut,
Eu'r Dräuen möchte im Winde verhallen!“
Dann wendet er raſch, im ſauſenden Lauf
Durchs Thor und die donnernde Brücke hinauf.
Zu ſpät, zu ſpät ſind die Gitter gefallen! — —

Im Dome zu Paderborn iſt verhallt
Das Sterbegeläute des alten Prälaten,
Und wieder im Dom hat Kapitels Gewalt
Den neuen Beherrſcher gewählt und berathen.
Stumm fährt das Gebirg und die Felder hinein
Der neue Biſchof zur Wewelsburg ein,
Geleitet von ſummenden Volkscomitaten.

Und als nun über die Brücke er rollt
Und ſieht die maſſigen Thürme ſich ſtrecken,
Wie ihm im Buſen es zittert und grollt!
An ſeiner Inful — o brandiger Flecken!
Des Spiegels Blut in dem Ahnenbaum hell!
Leis ſeufzet er auf, dann murmelt er ſchnell:
„Herr Truchſeß, laßt unſre Tafel nun decken.“

Es kreiſen die Becher beim Böllergeknall,
Die ſtattlichen Ritter, die artigen Damen,
Sich ſchleudernd des Witzes anmuthigen Ball,
Faſt von der Stirne die Falten ihm nahmen!
Da, horch! im Flure ein Schreiten in Eil;
Es knarren die Thüren, es ſteht eine Säul',
Der Spiegel, der blutige Marſchall, im Rahmen!

Der Biſchof ſchaut wie ein Laken ſo bleich —
Im weiten Saal keines Odems Verhallen —
Aus Auge ſchlägt er die Rechte ſogleich,
Und langſam läßt er zur Seite ſie fallen.
Dann ſeufzt er hohl und düſter und ſchwer:
„Kurt! — Kurt von Spiegel, wie kömmſt du daher! —
Greift ihn, ergreift ihn, ihr meine Vaſallen!“

Kein Sünderglöckchen geläutet ward,
Kein Schandgerüſt ſah man zimmern und tragen,
Doch ſieben Schüſſe, die knatterten hart,
Und eine Meſſe hörte man ſagen.
Der Biſchof ſchaut' auf den blutigen Stein,
Dann murmelt' er ſacht ins Breve hinein:
„Es iſt doch ſchwer, eine Inful zu tragen!“

Letzte Gaben.

Gemüth und Leben.

Das Wort.

Das Wort gleicht dem beſchwingten Pfeil,
Und iſt es einmal deinem Bogen
In Tändeln oder Ernſt entflogen,
Erſchrecken muß dich ſeine Eil'.

Dem Körnlein gleicht es, deiner Hand
Entſchlüpft; wer mag es wiederfinden?
Und dennoch wuchert's in den Gründen
Und treibt die Wurzeln durch das Land.

Gleicht dem verlornen Funken, der
Vielleicht erliſcht am feuchten Tage,
Vielleicht am milden glimmt im Hage,
Am dürren ſchwillt zum Flammenmeer.

Und Worte ſind es doch, die einſt
So ſchwer in deine Schale fallen,
Iſt keins ein nichtiges von allen,
Um jedes hofft du oder weinſt.

O einen Strahl der Himmelsau,
Mein Gott, dem Zagenden und Blinden!
Wie ſoll er Ziel und Acker finden?
Wie Lüfte meſſen und den Thau?

Allmächt'ger, der das Wort geſchenkt,
Doch ſeine Zukunft uns verhalten,
Woll' ſelber deiner Gabe walten,
Durch deinen Hauch ſei ſie gelenkt!

Richte den Pfeil dem Ziele zu,
Nähre das Körnlein ſchlummertrunken!
Erſtick' ihn oder fach' den Funken!
Denn was da frommt, das weißt nur du.

Halt feſt!

Halt feſt den Freund, den einmal du erworben,
Er läßt dir keine Stätte für das Neue;
Läßt, wie das Haus, in dem ein Leib geſtorben,
Unrein das Herz, wo modert eine Treue;
Meinſt du, dein ſei der Hände Druck, der Strahl
Des eignen Auges arglos und voll Liebe?
Drückſt du zum zweitenmal, blickſt du zum zweitenmal,
Die Frucht iſt fleckig und der Spiegel trübe.

Halt feſt dein Wort, o feſt wie deine Seele;
So ſtolz und freudig mag kein Lorbeer ranken,
Daß er das Brandmal auf der Stirne hehle,
Die unter'm Druck des Wortes konnte wanken;
Der ärmſte Bettler, ſo ein ehrlich Herz,
Wird wie ein König dir genüber treten,
Und du? du zupfſt den Lorbeer niederwärts
Und heimlich mußt du dein „peccavi" beten.

Halt feſt den Glauben, laß ihn dir genügen!
Wer möcht' ſein Blut mit fremdem Ichor tauſchen!
Verſtoße nicht den Cherub deiner Wiegen,
Aus jedem Blatt wird dir ſein Flügel rauſchen!

Und iſt dein Geiſt zu ſtark, vielleicht zu blind,
In ſeiner Hand das Flammenſchwert zu ſehen,
So zweifle nicht, er wird, ein weinend Kind,
An deinem letzten öden Lager ſtehen.

Und dann die Gabe, gnädig dir verliehen,
Den köſtlichen Moment, den gottgeſandten,
O feſſle, feſſle ſeinen Quell im Fliehen,
Halt jeden Tropfen höher als Demanten;
Noch ſchläft die Stunde, doch ſie wacht vereinſt,
Da deinem Willen ſich die Kraft entwunden,
Wo du verloren ſchwere Thränen weinſt
In die Charybdis deiner todten Stunden!

Vor Allem aber halt das Kind der Schmerzen,
Dein angefochtnes Selbſt, von Gott gegeben.
O ſauge nicht das Blut aus deinem Herzen,
Um einen Seelenbaſtard zu beleben;
Daß, wenn dir einſtens vor dem Golem graut,
Es zu dir trete nicht mit leiſen Klagen:
„So war ich, und ſo ward ich dir vertraut,
Unſel'ger, warum haſt du mich erſchlagen!“

Drum feſt, nur feſt, nur keinen Schritt zur Seite,
Der Himmel hat die Pfade wohl bezeichnet,
Ein reines Aug' erkennt ſie aus der Weite,
Und nur der Wille hat den Pfad verläugnet;
Und Allen ward der Compaß eingedrückt,
Noch Keiner hat ihn aus der Bruſt geriſſen,
Die Ehre nennt ihn, wer zur Erde blickt,
Und wer zum Himmel, nennt ihn das — Gewiſſen.

Carpe diem!

Pflücke die Stunde, wär' sie noch so blaß,
Ein falbes Moos, vom Dunst des Moores naß,
Ein farblos Blümchen, flatternd auf der Haide;
Ach, einst von Allem träumt' die Seele süß,
Von Allem, was, ihr eigen, sie verließ,
Und mancher Seufzer gilt entfloh'nem Leide.

In Alles senkt sie Blutestropfen ein,
Legt Perlen aus dem heiligtiefsten Schrein,
Bewußtlos, selbst in grauverhängte Stunden;
Steigt oft ein unklar Sehnen dir empor,
Du schaust vielleicht wie durch Gewölkes Flor
Nach Tagen, längst vergessen, doch empfunden.

Wer, der an seine Kinderzeit gedenkt,
Als die Vokabeln ihn in Noth versenkt,
Wer möcht' nicht wieder Kind sein und sich grauen?
Ja, der Gefangne, der die Wand beschrieb,
Fühlt er nach Jahren Glückes nicht den Trieb,
Die alten Sprüche einmal noch zu schauen?

Wohl gibt es Stunden, die so ganz verhaßt,
Daß, dem Gedächtniß eine Centnerlast,
Wir ihren Schatten abzuwälzen sorgen;
Doch selten schickt sie uns des Himmels Zorn,
Und meistens ist darin ein gift'ger Dorn,
Der Moderwurm geheimer Schuld verborgen.

Drum, wer noch eines Blicks nach oben werth,
Der nehme, was an Lieben ihm bescheert,
Die stolze, wie die Stund' im schlichten Kleide;
Der schlürfe jeden stillen Tropfen Thau,
Und spiegelt drin sich nicht des Aethers Blau,
So lispelt drüber wohl die fromme Weide.

Freu' dich an deines Säuglings Lächeln, freu'
Dich an des Jauchzens ungewiſſem Schrei,
Mit dem er ſtreckt die luſtbewegten Glieder;
Wär' zehnmal ſtolzer auch, was dich durchweht,
Wenn er vor dir dereinſt, ein Jüngling, ſteht,
Dein lächelnd Kindlein gibt er dir nicht wieder.

Freu' dich des Freundes, eh' zum Greis er reift,
Erfahrung ihm die kühne Stirn' geſtreift,
Von ſeinem Scheitel Grabesblumen wehen;
Freu' dich des Greiſes, ſchau' ihm lange nach,
In Kurzem gäbſt vielleicht du manchen Tag,
Um einmal noch dieß graue Haupt zu ſehen.

O wer nur ernſt und feſt die Stund' ergreift,
Den Kranz ihr auch von bleichen Locken ſtreift,
Dem ſpendet willig ſie die reichſte Beute;
Doch wir, wir Thoren, drängen ſie zurück,
Vor uns die Hoffnung, hinter uns das Glück,
Und unſre Morgen morden unſre Heute.

Durchwachte Nacht.

Wie ſank die Sonne glüh und ſchwer,
Und aus verſengter Welle dann
Wie wirbelte der Nebel Heer
Die ſternenloſe Nacht heran! —
Ich höre ferne Schritte gehn —
Die Uhr ſchlägt Zehn.

Noch iſt nicht alles Leben eingenickt,
Der Schlafgemächer letzte Thüren knarren;
Vorſichtig in der Rinne Bauch gedrückt
Schlüpft noch der Iltis an des Giebels Sparren,

Die ſchlummertrunkne Färſe murrend nickt,
Und fern im Stalle dröhnt des Roſſes Scharren,
Sein müdes Schnauben, bis vom Mohn getränkt
Es ſchlaff die regungsloſe Flanke ſenkt.

Betäubend gleitet Fliederhauch
Durch meines Fenſters offnen Spalt,
Und an der Scheibe grauem Rauch
Der Zweige wimmelnd Reigen wallt.
Matt bin ich, matt wie die Natur! —
Elf ſchlägt die Uhr.

O wunderliches Schlummerwachen, biſt
Der zartren Nerve Fluch du oder Segen? —
's iſt eine Nacht vom Thaue wach geküßt,
Das Dunkel fühl ich kühl wie ſeinen Regen
An meine Wange gleiten, das Gerüſt
Des Vorhangs ſcheint ſich ſchaukelnd zu bewegen,
Und dort das Wappen an der Decke Gips
Schwimmt ſachte mit dem Schlängeln des Polyps.

Wie mir das Blut im Hirne zuckt!
Am Söller geht Geknifter um,
Im Pulte raſchelt es und ruckt,
Als drehe ſich der Schlüſſel um,
Und — horch, der Seiger hat gewacht!
's iſt Mitternacht.

War das ein Geiſterlaut? So ſchwach und leicht
Wie kaum berührten Glaſes ſchwirrend Klingen,
Und wieder wie verhaltnes Weinen ſteigt
Ein langer Klageton aus den Syringen,
Gedämpfter, ſüßer nun, wie thränenfeucht
Und ſelig kämpft verſchämter Liebe Ringen; —
O Nachtigall, das iſt kein wacher Sang,
Iſt nur im Traum gelöster Seele Drang.

Da tollert's nieder vom Gestein!
Des Thurmes morsche Trümmer fällt,
Das Käuzlein knackt und hustet drein;
Ein jäher Windesodem schwellt
Gezweig und Kronenschmuck des Hains; —
Die Uhr schlägt Eins.

Und drunten das Gewölle rollt und klimmt;
Gleich einer Lampe aus dem Hünenmale
Hervor des Mondes Silbergondel schwimmt,
Verzitternd auf der Gasse blauem Stahle;
An jedem Fliederblatt ein Fünkchen glimmt,
Und hell gezeichnet von dem blassen Strahle
Legt auf mein Lager sich des Fensters Bild,
Vom schwanken Laubgewimmel überhüllt.

Jetzt möcht' ich schlafen, schlafen gleich,
Entschlafen unterm Mondeshauch,
Umspielt vom flüsternden Gezweig,
Im Blute Funken, Funk' im Strauch,
Und mir in. Ohre Melodei; —
Die Uhr schlägt Zwei.

Und immer heller wird der süße Klang,
Das liebe Lachen, es beginnt zu ziehen
Gleich Bildern von Daguerre die Deck entlang,
Die aufwärts steigen mit des Pfeiles Fliehen;
Mir ist, als seh ich lichter Locken Hang,
Gleich Feuerwürmern seh ich Augen glühen,
Dann werden feucht sie, werden blau und lind,
Und mir zu Füßen sitzt ein schönes Kind.

Es sieht empor, so froh gespannt,
Die Seele strömend aus dem Blick;
Nun hebt es gaukelnd seine Hand,
Nun zieht es lachend sie zurück;

Und — horch, des Hahnes erster Schrei! —
Die Uhr schlägt Drei.

Wie bin ich aufgeschreckt, — o süßes Bild,
Du bist dahin, zerflossen mit dem Dunkel!
Die unerfreulich graue Dämmrung quillt,
Verloschen ist des Fliedors Thaugefunkel,
Verrostet steht des Mondes Silberschild,
Im Walde gleitet ängstliches Gemunkel,
Und meine Schwalbe an des Frieses Saum
Zirpt leise, leise auf im schweren Traum.

Der Tauben Schwärme kreisen scheu,
Wie trunken, in des Hofes Rund,
Und wieder gellt des Hahnes Schrei,
Auf seiner Streue rückt der Hund,
Und langsam knarrt des Stalles Thür, —
Die Uhr schlägt Vier.

Da flammt's im Osten auf, — o Morgengluth!
Sie steigt, sie steigt, und mit dem ersten Strahle
Strömt Wald und Haide vor Gesangesfluth,
Das Leben quillt aus schäumendem Pokale,
Es klirrt die Sense, flattert Falkenbrut,
Im nahen Forste schmettern Jagdsignale,
Und wie ein Gletscher sinkt der Träume Land
Zerrinnend in des Horizontes Brand.

Mondesaufgang.

An des Balkones Gitter lehnte ich
Und wartete, du mildes Licht, auf dich.
Hoch über mir, gleich trübem Eiskrystalle
Zerschmolzen schwamm des Firmamentes Halle;

Der See verſchimmerte mit leiſem Dehnen, —
Zerfloßne Perlen oder Wolkenthränen?
Es rieſelte, es dämmerte um mich,
Ich wartete, du mildes Licht, auf dich.

Hoch ſtand ich, neben mir der Linden Kamm,
Tief unter mir Gezweige, Aſt und Stamm;
Im Laube ſummte der Phaläuen Reigen,
Die Feuerfliege ſah ich glimmend ſteigen,
Und Blüten taumelten wie halb entſchlafen;
Mir war, als treibe hier ein Herz zum Hafen,
Ein Herz, das übervoll von Glück und Leid
Und Bildern ſeliger Vergangenheit.

Das Dunkel ſtieg, die Schatten drangen ein, —
Wo weilſt du, weilſt du denn, mein milder Schein! —
Sie drangen ein wie ſündige Gedanken,
Des Firmamentes Woge ſchien zu ſchwanken,
Verzittert war der Feuerfliege Funken,
Längſt die Phaläne an den Grund geſunken,
Nur Bergeshäupter ſtanden hart und nah,
Ein düſtrer Richterkreis, im Düſter da.

Und Zweige ziſchelten an meinem Fuß
Wie Warnungsflüſtern oder Todesgruß;
Ein Summen ſtieg im weiten Waſſerthale
Wie Volksgemurmel vor dem Tribunale;
Mir war, als müßte etwas Rechnung geben,
Als ſtehe zagend ein verlornes Leben,
Als ſtehe ein verkümmert Herz allein,
Einſam mit ſeiner Schuld und ſeiner Pein.

Da auf die Wellen ſank ein Silberflor,
Und langſam ſtiegſt du, frommes Licht, empor;
Der Alpen finſtre Stirnen ſtrichſt du leiſe,
Und aus den Richtern wurden ſanfte Greiſe,

Der Wellen Zucken ward ein lächelnd Winken,
An jedem Zweige ſah ich Tropfen blinken,
Und jeder Tropfen ſchien ein Kämmerlein,
Drin flimmerte der Heimathlampe Schein.

O Mond, du biſt mir wie ein ſpäter Freund,
Der ſeine Jugend dem Verarmten eint,
Um ſeine ſterbenden Erinnerungen
Des Lebens zarten Wiederſchein geſchlungen,
Biſt keine Sonne, die entzückt und blendet,
In Feuerſtrömen lebt, in Blute endet, —
Biſt, was dem kranken Sänger ſein Gedicht,
Ein fremdes, aber o ein mildes Licht.

Das Ich der Mittelpunkt der Welt.

Jüngſt haſt die Phraſe ſcherzend du geſtellt:
„Wer Reichthum, Liebe will und Glück erlangen,
Der mache ſich zum Mittelpunkt der Welt,
Zum Kreiſe, drin ſich alle Strahlen fangen.“
Dein Wort, mein Freund, war wie des Tempels Thür,
Die Inſchrift draußen und das Volksgedränge,
Doch durch die Spalten blinkt der Lampen Zier,
Zieh'n Opferduft und heilige Geſänge.

Wie könnte jemals wohl des Glückes Born
Aus anderm als dem eignen Herzen fließen?
Aus welcher Schale wohl des Himmels Zorn
Als aus der ſelbſtgebotnen ſich ergießen?
O glücklich ſein, geliebt und glücklich ſein —
Möge ein Engel mir die Pfade deuten!
Da ſchwillt des Tempels Vorhang, zart und rein
Hör' ich's wie Echo durch die Falten gleiten:

Standeſt an einem Krankenbett du je,
Nach wochenlangen ſelbſtvergeſſ'nen Sorgen,
Hobſt deine ſchweren Wimpern in die Höh',
Gerührt zum heißen Dankgebet am Morgen,
Und ſahſt um des Geneſenden Geſicht
Ein neuerwachtes Seelenſchimmern ſchweben,
Und einen Liebesblick auf dich, wie nicht
Ihn Freund und nicht Geliebte können geben?

Hielteſt du je den Griffel in der Hand
Und rechneteſt mit frohem Geiz zuſammen
Die Groſchen, die du ſelber dir entwandt;
Schien jeder Heller dir wie Gold zu flammen
Des Schatzes für den fremden Sorgenpfühl,
Um den du deine Freuden ſchlau betrogen,
Und haſt in deines Reichthums Vollgefühl
Tief, tief den Odem in die Bruſt geſogen?

Und der Moment, wo eine Rechte ſchwimmt
Ob theurem Haupte mit bewegtem Segen,
Wo ſie das Herz vom eignen Herzen nimmt,
Um freudig an das fremde es zu legen,
Haſt du ihn je erlebt und ſtandeſt dann,
Die Arme ſtill und freundlich eingeſchlagen,
Selig berechnend, welche Früchte kann,
Wie liebliche das neue Bündniß tragen?

Dann biſt du glücklich, biſt geliebt und reich,
Ein Fels, an dem ſich alle Blitze ſpalten;
Dann mag dein Kranz verwelken, mögen bleich
Krankheit und Alter dir die Stirne falten:
Dann biſt der Mittelpunkt du deiner Welt,
Der Kreis, aus dem die Freudenſtrahlen quillen,
Und was ſo friſch der Bäche Ufer ſchwellt,
Wie ſollte ſeinen Born es nicht erfüllen!

Grüße.

Steigt mir in dieſem fremden Lande
Die allbekannte Nacht empor,
Klatſcht es wie Hufesſchlag vom Strande,
Rollt ſich die Dämmerung hervor,
Gleich Staubeswolken mir entgegen
Von meinem lieben ſtarken Nord,
Und fühl' ich meine Locken regen
Der Luft geheimnißvolles Wort —

Dann iſt es mir, als hör' ich reiten
Und klirren und entgegenzieh'n
Mein Vaterland von allen Seiten,
Und ſeine Küſſe fühl' ich glüh'n;
Dann wird des Windes leiſes Munkeln
Mir zu verworrnen Stimmen bald,
Und jede ſchwache Form im Dunkeln
Zur tiefvertrauteſten Geſtalt.

Und meine Arme muß ich ſtrecken,
Muß Küſſe, Küſſe hauchen aus,
Wie ſie die Leiber könnten wecken,
Die modernden, im grünen Haus;
Muß jeden Waldeswipfel grüßen,
Und jede Haid' und jeden Bach,
Und alle Tropfen, die da fließen,
Und jedes Hälmchen, das noch wach.

Du, Vaterhaus, mit deinen Thürmen
Vom ſtillen Weiher eingewiegt,
Wo ich in meines Lebens Stürmen
So oft erlegen und geſiegt; —
Ihr breiten, laubgewölbten Hallen,
Die jung und fröhlich mich geſehn,

Wo ewig meine Seufzer wallen,
Und meines Fußes Spuren ſtehn.

Du feuchter Wind von meinen Haiden,
Der wie verſchämte Klage weint,
Du Sonnenſtrahl, der ſo beſcheiden
Auf ihre Kräuter niederſcheint; —
Ihr Gleiſe, die mich fortgetragen,
Ihr Augen, die mir nachgeblinkt,
Ihr Herzen, die mir nachgeſchlagen,
Ihr Hände, die mir nachgewinkt.

Und Grüße, Grüße, Dach, wo nimmer
Die treuſte Seele mein vergißt,
Und jetzt bei ihres Lämpchens Schimmer
Für mich den Abendſegen lieſt.
Wo bei des Hahnes erſtem Krähen
Sie matt die graue Wimper ſtreicht,
Und einmal noch vor Schlafengehen
An mein verlaſſnes Lager ſchleicht.

Ich möcht' euch Alle an mich ſchließen,
Ich fühl' euch Alle um mich her;
Ich möchte mich in euch ergießen,
Gleich ſiechem Bache in das Meer.
O wüßtet ihr, wie krank geröthet,
Wie fieberhaft ein Aether brennt,
Wo keine Seele für uns betet,
Und Keiner unſre Todten kennt!

Doppelgänger.[1]

's war eine Nacht, vom Thaue wachgeküßt,
Das Dunkel fühlt' ich kühl wie zarten Regen
An meine Wange gleiten. Das Gerüst
Des Vorhangs schien sich schaukelnd zu bewegen,
's war eine Nacht, wo man am Morgen denkt:
Ward Dasein jetzt dir, oder dort geschenkt?

Mir war so wohl und federleicht zu Muth,
So schwimmend nun die Wimper halb geschlossen;
Verlorne Funken zuckten durch mein Blut,
Von fernen Lauten wähnt' ich mich umflossen;
's war eine Nacht, wo man am Morgen fragt:
Hat's damals, oder hat es jetzt getagt?

Und immer heller ward der süße Klang,
Das liebe Lachen, es begann zu schwimmen
Wie Bilder von Daguerre die Deck' entlang,
Gleich Feuerwürmern sah ich Augen glimmen,
Dann wurden feucht sie, blau und lind,
Und mir zu Füßen saß ein schönes Kind.

Das sah zu mir empor, so ernst gespannt,
Als quelle ihm die Seele aus den Blicken,
Bald schloß es, schmerzlich zuckend, seine Hand,
Bald schüttelt es sie funkelnd vor Entzücken,
Und horchend, horchend klomm es sacht heran
Zu meiner Schulter — und wo blieb es dann? —

[1] Die Strophe 3 und 4 dieses Gedichts sind eine fast wörtliche Wiederholung von Strophe 10 und 11 des Gedichts: „Durchwachte Nacht," in der hier mitgetheilten jedenfalls spä.eren Umgestaltung desselben, das die „Letzten Gaben, Hannover 1860," nur im ersten Entwurf brachten. Die Dichterin scheint danach dies „Doppelgänger" überschriebene Gedicht haben vernichten zu wollen; der Herausgeber konnte sich jedoch nicht entschließen, es zu unterdrücken.

O wären's Geisterstimmen aus der Luft,
Die sich wie Vogelzwitschern um mich reihten!
Wär' Grabesbrodem nur der leise Duft,
Der mich umseufzte aus verschollnen Zeiten!
Doch nur mein Herz ist eure stille Gruft,
Und meine Heil'gen, meine einst Geweihten,
Sie leben alle, wandeln allzumal —
Vielleicht zum Segen sich, doch mir zur Qual.

Im Grase.

Süße Ruh, süßer Taumel im Gras,
Von des Krautes Arom umhaucht,
Tiefe Fluth, tief, tiefstrunkne Fluth,
Wenn die Wolk' am Azure verraucht,
Wenn aufs müde, schwimmende Haupt
Süßes Lachen gaukelt herab,
Liebe Stimme säuselt und träuft
Wie die Lindenblüth' auf ein Grab.

Wenn im Busen die Todten dann,
Jede Leiche sich streckt und regt,
Leise, leise den Odem zieht,
Die geschlossne Wimper bewegt,
Todte Lieb', todte Lust, todte Zeit,
All' die Schätze, im Schutt verwühlt,
Sich berühren mit schüchternem Klang
Gleich den Glöckchen, vom Winde umspielt.

Stunden, flüchtiger ihr als der Kuß
Eines Strahls auf den trauernden See,
Als des ziehenden Vogels Lied,
Das mir niederperlt aus der Höh',

Als des ſchillernden Käfers Blitz,
Wenn den Sonnenpfad er durcheilt,
Als der flücht'ge Druck einer Hand,
Die zum letzten Male verweilt.

Dennoch, Himmel, immer mir nur,
Dieſes Eine nur: für das Lied
Jedes freien Vogels im Blau
Eine Seele, die mit ihm zieht,
Nur für jeden kärglichen Strahl
Meinen farbigſchillernden Saum,
Jeder warmen Hand meinen Druck,
Und für jedes Glück einen Traum.

Die Goſen.

Hätt' ich dich nicht als ſüßes Kind gekannt,
Mit deinem Seraph in den klaren Blicken,
Dich nicht geleitet in der Mährchen Land,
Gefühlt der kleinen Hände zitternd Drücken:
Ich würde jetzt dich mit Behagen ſehen,
Du wärſt mir eine hübſche, brave Frau,
Doch ach, nun muß ich unter deiner Braut,
Muß ſtets nach dem entflognen Engel ſpähen.

Und du, mit deinem Wort, bedacht und breit,
Dem klugen Lächeln und der Stirne Falten,
Spricht dir kein armer Traum von jener Zeit,
Wo deine Glut die Felſen wollte ſpalten?
Ein braver Bürger biſt du hoch zu ehren,
Ein wahrer Heros auf der Mittelbahn,
Doch, o mein Flammenwirbel, mein Vulkan,
Ach, daß die Berge Mäuſe nur gebären.

Weh ihm, der lebt in des Vergangnen Schau,
Um bleiche Bilder wirbt, verſchwommne Töne!
Nicht was gebrochen, macht das Haar ihm grau,
Was Tod gknickt in ſeiner ſüßen Schöne,
Doch ſie, die Monumente ohne Todten,
Die wandernden Gebilde ohne Blut,
Sie, ſeine Tempel ohne Opferglut,
Und ſeine Haine ohne Frühlingsboten!

'S gibt eine Sage aus dem Orient
Von Weiſen, todter Maſſe Formen gebend,
Geliebte Formen, die die Sehnſucht kennt,
Und mit dem Zauberworte ſie belebend;
Der Golem wandelt mit bekanntem Schritte,
Er ſpricht, er lächelt mit bekanntem Hauch,
Allein es iſt kein Strahl in ſeinem Aug',
Es ſchlägt kein Herz in ſeines Buſens Mitte.

Und wie ſich alte Lieb' ihm unterjocht,
Er haucht ſie an mit der Verweſung Schrecken,
Wie angſtvoll die Erinnrung ruft und pocht,
Es iſt in ihm kein Schlafender zu wecken,
Und tief gebrochen ſieht die Treue ſchwinden,
Was ſie ſo lang und heilig hat bewahrt,
Was nicht des Lebens, nicht des Todes Art,
Nicht hier und nicht im Himmel iſt zu finden.

O knie ſtill an deiner Todten Gruft,
Dort magſt du milde, fromme Thränen weinen,
Mit ihrem Odem ſäuſelt dir die Luft,
Mit ihrem Antlitz wird der Mond dir ſcheinen,
Dein ſind ſie, dein, wie mit gebrochnen Augen,
Wie dein ſie warrn mit dem letzten Blick;
Doch fliehe vor den Golem, flieh zurück,
Die deine Thränen kalt wie Gletſcher ſaugen.

Spätes Erwachen.

Wie war mein Daſein abgeſchloſſen,
Als ich im grünumhegten Haus,
Durch Lerchenſchlag und Fichtenſproſſen
Noch träumt' in den Azur hinaus!

Als keinen Blick ich noch erkannte,
Als den des Strahles durchs Gezweig,
Die Felſen meine Brüder nannte,
Schweſter mein Spiegelbild im Teich!

Nicht rede ich von jenen Jahren,
Die dämmernd uns die Kindheit beut, —
Nein, ſo verdämmert und zerfahren
War meine ganze Jugendzeit!

Wohl ſah ich freundliche Geſtalten
Am Horizont vorüberflieh'n;
Ich konnte heiße Hände halten
Und heiße Lippen an mich zieh'n;

Ich hörte ihres Grußes Pochen,
Ihr leiſes Wiſpern um mein Haus,
Und ſandte ſchwimmend, halbgebrochen,
Nur einen Seufzer halb hinaus.

Ich fühlte ihres Hauches Fächeln
Und war doch keine Blume ſüß;
Ich ſah der Liebe Engel lächeln,
Und hatte doch kein Paradies.

Mir war, als habe in den Noten
Sich jeder Ton an mich verwirrt,
Sich jede Hand, die mir geboten,
Im Dunkel wunderlich verirrt.

Verſchloſſen blieb ich, eingeſchloſſen
In meiner Träume Zauberthurm,
Die Blitze waren mir Genoſſen
Und Liebesſtimme mir der Sturm.

Dem Wald ließ ich ein Lied erſchallen,
Wie nie vor einem Menſchenohr,
Und meine Thräne ließ ich fallen,
Die heiße, in den Blumenflor.

Und alle Pfade mußt' ich fragen:
Kennt Vögel ihr und Strahlen auch?
Doch keinen: wohin magſt du tragen,
Von welchem Odem ſchwillt dein Hauch?

Wie iſt das anders nun geworden,
Seit ich ins Auge dir geblickt;
Wie iſt nun jeder Welle Borden
Ein Menſchenbildniß eingedrückt!

Wie fühl' ich allen warmen Händen
Nun ihre leiſen Pulſe nach,
Und jedem Blick ſein ſcheues Wenden
Und jeder ſchweren Bruſt ihr Ach.

Und alle Pfade möcht' ich fragen:
Wo zieht ihr hin, wo iſt das Haus,
In dem lebend'ge Herzen ſchlagen,
Lebend'ger Odem ſchwillt hinaus?

Entzünden möcht' ich alle Herzen
Und rufen jedem müden Sein:
Auf iſt mein Paradies im Herzen,
Zieht Alle, Alle nun hinein!

Stille Größe.

Ich klage nicht den Mann, der fällt
Ein Marktstein dem erkämpften Land,
Der seines Schicksals Becher hält,
Ihn mischend mit entschlossner Hand,
Ihn, der entgegentritt dem Sturm
Und weiß, daß er die Eiche bricht;
Wer war so reich wie Götz im Thurm,
Wie Morus vor dem Blutgericht?

Ich klage nicht den Mann, der stirbt,
Von Welt und eigner Glut verzehrt,
Ihn, dem des Halmes Frucht verdirbt
Und den des Himmels Manna nährt;
Correggio nicht, der siech und salb
Die Kupferheller heimgebracht,
Cervantes, der verhungert halb
Ob seines Pansa noch gelacht.

Sie sind des Unglücks Fürsten, sind
Die Mächtigen im weiten Blau,
Sie fühlen, daß ihr Odem rinnt
Entzündend um der Erde Bau,
Daß nur aus dunkler Schelle gern
Und freudig schießt der Erndte Kraft,
Und daß zerfallen muß der Kern,
Soll strecken sich der Palme Schaft.

Ihn klag' ich, dessen Liebe groß
Und dessen Gabe arm und klein,
Den, wie die Glut das dürre Moos,
Sengt jener Strahlen Wiederschein;

Ihn, der des Funkens Irren fühlt
Verzehrend in der Adern Bau,
Und den die Welle dann verspühlt,
Ein Aschenhäuflein, karg und grau.

O, eure Zahl ist Legion!
Ihr Halbgesegneten, wo scheu
Ins Herz der Genius geflohn,
Und öde ließ die Phantasei;
Ihr, die ihr möchtet flügellos
Euch schwingen mit des Sehnens Hauch,
Und nieder an der Erde Schooß
Sinkt, wie ein kranker Nebelrauch.

Nicht klag' ich euch, weil ihr gering,
Nicht weil ihr ärmlich und versiegt;
Ich weiß es, daß der Zauberring
Euch unbewußt am Finger liegt;
O ihr seid reich und wißt es nicht,
Denn reich ist nur der Träume Land;
O ihr seid stark und wißt es nicht,
Denn stark ist nur der Liebe Band.

Wenn ihn am leeren Pult euch neigt
Und an der öden Staffelei,
Um euch des Himmels Odem steigt
Und in euch der Verlemmung Schrei;
Wenn zitternd nach dem Ideal
Ihr eure heißen Arme streckt,
Und kaum fürs nächste Kummermahl
Den Halm die nächste Furche reckt —

Dann seid ihr mehr als der Poet,
Der seines Herzens Blut verkauft,
Mehr als der Künstler, der so spät
Zur Heil'gen die Hetäre taufft;

Was ihr verſchweigt, iſt lieblicher
Als je des Dichters Stirn gekrönt,
Was ihr begrabt, iſt heiliger
Als Farb' und Pinſel je verſchönt.

Mir gab Natur ein kühnes Herz,
Ich ſenke nicht ſo leicht den Blick;
Mich drückt nicht Größe niederwärts,
Drängt keine fremde Hand zurück;
Nie hat des Ruhmes Strahlenkranz
An fremder Stirne mich gegrämt;
Doch vor ſo ſtillen Blickes Glanz
Hab' ich mich hundertmal geſchämt.

Weinende Quellen, wo ſich rollt
Das Sonnenbild im Wellenbann,
Glühende Stufen, wo das Gold
Nicht aus der Schlacke brechen kann,
Ich klag' um euch, weil ihr betrübt,
Weil euch das Herz von Thränen ſchwillt,
Unwiſſend Sel'ge, weil ihr liebt,
Und zweifelt an der Gottheit Bild.

Behütet euren ſtillen Schatz,
Laßt uns das ſonnenöde Land!
Laßt uns den freien Bühnenplatz
Und ſterbt im Winkel unbekannt;
Einſt wißt ihr, was in euch gelebt,
Und was in dem, der euch gehöhnt;
Einſt, wenn der Strahlengott ſich hebt
Und wenn die Memnonsſäule tönt.

Gemüth.

Grün iſt die Flur, der Himmel blau,
Doch tauſend Farben ſpielt der Thau;
Es hofft die Erde bis zum Grabe,
Gewährung fiel dem Himmel zu;
Und ſprich, was iſt denn deine Gabe,
Gemüth, der Seele Iris du?

Du Tropfen Wollenthau, der ſich
In unſrer Scholle Poren ſchlich,
Daß er dem Himmel ſie gewöhne
An ſeinem lieblichſten Gedicht,
Du irdiſch heilig wie die Thräne,
Und himmliſch heilig wie das Licht.

Ein Tropfen nur, ein Wiederſchein,
Doch alle Wunder ſaugend ein,
Ob Perle, dich am Blatte wiegend
Und ſpielend um der Wiege Fuß,
Ob ſüßer Traum, im Graſe liegend
Und lächelnd bei des Halmes Gruß.

O Erd' und Himmel lächlen auch,
Wenn du, geweckt vom Morgenhauch,
Gleich einem Kinde hebſt den weichen
Verſchämten Mondesblick zum Tag,
Erharrend, was die Hand des Reichen
Von Glanz und Duft dir geben mag.

Lächle nur, lächle für und für,
Des Kindes Reichthum wird auch dir;
Dir wird des Zweiges Blatt zur Halle,
Zum Sammet dir des Mooſes Vließ,
Opale, funkelnde Metalle
Wäſcht Muſchelſcherbe dir und Kies.

Des kranken Blattes röthlich Grün
Drückt auf die Stirn dir den Rubin,
Mit Chrisolithes goldnen Flittern
Schmückt deinen Spiegel Kraut und Gras,
Und selbst des dürren Laubes Zittern
Schenkt dir den bräunlichen Topas.

Und gar, wenn losch das Sonnenlicht,
Und um dein eigenstes Gedicht
Morgana deines Sees gaukelt,
Ein Traum von Licht um deinen Pfad
Und zarte Schattenbilder schaukelt,
Gefangne Geister im Kristall:

Dann schläfst du, schläfst in eigner Haft,
Läßt walten die verborgne Kraft,
Was nicht dem Himmel, nicht der Erden,
Was deiner Schöpfung nur bewußt,
Was nie gewesen, nie wird werden,
Die Embryone deiner Brust.

O lächle, träume immer zu,
Iris der Seele, Tropfen du!
Den Wald laß rauschen, im Gewimmel
Entfunkeln laß der Sterne Reih'n;
Du hast die Erde, hast den Himmel,
Und deine Geister obendrein.

Die todte Lerche.

Ich stand an deines Landes Gränzen,
An deinem grünen Saatenwald,
Und auf des ersten Strahles Glänzen
Ist dein Gesang herabgewallt.

Der Sonne ſchwirrteſt du entgegen,
Wie eine Mücke nach dem Licht,
Dein Lied war wie ein Blüthenregen,
Dein Flügelſchlag wie ein Gedicht.

Da war es mir, als müſſe ringen
Ich ſelber nach dem jungen Tag,
Als horch ich meinem eignen Singen
Und meinem eignen Flügelſchlag;
Die Sonne ſprühte glühe Funken,
In Flammen brannte mein Geſicht,
Ich ſelber taumelte wie trunken,
Wie eine Mücke nach dem Licht.

Da plötzlich ſank und ſank es nieder,
Gleich todter Kohle in die Saat,
Noch zuden ſah ich kleine Glieder
Und bin erſchroden dann genaht;
Dein letztes Lied, es war verklungen,
Du lagſt, ein armer kalter Reſt,
Am Strahl verflattert und verſungen
Bei deinem halbgebauten Neſt.

Ich möchte Thränen um dich weinen,
Wie ſie das Weh vom Herzen drängt,
Denn auch mein Leben wird verſcheinen,
Ich fühl's, verſungen und verſengt;
Dann du, mein Leib, ihr armen Reſte!
Dann nur ein Grab auf grüner Flur,
Und nah nur, nah bei meinem Neſte,
In meiner ſtillen Heimath nur!

Unter der Linde.

Es war an einem Morgen,
Die Vöglein ſangen ſüß,
Und über'm Raine wallte
Das ſchönſte Blumenvließ.
Das Börnlein mir zur Seite
Sprach leiſe, leiſe fort,
Mit halbgeſchloſſnen Augen
Saß ich und lauſchte dort.

Ich ſah die Schmetterlinge
Sich jagen durch das Licht,
Und der Libelle Flügel
Mir zittern am Geſicht.
Still ſaß ich wie geſtorben
Und ließ mir wohlig ſein,
Mich mit den Blüthenflocken
Vom Lindenzweig beſtreu'n.

Mein Sitz war dicht am Wege,
Ich konnte ruhig ſpäh'n;
Doch mich, verhüllt vom Strauche,
Mich hat man nicht geſeh'n;
Wenn knarrend Wagen rollten,
Dann drang zu mir der Staub,
Und wenn die Vöglein hüpften,
Dann zitterte das Laub.

Und nahe mir am Hange
'ne alte Buche ſtand,
Um die der ernſte Epheich
Sich hoch und höher wand.
Sein düſtres Grün umrankte
Noch manchen kranken Zweig;

Doch die geſunden ſpielten
Wie doppelt grün und reich.

Es war im Maienmonde,
Die Blätter atlaszart;
Wie haſt du alter Knabe
So friſches Herz bewahrt?
Auf einer Seite thränend
Und auf der andern licht,
Zeigſt du auf grüner Säule
Ein Janusangeſicht.

Da dacht' ich eines Freundes,
Deß Locken grau und lind,
Ein armes Wrack ſein Körper,
Und ach, ſein Herz ein Kind;
Mich dünkt, ich ſah ihn neigen
Mit Thränen auf ein Grab,
Und wieder Mumen ſtreuen
In eine Wieg' herab.

Da weckten Rinderglocken
Mich aus den Phantaſei'n;
Ein trüber Staubeswirbel
Drang durchs Gebüſch herein,
Und mit Geſchrei und Schelten
Riß einen Epheuſtab
Der Treiberknecht vom Baume
Und trieb ſein Vieh bergab.

Mir war, als ob geſchädigt
Ein frommes Leben ſei;
Doch horch, was trabt ſo neckend
So drall und knapp herbei?
Das Ränzel auf dem Rücken,
Barett im blonden Haar,

Kommt ein Student gepfiffen,
Ein luſtiger Scholar.

„O pescator dell' onde“
Es gellt mir dicht am Ohr;
Nun ſteht er an der Buche,
Er hebt den Arm empor.
Verbrämt ſein ſchlichtes Käpplein
Mit Lindenzweiges Zier,
Und pfeifend trägt er weiter
Sein flatterndes Zimier.

Glück auf, mein friſcher Junge,
Gott geb' dir Luft und Raum!
Wie gern die luſt'ge Flagge
Dir gibt der heitre Baum;
Er iſt kein ſchlimmer Alter,
Dem in verdorrter Bruſt
Das Herz vor Aerger zittert
Ob ſchmucker Jugend Luſt.

Doch ſtill, was naht ſich wieder?
Ein Huſten kurz und hohl,
Es ſchlürft den Anger nieder,
Ach Gott, ich kenn' dich wohl!
Es iſt der Buche Zwilling,
Mein alter, kranker Freund,
Auf deſſen Haupt ſo flammend
Die Maienſonne ſcheint.

Nun ſteht er an dem Baume,
Lugt unter'm Zelt hinaus,
Wie riecht er ſo behaglich
An ſeinem Veilchenſtrauß.
Nun ſucht er an der Rinde,
Er wandelt um und um,

Und lächelt ganz verstohlen
Und blickt verschüchtert um.

Dort schau' ich tiefe Risse
Und dachte, Frostesspalt;
Doch wären's Namenszüge,
Dann sind sie adamsalt;
Nun schlägt er einen Nagel,
Er hängt sein Nänzchen auf,
Mich dünkt, ich seh' erröthen
Ihn an die Stirn hinauf.

O könntest du mich ahnen,
Mein grauer Lysias,
In deinem ganzen Leben
Wärst du nicht wieder blaß.
Doch wer dein spotten könnte,
Du Herz voll Kindessinn,
Das wär gewiß kein Mädchen
Und keine Dichterin.

Meine Steckenpferde, die Ahren.

O die Bevölkerung überall!
O unsre gesegneten Zeiten!
In Roßpalästen und Menschenstall
Wie Flocken sieht man es gleiten;
Von Bettlern wimmelt das ganze Land,
Von Künstlergesindel die Erde,
Doch keine Race nahm überhand,
Wie jene der Steckenpferde.

Der Eine reitet den Zernebock,
Der Andre, Himmel! den Goethe,

Und Jener ſprengt über Stein und Stock
Auf einer alten Muskete.
Ein Tannenbacher rutſcht dieſer mit
Auf hochgetriebnem Pokale,
Und Jener macht den bedenklichen Ritt
Auf einem elektriſchen Aale.

Das war vor Zeiten ein anderes Ding:
Kam mal 'ne Möve geflogen,
Fing einer im Flor den Schmetterling,
Schier hätt' man die Glocken gezogen,
Und wer vom Pegaſus nur geträumt,
Deß ſtaunten Freund' und Verwandte;
Jetzt ſteht im Narrenſtalle gezäumt
Für Jeden die Rozinante.

Meine Steckenpferde ſind glatt und rund,
Sind blank gefütterte Schimmel,
Ihr Trab ein Flüſtern von Frauenmund,
Ihr Wiehern ein zartes Gebimmel.
Dort ſprangen ſie an der Longe hinaus,
Meine Silbergrauen und Fahlen,
Sechs Kreuzer dem, der ſie lobt zu Haus,
Und zwölf, der ſie lobt in Journalen!

Der Dichter.

Ihr, die beim frohen Mahle lacht,
Euch eure Blumen zieht in Scherben,
Und was an Gut euch zugedacht,
Euch wohlbehaglich laßt vererben,
Ihr ſtarrt dem Dichter ins Geſicht,
Verwundert, daß er Roſen bricht
Von Diſteln, aus dem Quell der Augen
Korall' und Perle weiß zu ſaugen:

Daß er den Blitz herniederlangt,
Um seine Lampe zu entzünden,
Im Wettertoben, wenn euch bangt,
Den rechten Odem weiß zu finden;
Ihr starrt ihn an mit halbem Neid,
Den Geistes-Crösus seiner Zeit,
Und wißt es nicht, mit welchen Qualen
Er seine Schätze muß bezahlen.

Wißt nicht, daß ihn, Verdammten gleich,
Nur reines Feuer kann ernähren,
Nur der durchstürmten Wolke Reich
Den Lebensodem kann gewähren;
Daß, wo das Haupt ihm sinnend hängt,
Sich blutig ihm die Thräne drängt,
Nur in des schärfsten Dornes Spalten
Sich seine Blume kann entfalten.

Meint ihr das Wetter zünde nicht?
Meint ihr der Sturm erschüttre nicht?
Meint ihr die Thräne brenne nicht?
Meint ihr die Dornen stechen nicht?
Ja eine Lamp' hat er entfacht,
Die nur das Mark ihm sieden macht;
Ja Perlen fischt er und Juwele,
Die kosten nichts — als seine Seele.

Auch ein Beruf.

Die Abendröthe war zerflossen,
Wir standen an des Weihers Rand,
Und ich hielt meine Hand geschlossen
Um ihre kleine kalte Hand.

„So müssen wir denn wirklich scheiden?
Das Schicksal würfelt mit uns Beiden,
Wir sind wie herrenloses Land.

„Von keines Herdes Pflicht gebunden,
Meint Jeder nur, wir seien, grad
Für sein Bedürfniß nur erfunden,
Das hülfbereite fünfte Rad.
Was hilft es uns, daß frei wir stehen,
Auf keines Menschen Hände sehen?
Man zeichnet dennoch uns den Pfad.

„Wo dicht die Bäume sich verzweigen
Und um den schlanken Stamm hinab
Sich tausend Nachbaräste neigen,
Da schreitet schnell der Wanderstab.
Doch drüben sieh die einzle Linde,
Ein Jeder schreibt in ihre Rinde,
Und Jeder bricht ein Zweiglein ab.

„O hätten wir nur Muth, zu walten
Der Gaben, die das Glück beschert!
Wer dürft' uns hindern? wer uns halten?
Wer kümmern uns den eignen Herd?
Wir leiden nach dem alten Rechte,
Daß, wer sich selber macht zum Knechte,
Nicht ist der goldnen Freiheit werth.

„Zieh' hin, wie du berufen worden,
In der Campagna Glut und Schweiß,
Und ich will ziehn nach meinem Norden,
Zu siechen unter Schnee und Eis.
Nicht würdig sind wir bessrer Tage,
Denn wer nicht kämpfen mag, der trage,
Dulde, wer nicht zu handeln weiß."

So ward an Weihers Rand gesprochen,
In Zorne halb und halb in Pein;
Wir hätten gern den Stab gebrochen
Ob all den kleinen Tyranneï'n.
Und als die Regenwolken stiegen,
Da bahnten wir erst mit Vergnügen
Uns in den Aerger recht hinein.

So lang die Tropfen einzeln fielen,
War's Raphthaöl in unsern Trutz;
Auch ein's von des Geschickes Spielen,
Zum Schaden uns und Keinem nutz!
Doch als der Himmel Schloßen streute,
Da machten wir's wie andre Leute
Und suchten auch der Linde Schutz.

Dort stand ein Häuflein dicht beisammen,
Sich schauernd unter'm Blätterdach;
Die Welle zuckte Schwefelflammen
Und jagte Regenstriemen nach.
Wir hörten's auf den Blättern springen,
Jedoch kein Tropfen konnte dringen
In unser laubiges Gemach.

Fürwahr ein armes Häuflein war es,
Was hier dem Wettersturm entrann;
Ein hagrer Jud gebleichten Haares,
Mit seinem Hund ein blinder Mann,
Ein Schuladjunkt im magren Fracke,
Und dann mit seinem Bettelsacke
Der kleine hinkende Johann.

Und Alle sah'n bei jedem Stoße
Behaglich an den Stamm hinauf,
Rückten die Bündelchen im Schooße
Und drängten lächelnd sich zuhauf;

Denn wie so hehler schlug der Regen,
So breiter warf dem Sturm entgegen
Der Baum die grünen Schirme auf.

Wie kämpfte er mit allen Gliedern,
Zu schützen, was sich ihm vertraut!
Wie freudig rauscht er, zu erwiedern
Den Glauben, der auf ihn gebaut!
Ich fühlte seltsam mich befangen;
Beschämt, mit hocherglühten Wangen,
Hab' in die Krone ich geschaut.

Des Baums, der keines Menschen Eigen
Verloren in der Haide stand,
Nicht Früchte trug in seinen Zweigen,
Nicht Nahrung für des Herdes Brand;
Der nur auf Gottes Wink entsprossen
Dem fremden Haupte zum Genossen,
Dem Wandrer in der Steppe Sand.

Zur Freundin sah ich, sie herüber,
Wir dachten Gleiches wohl vielleicht,
Denn ihre Mienen waren trüber
Und ihre lieben Augen feucht.
Doch haben wir kein Wort gesprochen,
Vom Baum ein Zweiglein nur gebrochen
Und still die Hände uns gereicht.

Das Bild.

1.

Sie steh'n vor deinem Bild und schauen
In dein verschleiert Augenlicht,
Sie prüfen Lippe, Kinn und Brauen
Und sagen dann: „du sei'st es nicht;

Zu klar die Stirn, zu voll die Wange,
Zu üppig in der Locken Hange,
Ein lieblich fremdes Angesicht."

O wüßten sie es, wie ein treues
Gemüth die kleinsten Züge hegt,
Ein Zucken nur, ein flüchtig scheues,
Als Kleinod in die Seele legt;
Wie nur ein Wort, mit gleichem Klange
Gehaucht, dem Feinde selbst das bange,
Bewegte Herz entgegen trägt —

Sie würden besser mich begreifen,
Sehn deiner Locken dunklen Hag
Sie mich mit leisem Finger streifen,
Als lüft' ich sie dem jungen Tag;
Den Flor mich breiten dicht und dichter,
Daß deiner Augen zarte Lichter
Kein Sonnenstaub verletzen mag.

Was fremd, dahin will ich nicht schauen,
Ich will nicht wissen, wo sie brennt,
Ob an der Lipp', ob an den Brauen,
Die Flamme, die dein Herz nicht kennt;
Ich will nur sehn in deine Augen,
Den einen reinen Blick nur saugen,
Der leise meinen Namen nennt.

Ihn, der wie Aether mich umflossen,
Als in der ernsten Abendzeit
Wir saßen Hand in Hand geschlossen
Und dachten Tod und Ewigkeit;
Ihn, der sich von der Sonne Schwinden
Heilig gewendet mich zu finden
Und lächelnd sprach: ich bin bereit.

2.

Und wär' es wahr auch, daß der Jahre Pflug
Dir Furchen in die klare Stirn getrieben,
Nicht so elastisch deiner Lippen Zug
Bezeichne mehr dein Zürnen und dein Lieben,
Wenn dichter auch die Hülle dich umschlingt,
Durch die der Strahl, der gottbeseelte, dringt:
Mir bist die immer Gleiche du geblieben.

Wenn minder stolz und edel die Gestalt,
Ich weiß in ihr die ungebeugte Seele;
Wenn es wie Nebel deinen Blick umwallt,
Ich weiß es, daß die Wolke Gluten hehle;
Und deiner weichen Stimme tiefrer Klang,
Verhallend, geisterhaft wie Wellensang,
Ich fühl' es, daß kein Liebeswort ihm fehle.

O Fluch des Alters, wenn das beff're Theil
Mit ihm dem Gottesbilde müßte weichen;
Wenn minder liebewarm ein Lächeln, weil
Der Kummer ihm gelassen seine Zeichen,
Ein Auge gütig nur, so lange leicht
Und anmuthsvoll die Thräne ihm entschleicht,
Und ros'ge Wangen zücht'ger als die bleichen.

Und dennoch hält sie Alle uns bethört,
Die Form, die staubgeborne, wandelbare,
Scheint willig uns ein Ohr, das leise hört,
Kühn einer frischen Stimme Siegsfanfare;
Wir Alle sehen nur des Pharus Licht,
Die Glut im Erdenschooße sehn wir nicht,
Und Keiner denkt der Lampe am Altare.

3.

Ich weiß ein beſſres Bild zu finden
Als jenes, das dir ferner weicht,
Wie tiefer deine Wurzeln gründen
Und reifer ſich die Aehre neigt;
Ein beſſres, als zu deſſen Rahmen,
Wenn Jahre ſchwanden, Jahre kamen,
Man wie ſein eigner Schatten ſchleicht.

Lauſch ich am Strande ob der lauen
Entſchlafnen Flut mit ſcheuer Luſt,
Wird unter'm Flore dann, dem blauen,
Lebendig mir die ernſte Ruſt,
Ich ſeh am Grunde die Korallen,
Ich ſeh der Fiſchlein goldig Wallen
Und ſchaue tief in deine Bruſt.

Und wieder an der Grüfte Bogen
Seh' ich der Mauerflechte Stab
Mit tauſend Ranken eingeſogen
In des Geſteines Herz hinab,
Von Thaue ſchwer die grünen Locken,
Leuchtwürmer in der Wimper Flocken,
Das iſt dein Lieben übers Grab.

Und wenn an der Geneſung Brunnen —
Im Saale taſeln Stern und Band —
Sich Mittags kranke Bettler ſonnen,
Begierig ſchlürfen über'm Rand
Und emſig ihre Schalen ſchwenken,
Dann muß ich an dein Geben denken,
An deine warme, offne Hand.

O jener Quell, der glüh und leiſe
Ein Sprudel deiner Bruſt entquillt,

Der nichts von Floden weiß und Eiſe,
Mit Segen ſeine Steppe füllt,
Ihm kann nur gleichen, weſſen Walten
Nie ſiechen kann und nie veralten,
Und die Natur nur iſt dein Bild.

Sylveſterabend.

Am letzten Tage des Jahres,
Da dacht' ich, wie Mancher todt,
Den ich bei ſeinem Beginne
Noch luſtig geſehen und roth;
Wie Mancher am Sargesbaume
Gelacht, unter'm laubigen Zelt,
Und wie vielleicht auch der meine
Zur Stunde ſchon ſei gefällt.

Wer wird dann meiner gedenken,
Wenn ich nun geſtorben bin?
Wohl wird man Thränen mir weihen,
Doch dieſe ſind bald dahin!
Wohl wird man Lieder mir ſingen,
Doch dieſe verweht die Zeit!
Vielleicht einen Stein mir ſetzen,
Den bald der Winter verſchneit.

Und wenn die Flocke zerronnen
Und kehrt der Nachtigall Schlag,
Dann blieb nur die heilige Meſſe
An meinem Gedächtnißtag;
Nur auf zerriſſenem Blatte
Ein Lied von flüchtigem Stift,
Und mir zu Häupten die Decke
Mit mooszerfreſſener Schrift.

Wohl hab' ich viele Bekannte,
Die gern mir öffnen ihr Haus,
Doch wenn die Thüre geschlossen,
Dann schaut man nimmer hinaus;
Dann haben sie einen Andern
An meiner Stelle erwählt,
Der ihnen singt meine Lieder
Und meine Geschichten erzählt.

Wohl hab' ich ehrliche Freunde,
Die greift es härter schon an;
Doch wenn die Kette zerrissen,
Man flickt sie, so gut man kann;
Zwei Tage blieben sie düster,
— Sie meinten es ernst und treu, —
Und gingen dann in die Oper
Am dritten Tage aufs Neu.

Ich habe liebe Verwandte,
Die tragen im Herzen das Leid;
Allein wie dürfte verkümmern
Ein Leben so Vielen geweiht?
Sie haben sich eben bezwungen,
Für andre Pflichten geschont,
Nur schweben wohl meine Züge
Zuweilen noch über den Mond.

Ich habe Bruder und Schwester,
Da ging ins Leben der Stich,
Da sind viel Thränen geflossen
Und viele Seufzer um mich.
O hätten sie einsam gestanden,
Ich lebte im ewigen Licht!
Nun haben sie meines vergessen
Um ihres Kindes Gesicht.

Ich hab', ich hab' eine Mutter,
Der kehr' ich im Traum bei Nacht,
Die kann das Auge nicht schließen,
Bis mein sie betend gedacht;
Die sieht mich in jedem Grabe,
Die hört mich im Rauschen des Hains —
O vergessen kann eine Mutter
Von zwanzig Kindern nicht eins.

Erzählende Gedichte.

Das erſte Gedicht.

Auf meiner Heimath Grunde
Da ſteht ein Zinnenbau,
Schaut finſter in die Runde
Aus Wimpern ſchwer und grau;
An ſeiner Fenſter Gittern
Wimmert des Kauzes Schrei,
Und drüber ſiehſt du wittern
Den ſonnentrunknen Weih.

Ein Wächter feſt wie Klippen,
Von keinem Sturm bewegt,
Der in den harten Rippen
Gar manche Kugel trägt;
Ein Mahner auch, ein ſtrenger,
Deß Giebel grün und feucht
Mit ſpitzem Hut und Fänger
Des Hauſes Geiſt beſteigt.

Und ſieht ihn das Geſinde
Am Fahnenſchafte ſtehn,
Sich wirbelnd vor dem Winde
Mit leiſem Schreie drehn,

Dann pocht im Schloßgemäuer
Gewiß die Todtenuhr,
Oder ein tückisch Feuer
Frißt glimmend unter'm Flur.

Wie hab' ich ihn umstrichen
Als Kind oft stundenlang,
Bin heimlich dann geschlichen
Den schwer verpönten Gang
Hinauf die Wendelstiege,
Die unterm Tritte bog,
Bis zu des Sturmes Wiege,
Zum Hahnenbalken hoch.

Und saß ich auf dem Balken
Im Dämmerstrahle fahl,
Mich fühlend halb als Falken,
Als Maureule halb,
Dann hab' ich aus dem Brodem
Den Geist citirt mit Muth,
Ich, Hauch von seinem Odem
Und Blut von seinem Blut.

Doch als nun immer tiefer
Die Schlangenstiege sank,
Als schiefer stets und schiefer
Dräute die Stufenbank,
Da klomm' ich sonder Harren
Hinan den Zinnenring,
Und in des Daches Sparren
Barg ich ein heimlich Ding.

Das sollten Enkel finden,
Wenn einst der Thurm zerbrach;
Es sollte etwas künden,
Das mir am Herzen lag.

Nun ſinn' ich oft vergebens,
Was mich ſo tief bewegt,
Was mit Gefahr des Lebens
Ich in den Spalt gelegt?

Mir ſagt ein Ahnen leiſe,
Es ſei, gepflegt und glatt,
Von meinem Lorbeerreiſe
Das arme erſte Blatt.
Auch daß es juſt gewittert,
Mir wie im Traume ſcheint,
Und daß ich ſehr gezittert
Und bitterlich geweint.

Zerfallen am Gewände
Iſt längſt der Stiege Rund,
Kaum liegt noch vom Gelände
Ein morſches Brett am Grund;
Und wenn die Ballen knarren,
Im Sturm die Fahne kreiſ't,
Dann gleitet an den Sparren
Nicht mehr des Ahnen Geiſt.

Er mag nicht ferner hauſen,
Wo aller Glaube ſchwand;
Ich aber ſtehe draußen
Und ſchau' hinauf die Wand,
Späh' durch der Sonne Lodern,
In welcher Ritze wohl
Es einſam mag vermodern,
Mein ſchüchtern arm Idol.

Nie ſorgt' ein Falke ſchlechter
Für ſeine erſte Brut!
Doch du, mein grauer Wächter,
Nimm es in deine Hut;

Und ist des Daches Schiene
Hinfürder nicht zu trau'n,
So laß die fromme Biene
Dran ihre Zelle bau'n!

Gastrecht.

Ich war in einem schönen Haus
Und schien darin ein werther Gast;
Die Damen sahn wie Musen fast,
Sogar die Hunde geistreich aus.
Die Luft, von Ambraduft bewegt,
Schwamm wie zerfloss'ne Phantasie,
Und wenn ein Vorhang sich geregt,
Dann war sein Säuseln Poesie.

Wohl trat mir oft ein Schwindel nah,
Ich bin an Naphtha nicht gewöhnt,
Doch hat der Zauber mich versöhnt,
Und reiche Stunden lebt' ich da.
All was man sagte, war so fein,
So aus der Menschenbrust secirt,
Der Schnitt so scharf und spiegelrein
Und so vortrefflich durchgeführt.

Da kam ein Tag, an dem man oft
Und leis von einem Gaste sprach,
Der, längst geladen, hintennach
Kam wie die Reue unverhofft.
Da ward am Fenster ausgeschaut,
Ein seltsam Lächeln im Gesicht;
Ich hätte Häuser drauf gebaut,
Der Fremde sei ein Musenlicht.

Und als er endlich angelangt,
Als Alles ihm entgegen flog,
In den Salon ihn jubelnd zog,
Da hat mir ordentlich gebangt.
Doch schien ein schlichter Bursche nur
Mein Bruder in hospitio;
Vom Idealen keine Spur,
Nur krank, gesund und lebensfroh.

Drei Tage lebten wir nun flott,
Ganz wie im weiland Paradies,
Wo man die Engel sorgen ließ
Und geistreich sein den lieben Gott.
Des Gastes Auge hat geglüht,
Hat freundlich wie ein Stern geblinkt,
Und als er endlich trauernd schied,
Da ward ihm lange nachgewinkt.

O unsre Wirthe waren fein,
Gar feine Leute allzumal;
Schon sank die Dämmerung ins Thal,
Eh' ihre Schonung nickte ein,
Und hier und dort ein Nadelstich,
Und schärfer dann ein Messerschnitt,
Und dann die Sonde säuberlich
In des Geschiednen Schwächen glitt.

O sichre Hand! O fester Arm!
O Sonde, leuchtend wie der Blitz!
Ich lehnte an des Gastes Sitz
Und fühlte sacht, ob er noch warm.
Und an das Fenster trat ich dann,
Nahm mir ein allbekanntes Buch
Und las, die Blicke ab und an
Versenkend in der Wolken Zug:

„Einſt vor dem Thron Mütaſſims, des Kalifen,
Beſchwert mit Feſſeln ein Verbrecher ſtand,
Dem, als vom Trunk betäubt die Wächter ſchliefen,
Des Herrſchers eigne Hand den Dolch entwand.
Nur dunkel ward die That dem Volk bekannt;
Man flüſterte von nahen Blutes Sünden,
Von Freveln, die der Fürſt nicht mög ergründen.
Schwer traf die läſſ'gen Söldner das Gericht,
Wie es ſie traf, die Sage kündet's nicht;
Nur dieſes ſagt ſie: daß an jenem Tag
Ein ſchaudernd Schweigen über Bagdad lag,
Und daß, als man zum Spruch den Sünder führte,
Im weiten Saal ſich keine Wimper rührte,
Und daß Mütaſſims Blick, zum Grund gewandt,
Die Blumen aus dem Teppich ſchier gebrannt.

Am Throne ſtand ein Becher mit Scherbet;
Den Gaum des Fürſten dörrten düſtre Gluten,
Er fühlte ſeine Menſchlichkeit verbluten
Am Stahle der bedräuten Majeſtät.
Wer gibt ihm ſeiner Nächte Schlaf zurück?
Wer ſeinen Muth zum Schaffen und zum Lieben?
Wer das Vertrauen auf ſein altes Glück?
Dies Alles ſtand in ſeinem Blick geſchrieben.
Weh, weh, wenn er die Wimper heben wird!
Der Frevler zittert, daß die Feſſel klirrt.
Als noch der Lohn ihm wäſſerte den Mund,
Ein lecker Fuchs, und jetzt ein feiger Hund,
Würd' er ſich doppelten Verraths nicht ſchämen;
Doch ſieht er deutlich, Keiner will ihn nehmen,
Schaut zähneknirſchend nur zum Fürſten auf.
Die Wimper zuckt! — da drängt ein Schrei ſich auf,
Und wie im Strauch die kranke Schlange pfeift,
An innerm Krampfe will der Sklav erſticken.
O Allah, wird er ſich dem Pfahl entrücken?

Und stürmisch der Kalif zum Becher greift,
Hält mit den eignen Händen den Scherbet
Ihm an die Lippen, bis der Krampf vergeht.
Die Farbe kehrt, der Sklave athmet tief;
Sein Auge, irr zuerst, dann fest und kühn,
Läßt lang er auf des Thrones Stufen glühn;
Dann spricht er ernst: Lang lebe der Kalif!
Auf ihn hat sich Suleimans Geist gesenkt;
Ob er auch in gerechten Zornes Flamme
Zum Marterpfahle einen Gast verdamme,
Den aus dem eignen Becher er getränkt.

Da ward Mütassim bleich vor innrer Qual,
Zittern sieht ihn sein Hof zum erstenmal;
Dann plötzlich ward sein Antlitz sonnenhell,
Und hochgetragnen Hauptes rief er: Schnell
Die Fesseln ihm gelöst, ihr Sklaven! Frei
Entwandl' er, nur von seiner Schuld gedrückt.
Doch zu dem Thron tritt der Wesir gebückt,
Spricht: Fürst der Gläubigen, was soll geschehn,
Wenn er zum zweitenmal den Dolch gezückt? —
Allah kerim! Das was geschrieben ist
Im Buch des Lebens, drin nur Allah liest;
Allein auf keinem Blatte kann es stehn,
Daß der Verbrecher keine Gnade fand,
Den der Kalif getränkt mit eigner Hand."

Ich schloß das Buch und dachte nach,
An Türken, — Christen, — Mancherlei;
Mir war ein wenig schwül und scheu,
Und sacht entschlüpft ich dem Gemach.
Wie schien der Blumen wilde Zier,
Wie labend mir die schlichte Welt!
Und auf dem Rückweg hab' ich mir
Die Pferde an der Post bestellt.

Der Nachtwandler.

Siehſt du das Haus an dem Gehäge nicht?
Die Dämmrung ſinkt, laßt uns vorübereilen,
Bald hebt der Vollmond ſein geſpenſtig Licht,
Dann iſt nicht gut in jener Nähe weilen;
Hier ſchwebt kein Spuk den Buchengang hinauf,
Kein Räuber paßt im finſtern Schuppen auf,
Ein Bürgerhaus, ein bürgerlich Beginnen,
Es wohnt ein Krämer, wohnen Diener drinnen.

Alt iſt der Herr, wie alt, man weiß es kaum,
Er liebt es nicht, im Kirchenbuch zu leſen;
Ihm lebt' ein Weib vor vieler Jahre Raum,
Er hatt' ein Kind, das iſt nun lang geweſen;
Man ſagt, er habe ihr den Arzt verſagt,
Mit ſchlechter Koſt zu Tod das Kind geplagt;
Was ſagt man nicht, um Leute zu verdammen,
Wo ſich das Gold in Haufen rollt zuſammen.

Einſt war er arm, hat kümmerlich gezehrt,
Wohl kümmerlicher noch als Andre eben;
Da, heißt es, hab' um eines Thalers Werth
Er einen Dieb dem Galgen übergeben.
Jung ſei der Dieb geweſen, hungerbleich,
Und ſeine Mutter krank, wer glaubt es gleich?
Dies folgt dem Reichen; ſieh die Hütten drüben!
Dort wohnt die Noth, ſein iſt ihr Gut geblieben.

Man kann ihn fleißig in der Kirche ſehn,
Und ſeine Sitten dürfte Keiner rügen;
Doch ſeit des Körpers Kräfte ihm vergehn,
Muß einem ſchweren Siechthum er erliegen;
So oft der Vollmond ſenkt den blaſſen Schein,
Hüllt er ſich ſchaudernd in das Lailach ein,
Und kömmt vom Bett, das Kerzenſtümpflein tragend,
Ein Diener folgt ihm ganz von fern und zagend.

Durch jene Hüttenfenster sieht man dann
Am langen Tisch ihn emsig wieder zählen,
Am Golde schaben, und mit raschem Spann
Ihn plötzlich greifen, wie nach Diebeslehlen;
Schon ist auch wohl ein Schrei hinausgeschallt,
Als thue einer Seele man Gewalt,
Bis ihm die Arme sinken wie verwittert,
Und weiter er mit seinem Stümpfchen zittert.

Sein nächster Gang ist in die Kammer, wo
Bei einem größern Lager steht ein kleines;
Dort kramet er am Bettchen so und so,
Als öffn' er eine Flasche edlen Weines,
Und gießt dann, gießt, als sei es nie genug,
Und stopft und legt wie Bissen an das Tuch,
Dann stoßend scheint er an den Puls zu greifen,
Gebückt, wie lauschend schwachen Odems Pfeifen.

Schleicht dann zu jenes Lagers grobem Flaus,
Scheint tröpfelnd über Arzenei'n zu büden;
Er breitet schweigend eine Decke aus,
Und einen Schrein scheint er herbei zu rücken,
Er horcht, dann öffnet er das Fenster schnell,
Das Fenster, wo man sieht den Galgen hell —
Der Diener spricht, man hört ein dumpf Gejammer,
Das Fenster klirrt und dunkel ist die Kammer.

Scheint's nicht zu schimmern an der Scheibe dort?
Siehst du es leise glimmen, Funken zittern?
Nun zuckt ein blaues Flämmchen, fort nur fort!
Mir ist, als woll' es über uns gewittern.
Schau nicht zurück! Verwegner, fluch' ihm nicht!
Laß ihn allein mit Gott und dem Gericht!
Meinst du, ein Fluch vergrößre seine Leiden?
Den Dieb am Galgen möchte er beneiden!

Das verlorene Paradies.

Als noch das Paradies erſchloſſen war
Dem erſten ſündenloſen Menſchenpaar,
Kein Gift die Viper kannte, keinen Dorn
Der Strauch, der Leu und Tiger keinen Zorn,
Noch fröhlich ſchell der Nachtigallen Flöte;
Da ſchlief an jedem Abend Eva ein
An einem Roſenſtrauche, und der Schein
Von ihrer unſchuldsvollen Wangenröthe
Spielt' lieblich um der Blume lichten Ball:
Denn damals waren weiß die Roſen all'
Und dornenlos. — Umnickt vom duft'gen Kranz,
Der über'm Haupte führte lichten Tanz,
Ruhte das erſte Weib, Gedanken ſinnend.
Die Embryone ſchen der Gottheit Siegel
Am Haupte tragen, ſchon im Keime minnend
Bewegten halberſchloſſ'ne Seraphsflügel;
Sie lag den Zweig an ihre Bruſt gedrückt,
Denn keine Blume wurde noch gepflückt,
Bis leiſe ſich die Wimper niederließ
Und in die Träume ſchlich das Paradies;
O heilig war das Weib; wer ſie geſeh'n,
Nicht denken hätt' er können, ob ſie ſchön,
Nur daß ſie rein wie Thau und Gottes Spiegel.

Die Roſ' auch lächelt ſelig, doch wie lange?
Hüte dich vor der Schlange! —
Am grauen Horizonte murrend ſtand
Der erſten Donnerwolke düſtrer Rand,
Am Roſenſtrauche fiel die erſte Thräne,
Und drüben weint der Nachtigall Geſtöhne.
Wär' dies das Bild von geſtern, dieſer Leib
Verhüllt in Blätterſchutz? ein arges Weib!

Das Auge, kündend ein verbotnes Wiſſen,
Wie ſcheint ſo heiß und hart des Mooſes Kiſſen,
Wie dunſterfüllt des Paradieſes Prangen,
Und wie ſo ſeltſam brennen ihre Wangen.
Feſt hielt den vollen Roſenzweig ſie, feſt
Wie der Verſinkende die Binſe preßt,
Oder ſein Lieb ein glüh Verlangen.
Ob ſie entſchlief? — Wohl endlich hat die Nacht
Ihr Ruhe, bleiernſchweren Schlaf gebracht;
Der Regenguß, er hat ſie nicht erweckt,
Des Donners Rollen ſie nicht aufgeſchreckt,
Ihr Haar nur flatterte im Windeshauch,
Und ihr am Buſen zitterten die Roſen;
Wie eine Leiche lag ſie ſchmerzlich mild,
Zum erſtenmal im Schlaf des Todes Bild;
Und als am Morgen ſie die Wimper hob,
Und zuckend von der Bruſt die Zweige ſchob,
Da war all ihrer Wangen lichter Schein
Gezogen in der Blumen Mund hinein,
In glüher Sehnſucht alle aufgegangen,
Zum Kuſſe öffnend all' den üpp'gen Mund;
Und Heva kniete weinend, ihre Wangen
Entfärbt und ihre Bruſt von Dornen wund.

Der ſterbende General.

Er lag im dichtverhängten Saal,
Wo grau der Sonnenſtrahl ſich brach,
Auf ſeinem Schmerzensbette lag
Der alte kranke General.
Genüber ihm am Spiegel hing
Echarpe, Orden, Feldherrnſtab.
Still war die Luft, am Fenſter ging
Langſam die Schildwach auf und ab.

Wie der verwitterte Soldat
So stumm die letzte Fehde kämpft!
Zwölf Stunden, seit zuletzt gedämpft
Um „Wasser“ er, um „Wasser“ bat.
An seinem Kissen beugten Zwei,
Des Einen Auge rothgeweint,
Des Andern düster, fest und treu,
Ein Diener und ein alter Freund.

„Tritt seitwärts,“ sprach der Eine, „laß
Ihn seines Standes Ehren seh'n! —
Den Vorhang weg, daß flatternd weh'n
Die Bänder an dem Spiegelglas!“
Der Kranke schlug die Augen auf,
Man sah wohl, daß er ihn verstand,
Ein Blick, ein leuchtender, und drauf
Hat er sich düster abgewandt.

„Denkst du, mein alter Kamerad,
Der jubelnden Victoria?
Wie flogen unsre Banner da
Durch der gemähten Feinde Saat!
Denkst du an unsers Prinzen Wort:
„Man sieht es gleich, hier stand der Wart!“
Schnell, Konrad, nehmt die Decke fort,
Sein Odem wird so kurz und hart!“

Der Obrist lauscht, er murmelt sacht:
„Verkümmert wie ein welkes Blatt!
Das Dutzend Friedensjahre hat
Zum Kapuziner ihn gemacht. —
Wart! Wart! du hast so frisch und licht
So oft dem Tode dich gestellt,
Die Furcht, ich weiß es, kennst du nicht,
So stirb auch freudig wie ein Held!

Stirb, wie ein Leue, adelich,
In seiner Bruſt das Bleigeſchoß,
O ſtirb nicht, wie ein zahnlos Roß,
Das zappelt vor des Henkers Stich! —
— Ha, ſeinem Auge lehrt der Strahl! —
Stirb, alter Freund, ſtirb wie ein Mann!“
Der Kranke zuckt, zuckt noch einmal,
Und „Waſſer, Waſſer“ ſtöhnt er dann.

Leer iſt die Flaſche. — „Wache dort,
He, Wache, du biſt abgelöſ't!
Schau, wo aus Hans das Bier gibt,
Lauf, Wache, lauf zum Berne fort!“ —
's iſt auch ein grauer Knaſterbart,
Und ſtrauchelt wie ein Dromedar —
Nur ſchnell, die Sohlen nicht geſpart!
Was, alter Burſche, Thränen gar?“

„Mein Commandant,“ ſpricht der Uhlan
Grimmig verſchämt, „ich dachte nach,
Wie ich bleſſirt am Strauche lag,
Der General mir nebenan,
Und wie er mir die Flaſche bot,
Selbſt dürſtend in dem Sonnenbrand,
Und ſprach: „du haſt die ſchlimmſte Noth.“
Dran dacht' ich nur, mein Commandant!“

Der Kranke horcht, durch ſein Geſicht
Zieht ein verwittert Lächeln, dann
Schaut feſt den Veteran er an. —
Die Seele, der Victorie nicht,
Nicht Fürſtenwort gelöſ't den Flug,
Auf einem Tropfen Menſchlichkeit
Schwimmt mit dem letzten Athemzug
Sie lächelnd in die Ewigkeit.

Volksglauben in den Pyrenäen.

1.

Sylvesterfeyn.

Der morsche Tag ist eingesunken,
Sein Auge gläsern, kalt und leer,
Barg keines Thanes linden Funken
Für den gebräunten Eppich mehr.
Wie's draußen schauert! — längs der Wand
Ruschelt das Mäuslein unter'm Halme
Und langsam sprießt des Eises Palme
Am Scheibenrand.

In tiefer Nacht wem soll noch frommen
Am Simse dort der Lampe Strahl?
Da schon des Herdes Scheit verglommen,
Welch späten Gastes harrt das Mahl?
Längst hat im Thurme zu Escout
Die Glocke zwölfmal angeschlagen
Und glitzernd sinkt der Himmelswagen
Dem Pole zu.

Durch jener Kammer dürre Barren
Zieh'n Odemzüge, traumbeschwert,
Ein Ruck mitunter, auch ein Knarren,
Wenn sich im Bett der Schläfer kehrt;
Und nur ein leiser Husten wacht,
Kein Traum die Mutter hält befangen,
Sie kann nicht schlafen in der langen
Sylvesternacht.

Jetzt ist die Zeit, wo los' und schleichend
Die Fey sich durch die Ritze schlingt,
Mit langer Schlepp' den Estrich streichend
Das Schicksal in die Häuser bringt,

An ihrer Hand das Glück, Gewind'
Und Roſ' im Lockenhaar, ein ſchlanles,
Das Mißgeſchick ein fieberkranles,
Ein weinend Kind.

Und trifft ſie Alles recht zu Danke
Geordnet von der Frauenhand,
Dann nippt vom Mahle wohl die ſchlanke,
Und läßt auch wohl ein heimlich Pfand;
Doch ſollt' ein Frevler lauſchen, riſch,
Im Hui zerſtoben iſt die Scene,
Und ſcheidend fällt des Unglücks Thräne
Auf Herd und Tiſch.

O keine Vearnerin wird's wagen
Zu ſtehn am Aſtloch, lieber wird
Ein Tuch ſie um die Augen ſchlagen,
Wenn durch den Spalt die Lampe flirrt;
Manon auch drückt die Wimper zu,
Und zupft an der Gardine Linnen;
Doch immer, immer läßt das Sinnen
Ihr keine Ruh.

Ward glatt das Lailach auch gebreitet?
Hat hell der Becher auch geblinkt?
Ob jetzt das Glück zum Tiſche gleitet,
Ein Brödlein naſcht, ein Tröpflein trinkt?
Oft glaubt ſie zarter Stimmen Hauch,
Verſchämtes Trippeln oft zu hören,
Und dann am Brode leiſes Stören
Und Knuspern auch.

Sie horcht und horcht — das war ein Schlüpfen!
Doch nein — der Wind die Föhren ſchwellt,
Und das — am Flur ein ſchwaches Hüpfen,
Wie wenn zum Grund die Krume fällt!

„Eugene, was wirfſt du dich umher,
Was ſoll denn das Gedehn' und Ziehen?
Mein Gott, wie ihm die Händchen glühen!
Er träumt ſo ſchwer.

Sie rückt das Kind an ihrer Seiten,
Den Knaben dicht zu ſich heran,
Läßt durch ſein Haar die Finger gleiten,
Es hangen Schweißes Tropfen dran;
Erſchrocken öffnet ſie das Aug',
Will nach dem Fenſterglaſe ſchauen,
Da eben ſteigt das Morgengrauen,
Ein trüber Rauch.

Vom Lager fährt die Mutter, bebend
Hat ſie der Lampe Docht gehellt,
Als ſachte über'm Leilach ſchwebend
Ein Epheublatt zu Boden fällt.
Das Glück! das iſt des Glückes Spur?
Doch nein! — ſie pflückt es ja dem Kinde,
Und dort naſcht an der Semmelrinde
Die Ratte nur.

Und wieder aus der Kammer ſtehlen
Sich Seufzer, halbbewußt Geſtöhn;
„O Chriſt, was mag dem Knaben fehlen,
Eugene, wach auf, wach auf, Eugene!
Du lieber Gott, iſt ſo geſchwind,
Eh' noch der Morgenſtrahl entglommen,
Das Unglück mir ins Haus gekommen
Als krankes Kind."

2.

Münzkraut.

Der Frühling naht, es ſtreicht der Staar
Am Söller um ſein altes Neſt;
Schon ſind die Thäler ſonnenklar,
Doch noch die Schelle hart und feſt;
Nur wo der Strahl vom Felſen prallt,
Will mächtig ſich der Grund erweichen
Und ſchüchtern aus den Windeln ſchleichen
Der Gräſer dichter, lichter Wald.

Schau dort am Riff — man ſieht es kaum —
So recht vom Sonnenbrand gekocht
Das kleine Beet, vier Schritte Raum,
Vom Schieferbange überjocht,
Nach Oſt und Weſten eingehegt,
Mit ſtarken Planken abgeſchlagen,
Als ſollt' es Wunderblumen tragen,
Und ſind nur Kräuter, was es trägt.

Und dort die Frau an Riffes Mitten,
Ach Gott, ſie hat wohl viel gelitten!
Sie klimmt ſo ſchwer den Steig hinan.
Nun ſteht ſie keuchend, löſ't das Mieder,
Nun ſinkt ſie an dem Beete nieder,
Und faltet ihre Hände dann:

„Liebe Münze, du werther Stab,
Drauf meines Heilands Sohle ſtand,
Als ihm drüben im Morgenland
Sanct Battiſte die Taufe gab;
Heiliges Kraut, das aus ſeinem Leibe
Ward geſegnet mit Wunderkraft,
Hilf einer Witw', einem armen Weibe,
Das ſo ſorglich um dich geſchafft.

Hier iſt Brod, und hier iſt Solz und Wein,
Sieh, ich leg's in deine Blätter mitten;
Woll nicht zürnen, daß das Stück ſo klein,
Hab's von meinem Theile abgeſchnitten;
Etwas wahrt' ich, Münze gnadenreich,
Schaffens halber nur, ſonſt gäb' ich's gleich."

Mein Knab' iſt krank, du weißt es wohl,
Ich kam ja ſchon zu ſieben Malen,
Und geſtern mußt' ich in Bregneles
Den Trank für ihn ſo theuer zahlen.
Vier hab' ich, vier, daß Gott erbarm'!
Mit dieſen Händen zu ernähren,
Und, ſieh, ſo kann's nicht länger währen,
Denn täglich ſchwächer wird mein Arm.

O Madonna, Madonna, meine gnädige Frau!
Ich hab' gefrevelt, nimm's nicht genau,
Ich hab' geſündigt wider Willen!
Nimm, o nimm mir nur kein Kind,
Will ihm gern den Hunger ſtillen,
Wär's mit Bettelbrod; nicht Eins
Kann ich miſſen, von Allen keins!

Zweimal muß ich noch den Steig hinan,
Siebenmal bin ich nun hier geweſen.
Heil'ge Frau von Embrun, wäre dann
Welk die Münze und mein Knab' geneſen,
Gerne will ich dann an deinem Schrein
Meinen Treuring opfern, er iſt klein,
Nur von Silber, aber fleckenrein;
Denn ich hab' mit Ehren ihn getragen,
Darf vor Gott und Menſchen mich nicht ſchämen;
Milde Fraue, laß mich nicht verzagen,
Liebe Dame, woll' ihn gütig nehmen,

Denk, er ſei von Golde und Rubin,
Süße, heil'ge, werthe Himmelskönigin!"

3.

Der Loup Garou.

Brüderchen ſchläft, ihr Kinder, ſtill!
Setzt euch ordentlich her zum Feuer!
Hört ihr der Eule wüſt Geſchrill?
Hu! im Walde iſt's nicht geheuer;
Frommen Kindern geſchieht kein Leid,
Drückt nur immer die Lippen zu,
Denn das böſe, das lacht und ſchreit,
Das holt die Eul' und der Loup Garou.

Wißt ihr, dort, wo das Naß vom Schiefer träuft
Und über'm Weg 'ne andre Straße läuft,
Das nennt man Kreuzweg und da geht er um
Bald ſo, bald ſo, doch immer falſch und ſtumm,
Und immer ſchielend; vor dem Auge ſteht
Das Weiße ihm, ſo hat er es verdreht.
Dran iſt er kenntlich und am Kettenſchleifen,
So trabt er, trabt, darf keinem Frommen nah'n,
Die ſchlimmen Leute nur, die darf er greifen
Mit ſeinem langen, langen, langen Zahn.

Schiebt das Reiſig der Flamme ein,
Puh, wie die Funken kniſtern und ſtäuben!
Pierrot, was ſoll das Wackeln ſein?
Mußt ein Weilchen du ruhig bleiben,
Gleich wird die Zeit dir Jahre lang.
Laß doch den armen Hund in Ruh!
Immer ſind deine Händ' im Gang,
Denkſt du denn nicht an den Loup Garou?

Vom reichen Kaufmann hab' ich euch erzählt,
Der seine dürft'gen Schuldner so gequält,
Und kam mit sieben Säcken von Bagneres,
Vier von Juwelen, drei von Golde schwer;
Wie er aus Geiz den schlimmen Führer nahm,
Und ihm das Unthier auf den Nacken kam.
Am Halse sah man noch der Kralle Spuren,
Die sieben Säcke hat es weggezuckt,
Und seine Börse auch, und seine Uhren,
Die hat es all' zerbissen und verschluckt.

Schließt die Thür, es brummt im Wald!
Als die Sonne sich heut verkrochen,
Lag das Wetter am Riff geballt,
Und nun hört man's sieden und kochen.
Ruhig, ruhig, du kleines Ding!
Hörst du? — drunten im Stalle — du!
Hörst du's? Hörst du's? kling, klang, kling,
Schüttelt die Kette der Loup Garou.

Doch von dem Trunkenbolde wißt ihr nicht,
Dem in der kalten Weihnacht am Gesicht
Das Thier gefressen, daß am heil'gen Tag
Er wund und scheußlich über'm Schnee lag.
Zog von der Schenke aus, in jeder Hand
'ne Flasche, die man auch noch beide fand.
Doch wo die Wangen sonst, da waren Knochen,
Und wo die Augen, blut'ge Höhlen nur;
Und wo der Schädel hier und da zerbrochen,
Da sah man deutlich auch der Zähne Spur.

Wie am Giebel es knarrt und kracht!
Caton, schau auf die Bühne droben —
Aber nimm mir die Lamp' in Acht —
Ob vor die Lucke der Riegel geschoben.

Pierrot, Schlingel, das rutſcht herab
Von der Bank, ohne Strümpf' und Schuh!
Willſt du bleiben, tapp, tipp, tapp,
Geht auf dem Söller der Loup Garou.

Und meine Mutter hat mir oft geſagt
Von einem tauben Manne, hochbetagt,
Faſt hundertjährig, dem es noch geſchehn
Als Kind, daß er das Scheuel hat geſehn,
Recht wie 'nen Hund, nur weiß wie Schnee und ganz
Verkehrt die Augen, eingeklemmt den Schwanz,
Und ſpannenlang die Zunge aus dem Schlunde;
So mit der Kette weg an Waldes Bord,
Dann wieder ſah er ihn im Tobelgrunde,
Und wieder ſah er hin — da war er fort.

Hab' ich es nicht gedacht? es ſchneit!
Ho, wie fliegen die Flocken am Fenſter!
Heilige Frau von Embrun, wer heut
Draußen wandelt, braucht keine Geſpenſter:
Irrlicht iſt ihm die Nebelſäul',
Führt ihn ſchwankend dem Abgrunde zu,
Sturmes Flügel die Todteneul',
Und der Tobel ſein Loup Garou.

4.

Maifegen.

Der Mai iſt eingezogen,
Schon pflanzt' er ſein Panier
Am dunklen Himmelsbogen
Mit blanker Sterne Zier.
Die wilden Waſſer brauſen

Und rütteln aus den Klauſen
Rellmaus und Murmelthier.

„Ob wohl das Gletſchereis den Strom gedämmt?
Von mancher Hütte geht's auf ſchlimmen Wegen,
Der Sturm hat alle Firnen kahl gekämmt,
Und geſtern wie aus Röhren ſchoß der Regen.
Adieu, Jeanette, nicht länger mich gehemmt!
Adieu, ich muß, es gilt den Maienſegen;
Wenn vier es ſchlägt im Thurme zu Escout,
Muß jeder Senner ſtehn am Pointe de Drouz."

Wie trunken ſchau'n die Klippen,
Wie taumelnd in die Schlucht!
Als nickten ſie, zu nippen
Vom Sturzbach auf der Flucht.
Da iſt ein raſſelnd Klingen,
Man hört die Schollen ſpringen,
Und brechen an der Bucht.

Auf allen Wegen zieh'n Laternen um
Und jedes Paſſes Echo wecken Schritte.
Habt Acht, habt Acht, die Nacht iſt blind und ſtumm,
Die Schneefluth fraß an manches Blockes Kitte;
Habt Acht, hört ihr des Bären tief Gebrumm?
Dort iſt ſein Lager an des Riſſes Mitte;
Und dort die ſchiefe Klippenbank, fürwahr!
Sie hing ſchon los am erſten Februar.

Nun ſprießen blaſſe Roſen
Am Gletſcherbord hervor,
Und mit der Dämmrung koſen
Will ſchon das Klippenthor;
Schon ſchwimmen lichte Streifen,
Es lockt der Gemſe Pfeifen
Den Blick zum Grat empor.

Verlöscht sind die Laternen, und im Kreis
Steht eine Hirtenschaar auf breiter Platte,
Voran der Patriarch, wie Silber weiß
Hängt um sein tiefgebräunt Gesicht das glatte,
Gestrählte Haar, und Alle beten leis
Nach Osten schauend, wo das farbensatte
Rubingewölk mit glitzerndem Geroll
Die stolze Sonnenkugel bringen soll.

Da kommt sie aufgefahren
In strenger Majestät,
Und von den Zirnaltaren
Die Opferflamme weht:
Da sinken in der Runde
So Knie an Knie, dem Munde
Entströmt das Maigebet:

„Herr Gott, der an des Maien erstem Tag
Den Strahl begabt mit sonderlichem Segen,
Den sich der sünd'ge Mensch gewinnen mag
In der geweihten Stunde, allerwegen,
Segne die Alm, segne das Vieh im Hag,
Mit Luft und Wasser, Sonnenschein und Regen,
Durch Sanct Anton, den Siedler, Sanct Renee,
Martin von Tours und unsre Frau vom Schnee.

„Segne das Haus, das Mahl auf unserm Tisch,
Am Berg den Weinstock und die Frucht im Thale,
Segne die Jagd am Gletscher, und den Fisch
Im See, und das Gethiere allzumale,
So uns zur Nahrung dient, und das Gebüsch,
So uns erwärmt, mit Thau und Sonnenstrahle
Durch Sanct Anton, den Siedler, Sanct Remy,
Sanct Paul und unsre Fraue von Clery.

Wir ſchwören — alle Hände ſteh'n zugleich
Empor, — wir ſchwören keinen Gaſt zu laſſen
Von unſerm Herd, eh ſicher Weg und Steig,
Das Vieh zu ſchonen, keinen Feind zu haſſen,
Den Quell zu ehren, Recht an Arm und Reich
Zu thun und mit der Treue nicht zu ſpaßen.
Das ſchwören wir beim Kreuze zu Autun
Und unſrer mächt'gen Fraue von Embrun."

Da über'm Kreiſe ſchweben,
Als wollten ſie den Schwur
Zum Himmelsthore heben,
Zwei Adler; auf die Flur
Senkt ſich der Strahl vom Hange,
Und eine Demantſchlange
Blitzt drunten der Adour.

Die Weiden ſind vertheilt, und wieder ſchallt
In jedem Paſſe ſchwerer Tritte Stampfen.
Voran, voran, die Firnenluft iſt kalt
Und ſcheint die Lunge eiſig zu umkrampfen.
Nur friſch voran — ſchon ſeh'n ſie über'm Wald
Den Vogel zieh'n, die Nebelſäule dampfen,
Und wo das Riff durchbricht ein Klippengang
Summt etwas auf wie ferner Glockenklang.

Da liegt das ſchleierloſe
Gewäld in Sonnenruh',
Und wie mit Sturmgetoſe
Dem Aethermeere zu,
Erfüllt des Thales Breite
Das Angelusgeläute
Vom Thurme zu Escout.

5.

Höhlenfee.

Siehst du drüben, am hohlen Baum,
Ins Gelüfte die Schatten steigen,
Ueber'm Bord, ein blanker Saum,
Leises Quellengerieſel neigen?
Das iſt die Eiche von Bagneres,
Das iſt die Höhle Trou de fer,
Wo ſie Tags in der Spalten Raum,
Nächtlich wohnt in den ſurrenden Zweigen?

O ſie iſt überalt die Fey,
Laut Annalen, vor grauen Jahren,
Zwei Jahrhunderten oder drei
Mußte ſie ſeltſam ſich gebahren:
Bald als Eule mit Uhu,
Bald als Katze und ſchwarze Kuh;
Auch als Wieſel mit ſeinem Schrei
Iſt ſie über die Kluft gefahren.

Aber, wenn jetzt im Mondenſchein
Zarte Lichter den Grund betüpfen,
Sieht mitunter man am Geſtein
Sie im ſchillernden Mantel hüpfen,
Hört ihr Stimmchen, Geſäuſel gleich;
Aber nahſt du, dann nickt der Zweig
Und das Waſſer wispert darein,
Und du ſiehſt nur die Quelle ſchlüpfen.

Reich an Gold iſt der Höhle Grund,
O wie Guinea und wie Bengalen!
Und man ſpricht vom bewachenden Hund,
Doch deß melden nichts die Annalen.

Aber Mancher, der wunderſam,
Unbegreiflich zu Gelde kam,
Ließ, ſo kündet der Sage Mund,
Es am Baum von Bagneres ſich zahlen.

Barg einen Beutel im Hehle breit,
Drin den neuen Liard, bedächtig,
Recht in der ſengenden Mittagszeit,
Die den Geiſtern wie mitternächtig,
Fand ihn Abends mit Geld geſchwellt —
O kein Chriſt komme ſo zu Geld!
Falſch war Hexengeld jederzeit,
Kurz das Leben und Gott iſt mächtig.

Einmal nur, daß mich deß gedenkt,
Iſt ein Mann an den Baum gegangen,
Hat ſeinen Sack hinein geſenkt,
Groß, eines Königs Schatz zu fangen;
's war ein Wucherer, war ein Filz,
Ein von Thränen geſchwellter Pilz,
Nun, er hat ſich zuletzt gehenkt —
Beſſer hätt' er ſchon da gehangen.

Hielt die Lippen ſo feſt geklemmt,
— Denn Geflüſter nur, mußt du wiſſen,
Das iſt eben, was Alles hemmt,
Lieber hätt' er die Zunge zerbiſſen; —
Barfuß kam er, auf ſchlechten Rath,
Und als da in die Scherb' er trat,
Hat er ſich nur an den Baum geſtemmt
Und den Schart aus der Wunde geriſſen.

Doch als aus dem Gemoder ſcheu
Schlüpft 'ne Schlange ihm längs den Haaren,
Da iſt endlich ein kleiner Schrei,
Nur ein winziger, ihm entfahren;

Und am Abend verſchwunden war
Großer Sack und neuer Liard.
O verrätheriſch iſt die Fey!
Und es wachen der Hölle Schaaren.

6.

Johannisthau.

Es iſt die Zeit nun, wo den blauen Tag
Schon leiſer weckt der Nachtigallen Schlag,
Wo ſchon die Taube in der Mittagsgluth
Sich trunkner, müder breitet ob der Brut,
Wo Abends, wenn das Sonnengeld vergangen,
Verlorner Funke irrt, des Wurmes Schein,
An allen Ranken Blüthenbüſchel hangen,
Und Düfte zieh'n in alle Kammern ein.

„Weck' mich zur rechten Zeit, mein Kamerad,
Verſäumen möcht' ich Sanct Johannis Bad
Um Alles nicht; ich hab' das ganze Jahr
Darauf gehofft, wenn mir ſo elend war.
Jerome, du mochteſt immer gut es meinen,
Biſt auch, wie ich, nur armer Leute Kind,
Doch haſt du klare Augen und die Deinen,
Und ich bin eine Waiſe und halb blind!

„Hat ſchon der Hahn gekräht? ich hab's verfehlt;
Oft ſchlaf' ich feſt, wenn mich der Schmerz gequält.
Ob ſchon die Dämmrung ſteigt, ich ſeh' es nicht,
Mir fährt's wie Spinneweben am Geſicht;
Doch dünkt mich, hör' im Walde ich Gebimmel
Und Peitſchenknall; was das für Fäden ſind,
Die mir am Auge ſchwimmen? lieber Himmel,
Ich bin nicht halb, ich bin beinah' ſchon blind.

„Hier iſt der Steg am Anger, weiter will
Ich mich nicht wagen, hier iſt Alles ſtill,
Und Thau genug für Kranke allzumal
Des ganzen Weilers, eh' der Sonnenſtrahl
Mit ſeinem ſcharfen Finger ihn geſtrichen
Und aufgeſogen ihn der Morgenwind;
Doch iſt kein Zweiter wohl hieher geſchlichen;
Denn, Gott ſei Dank, nur Wenige ſind blind.

„Das iſt ein Büſchel — nein — doch das iſt Gras,
Ich fühle meine Finger kalt und naß;
Johannes, heiliger Prophet, ich kam
In deinem werthen Namen her und nahm
Von jenem Thaue, den im Wüſtenbrande
Die Wolke dir geträufelt, lau und lind,
Daß nicht dein Auge in dem heißen Sande,
Nicht dein geſegnet Auge werde blind.

Gepredigt haſt du in der Steppengluth —
So weißt du auch, wie harte Arbeit thut;
Doch arm und nicht der Arbeit fähig ſein,
Das iſt gewiß die allergrößte Pein.
Du haſt ja kaum geruht in Mutterarmen,
Warſt früh ein elternlos, verwaiſ'tes Kind,
Woll' eines armen Knaben dich erbarmen,
Der eine Weiſe iſt wie du, und blind!"

Denkblätter.

An Philippa.

Im Oſten quillt das junge Licht,
Sein goldner Duft ſpielt auf den Wellen,
Und wie ein zartes Traumgeſicht
Seh ich ein fernes Segel ſchwellen;
O könnte ich der Möve gleich
Umkreiſen es im luſt'gen Ringen,
O wäre mein der Lüfte Reich,
Mein junge, lebensfriſche Schwingen!

Um dich, Philippa, ſpielt das Licht,
Dich hat der Morgenhauch umgeben,
Du biſt ein liebes Traumgeſicht
Am Horizont von meinem Leben;
Seh deine Flagge ich ſo fern
Und träumeriſch von Duft umfloſſen,
Vergeſſen möcht' ich dann ſo gern,
Daß ſich mein Horizont geſchloſſen;

Vergeſſen, daß mein Abend kam,
Mein Licht verzittert Funk' an Funken,
Daß Zeit mir längſt die Flagge nahm
Und meine Segel längſt geſunken;

Doch können ſie nicht jugendlich
Und friſch ſich neben deinen breiten,
Philippa, lieben kann ich dich
Und ſegnend deine Fahrt begleiten.

An ***

Auf hohem Felſen lieg' ich hier,
Der Krankheit Nebel über mir,
Und unter mir der tiefe See
Mit ſeiner nächt'gen Klage Weh,
Mit ſeinem Jubel, ſeiner Luſt,
Wenn buntgeſchmückte Wimpel fliegen,
Mit ſeinem Dräu'n aus hohler Bruſt,
Wenn Sturm und Welle ſich bekriegen.

Mir iſt er gar ein trauter Freund,
Der mit mir lächelt, mit mir weint,
Iſt, wenn er grünlich golden ruht,
Mir eine ſanfte Zauberfluth,
Aus deren tiefem, klaren Grund
Geſtalten meines Lebens ſteigen,
Geliebte Augen, ſüßer Mund
Sich lächelnd tröſtend zu mir neigen.

Wie hab' ich ſchon ſo manche Nacht
Des Mondes Wiederſchein bewacht!
Die klare Bahn auf dunklem Grün,
Wo meiner Todten Schatten zieh'n;
Wie manchen Tag den lichten Hang,
Bewegt von hüpfend leichten Schritten,
Auf dem mit leiſem Geiſtergang
Meiner Lebend'gen Bilder glitten.

Und als dein Bild vorüberſchwand,
Da ſtreckte ich nach dir die Hand,
Und meiner Seele ward es weh,
Daß dir verborgen ihre Näh';
So nimm denn meine Lieder nun
Als liebesrothe Flammenzungen,
Laß ſie in deinem Buſen ruh'n
Und denk', ich hab' ſie dir geſungen.

Das einzige Kind.

O ſchau, wie um ihr Mängelein
Ein träumendes Lächeln bebt,
Sieht ſie nicht aus wie ein Engelein,
Das über der Krippe ſchwebt?

Oft fürcht' ich, ſie ſei für die Welt zu gut,
Sprich, Liebe, ſind wir wohl blind?
Ein wenig blind für das eigne Blut,
Unſer liebendes, einziges Kind?

Der Gatte fühlt den Meiſter und Herrn,
Giebt allen Mängeln ihr Recht,
Wie ſpielt er den Philoſophen ſo gern,
Und wie geräth er ihm ſchlecht!

Nennt es ein Murmelchen anderen gleich,
Dran gar nichts zu loben iſt,
Indeß er ſtreichelt die Löckchen reich
Und ihm die Fingerchen küßt.

Schloß Berg im Thurgau.[1]

Ein Nebelſee quillt rauchend aus der Aue
Und duft'ge Wölkchen treiben durch den Raum,
Kaum graut ein Punkt im Oſten noch, am Thaue
Verloſch des Glühwurms kleine Leuchte kaum;
Horch, leiſes, leiſes Zirpen unter'm Dache
Verkündet, daß bereits die Schwalbe wache,
Und um manch Lager ſpielt ein ſpäter Traum.

Die Stirn gedrückt an meines Fenſters Scheiben
Schau' ſinnend ich ins duft'ge Meer hinein,
Und wie die hellen Wölkchen drüber treiben,
Mein Blick hängt unverwendet an dem Schein.
Ja, dort, dort muß nun bald die Sonne ſteigen,
Mir ungekannte Herrlichkeit zu zeigen;
Dort ladet mich der Schweizermorgen ein.

So ſteh' ich wirklich denn auf deinem Grunde,
Beſungnes Land, von dem die Fremde ſchwärmt?
Du meines Lebens allerfrühſte Kunde
Aus einer Zeit, die noch das Herz erwärmt,
Als Eine,[2] nie vergeſſen, doch entſchwunden,
So manche liebe, hingeträumte Stunden
An allzutheuren Bildern ſich gehärmt.

Wenn ſie gemalt, wie malet das Verlangen
Die Felſenkuppen und den ew'gen Schnee,
Wenn um mein Ohr die Alpenglocken klangen,
Vor meinem Auge blitzte auf der See,
Von Schloſſes Thurm, mit zitterndem Vergnügen
Ich zahllos ſah die blanken Dörfer liegen,
Der Königreiche vier von meiner Höh'.

[1] Meinem väterlichen Freunde dem Grafen Theodor und meinen Freundinnen Emilie und Emma von Thurn-Valſaſſina gewidmet.

[2] Auguſte, Gräfin von Thurn-Valſaſſina, Stiftsdame in Freckenhorſt, ſtarb an den Folgen des Heimwehs.

Mich dünkt, noch ſeh' ich ihre blauen Augen,
Die aufwärts ſchau'n mit heiliger Gewalt,
Noch will mein Ohr die weichen Töne ſaugen,
Wenn echogleich ſie am Klavier verhallt,
Und drunten, wo die linden Pappeln wehen,
Noch glaub' ich ihrer Locken Wald zu ſehen,
Und ihre zarte, ſchwankende Geſtalt.

Wohl war ſie gut, wohl war ſie klar und milde,
Wohl war ſie Allen werth, die ſie gekannt!
Kein Schatten haftet an dem reinen Bilde,
Man tritt ſich näher, wird ſie nur genannt,
Und über Thal und Ströme ſchlingt aufs Neue
Um alles, was ſie einſt umfaßt mit Treue,
Aus ihrem Grabe ſich ein feſtes Band.

Euch, ruhend noch in dieſer frühen Stunde,
Verehrter Freund und meine theuren Zween,
Emilia und Emma, Eurem Bunde
Gewiß wird lächelnd ſie zur Seite ſteh'n.
Ich weiß es, denkend an geliebte Todten,
Habt ihr der Fremden eure Hand geboten,
Als hättet ihr ſeit Jahren ſie geſeh'n.

Schlaft ſanft, ſchlaft wohl! — Ich aber ſteh und lauſche
Nach jedem Flöckchen, das vergoldet weht;
Iſt's nicht, als ob der Morgenwind ſchon rauſche?
Wie's drüben wogt und rollt, und in ſich dreht;
Nun breitet ſich's, nun ſteht es über'm Schaume;
Was ſteigt dort auf? — ein Bild aus kühnem Traume,
O Säntis, Säntis, deine Majeſtät!

Biſt du es, dem ringsum die Lüfte zittern,
Du weißes Haupt mit deinem Klippenkranz?
Ich fühle deinen Blick die Bruſt erſchüttern,
Wie über'm Duft du rieſig ſteh'ſt im Glanz;

Ja, gleich der Arche über Wogengrimmen
Seh' ich in weiter Wolkenfluth dich ſchwimmen,
Im weiten, weiten Meere, einſam ganz.

Nein, einſam nicht — dort taucht es aus den Wolken,
Cäſapiana hebt die Stirne bleich;
Dort ragt der Glärniſch auf; — dort ſeh' ich's ſchwellen,
Und Zack an Zack entſteigt der Fluth zugleich;
O Säntis, wohl mit Recht trägſt du die Krone,
Da ſieben Fürſten ſteh'n an deinem Throne,
Und unermeßlich iſt dein luftig Reich.

Tyrol auch ſendet der Verbündung Zeichen,
Es blitzt dir ſeine kalten Grüße zu;
Welch' Hof iſt wohl dem deinen zu vergleichen,
Mein grauer ſtolzer Alpenkönig du!
Die Sonne ſteigt, ſchon Strahl an Strahl ſie ſendet,
Wie's droben funkelt, wie's das Auge blendet,
Und drunten alles Dämmrung, alles Ruh.

So ſah ich, unter Mährchen eingeſchlafen,
In Träumen einſt des Winterfürſten Haus,
Den Eispalaſt, wo ſeinen goldnen Schafen
Er täglich ſtreut das Silberfutter aus;
Ja, in der That, ſie ſind hinabgezogen,
Die goldnen Lämmer, und am Himmelsbogen
Noch ſieht man ſchimmern ihre Wolle kraus.

Doch ſchau, iſt Ebbe in dies Meer getreten?
Es ſinkt, es ſinkt, und ſchwärzlich in die Luft
Streckt das Gebirge nun, gleich Rieſenbeeten,
Die waldbedeckten Kämme aus dem Duft;
Ha! Menſchenwohnungen an allen Enden!
Faſt glaub' ich Gais zu ſeh'n vor Fichtenwänden;
Verſteckt nicht Weisbad jene Felſenkluft?

Und immer ſinkt es, immer zahllos ſteigen
Ruinen, Schlöſſer, Städte an den Strand;
Schon will der Bodenſee den Spiegel zeigen,
Und wirft gedämpfte Strahlen über Land,
Und nun verrinnt die letzte Nebelwelle,
Da ſteht der Aether, goldenrein und helle,
Die Felſen möcht' man greifen mit der Hand.

Wüßt' ich die tauſend Punkte nur zu nennen,
Die drüben lauſchen aus dem Waldrevier,
Mich dünkt, mit freiem Auge müßt' ich kennen
Den Sennen, tretend aus der Hüttenthür;
Ob meilenweit, nicht ſeltſam würd' ich's finden,
Säh' in die Schluchten ich den Jäger ſchwinden,
Und auf der Klippe das verfolgte Thier.

So klar, ein ſtählern Band, die Thur ſich windet,
Und wie ich lauſchend ſpäh' von meiner Höh',
Ein einz'ger Blick mir zwölf Kantone bindet;
Wo drüben zitternd ruht der Bodenſee,
Wo längs dem Strand die Wimpel läſſig gleiten,
Vier Königreiche ſeh' ich dort ſich breiten,
Erfüllt iſt Alles, ohne Traum und Fee.

Mein ſtolzer edler Grund, dich möcht' ich nennen:
Mein königlich, mein kaiſerliches Land!
Wer mag dein Bild von deinen Gletſchern trennen,
Doch Lieb'res ich in deinen Thälern fand; —
Was klinkt an meiner Thür nach Geiſterweiſe?
Horch: „Guten Morgen, Nette," flüſtert's leiſe
Und meine Emma bietet mir die Hand! —

An meine Mutter.

So gern hätt' ich ein schönes Lied gemacht,
Von deiner Liebe, deiner treuen Weise,
Die Gabe, die für Andre immer wacht,
Hätt' ich so gern geweckt zu deinem Preise.

Doch wie ich auch gesonnen mehr und mehr,
Und wie ich auch die Reime mochte stellen,
Des Herzens Fluthen wallten drüber her,
Zerstörten mir des Liedes zarte Wellen.

So nimm die einfach schlichte Gabe hin,
Von einfach ungeschmücktem Wort getragen,
Und meine ganze Seele nimm darin;
Wo man am meisten fühlt, weiß man nicht viel zu sagen.

An Elise.

Zum Geburtstage am 7. März 1845.

Das war gewiß ein andrer März,
Ein Mond, den Blüthenkränz' umhegten,
Als Engel dich, geliebtes Herz,
In deine erste Wiege legten;
Das war gewiß ein Tag so frei,
So frisch vom Sonnenstrahl umglommen!
Doch auch im Wintermantel sei
Er, wie der schönste, mir willkommen.

Mir ward ein schlimmrer Mond zu Theil,[1]
Um den kein Vogel je gesungen,

[1] Der Januar.

Nur Eiſeszapfen blank und ſteil
Das kalte Diadem geſchlungen;
Ach anders wirken Schnee und Eis,
Und anders wohl der Sonnen Güte!
Ich ſteh', ein düſtres Tannenreis,
Du eine zarte Veilchenblüthe.

Doch feſt zuſammen, feſt im Raum,
Gehalten in des Winters Stürmen,
Du ſchmücke mich zum Weihnachtsbaum
Und ich will deine Blüthe ſchirmen;
Dann muß uns willig oder nicht
Das Leben reiche Gaben zählen,
Und niemals wird das Himmelslicht,
Der Poeſie Betrachtung fehlen.

Lebt wohl.

Lebt wohl, es kann nicht anders ſein!
Spannt flatternd eure Segel aus,
Laßt mich in meinem Schloß allein,
Im öden geiſterhaften Haus.

Lebt wohl und nehmt mein Herz mit euch
Und meinen letzten Sonnenſtrahl;
Er ſcheide, ſcheide nur ſogleich,
Denn ſcheiden muß er doch einmal.

Laßt mich an meines Sees Bord,
Mich ſchaukelnd mit der Wellen Strich,
Allein mit meinem Zauberwort,
Dem Alpengeiſt und meinem Ich.

Verlaſſen, aber einſam nicht,
Erſchüttert, aber nicht zerdrückt,
So lange noch das heil'ge Licht
Auf mich mit Liebesaugen blickt.

So lange mir der friſche Wald
Aus jedem Blatt Geſänge rauſcht,
Aus jeder Klippe, jedem Spalt
Befreundet mir der Elfe lauſcht.

So lange noch der Arm ſich frei
Und waltend mir zum Aether ſtreckt,
Und jedes wilden Geiers Schrei
In mir die wilde Muſe weckt.

An meinen verehrten Freund, den Freiherrn von Radroux, bei Ueberſendung der „Gedichte."

Als dieſe Lieder ich vereint
Zum Kranz in ferner Heimath paarte,
Da kannt' ich freilich nicht den Freund,
Den mir die Zukunft aufbewahrte;
Ich wußt' es nicht, daß manches Wort,
Das ich aus tiefer Bruſt geſungen,
Fand in der ſeinen den Akkord,
Der es harmoniſch nachgeklungen.

Doch nun in ernſter Gegenwart,
In freundlicher, doch fremder Zone
Mir ſeines Beifalls Freude ward
Und ſeiner Freundſchaft Ehrenkrone;

Nun reich' ich gern die Lieder dar,
Was Flücht'ges drin, das sei vernichtet,
Was ritterlich, was gut und wahr,
Das sei, als hab' ich's dir gedichtet.

Die Mutter am Grabe.

Du warst so hold und gut, so sanft und stille,
Mein frommes Kind, und sterben mußtest du!
Dein Geist, zu rein für diese Erdenhülle,
Flog wie ein Lichtstrahl seiner Heimath zu.
Wenn weinend wir an deinem Grabe stehen,
Ich und dein Vater, deine Liebsten hier,
Dann sehn wir nur des Grabes dunkle Thür,
Und können deine Seligkeit nicht sehen.

O könnten einmal einer Mutter Blicke
Nur dringen durch den unbekannten Raum,
Dich sehn in deinem unschuldsvollen Glücke,
Und wär' es nur im Schlummer, nur im Traum,
Dann würd' ich ruhig auf die Stelle schauen,
Wo nur der Staub dem Staube sich gesellt;
Doch abgeschlossen bleibt die Geisterwelt,
Und nur der Glaube dringt in ihre Auen.

Wohl weiß ich es, daß über unsre Thränen
Du weit erhöht im lichten Glanze stehst,
Daß dir verständlich mein geheimstes Sehnen,
Du gern als Engel mir zur Seite gehst;
Wohl fühl' ich oft, wenn schaut mein Blick nach oben,
Mich aufgerichtet wie durch Gottes Hand,
Dann fühl' ich auch, es gibt ein geistig Band
Und meines Kindes Hand hat mich erhoben.

Aus jenem Sterne, der ſo milde glühet,
Scheint wohl dein Blick in mein verweintes Aug'?
Und in der Luft, die koſend mich umziehet,
Will tröſten mich vielleicht dein frommer Hauch?
Befreit von Feſſeln, die uns drunten binden,
Begabt mit Kräften, die uns nicht verliehn,
Wohl mag dein Odem öfters mich umziehn,
Conſtanze, kannſt du mir es nicht verkünden?

Mich dünkt, in ihrem tiefen Gram zu ſehen
Die Eltern, woran hing dein zärtlich Herz,
Zu wiſſen, ſie verſtehen nicht dein Wehen,
Mich dünkt, mein Kind, dies ſei dir doch ein Schmerz;
Doch nein, vor deinen klaren Geiſterblicken
Liegt hell und licht des Dornenpfades Ziel,
So ſcheint dir Menſchenkummer wohl ein Spiel,
Und was uns läutert, kann dich nur beglücken.

Von meinen heißen Thränen überregnet
Um meinen Segen bateſt du mich da:
„Du haſt mich, Mutter, ja noch nie geſegnet,
Segne Conſtanze, ſegne mich Mama!"
Dann „Alle ſollt ihr in den Himmel kommen,
Ich bin bei euch, wenn ich geſtorben bin."
Und wie ein Hauch ſchwand deine Seele hin,
Zum Heimathland der Reinen und der Frommen.

Ich habe dich geſegnet unter Schmerzen,
Mit einem Kuß auf deine kalte Stirn,
Ich ſegnete dich mit gebrochnem Herzen,
Mit Todesangſt im ſiedenden Gehirn;
So ſegne mich denn auch, du reines Leben,
Du klarer Engel in der Himmelsau,
O ſegne mich mit deiner Liebe Thau,
O gib mir wieder, was ich dir gegeben.

Bei allen Bürden, allen Erdenpflichten,
Hauch an mit deiner Milde und Geduld
Mein irdisch schwaches Herz, und laß sich richten
Mein irrend Auge zu der höchsten Huld;
Hilf pflegen mir in Lust, wie Schmerzensbanden
Das große Bild der ernsten Ewigkeit;
Dann starb mein Kind für diese Spanne Zeit,
Allein ein Schutzgeist ist es mir erstanden.

An Ludowine.

Was ist mehr denn Schmuck und Kleid?
„Ein g'sunder Leib, so's in Freuden treit."
Was ist mehr denn Gold so werth?
„Ein frei Gemüth, so des nit entbehrt."
Was ist mehr denn Kron' und Grund?
„Ein klug Gemüth, so des brauchen kunnt."
Was ist mehr, denn glückselig sein?
„Ein fein Gemüth, so des werth allein."

An Joseph v. Laßberg.

Zum Geburtstage am 10. April 1848.

Grad heute, wo ich gar zu gern
Dir hätt' ein herzlich Wort gesagt,
Grad heute hat mein böser Stern
Mit argem Husten mich geplagt;
Doch wär' ich wohl hinaufgekommen,
Wär' nicht mein Schwesterlein gekommen,
Und hätt' es ernst mir untersagt.

Was ſend' ich meinem Gruße nach?
Ein buntes Glöckchen, arm und klein;
Wohl iſt ſein Stimmchen zart und ſchwach,
Doch iſt es ſilberhell und rein;
Und wo du läßt es klingelnd rauſchen,
Da wird das Ohr der Liebe lauſchen,
Und, glaub' es mir, das hört gar fein!

Letzte Worte.

Geliebte, wenn mein Geiſt geſchieden,
So weint mir keine Thräne nach,
Denn, wo ich weile, dort iſt Frieden,
Dort leuchtet mir ein ew'ger Tag!

Wo aller Erdengram verſchwunden,
Soll Euer Bild mir nicht vergeh'n,
Und Linderung für Eure Wunden,
Für Euern Schmerz will ich erfleh'n.

Weht nächtlich ſeine Seraphsflügel
Der Friede übers Weltenreich,
So denkt nicht mehr an meinen Hügel,
Denn von den Sternen grüß ich Euch!

Klänge aus dem Orient.

O Nacht!

O Nacht, du goldgestiktes Zelt,
O Mond, du Silberlampe,
Das du die ganze Welt umhüllst,
Und die du Allen leuchtest!

Wo birgt in deinen Falten sich
Die allerreinste Perle?
Wo widerstrahlt dein träumend Licht
Im allerklarsten Spiegel?

O breite siebenfach um sie
Das schützende Gewinde,
Daß nicht der Jüngling sie erschaut,
Auflodere in Flammen,
Daß kein verblühend Weib sie trifft
Mit unheilvollem Auge!
Und, milde Lampe, schauend tief
In ihres Spiegels Klarheit,
Erblicktest du ein Bild darin?
Und war es, ach, das meine?

Geſegnet.

Wer biſt du doch, o Mädchen?
Du mit dem ſchwarzen Schleier,
Und mit dem ſchwarzen Sklaven?
Der weißen Sklavin du?

Wie Sterne deine Augen
Durch deines Schleiers Nächte,
Dein Gang wie der Gazelle,
Wie Palme die Geſtalt.

Geſegnet ſind die Wellen
Des Bades, die dich kühlen,
Geſegnet die Gewänder,
Umſchließend deine Huld.

Und ſiebenfach geſegnet
Der Sklave, dem du winkeſt,
Der deinen Tritten lauſchet,
Der deine Stimme hört.

Und tauſendfach geſegnet
Die Sklavin, der du lächelſt,
An ihre Schulter lehnend
Dein unverſchleiert Haupt.

Der Fiſcher.

Wehe dem kleinen Fiſchersſohn,
Deß Vater fiſchen gegangen;
An den Strand läuft er täglich hinaus,
Am Morgen, am Abend nicht minder;

„Kehre, Vater, o kehre zurück,
Und bringe die guten Fische!
Kleider, reiche, Sandalen auch
Und rede freundliche Worte;
Denn die Mutter in Grämen iſt ſtumm,
Und der Gläub'ger nahm die Gewande!"

Der Kaufmann.

Unglückſelig der Kaufmann iſt
Und ganz von Sorgen befangen,
An den Wolken hängt ſein Blick,
Am Flaume mißt er die Winde;
Aber ſelig des Räubers Loos,
Und herrlich lebt der Pirate!
Der die Meere Geſpielen nennt,
Die Windsbraut ſeine Geliebte;
Lachend ſieht er die Schiffe ziehn,
Die aller Güter beraubten.
„Fahret wohl, grüßt den Kaufmann mir,
Der am Flaum gemeſſen die Winde!"

Das Kind.

Wär' ich ein Kind, ein Knäblein klein,
Ein armes, ſchwaches, geliebtes;
Daß noch die Mutter mich wiegte ein
Und ſüße Lieder mir ſänge,
Blumen brächten die Sklavinnen auch,
Mit dem Wedel wehrten die Fliegen,
Aber Zillah, mich küſſend, ſpräch':
„Geſegnet, mein ſüßes Knäbchen!"

Der Greis.

Allah! laß des Greiſes Loos
Mich nicht, des Greiſes, erleben!
Aus dem Haupte das Haar ihm fällt
Und des Bartes köſtliche Zierde.
Ach, und Zillah's liebe Geſtalt
Und Zillah's ſchwebende Stimme!
Kalt und fühllos ſtößt er's zurück,
Wie das Riff der Nachtigall Töne.

Geplagt.

Weh dem Knaben, der zwei Herrinnen hat!
Verloren iſt er, verloren!
Ruft die Stimme und ruft ſie dort:
„Komm, binde mir die Sandalen!
Gib den Schleier; — nun eile fort,
Vom Markte Narde zu holen!“
Durch die Menge irrt er umher
Wie ein armer verſcheuchter Vogel,
Wie ein armes zerriſſnes Gewand,
Geflickt von tauſend Händen.
Wehe dem Knaben, der zwei Herrinnen hat!
Verloren iſt er, verloren!

Gelren.

So du mir thäteſt auch Schmach und Hohn,
Nicht wollt' ich es klagen den Kindern,
Und ſchlägſt du mir ab die rechte Hand,
Noch wollt' ich die Linke dir bieten;

So aber du nähmſt das unſelige Haupt,
Noch wollt' ich warnend dir rufen:
„Fernab, fernab ſtell' o Paſcha dich,
Daß nicht mein Blut dich beſprenge;
Denn unſchuldiges Blut, wen es trifft,
Der fällt in ſchnelles Verderben."

Süß.

Auf den Gaſſen der Gärtner rief:
Kauft Trauben, kaufet die Trauben!
Aber im Herzen die Furcht ihm wohnt,
Es möchte ſie Keiner begehren;
Sauer waren und trocken ſie,
Sie hatte Mehlthau getödtet.
Naht ihm Haſſan: „mein Gärtner, ſprich,
Was willſt du für deine Trauben?"
„Nimm, o Herr, und koſte ſie,
Und habe meiner Erbarmen!"
„O wie köſtlich, mein Gärtner, nimm
Und möge Allah dich ſegnen!"
Abend naht und der andre Tag:
„Weh mir, wie bin ich betrogen!
Hat mir geſtern Zuleima's Kuß
Denn alſo verſüßet die Lippen?"

Freundlich.

Und als ich nun gen Baſſora kam,
Da rief die Stimme vom Gitter:
„Biſt du es, Haſſan, geliebter Freund,
Komm herein, daß ich dich umfange,

Daß ich die Füße dir waschen mag,
Und mag die Stirne dir salben."
Und als ich nach Mekka, der heiligen, kam,
Da grüßten mich viele Stimmen;
„Nicht bin ich Hassan, und Jener nicht,
Doch halt' ich Allah's Gebote;
Drum hat er gesegnet das Antlitz mir,
Daß ich Jegliches Freund ihm erscheine."

Verliebt.

Schilt mich nicht, du strenger Meister,
Daß im Divan ich geträumet,
Und bei des Muezzins Rufen,
Ach, nach Mittag stand gewendet.
Wisse, als ich kam vom Bade,
Als ich heimging aus den Gärten,
Schlüpfte Zillah mir vorüber,
Und den Schleier hob sie schalkhaft.

Verhenkert.

Wie du gehst und wie du stehst,
Und was du sprichst und beginnest,
Gift'ge Pfeile die Worte sind,
Wie Rattern deine Geberden,
An dem Pfahle, da ist dein Platz,
Und auf der luftigen Spindel,
Wo der Rabe dich grüßen mag,
Der ungesättigte Vogel.

Verteufelt.

Naht, o naht dem Gewande nicht
Des todten Hundes, des Giauren,
Der erſchlagen den Muſelmann
An Mekka's heiliger Pforte!
Nehmt auch die kleinen Kinder fort,
Daß ſie es nimmer erſchauen;
Denn die Dſchinnen hauchten's an,
Und Iblis, der dreimal verruchte.

Verliebt.

Mutter, löſe die Spangen mir!
Mich hat ein Fieber befallen,
Denn das Fenſter ließeſt du auf,
Das immer ſorglich verhängte;
Und im Garten ich Mädchen ſah,
Die wanden Ringe im Kreiſe,
Flatternd ſelber, ein Blütenſchnee,
Vom leichten Winde getragen.
Immer flöten nun Stimmen mir,
Und immer Spiegel mir flirren,
Blind geworden bin ich ſchon ganz,
Taub werd' ich nächſtens werden,
Mutter, löſe die Spangen mir!
Mich hat ein Fieber befallen.

Bezaubernd.

Und wenn ſie vorüber am Fenſter geht,
Und fällt ihr Schatten auf die Gaſſe,

Da ſtehn die Jünglinge ſinnberaubt
Und wiſſen nicht, was ſie beginnen;
Doch in die Moſchee die Derwiſche fliehn,
Rufend: Allah! errett' uns!
Denn dein Feuer vom Himmel fiel,
Und mögen ihm nimmer entrinnen.

Verflucht.

Was ſchäumt das Meer, was wälzt es ſich
Und bäumt an das Geſtade?
Iſt's Strömung, was da drunten wühlt?
Iſt's unterirdiſch Feuer?
Nicht Strömung iſt es, was da wühlt,
Nicht unterirdiſch Feuer,
Ein Leichnam fiel in ſeinen Schooß,
Ein ſiebenmal verfluchter,
Des Kaufmanns, der um ſchnödes Gold
Erſchlug den eignen Bruder.

Herrlich.

Und wenn er aus der Pforte tritt
Und weht ſein Mantel über die Gaſſe,
Dann ſtehn die Männer, das Haupt geneigt,
Sprechend: wo ſind deine Vaſallen? —
Und die Wittwen und Waiſen knieend ſchrein:
Hilf uns, du mächt'ger Gebieter.

Unaussprechlich.

Die Nachtigall in den Kampf sich gab
Mit der Lerche, der schwebenden Stimme,
Daß ihre Reize besängen sie
Und all ihre süße Geberde;
Doch die Nachtigallen reihten sich
Und die Lerchen, wie Perlenschnüre,
All' lagen sie todt in Gras und Strauch,
Verhaucht im süßen Gesange.

Unbeschreiblich.

Dreitausend Schreiber auf Teppichen saßen
Und rührten den Bart mit der Feder;
Sie schrieben, schrieben so manchen Tag,
Daß grau geworden die Bärte,
Daß trüb geworden die Augen längst
Und längst erkrummet die Finger;
Wer aber, was sie geschrieben lies't,
Und lies't das, was sie geschrieben,
Der spricht: es ist ein Schatten wohl,
Oder ist es der Schatten des Schattens.

Unerhört.

Der Ossa sprach zum Pelion:
„Was ist für ein Klang in den Lüften?
Singt wohl die sterbende Nachtigall?
Oder eine verstoßene Houri?

Zehnmal fielen meine Cedern hin,
Und meine Felsen zerbröckeln;
Sechstausend Jahre machten mich grau
Und sechzigtausend Stunden;
Doch nie drang solch ein Laut zu mir
Vom Thal oder aus der Höhe."
Eine Mutter am Hange steht,
Die weint ihr einzig Söhnlein.

Annette von Droste-Hülshoff

Gesammelte Schriften

von

Annette Freiin von Droste-Hülshoff.

Herausgegeben von

Levin Schücking.

Zweiter Theil.

Erzählende Gedichte. Schriften in Prosa.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1878.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Der Spiritus Familiaris des Roßtäuschers	1
Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard	27
Des Arztes Vermächtniß	92
Die Schlacht im Loener Bruch	118
Walther. (Jugendgedicht)	191
Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westphalen	259
Bei uns zu Lande auf dem Lande. Fragment	315
Bilder aus Westphalen	339

Der Spiritus Familiaris

des Roßtäuschers.

Vom Spiritus familiaris erzählen Grimms deutsche Sagen (Berlin 1816) Nr. 84: Er wird gemeiniglich in einem wohlverschlossenen Gläslein aufbewahrt, sieht aus nicht recht wie eine Spinne, nicht recht wie ein Skorpion, bewegt sich aber ohne Unterlaß. Wer diesen kauft, bei dem bleibt er, er mag das Fläschlein hinlegen, wohin er will, immer kehrt er von selbst zu ihm zurück. Er bringt großes Glück, läßt verborgene Schätze sehen, macht bei Freunden beliebt, bei Feinden gefürchtet, im Kriege fest wie Stahl und Eisen, also daß sein Besitzer immer den Sieg hat, auch behütet er vor Haft und Gefängniß. Man braucht ihn nicht zu pflegen, zu baden und kleiden, wie ein Galgenmännlein. Wer ihn aber behält, bis er stirbt, der muß mit ihm in die Hölle, darum sucht ihn der Besitzer wieder los zu werden. — —

Ein Soldat, der ihn für eine Krone gekauft und den gefährlichen Geist kennen lernte, warf ihn seinem vorigen Besitzer vor die Füße und eilte fort; als er zu Hause ankam, fand er ihn wieder in seiner Tasche. Nicht besser ging es ihm, als er ihn in die Donau warf.

Ein Augsburgischer Roßtäuscher und Fuhrmann zog in eine berühmte deutsche Stadt ein. Der Weg hatte seine Thiere sehr mitgenommen, im Thor fiel ihm ein Pferd, im Gasthaus das zweite und binnen wenigen Tagen die übrigen sechs. Er wußte sich nicht zu helfen, ging in der Stadt umher und klagte den Leuten mit Thränen seine Noth. Nun begab sich's, daß ein anderer Fuhrmann ihm begegnete, dem er sein Unglück erzählte. Dieser sprach: „Seid ohne Sorgen, ich will Euch ein Mittel vorschlagen, dessen Ihr mir danken sollt.“ Der Roßtäuscher meinte, dieß wären leere Worte. „Nein, nein, Gesell, Euch soll geholfen werden. Geht in jenes Haus und fragt nach der ‚Gesellschaft,‘ der erzählt Euren Unfall und bittet um Hülfe.“ Der Roßtäuscher folgte dem Rathe, ging

in das Haus und fragte einen Knaben, der da war, nach der Gesellschaft. Er mußte auf Antwort warten, endlich kam der Knabe wieder und öffnete ihm ein Zimmer, in welchem etliche alte Männer an einer runden Tafel saßen. Sie redeten ihn mit Namen an und sagten: „Dir sind acht Pferde gefallen, darüber bist du niedergeschlagen, und nun kömmst du, auf Anrathen eines deiner Gesellen, zu uns, um Hülfe zu suchen: du sollst erlangen, was du begehrst.“ Er mußte sich an einen Nebentisch setzen, und nach wenigen Minuten überreichten sie ihm ein Schächtelein mit den Worten: „Dieß trage bei dir, und du wirst von Stund an reich werden, aber hüte dich, daß du die Schachtel, wo du nicht wieder arm werden willst, niemals öffnest.“ Der Roßtäuscher fragte, was er für dieses Schächtelein zu zahlen habe, aber die Männer wollten nichts dafür; nur mußte er seinen Namen in ein großes Buch schreiben, wobei ihm die Hand geführt ward. Der Roßtäuscher ging heim, kaum aber war er aus dem Haus getreten, so fand er einen ledernen Beutel mit dreihundert Dukaten, womit er sich neue Pferde kaufte. Ehe er die Stadt verließ, fand er in dem Stalle, wo die neuen Pferde standen, noch einen großen Topf mit alten Thalern. Kam er sonst wohin und setzte das Schächtelein auf die Erde, so zeigte sich da, wo Geld verloren oder vorzeiten vergraben war, ein hervordringendes Licht, also daß er es leicht heben konnte. Auf diese Weise erhielt er ohne Diebstahl und Mord große Schätze zusammen. Als die Frau des Roßtäuschers von ihm vernahm, wie es zuging, erschrak sie und sprach: „Du hast etwas Böses empfangen, Gott will nicht, daß der Mensch durch solche verbotene Dinge reich werde, sondern hat gesagt, im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen. Ich bitte dich um deiner Seligkeit willen, daß du wieder nach der Stadt zurückreisest und der ‚Gesellschaft‘ deine Schachtel zustellst.“ Der Mann, von diesen Worten bewogen, entschloß sich und schickte einen Knecht mit dem Schächtelein hin, um es zurück zu liefern, aber der Knecht brachte es wieder mit der Nachricht zurück, daß die Gesellschaft nicht mehr zu finden sei, und niemand wisse, wo sie sich aufhalte. Hierauf gab die Frau genau Acht, wo ihr Mann das Schächtelein hinsetze, und bemerkte, daß er es in einem besonders von ihm gemachten Täschchen in dem Bund seiner Beinkleider verwahre. In der Nacht stand sie auf, zog es hervor und öffnete es: da flog eine schwarze sausende Fliege heraus und nahm ihren Weg durch das Fenster hin. Sie machte den

Deckel wieder darauf und legte es an seinen Ort, unbesorgt wie es ablaufen würde. Allein von Stund an verwandelte sich all das vorige Glück in das empfindlichste Unglück. Die Pferde fielen oder wurden gestohlen. Das Korn verdarb auf dem Boden, das Haus brannte zu dreienmalen ab, und der gesammelte Reichthum verschwand zusehends. Der Mann gerieth in Schulden und ward ganz arm, so daß er in Verzweiflung erst seine Frau mit einem Messer tödtete, dann sich selbst eine Kugel durch den Kopf schoß. (Trutz Simplex, Leben der Landstörzerin Courage. Cap. 18. Simplicissimi Galgenmännlein, Cap. 4 und 6. Der Leipziger Avanturier. Frankfurt und Leipzig. 1756. Th. 2. S. 38—42.)

Den hier angegebenen Kennzeichen des Spiritus familiaris fügt der Volksglaube an manchen Orten noch andere hinzu. Seine ununterbrochenen Bewegungen sollen von einem feinen knisternden Geräusch begleitet sein, was den Träger Andern unheimlich und den Wissenden kenntlich mache. Ueber Tag sei er schwarz, gebe aber im Dunkeln ein starkes phosphorisches Licht von sich, und so oft der Besitzer eine Kirche betrete, bete oder sich nur einem frommen Gedanken überlasse, bekomme einer seiner feinen zahllosen Füße oder Fühlhörner die Macht, das Glas zu durchdringen und demselben einen Stich zu geben, der jedesmal die Lebenskraft bedeutend schwäche. Auch sollen seine Gaben dies mit andern höllischen gemein haben, daß sie zwar nicht wie diese zu Kohlen, aber schon in der zweiten Hand verderblich werden, das Vieh falle, das Getreide verderbe, oder, bis zur Aussaat gebracht, nicht keime, so daß dem Käufer von dem scheinbar vortheilhaftesten Handel nur der schlimmste Schaden bleibe. — Als Orte, wo die Fläschlein zu erhalten sind, wird bald ein Kreuzweg, bald der Rabenstein, bald ein leerstehendes, durch darin begangene Verbrechen dem Bösen anheimgefallenes Haus bezeichnet.

I.

So hat er ſich umſonſt gequält, umſonſt verkauft die werthe Stätte,
Wo ſeiner Kindheit Linde ſteht und ſeiner Eltern Sterbebette,
Umſonſt hat er ſo manchen Tag den froſtbeklemmten Hauch geſogen,
In ſeiner ſtarren Hand den Zaum, umkniſtert von des Schnees Wogen,
Beim Morgenroth, beim Abendroth,
Nur um ein Stückchen ehrlich Brod!

Der Täuſcher kniet am Pflaſtergrund, er ſtreicht des Roſſes heiße Flanken,
Von des Gebälkes Sparren läßt die Leuchte irre Schatten wanken;
Bei Gott, es lebt! — im Aug' ein Blitz! — es ſchaudert, zittert, hüben, drüben,
Dann ſtreckt es ſich, die Nüſtern ſtehn, vom wilden Schreie aufgetrieben,
Und aus den Gliedern wirbelt Dampf,
Der Lebenswärme letzter Kampf.

Der Täuſcher kniet und ſtreichelt fort, nicht trauen will er ſeinem Auge,
Und ſchwellend in die Wimper ſteigt der Mannesthräne bittre Lauge,
Sacht langt die Decke er herbei und ſchlägt ſie um des Thieres Weichen,
Dann läßt er der Laterne Schein ob den geſpannten Sehnen ſtreichen;
Es iſt vorbei, kein Odemhauch,
Und ſchon verſchwimmt der Flanken Rauch.

Vom Boden hebt er ſich, er ſteht, der ſchwergebeugte Mann der Sorgen,
Und langſam hat er ſeine Stirn, hat ſie in hohler Hand geborgen;
Was heute war? was morgen wird? wie könnt' er deſſen ſich entſinnen!
Und der Verzweiflung Schlange fühlt er kalt zum Herzen niederrinnen.
Was war? was iſt? — er fährt empor,
Ein Klirren, dicht an ſeinem Ohr!

Und an dem nächſten Ständer lehnt, des todten Rappen Zaum und Zügel
Gelaſſen wägend in der Hand, ein Mann mit Hafermaß und Striegel,
So ſtämmig, wie durch Froſt und Staub der Kärrner treibt die derben Glieder,
In ſeinen breiten Nacken hängt der breite Schlapphut tröpfelnd nieder,
Und ruhig auf den Täuſcher itzt
Sein graubewimpert Auge blitzt.

„Herr!“ hebt er an: „Ihr dauert mich, ein feines Thier iſt Euch gefallen,
Doch weiß ich eins, ihm gleich wie ſich am Paternoſter zwei Korallen;
Ich nenne Euch den Ort, das Haus, Ihr habt es um zwei hundert Gulden,
Dann wüßt' ich einen Herrn, der drum ſein halbes Erbe würde ſchulden.“
Der Täuſcher horcht und ſtammelt dann:
„Ich bin ein ganz verarmter Mann!“ —

„Wie, Eure prächt'ge Kuppel hier? wie, die ich in den Oſtertagen
So friſch das Pflaſter ſtampfen ſah? fürwahr! da ſeid Ihr zu beklagen!

O, Euer Brauner mit dem Stern, der zierlich vor den Damen kniete!
O, Euer Weißgeborner, dem's wie Funken aus den Nüstern sprühte!"
Der Täuscher hat sich abgewandt,
Er zupft am Zaume, ballt die Hand.

Und sinnend steht der Schlapphut, mißt mit steifem Blick der Kiste Bohlen,
„Herr!" flüstert er: „schließt Eure Faust um blank gerändete Pistolen!
Die Stunde zehrt, es schwillt der Mond, bald ist des Jahres Schluß gekommen,
Habt Ihr auf Euren Zügen denn von der Gesellschaft nichts vernommen?"
Der Täuscher blickt verwirrt umher,
Und: „die Gesellschaft?" murmelt er.

„Wie, die so manchen braven Mann aus seinen Nöthen hat gezogen
Und keinen Heller Zinsen nimmt, zwei Worte nur auf weißem Bogen,
Die Euch, und lebt Ihr hundert Jahr, mit keiner Mahnung wird beschämen,
Die kennt Ihr nicht? die kennt Ihr nicht? fürwahr, das muß mich Wunder nehmen!"
Der Täuscher horcht, er spricht kein Wort,
Und flüsternd fährt der Andere fort:

„Hört an, wenn in Sylvesternacht das Mondlicht steigt in volle Bahnen,
Kein Dach, kein Baum es schatten mag, wenn silbern stehn der Thürme Fahnen,
Zum Schleusenthor geht dann hinaus, den Strom zur Rechten, links die Föhren,
Wer Euch begegnet — achtet's nicht; wer Euch begrüßt — laßt Euch nicht stören,

Und hinterm Friedhof liegt ein Haus,
Ein wenig öde ſieht es aus.

„Verſtorbnen Wuchrers Erb', um das ſich ſieben Lumpe hitzig
streiten,
Und drinnen flimmt ein ſchwaches Licht, Ihr ſeht es freilich
nicht von weiten,
Alljährlich nur in dieſer Nacht, ſonſt ſtehen Thür und Thor
verrammelt,
In einem Hinterbaue brennt's, wo die Geſellſchaft ſich
verſammelt;
Ihr trefft ſie, bis der Hahn gekräht —"
Der Täuſcher wendet ſich und geht.

Wie trunken ſchwankt er durch den Hof, ſchwankt in die bunt-
gefüllte Halle;
Der Kannen Klappern, das Geſchrei — ihm iſt, als ob die
Decke falle;
Und ſeufzend löst vom Gürtel er die Lederkatze, und bellommen
Läßt er den ärmlichen Gehalt ſo Stück vor Stück zu Tage
kommen;
Dann ſpringt er auf, ſein Sporenklang
Klirrt trotzig das Gehöft entlang.

Doch was er rufen, pfeifen mag, leer iſt der Stall, nur aus
den Raufen
Hängt wirres Heu wie ſträubend Haar, und drunter dampfen
Strohes Haufen,
Nur der Laterne feuchter Docht wirft Flämmchen auf mit
leichtem Knallen
Und läßt ein ſeltſam zuckend Licht um den geſtreckten Rappen
fallen,
Und in der Fenſterſcheibe ſteht
Des Mondes bleiche Majeſtät.

II.

Das nenn' ich eine Winternacht! das eine Jahresleiche! Gnade
Der Himmel Jedem, den die Noth treibt über dieſe blanken Pfade!
Sie glitzern auf, der Schlange gleich im weißen Pyramidenſande,
Und drüben hängt, ein Todtenlicht, der Mond an unſichtbarem Bande,
Mit Fünkchen iſt die Luft gefüllt,
Die Sterbeſeufzer zieht und quillt.

Nie hat, ſeit Menſchendenken, ſich Sylveſternacht ſo ſcharf ergoſſen,
Der Tag hat Flocken ausgeſtreut, der Abend ſie mit Glas umſchloſſen;
In den Gehöften Taub' und Huhn auf ihrer Stange ächzend ducken,
Der Hund in ſeinem Schober heult und fühlt den Wurm im Hirne zucken;
Zwei Spannen hat in dieſer Nacht
Das Eis dem Strome zugebracht.

Verklommen ſteht am Thor die Wach' und haucht in die erſtarrten Hände,
„Wer da!" — „Ein Freund!" — und haſtig ſtampft es längs der Brücke Steingeländе;
Betroffen ſieht ihn der Rekrut wie einen Maſt am Strome ſchwanken:
„Der iſt betrunken oder irr!" er ſteht ein Weilchen in Gedanken,
Bekreuzt ſich, zieht die Uhr heraus
Und lehnt ſich an ſein Schilderhaus.

Ins offne Land der Täuscher tritt, er athmet auf und schaut nach oben;
Kein Wölkchen hängt am Riesenbau der dunklen Sapphirkuppel droben,
Er wendet sich und sieht die Stadt wie eine Nebelmasse liegen
Und drüber, auf Sankt Thomas Thurm, das Wetterkreuz sich schimmernd wiegen;
Den Mantel zieht er ans Gesicht
Und schreitet fort im Mondenlicht.

Was liegt dort überm Weg? — ein Mensch, ein Mann in dünnem Zwillichrocke —
Der Täuscher zuckt, doch zaudert nicht; wohl sieht des Greisen dünne Locke,
Die Glatze leuchtend aus dem Schnee, er sieht sie im Vorüberschreiten,
Und wie mit tausend Stricken zieht es nieder, nieder ihn, zur Seiten;
Ans Herz hat er die Faust geballt,
Und weiter, weiter sonder Halt!

Die Scholle unterm Fuße kracht und scheint ihn wimmernd anzuklagen,
Die Luft mit ihrem leisern Hauch ihm Sterberöcheln zuzutragen,
In dem verglasten Föhrenwald ein irres Leben surrt und klingelt,
Und seiner eignen Kehle Hauch mit Funkenstaube ihn umzingelt;
Vorau, voran, der Würfel liegt,
Verloren, oder keck gesiegt!

Da wie ein Glöckchen tönts von fern, und dann ein Lichtchen kömmt geschwommen
Den blanken Schlangenpfad entlang, ist an des Hügels Bug geklommen,
Das Glöckchen schwirrt, das Flämmchen schwankt, Gestalten dunkel sich bewegen,

Ein Prieſter mit dem Sakrament zieht dem verſtörten Mann entgegen,
Und wie's an ihm vorüber ſchwebt,
Der Mönch die Hoſtie ſegnend hebt.

Der Täuſcher ſchaudert, und ihn reißt's wie Bleigewichte an den Knieen,
Doch weiter, weiter! — und vorbei läßt er den Gnadenengel ziehen;
Noch einmal ſchaudert er — ein Knall — des Stromes Flächen ſpaltend zittern,
Ein Windſtoß durch der Föhren Haar, und die kryſtallnen Stäbchen klittern —
Da tritt zum Friedhof er hinaus,
Und vor ihm liegt das öde Haus.

Er ſtarrt es an — ein düſtrer Bau! mit Zackengiebel, Eiſenſtangen,
Vom offnen Thore Nägelreihn wie roſtige Gebiſſe hangen;
Der Täuſcher zaudert, dann umſchleicht behutſam wie ein Fuchs im Winde
Die Mauern er; — iſt's nicht, als ob ein Licht im Innern ſich entzünde?
Er ſchüttelt ſich, er tritt hinein
Und ſteht im finſtern Gang allein;

Tappt am Gemäuer, wendet ſich; dort ſlimmt es durch der Thüre Spalten,
Sacht beugt er zu der Ritze, lauſcht, den ſchweren Odem angehalten;
Kein Ton, kein Räuſpern, nur ein Laut wie ſcharfgeführter Feder Schrillen,
Und ein Geriesel, wie wenn Sand auf Eſtrich ſtäubt durch ſchmale Rillen;
Sacht greift er an die Klinke, ſacht
Hat er gepocht und aufgemacht.

III.

Wie friedlich in der Erde Schooß die still geringen Leutchen schlafen!
Endlich ein Pfühl nach hartem Stroh, nach saurer Fahrt endlich ein Hafen!
Dem Flockenwulste, sichtbar kaum, entheben sich die niedern Hügel,
Doch Gottes Engel kennt sie wohl, und schirmend breitet er die Flügel
Den Kreuzlein zu, die Pflock an Pflock
Sich reihen um den Marmorblock.

Am Sockel kreucht der Drachenwurm und scheint zum Grund hinabzukrallen,
Zum todten Wuchrer unterm Stein, von eigner Frevelhand gefallen,
Wohl hat ihm Gold ein ehrlich Grab geworben an der Friedhofsmauer,
Doch drüber zuckt sein Flammenschwert Sankt Michael in Zorn und Trauer.
So silbergrau, ein Nachtgesicht,
Steht das versteinerte Gericht.

Vom öden Hause, seinem einst, wo blut'ge Thränen sind geflossen,
Hat sich ein seltsam dämmernd Licht bis an den Marmelstein ergossen,
Es ist, als ob das Monument bei der Berührung zitternd schwanke,
Im Schnee wühlend eine Hand dem Schuldner sich entgegen ranke;
Er kömmt, er naht, die Pforte dröhnt,
Er hat sich an den Stein gelehnt:

Bleich wie der Marmor über ihm, und finster wie das Kreuz zur Seiten,
Von Stirn und Wimper, Zähren gleich, geschmolznen Reifes Tropfen gleiten;
Was er in dieser schweren Nacht gelitten oder auch gesündet,
Er hat es Keinem je geklagt und Keinem reuig es verkündet;
Ins Dunkel starrt er, wie man wohl
So starrt gedankenlos und hohl.

Ihm ist, als fühl' er noch die Hand, die seinen Federzug geleitet,
Als fühle er den Nadelstich, der seines Blutes Quell bereitet,
Und leise zitternd tastet er zum Gurte — hörst du nicht ein Knirren,
Viel schrillender als Uhrgetick, viel zarter als der Spange Klirren? —
O, seine Heimath, still umlaubt!
O, seines Vaters graues Haupt!

Bewußtlos an des Engels Knie drückt er die Stirn, klemmt er die Hände,
Der todten Gäule Klingeln hört er schleichen durch die Fichtenwände;
Genüber ihm am Horizonte schleifen schwarze Wolkenspalten,
Wie lässig eine träge Hand zum Sarge schleift des Bahrtuchs Falten;
Er streicht das Auge, reckt sich auf
Und schaut zum Aetherdom hinauf.

Noch hängt die Mondeslampel klar am goldgestickten Kuppelringe,
Noch leuchtet von Sankt Thomas Thurm das Kreuz wie eine Doppelklinge,
Noch ist die Stunde nicht, wo sich der Hahn auf seiner Stange schüttelt,
O eilig, eilig, eh die Uhr das letzte Sandkorn hat gerüttelt!

Er wendet ſich, da — horch, ein Klang,
Und wieder einer, ſchwer und bang!

Und mit dem zwölften Schlage hat der Wollenmantel ſich gebreitet,
Der immer höher, rieſig hoch, ſich um die Himmelskuppel weitet,
Und, horch! — ein langgedehnter Schrei, des Hahnes mitternächt'ge Klage;
Im ſelbigen Moment erbebt und liſcht der Schein am Sarkophage,
Und Engel, Drache, Flammenſchwert
Sind in die wüſte Nacht gekehrt.

IV.

Ho! Gläſerklang und Jubelſang und „Hurrah hoch!“ fährt's durch die Scheiben,
Getroffen ſchwankt der goldne Leu, die Buben aus einander ſtäuben
Und drängen ſich und balgen ſich, das fliegende Confekt zu fangen;
Ein Glas, 'ne Frucht, 'ne Börſe gar, die blieb am Speer des Schildes hangen,
Und ſchreiend nach der Stange ſticht
Das kleine gierige Gezücht.

Da klirrt aus des Balkones Thür ein Mann mit Gert' und Eiſenſporen,
Ihm nach ein Andrer, Flaſch' im Arm, in Rauſches-Seligkeit verloren,
„Geſindel!“ — ruft der Eine — „halt! ich will euch lehren Börſen ſtechen!“ —
„Friſch, Jungens, friſch!“ der Andre drauf: „die Birn iſt mein, wer kann ſie brechen?
Ihn ſchlag' ich heut', ich, Hans von Spaa,
Zum Ritter von Lumpatia.“ —

„Beſinnt Euch," ſpricht der Erſte. — „Was, beſinnen? hab' ich mich beſonnen,
Als Euer Falber wie'n geſtochner Stier zuſammenbrach am Bronnen?
Beſann ich mich zu zahlen, Herr? o Euer Vieh! dreihundert Kronen!"
Die Stimme bricht in trunknem Weh, er ſchluchzt: „Mag Euch der Teufel lohnen!"
Und ſchraubt den Pfropfenzieher ein;
Der Täuſcher murmelt finſter drein

Und wendet ſich. „He, holla, halt!" ſchreit's hinter ihm, „nicht von der Stelle!
Hoch Euer Galgenmännlein, hoch der kleine rauchige Geſelle!
Und wieder hoch! und dreimal hoch! — Alräunchen, Hütchen meinetwegen,
Mag's ferner goldne Eier Euch und Andern todte Bälge legen!"
Der Täuſcher lächelt, aſchenfahl,
Und ſchlendert pfeifend in den Saal.

Noch zwei Minuten, und du ſiehſt den Gaſſenpöbel vor ihm weichen,
Ihn ſcheu wie ein umſtelltes Wild entlang die Häuſerreihen ſtreichen:
So ſchleicht kein Trinker ſchweren Hirns und freudeſatt ſich vom Gelage,
So grüßt kein freies Herz, nicht ſteht auf offner Stirn ſo trübe Frage;
Man meint, das Thor gewinne jetzt
Ein Schelm, von Gläubigern gehetzt.

Erſt als die Fichte ihn umſtarrt, an ſeiner Sohle Nadeln rauſchen,
Hat er den Schritt gehemmt und ſteht, in ſich gebeugt, zu lauſchen — lauſchen —

So lauscht kein Liebender dem Klang der Glocke, die zur Minne ladet,
Kein Kranker so des Priesters Schritt, der mit dem Heilthum ihn begnadet:
Ein Delinquent so lauschen mag
Der letzten Stunde Pendelschlag.

Am Sonnenbrande schlummernd liegt der Wald in des Aroma Wellen,
Und Harz entquillt den Nadeln wie aus Schläfers Wimpern Thränen quellen,
Die sonnentrunkne Klippe nickt, die Vögel träumen von Gesange,
In sich gerollt das Eichhorn liegt, umflattert von dem Franzenhange,
An jeder Nadel weißer Rauch
Verdunstet Terpentines Hauch.

Durch das Gezweig ein Sonnenstrahl bohrt in des Horchers Scheitellocke,
Die aus dem dunklen Wulste glimmt wie Seegewürmes Feuerflocke;
Er steht und lauscht, er lauscht und steht, vernimmst du nicht ein feines Schrillen,
Ein Rieseln, wie wenn Sandgekörn auf Estrich stäubt durch schmale Rillen?
So scharf es geht, so bohrend ein,
Wie Sensenwetzen am Gestein.

Der Täuscher richtet sich, er seufzt, dann drängend nach des Forstes Mitte,
An eklem Pilze klirrt der Sporn, und Blasen schwellen unterm Tritte,
Hier wuchern Kreff' und Binsenwust, Gewürme klebt an jedem Halme,
Insektenwirbel wimmelt auf und nieder in des Mooses Qualme,
Und zischend, mit geschwelltem Kamm,
Die Eidechs sucht den hohlen Stamm.

Der Wandrer bricht die Raul', er reißt und wüthet in den Brombeerhecken,
Da seitwärts durch Geröhres Speer erglänzt des Kolkes Dintenbecken,
Ein wüster Kübel, wie getränkt mit schwefelichen Asphaltes Jauche,
Langbeinig füßelnd Larvenvolk regt sich in Fadenschlamm und Lauche,
Und faule Spiegel, blau und grün,
Wie Regenbogen drüber ziehn.

In Mitten starrt ein dunkler Fleck, vom Riesenauge die Pupille,
Dort steigt die Wasserlilj' empor, dem Fußtritt lauschend durch die Stille;
Wen sie verlockt mit ihrem Schein, der hat sein letztes Lied gesungen;
Drei Tage suchte man das Kind umsonst in Kraut und Wasserbungen,
Wo Egel sich und Kanker jetzt
An seinen bleichen Gliedchen letzt.

Der Täuscher steht, den Arm verschränkt, und stuurt verdüstert in die Lache,
Sein Haar voll Laub und Kletten bauscht sich finster an der Krempe Dache,
Gleich einem Senkblei scheint der Blick des Kolkes tiefsten Grund zu messen,
Zur Seite schaut er, rückwärts dann, kein Strauch, kein Hälmchen wird vergessen,
Greift dann behend zum Gürtelband
Und hält ein Fläschlein in der Hand.

Kaum hat das Ohr sich überzeugt, im Glase klingle das Gerispel,
Ein Wimmeln kaum das Aug' erhascht, wie spinnefüßelndes Gewispel,

Da, hui! pfeift's im Schwung und, hui! fährt's an der Lilie Krone nieder,
Das Waſſer ziſcht, es brodelt auf, es reckt die modergrünen Glieder,
Und rückwärts, rückwärts ſonder Halt
Raſchelt der Täuſcher durch den Wald.

Erſt im Verhaue, wo die Luft ſpielt mit der Beere Würzarome
Und auf den goldnen Schwingen trägt das Feſtgeläut vom nahen Dome,
Dort ſinkt er ſchluchzend auf die Knie, ſo feſt, ſo feſt die Händ' gefaltet,
O ſelten hat ein Seufzer ſo des Herzens tiefſten Grund geſpaltet!
Was dieſer Seufzer trägt, es muß
Sich nahen wie ein glüher Kuß.

Und Zähren Perl' an Perle ſich entlang die braunen Wangen ſchmiegen,
So mochte der verlorne Sohn zu ſeines Vaters Füßen liegen;
Da plötzlich zuckt der Beter — greift zum Gurte — taſtet dann aufs Neue —
Mit dumpfem Laute, klirrend fährt vom Grund er wie ein wunder Leue,
Und in den Fingern angſtgekrampft
Die triefende Phiole dampft!!

V.

Tief tiefe Nacht, am Schreine nur der Maus geheimes Nagen rüttelt,
Der Horizont ein rinnend Sieb, aus dem ſich Kohlenſtaub entſchüttelt;
Die Träume ziehen, ſchwer wie Blei und leicht wie Dunſt, um Flaum und Spreue,
Im Gold der hagere Poet, der dürre Klepper wühlt im Heue,

Vom Kranze träumt die Braut, vom Helm
Der Krieger und vom Strick der Schelm.

In jener Kammer, wo sich matt der Fenster tiefes Grau schattiret,
Hörst du ein Rieseln, wie die Luft der Steppe zarten Staub entführet?
Und ein Gesäusel, wie im Glas gefangner Bremse Flügel wispelt?
Vielleicht 'ne Sanduhr, die verrinnt? ein Mäuschen, das im Kalke rispelt?
So scharf es geht, so bohrend ein,
Wie Sensenwetzen am Gestein.

Und dort am Hange — Phosphorlicht, wie's kranken Gliedern sich entwickelt:
Ein grünlich Leuchten, das wie Flaum mit hundert Fäden wirrt und prickelt,
Gestaltlos, nur ein glüher Punkt in Mitten, wo die Fasern quellen,
Mit klingendem Gesäusel sich an der Phiole Wände schnellen,
Und drüber, wo der Schein zerfleußt,
Ein dunkler Augenspiegel gleißt.

Und immer krimmelt's, wimmelt's fort, die grüne Wand des Glases streifend,
Ein glüher gieriger Polyp, vergebens nach der Beute greifend;
Und immer starrt das Auge her, als ob kein Augenlied es schatte,
Ein dunkles Haar, ein Nacken hebt sich langsam an des Tisches Platte,
Dann plötzlich schließt sich eine Hand,
Und im Moment der Schein verschwand.

Es tappt die Diel' entlang, es stampft wie Männertritt auf weichen Sohlen,
Behutsam tastend an der Wand will Jemand Rathes sich erholen,

Dann leise klinkt der Thüre Schloß, die losgezognen Riegel pfeifen,
Durch das Gemach, verzitternd, scheu, gießt sich ein matter Dämmerstreifen,
Und in dem Rahmen, duftumweht,
Im Nachtgewand der Täuscher steht.

Wie ist die stämmige Gestalt zum sehnenharten Knorren worden!
Wie manches, manches graue Haar schattirt sich an der Schläfe Borden!
O, diese Falten um den Mund, wo leise Kummerzüge lauern —
So mocht' an Babels Strömen einst der grollende Prophete trauern,
So der Verfehmte sonder Rast,
Wie ihn Salvator[1] aufgefaßt.

Genüber, feingeschnitzelt, lehnt die Gnadenmutter mit dem Kinde,
Das fein vergoldet Händchen streckt wie segnend aus der Mauerspinde,
Und drunter, in Krystall gehegt, von funkelndem Gestein umbunden,
Ein überköstlich Heiligthum, ein Nagel aus des Heilands Wunden;
Zu seiner Ehre Nacht für Nacht
Das Lämpchen am Gestelle wacht.

Nie hat, in aller Schuld und Noth, der Täuscher einen Tag beschlossen,
Daß nicht an dieser Schwelle ihm ein glüher Seufzer wär' entflossen,
Selbst auf der Fahrt, auf nächt'gem Ritt, dämmert sein Auge in die Weite,
Von des Polacken Rücken hat er mühsam sich gebeugt zur Seite

[1] Salvator Rosa.

Und sein beladnes Haupt geneigt,
Woher das Kind die Händlein reicht.

Ein scheuer Bettler Tag für Tag so steht er an des Himmels Pforte,
Er schlägt kein Kreuz, er beugt kein Knie, nicht kennt sein Odem Gnadenworte,
Schlaftrunknes Murmeln nur — und glüh fühlt er's durch die Phiole ranken,
Die seinem Leibe angetraut wie nagend Krebsgeschwür dem Kranken;
Und von dem kargen Lebensherd
Ein Jahresscheit ist weggezehrt.

Auch jetzt, in dieser Stunde, steht er lautlos, mit gestreckten Knieen,
Nur leises Aechzen, und voran! — schau, schau, wie seine Muskeln ziehen!
Voran! — das Heilthum — der Krystall — er lehnt sich an die Wand, ihm schwindelt,
Ein angstvoll Zupfen — ein Gestöhn — er hat den Nagel losgewindelt
Und stößt ihn dicht am Heil'genschrein
In der Phiole Siegel ein.

Hui! knallt der Pfropfen, hui, fährt das Glas in Millionen Splitter!
Gewinsel hier, Gewinsel dort und spinnefüßelndes Gestitter;
Es hackt und prickelt nach dem Mann, der unterm Gnadenbilde wimmert,
Bis Faser sich an Faser lischt, des Centrums letzter Hauch verschimmert,
Und an der Gotteslampe steigt
Das Haupt des Täuschers, schneegebleicht.

VI.

Weh, Glockensturm! Trompetenstoß! und Spritzen rasseln durch die Gassen,
Der aufgeschreckte Pöbel drängt und kräuselt sich in wüsten Massen,
Hoch schlägt die Brunst am Giebel auf, Gewieher kreischt aus Stall und Scheunen,
Der Eimer fliegt hinab, hinauf, umhergestoßne Kinder weinen,
Und zögernd steigt das Morgenroth,
Dem dopple Glut entgegen loht.

Es war beim ersten Hahnenschrei, als alle Bürger aufgeschüttert
Mit Schloßenpfeifen Knall auf Knall; so gräulich hat es nie gewittert!
Grad ob des reichen Böhmen Dach, des Täuschers, ballte sich das Wetter,
Wie Blitz an Blitze niederzuckt, mit ohrbetäubendem Geschmetter,
Nun überall an Scheun' und Haus
Prasselt der Flammenhag hinaus.

Im Hof die Knechte hin und her mit Axt und Beilen fluchend rennen,
Wer schob die innern Riegel vor? die Thüren weichen nicht und brennen.
„Der Herr! der Herr!" ruft's hier und dort: „Wo ist der Herr!" Daß Gott ihm gnade,
An seinem Kammerfenster leckt die Loh' aus der geschloßnen Lade!
Und eben krachte ins Portal
Die Stiege zu dem obern Saal!

Entsetzt Gemurmel läuft umher und schwillt in des Gedränges Wogen,
Dann Alles todtenstill, sie stehn, die Brauen finster eingezogen;

So um den Scheiterhaufen einst gruppirten sich des Südens Söhne:
„Da brennt der Schächer, dessen Vieh das Land verlockt mit fremder Schöne
Und, kaum verkauft, am dritten Tag,
Ein todtes Aas, im Stalle lag!

„Der Gaukler brennt, aus dessen Gurt ein wunderlich Geklingel surrte,
Daß man in rabenschwarzer Nacht ihn kennen mocht' an seinem Gurte,
Der keine Kirche je betrat, vor keinem Gnadenbild sich neigte;
Wenn ihm begegnet Christi Leib, von Schwindel stammelt' und erbleichte,
Im gottgesandten Element
Der Täuscher, mit der Kuppel, brennt!"

VII.

Am Wiesenhang 'ne Linde steht, so lieblich winkend mit den Zweigen,
Auf jedem Ast ein Vogelnest, um jede Blüth' ein Bienenreigen,
Sie scheint den düstern Föhrenwald aus ihren Kelchen anzulächeln,
Des nahen Städtleins Angelus ein säuselnd Ave zuzufächeln,
Und für den nahen Friedhof auch
Hat sie versüßt des Westes Hauch.

Und Blatt an Blatt vom Blüthenzweig verstreut sie auf des Greises Stirne,
Der in dem Wurzelmoose lehnt sein Haupt mit siedendem Gehirne;
Zur Seite liegt der Stab, gefüllt mit Bettelbrode liegt der Ranzen,

Und Schemen hier und Schemen dort mit Elfenschritten drüber tanzen,
Wie sie der Brust geheimster Hut
Entschlüpfen in des Fiebers Glut.

Den Anger seiner Kindheit sieht er in den Lindenzweigen spielen,
Die süße Heimat, und das Haupt der Eltern auf den Sterbepfühlen;
Was er verloren und erstrebt, was er gesündet und getragen,
Wie Eine Nacht sein Haar gebleicht, die eignen Knechte ihn geschlagen.
O Nacht, die Ehre, Kräfte, Hab'
Zerbrach und ihm die Seele gab!

Er sieht sein faltiges Gesicht im Wasserspiegel wiederscheinen,
Wie er sich selber nicht erkannt, und kindisch dann begann zu weinen;
Ach, all die Thränen, so nachher aus tiefrer Quelle sind geflossen,
Ob sie ihn Christi Blut vereint? des Himmels Pforten aufgeschlossen?
Wohl Schweres trug er mit Geduld,
Doch willenlos, durch eigne Schuld!

Mit vierzig Jahren sieder Greis, ist er von Land zu Land geschlichen,
Hat seines Namens Fluch gehört und ist zur Seite scheu gewichen,
Aus mancher Hand, die ihm gedient, hat er das Bettelbrod gebrochen
Und ist, ein todeskranker Mann, an dieses Hügels Bug gekrochen,
An diesen Hügel — ew'ge Nacht!
Er schaudert auf — Sylvesternacht!

Der Föhrenwald — das öde Haus — dort ſtand der Prieſter,
dort am Hagen — .
O, in der Sterbeſtunde hat ſein irrer Fuß ihn hergetragen,
Das iſt kein Schemen, dieſes nicht; dort ſtreckt Sankt Michael die Flügel,
Dort kreucht am Fußgeſtell der Drach' und ſchlägt die Kralle in den Hügel;
Des Greiſes Auge dunkelt, wild
Die Agonie zum Haupte quillt.

Das Buch — das Buch — er ſieht das Buch — o Gottesmutter, Gnade! Gnade!
Er liebte dich, er liebte dich in Sünd' und Schmach — gleich einem Rade
Die Zeichen kreiſen — Gott, o Gott, er ſieht ein Händchen niederreichen,
Mit leiſem goldnem Fingerzug die blutgetränkten Lettern ſtreichen!
Und auf des Täuſchers bleichen Mund
Ein Lächeln ſteigt in dieſer Stund.

Um Mittag hat der Mähder ihn am Lindenſtamme aufgehoben,
Und in des Karrens Futtergrün dem Leichenhauſe zugeſchoben,
Auf der Gemeinde Koſten iſt ein großes Sterbehemd bereitet,
Ein kurzer träger Glockenſchlag hat zu der Grube ihn geleitet,
Wo ſich der Engelsflügel neigt
Und nicht des Drachen Kralle reicht.

Das Hospiz

auf dem großen St. Bernhard.

Erſter Geſang.

Die Sonne hat den Lauf vollbracht,
Schon ſpannt ſie aus ihr Wolkenzelt;
So manche Thrän' hat ſie bewacht,
So manchem Lächeln ſich geſellt;
Um Sel'ge hat ihr Strahl gekräuſelt,
Wo ſüß verſteckt die Laube ſäuſelt,
Und hat die Todtenbahre auch
Geſegnet mit dem frommen Hauch;
Nur einmal ihres Schleiers Saum
Noch gleitet um der Alpen Schaum,
Und in des Schneegeſtäubes Flaum,
Das an Sankt Bernhards Klippe hängt,
Der matte Hauch ſich flimmernd fängt.

Dort, wo es, aus des Paſſes Schlunde,
Ums Pain de Sucre macht die Runde,[1]
Berührt ein menſchlich Angeſicht
Fürwahr zum letzten Mal das Licht.
Wie hat der Greis die dürre Hand
So feſt um ſeinen Stab geſpannt!
Und wie er ſo verkümmert ſteht,
So ganz verlaſſen um ſich ſpäht,

[1] Pain de Sucre, eines der Alpenhörner des großen St. Bernhard, beträchtlich vom Wege abwärts.

Da ist's, als ob, erstaunt zumal,
Noch zögern will der letzte Strahl.
Schon zog der Aar dem Horste zu,
Und nur die Gems vom Tour des soux [1]
Noch einmal pfeift und schwindet dann.
Am Risse lehnt der alte Mann,
Wie auf dem Meere, jüngst ergrimmt,
Einsam noch eine Planke schwimmt.

O, du bist immer schön, Natur!
Doch dem, der Hertha's Bild gegrüßt,
Die Woge bald die Lippe schließt.
Bist Königin vernichtend nur!
Der Blitz, der Seesturm, der Vulkan,
Sie stehn als Zeugen oben an.
Und jener Greis am Felsenrand?
Dem Strahl, der widerprallt im Schnee,
Will schützend die besonnte Hand
Sich vorbaun, an der Braue Höh'.
Zum Montblanc hat er lang gesehn
Und wendet abendwärts den Fuß,
Da ihm die Augen übergehn,
Daß er vor Kälte weinen muß.
Ihm ist wie taub, ihm ist wie blind,
Er spricht gepreßt, und thut's nicht gern:
„Mein Knabe! Henry! liebes Kind!
Schau mal hervor, sind wir noch fern?"

Dann aus des Mantels Falten dicht
Ein Bübchen windet sein Gesicht;
Die kleinen Züge schwillt der Hauch,
Die rothen Händchen birgt es auch

[1] Eine mächtige freistehende Felsnadel auf dem Gipfel des St. Bernhard.

Sogleich und zieht des Vließes Saum
Sorgfältig um der Stirne Raum,
Daß nur der Augen röthlich Licht
Durch des Gewandes Spalten bricht.
Nun mit den Wimpern zuckt er schnell;
„Großvater, schau! wie blitzt es hell!“

Der Alte seufzt: „Es blitzt, mein Sohn,
Am Himmel nicht um diese Zeit;
Es ist die Sonne wohl, die schon
Sich um die letzten Zacken reiht.“
Doch wiederum der Knabe spricht:
„Großvater! 's ist die Alpe nicht,
Es springt und zittert in die Höh',
Wie wenn die Sonne tanzt im See
Und spielt in unserm Fensterglas.“
„Wo, Henry? Kind, wo siehst du das?“

Ein Aermchen aus der Wolle steigt.
Der Alte senkt das Haupt und schweigt.
Nein, nein, das ist kein Hospital!
In tausend Funken sprengt den Strahl,
Gleich nachtentbranntem Meeresdrange,
Nur Roche polie[1] von jenem Hange.

Und zögernd schiebt des Greises Hand
Den kleinen kalten Arm zurück,
Zieht fester um ihn das Gewand.
Er wirft den kummervollen Blick
Noch einmal durch die dünne Luft,
Auf jeden Fels, in jede Kluft;
Dann folgt ein Seufzer, unbewußt,
So schwer wie je aus Mannes Brust,

[1] Eine von der Natur aufs glänzendste polirte Felsenwand. Man schreibt diese Erscheinung der gewaltsamen Reibung mit andern Felsenmassen bei einer früheren Erdumwälzung zu.

Und langsam abwärts, mit Gefahr,
Beginnt er Pfade unwirthbar.
— Schmal ist der Raum, die Klippe jäh; —
Zuweilen bietet das Gestein,
Ein altergrauer Felsenspalt,
Für Augenblicke schwachen Halt.
Die Ferse drückt er in den Schnee
Und stößt des Stabes Stachel ein;
Denn eine Zeit gab's, wo im Gau
Von Saint Pierre kein Schütz sich fand,
Der auf der Jagd, am Alphorn blau,
Dem Benoit gegenüber stand.
Kein Aug' so scharf, kein Ohr so fein,
So sicher keine Kugel ging,
Von all den Kühnen er allein
So sorglos an der Klippe hing!
Zum letztenmal dem Meister alt
Sich dankbar seine Kunst erzeigt —
Gottlob! nun ist die Schlucht erreicht.
Er blickt empor, durchs graue Haupt,
Fast von der Kälte sinnberaubt,
Noch einmal durch die öde Brust
Zieht sich das Bild vergangner Lust,
An der sein ganzes Herz gehangen,
Und doppelt fühlt er sich gefangen.

In Quarzes Schichten eingezwängt,
Durch die der schmale Pfad sich drängt,
Streckt, überbaut von Felsenwucht,
Sich lang des Pain de Sucre Schlucht.
Kein Laut die todte Luft durchirrt,
Kein Lebenshauch ist zu entdecken;
Und, wenn es unversehens schwirrt,
Das Schneehuhn kann den Wandrer schrecken.
Wo droben schwimmt das Felsendach,

An dem der Wintersturm sich brach
Jahrtausende — doch die Gedanken
Verlassen ihn — er sieht es wanken —
Er fördert keuchend seinen Schritt —
Und immerfort, in tollem Schwanken,
Ziehn rechts und links die Klippen mit;
So daß er harrt — sogleich — sogleich —
Wie, aus der Lüfte Schwindelreich,
Die ungeheure Masse klirrt,
Und er sich schon zerschmettert glaubt,
So sehr ihm Furcht die Sinne raubt.

In diese wüste Bahn hat jetzt
Der müde Mann den Fuß gesetzt,
So schnell es gehn will, fort und fort.
Noch immer glühn die Firsten dort,
Und abwärts gleiten sieht den Strahl
Mit Lust er und mit Graun zumal.
Sobald der Abendsonne Schein
Nicht mehr die letzte Zacke badet,
Ins Hospital ein Glöckchen rein
Den Wandrer aus der Steppe ladet.
Und schon am Pointe de Drone das Licht
Kaum merklich noch den Schatten bricht.
„O Sonne," seufzt der müde Greis,
„Bald bist du hin! der Himmel weiß,
Vielleicht hör' ich die Glocke nicht!" —
Blickt zweifelnd nach den Felsenwällen,
An denen mag der Klang zerschellen.
Das Kind, das Kind ist seine Noth!
Schon fühlt er, wie, vom Froste laß,
Der steife Arm zu gleiten droht;
Und ohne Ende scheint der Paß!
Ein Thurm ragt an dem andern her,
Es ist, als würden's immer mehr.

Dem Himmel Dank, die letzte Klippe!
Und als, mit angestrengtem Fleiß,
Sich immer näher treibt der Greis,
Was knistert übern Steingerippe?
Am Rande schiebt sich's, zittert, blinkt,
Langsam ein weißer Klumpen sinkt;
Dann schneller, dann mit jähem Fall
Entlang die Klüfte tost der Schall.
Und zu des Alten Füßen rollen
Schneetrümmer und gesprengte Schollen.
Und dieser einen Augenblick
Steht regungslos, mit Schwindel ringt; —
So scharf vorüber zog der Tod!
Gefaßt er dann zusammenrafft,
Was ihm von Wollen bleibt und Kraft.
Und vorwärts nun, mit harter Noth,
Er in den Trümmerhaufen dringt.
Doch neben, vor und um ihn stemmt
Die Masse sich, zum Wall gedämmt.
Mitunter eine Scholle auch
In schwachem Gleichgewichte steht,
Nur wartend auf den nächsten Hauch,
Und aufwärts ihre Kante dreht.
Wenn das Geschiebe sich belebt,
Ein Sarkophag, der ihn begräbt!
Horch! wie er durch die Zacken irrt,
Zuweilen eine Scheibe klirrt;
Ein feines Schwirren — schwaches Rucken —
Vor seinen Augen Blitze zucken;
Doch immer wieder fügt sich's ein,
Und starr die Mauer steht wie Stein.
So muß er, fast in Todesbanden,
Wie durch ein Labyrinth sich schmiegen.
Es ist vorüber, ist bestanden,
Und hinter ihm die Trümmer liegen.

Indeß des Tages matte Zeichen
Allmählich von den Kuppen bleichen,
Und nach und nach am Firmament
Des Mondes Lampe still entbrennt;
Verschwimmend, scheu, ihr zartes Licht
Malt noch der Dinge Formen nicht.
Doch allgemach aus Wolkenschleier
Ersteht die klare Scheibe freier.
Die Felsen scheinen sich zu regen,
Geflimmer zittert übern Schnee,
Und langsam steigend aus der Höh'
Die Schatten auf den Grund sich legen.

Gebeugt, mit angestrengtem Schritt,
Aus seiner Schlucht der Wandrer tritt
In eine öde Fläche vor.
Er steht — er lauscht — er trägt das Ohr
Zur Erde bald und bald empor,
Und alle Sinne lauschen mit.
Er wendet sich, ob nichts vom Schalle
Aus einer andern Richtung falle. —
Nur hohl und zischend sich die Luft
In des Gesteines Spalten fängt
Und, mit Geknister durch den Duft
Zu Nacht gefallner Flocken drängt.
Der Kälte, die den Stamm zerschellt,
Kein Schirm sich hier entgegenstellt.
Ach Gott, wohin! ringsum kein Steg,
Sich überall die Ebne gleicht.
Doch vorwärts, vorwärts, immer reg',
Eh dich im Schlummer Tod beschleicht,
Nur immer in die Nacht hinein.
Da, durch die Steppe fällt ein Schein,
Wie wenn sich Kerzenschimmer brechen
In angehauchten Spiegels Flächen.

Und über dieſes Meteor
Ragt eine Maſſe dunkel vor.
Gegrüßt, o Stern im Mißgeſchicke!
Es iſt die Drance, es iſt die Brücke.

Kaum die bekannten Pfade ſchaut
Der Greis, ihm iſt wie aufgethaut;
Halb kehrt der Jugend Muth zurück,
Er wähnt ſich einen Augenblick
Für dies und Schlimmres noch genug.
Die Brücke naht ſich wie im Flug.
Schon hat er rüſtig ſie beſchritten,
Schon ſteht er in der Ebne Mitten,
Schon leucht er um des Stromes Bogen;
Und vor ihm her die glaſ'gen Wogen
Durchrollt des Mondes Silbertuch.
Vergebens! dieſe Kraft iſt Schein;
Mit jedem Hauche ſinkt ſie ein,
Mit jedem Schritte weicht das Blut.
Ach, keine Wunder wirkt der Muth!
Schon matter wird des Greiſes Tritt.
Das Licht im Strome fliegt nicht mehr,
Es wandert zögernd vor ihm her.
Aus den gelähmten Fingern glitt
Der Stab, und eine weite Strecke
In Sätzen prallend von der Decke,
Dann lagert er an Stromes Rand.
Hin ſchleppt der müde Mann den Schritt;
Er bückt ſich mühſam, welche Qual!
Ergreift ihn, der zum dritten Mal
Ihm immer gleitet aus der Hand.
Und ſchwindelnd, bei dem ſauren Beugen,
Fühlt er das Blut zum Haupte ſteigen,
Sein Aug', von kalten Thränen ſchwer,
Sieht kaum das Allernächſte mehr.

Noch tappt er, wo aus dunklem Schaft
Die glatte Eisenspitze blinkt.
Da weicht des Armes letzte Kraft,
Und auf den Schnee das Knäbchen sinkt;
Es rafft sich auf, ergreift den Stab,
Gehorsam, leichtem Dienst gewöhnt.
„Mein Kind! mein Kind!“ der Alte stöhnt
Und nimmt die kleine Last ihm ab,
„Was willst du noch zuletzt dich plagen!“
Späht mit der Augen trübem Stern
Beklommen durch den nächt'gen Schein; —
„Du kannst nicht gehn, ich dich nicht tragen,
Und ach! das Hospital ist fern.
So müssen wir das Letzte wagen
Und kehren bei den Todten ein.“
Er lenkt die Schritte von dem Strand,
Sein Knäbchen hält er an der Hand.

Das Mondlicht, das mit kaltem Kusse
Liebkoset dem versteinten Flusse,
Gleich links, auf ein Gewölbe klein,
Streut alle seine Schimmer rein,
Die, wie sie Wolkenflor umwebt,
Bald auf dem Dache, wie belebt,
Sich kräuseln, in den Fenstern drehn
Und bald wie eine Lampe stehn,
Die halb der Grüfte Dunkel bricht.
So leisten sie die fromme Pflicht
Dem, so der Fremde ward zum Raube,
Und bei dem unbeweinten Staube
Entzünden sie das Trauerlicht.
Ja, diese Mauern, wohl erbaut
Mit Christensinn, sie bergen doch,
Wovor des Menschen Seele graut,
Wem Blut rollt in den Adern noch.

Sie alle, die zum Todesschlaf
Sankt Bernhards leiser Odem traf,
Wenn sie nicht Freundes Wort genannt,
Nicht Eidgenossen Blick erkannt,
An diesen Ort sind sie gebannt.
Der Bettler, dem kein Heimathland,
Der Jude, so auf Geld bedacht
Gefahrenvollen Weg betrat,
Der arme wandernde Soldat,
Der Flüchtling vor Gesetzes Macht:
Sie alle liegen hier, wie Tod
Aus dieser Wildniß sie entbot.
Im Pelze der, im Mantel weit,
Und jener im Studentenkleid.
Das tiefe Auge, trüb und offen,
Auf liebe Züge scheint zu hoffen;
So Zeit auf Zeiten, keine Thräne
Rann auf die bleiche Wange noch;
Und ließen treue Kinder doch,
Und sind geliebter Eltern Söhne.

Die Schwelle kennt der Greis genau,
Hier führt ein Steg nach Wallis Gau,
Sein alter Pfad, wenn von der Jagd
Er heimwärts manchen Gang gemacht,
Ans Fenster pflegt er dann zu treten,
Nachdenklich in die Gruft zu sehn
Und sinnend auch, im Weitergehn,
Ein Vaterunser wohl zu beten.
Doch vor dem Tode auf der Flucht
Erfaßt ihn ungeheures Grauen,
Als tret' er in das eigne Grab
Und soll' die eigne Leiche schauen.
Kaum wehrt er den Gedanken ab.
„Hinweg! hinweg! so weit der Fuß

Dich trägt" — und unwillkürlich muß
Er wenden. Doch da weint das Kind:
„Großvater! weiter sollen wir?
Wir sind ja hier an einer Thür.
Ich kann nicht mehr." Verschwunden sind
Die Zweifel; mühsam öffnet jetzt
Der Greis das Thor, mit Rost versetzt,
Tritt in die Wölbung, kauert sich
Dann auf den Boden kümmerlich
Und nimmt an seine Brust den Kleinen.
So eine Weile sitzen sie,
Der Knabe auf des Mannes Knie
Zu stummen Schauern an ihn biegend,
Der Alte, sich nach innen schmiegend,
Das Haupt am feuchten Mauerstein,
Und übermüdet, überwacht,
Hat minder der Umgebung Acht;
Minuten noch, so schläft er ein. —
Schon summt es um ihn wie ein Schwarm,
Der Mantel gleitet mit dem Arm;
Und als das Haupt zur Seite sinkt —
„Großvater! ist das Glas? es blinkt!"
Der Alte fährt empor, er blickt
Verschüchtert seitwärts, unverrückt
Zu Boden dann: „Sei still, sei still,
Mein Kind, es sei auch, was es will."
Und seufzend fügt er noch hinzu:
„Es ist so spät! gib dich zur Ruh."
Doch wie ein Strahl es ihn durchfliegt,
Daß Schlaf den Willen fast besiegt.
Schon greift der Krampf die Glieder an:
Zu reiben gleich beginnt der Mann.
Und als das Blut nun schneller rinnt,
Er immer heller sich besinnt,
Auch der Gedanke Kraft gewinnt.

Was war es, das, vom Schlaf erwacht,
So in Verwirrung ihn gebracht?
Es war ein Blitz, es war ein Licht!
Und dennoch war es beides nicht.

Indessen hat das Knäbchen leis
Die beiden Aermchen ausgestreckt
Und aus des Mantels Hut mit Fleiß
Den kleinen Kopf hervorgesteckt.
Das Schlummern will ihm nicht gelingen;
Die Langeweile zu bezwingen
Am Mantel nestelt's immerfort,
Schaut unverrückt nach einem Ort,
Bald gähnend, bald mit halbem Wort.
„Ja!" flüstert's, vor Ermattung roth,
Die Händchen in des Mantels Tasche,
„Dort steht das Glas und dort die Flasche,
Und auf dem Tische liegt das Brod."
Dann zieht es sacht den Mantel los;
Es gleitet von des Alten Schooß,
Es taucht ins Dunkel. Auf sich rüttelnd
Aus wüster Träumereien Graus,
„Henry! mein Kind!" ruft jener aus,
Das graue Haupt verdrossen schüttelnd,
„Wo bist du nur? komm wieder, Sohn!"
Dort glänzen seine Löckchen schon!
Was reicht und streicht es an der Wand?
Ans Auge hebt der Greis die Hand:
Fürwahr! nach einem Brode sucht
Der kleine Arm hinauf zu langen;
Und nebenan sich Schimmer reihn,
Bald roth, bald grün, wie sie gefangen
Im Glase dort, und dort im Wein.
O unverhofftes Segen! Schon
Vom Boden taumeln sich den Alten.

„Laß, du vermagst es nicht zu halten,
Laß ab!“ Es zittert jeder Ton,
Der aus bewegter Bruſt ſich windet
Und kaum im Odem Nahrung findet.
Die Glieder, ſo in Froſt und Qual
Ihn treulich trugen durch die Steppen,
Kaum vorwärts weiß er ſie zu ſchleppen
Bis hin, wo harrt das karge Mahl.
Er faßt das Brod und kann's nicht theilen
Und ſtöbert, ſucht mit wirrem Eilen
In allen Taſchen, allen Falten,
Selbſt in der Stiefel engen Spalten.
„Hab' ich mein Meſſer denn verloren?“
Die Rinde bricht, ſie iſt noch warm.
„Nun iß, nun trink, mein Würmchen arm!
O, kam ich eher um zwei Stunden!
Um eine einz'ge Stunde nur!“
Die Mönche hätt' er noch gefunden;
Dies iſt des Hoſpitales Spur.

Denn was die kühnſte Flamme bricht,
So wild ſie durch die Adern tobt:
Es löſcht die fromme Liebe nicht,
Die Leib und Leben hat verlobt.
Wenn Windsbraut an den Klippen rüttelt,
Wenn ſich das Schneegeſtöber ſchüttelt,
Wenn durch die öde Winternacht,
Nur wie ein fernes Mordgeſchütz,
Die zitternde Lawine kracht,
Wenn um die Gipfel ſpielt der Blitz:
Das ſind die Boten, die er kennt;
Vom Betſtuhl, wo die Lampe brennt,
Der Mönch ſich hebt, den Weg beginnt
Zum Tobel, wo der Sturzbach rinnt,
Zum Paſſe, wo der Schnee am höchſten,

Zum Steg, wo die Gefahr am nächsten,
Hinauf, hinab Sankt Bernhards Rund;
Voran ihm spürt sein kluger Hund.
Dann, kehrend zu des Klosters Pforte,
Die Nahrung, so er bei sich trägt,
Mit milder Sorgfalt wird gelegt
An sichre sturmgeschützte Orte.
Und oft, im letzten Augenblick,
Trat die gebrochne Kraft zurück
Durch sie in die versiegten Adern.
Wer mag mit solchen Mönchen hadern!
Welch' seelerstorbner Atheist
So frevler Thorheit sich vermißt,
Daß er auf sie die Pfeile richte?
Schau! wie, gleich neuentflammtem Lichte,
Das Kind des Glases volle Last
Mit beiden rothen Händchen faßt.
Nun setzt es an und trinkt und trinkt,
Durch alle Adern strömt das Heil,
Und läßt nicht ab und stöhnt vor Eil,
Fast wird der Athem ihm versetzt.
Des Alten Auge freudig blinkt:
„Mein Junge, sprich, wie ist dir jetzt?"
Doch kaum und unverständlich nur
Des Kindes Antwort ihn erreicht,
Das auf sein Stückchen Brod gebeugt,
Natur, nach deinem weisen Walten,
Das schwache Leben zu erhalten,
Gefahr zu fliehn, die es nicht sieht,
Aus allen Kräften ist bemüht.

Indeß hat draußen durch die Nacht
Ein Murmeln, Rauschen sich verbreitet,
Wie wenn erzürnte Woge schreitet;
Des Sturmes Stimme ist erwacht.

Noch fern und hohl im Klippenschacht,
Von Fels zu Felsen hört man's klagen.
Der Alte sinnt: soll er es wagen,
Sich und sein Liebstes fortzutragen?
Bald ist das Hospital erreicht! —
Ein Stoß um das Gewölbe streicht,
Und heulend singt er überm Dache
Das Todtenlied dem Grabgemache.
Am Boden leises Knistern irrt,
Die Thür in ihren Angeln klirrt;
Umsonst! umsonst! es ist zu spät,
Der Wirbel durch die Steppe geht.
Und nun? Des Greises Blicke fragen,
Ob nirgends hier ein Plätzchen sei
Noch unbesetzt, vom Zuge frei.
Durch des Gewölbes Mitte stehn
Drei lange Bahren, sind sie leer?
Das Dunkel wirbelt drüber her.
Doch rechts und links und gegenüber,
Wohin der scheue Blick sich richtet,
Wenn flieht der Mondenstrahl vorüber,
Der die zerrißnen Wolken lichtet,
Der bleichen Schläfer Reihn er streift,
Die rings in Nischen aufgeschichtet.
Ein Antlitz halb ihm zugewandt,
Hier braunes Haar, und dort gebleicht,
Aus jenem Winkel wie versteckt
Sich eines Fußes Spitze streckt,
Und dort sich wächsern eine Hand
Wie abgetrennt vom Körper zeigt.
Wer ist der Mann so unverzagt,
Den solch ein Anblick nicht erschüttert?
Wenn über ihm, wie schmerzdurchzittert,
Die mitternächt'ge Stimme klagt,
Gleich Geistern durch der Nacht Revier.

Ein heimlich Flüstern ziſcht und kocht,
Und an die ſchlecht verſchloßne Thür
Der Wind mit leiſem Finger pocht.
Dem alten Manne wird's zu viel,
Die Phantaſie beginnt ihr Spiel;
Auf ſeinem Haupt in jedes Haar
Scheint Leben und Gefühl zu kommen.
Mehr iſt der Athem ihm benommen
Als je vor Zeiten in Gefahr.
Den Steinbock hat er oft gehetzt,
Dem Lämmergeier ſich geſellt
Und fröhlich pfeifend in die Welt
Dann übern Klippenſpalt geſetzt.
Ein Andres, dem Geſchick ſich ſtellen
In friſcher Luft, auf freien Wellen,
Ein Andres iſt's, am Grabe ſtehn
Und ruhig dem verzerrten Ich
Ins eingeſunkne Auge ſehn.
Sieh! wie ſchon wieder ſchauerlich
Der Strahl durch das Gewölbe ſtreicht,
Und dem betäubten Manne ſich
Am Winkel dort ein Bänkchen zeigt,
In das Gemäuer eingefugt.
Das iſt ja eben, was er ſucht!
Und muß nun ſeufzend ſich bereiten,
Die ganze Wölbung zu durchſchreiten.
Wie er die Schritte zögernd lenkt,
Die Augen bleiben ſcharf geſenkt,
Beinah geſchloſſen, als er quer
Um eine Bahre wendet her,
Zu eilig; mit dem Fuße ſchwer
Trifft er an des Gerüſtes Stützen,
Durch das Gewölbe dröhnt der Schall.
Die Bahre ſchwankt, er will ſich ſchützen,
Er gleitet; modriges Gewand,

Verwirrtes Haar streift seine Hand.
Der Alte taumelt und erbleicht,
Wie jener Winkel noch erreicht,
Das weiß er nicht, hält immer fest
An seine Brust das Kind gepreßt
Und sucht vergebens zu bezwingen
Der Phantasie verstörtes Ringen.
Die Wölbung dreht, die Mauern singen,
Ihm ist, als hätte seine Hand
Des Todten Züge all ergründet;
Er sieht das große Augenband,
Das sinkend die Verwesung kündet,
Und drüber her, zu treu! zu treu! —
So tragend eigner Schwäche Joch,
Doch bleibt ihm das Bewußtsein noch
Und eben noch die Willenskraft,
Zu kämpfen gegen schnöde Haft.
Er sinnt und grübelt allerlei,
Wie wohl zum Hospital der Weg?
Wie zu beschreiten jener Steg?
Wie fern die Morgenstunde sei?
Sucht heitre Bilder aufzuwecken,
Als in der Scheibe Herzen stecken
Ein Jeder Benoits Kugel sah. —

Indessen lehnt der Knabe da,
Des späten Wachens ungewöhnt,
Und schaukelt sich und seufzt und gähnt,
Ahmt leis des Sturmes Stimme nach,
Verfolgend mit den schweren Blicken
Die Strahlen, so durch das Gemach
Zuweilen lichte Streifen schicken;
Ergötzlich, im beschränkten Meinen,
Ihm an der Wand die Bilder scheinen;
Der klare Blitz, wenn sich das Licht

In den metallnen Knöpfen bricht,
Die Reih' entlang, so Funk' an Funken
Aufsprühn und sich ins Dunkel tunken. —
Die Scene wechselt, langsam streicht
Ein Wolkenvorhang sich zurück,
Und in die ganze Wölbung steigt
Der Mond mit seinem Geisterblick.
Was noch verborgen war in Nacht,
Wird an ein mattes Licht gebracht;
Aus allen Winkeln sieht man's rücken:
Was niedrig lag, scheint aufzustehn,
Und was erhaben, sich zu bücken.
Vorüber nun. In starrer Rast,
Wie Grabmal sich an Grabmal fast
In königlichen Grüften zeigt,
Am Boden schlummert das Gebein,
Und drüber her der Mann von Stein.
Um manchen Busen spielt der Schein,
Mich dünkt, ich seh' ihn sinken, heben,
Und lange Athemzüge schweben.
Der arme Kleine wie bethört
An seines Vaters Busen fährt.
„Großvater, schau! die Bilder leben,
Sie athmen all und wollen gehn!"
Den Greis durchzuckt ein leises Beben:
„Sei still, es wird dir nichts geschehn."
Wohl denkt er an den nächt'gen Schein,
(Es fällt ihm manches Blendwerk ein)
Und zögert dennoch aufzusehn.

Und wieder hebt der Knabe an:
„Dort auf dem Tische sitzt ein Mann;
Er sitzt nicht, nein — er liegt schon wieder —
Und stand doch erst so eben auf."
Dann hebt die Aermchen er hinauf

Und zieht des Greises Stirne nieder,
Ihm flüsternd, mit verstecktem Ton:
„Es ist der Pfarr, ich kenn' ihn schon!
Er hat den Mantel umgeschlagen
Und seinen großen weißen Kragen."
Nun wieder fröstelnd schaut das Kind
Mit offnem Munde, vorgebückt,
Dann an des Vaters Arm gedrückt:
„Wie weiß ihm seine Finger sind!"
Der Alte sucht mit allem Fleiß
Sich der Gedanken zu entschlagen,
Die fast wie Irrwahn ihn bedräun.
„Henry! du solltest ruhig sein,
Allein du weißt mich nur zu plagen.
Schlaf ein, schlaf ein, mein kleiner Sohn!"
Der Knabe bei dem harten Ton
Verschüchtert sich zur Seite schiebt,
Die müden Aeuglein reibt betrübt.
Sein Köpfchen ruht so los' und schlecht,
Auch ist der Sitz ihm gar nicht recht,
Zu dick der Mantel hängt und schwer,
So lange rutscht er hin und her
Bis, von dem harten Schooße gleitend,
Er auf den Grund die Sohlen setzt
Und, wie ein Häschen matt gehetzt,
Ins dürre Laub sein Häuptlein reckt,
So aus die zarten Arme streckt
Das Kind, um Vaters Leib sie breitend,
Und bricht vor unverstandnem Graus
In ganz geheime Thränen aus.

Doch jener, in sich selbst gekehrt,
Des Kleinen Stimme nicht beachtet,
Mit angestrengter Sorge trachtet
Die innern Feinde abzuwehren,

So pochend durch die Adern gähren.
Er birgt die Augen, sinnt und sinnt:
Zu Saint Remi, im Stübchen klein,
Was seine Tochter wohl beginnt?
Die Wände hell, die Schemel rein
Sucht er den Sinnen vorzuführen.
Vergebens! wunderlich berühren
Auch hier sich Wirklichkeit und Schein;
Die todte Schwester fällt ihm ein.
Gleich Träumen die Gedanken irren,
Im Ohre hallt ein feines Schwirren,
Ein Klingeln, seltsam zu belauschen;
Es ist des eignen Blutes Rauschen,
Das, murrend ob der Adern Band,
Zum Haupt die Klagen hat gesandt.
So geht es nicht, so darf's nicht bleiben!
Der Greis, in seiner Seelenqual,
Beginnt, die Glieder allzumal
Mit angestrengtem Fleiß zu reiben.
Des Mantels Rauschen an der Wand,
Das Rispeln seiner eignen Hand,
Des Haares Knistern, wenn er schwer
Streicht mit den Fingern drüber her:
Ein Laut des Lebens scheint dem schwachen
Bedrängten Busen Luft zu machen.
Und dann — ein Schrei! woher und wie?
Des Alten Blut zu Eis gerinnt.
Er tappt umher: „Henry! Henry!
Wo bist du nur? wo bist du, Kind?“
Da wieder das Gestöhn beginnt,
Und „Vater! Vater!“ und aufs neu'
„Mein Vater!“ wimmert's im Geschrei.
Der Alte, nach dem Laut gerichtet,
Hat jenen Winkel bald erreicht,
Wo, schwach vom nächt'gen Strahl umlichtet,

Sich dunkel eine Nische zeigt,
Drin sichtbar halb ein Leichnam ruht,
Auf breiter Stirn den Schweizerhut.
Und um des Todten Hand geklemmt
Der Knabe wimmert und sich stemmt,
Den lieben Vater aufzuwecken.
„Was machst du, Henry? Kind, komm her!
Er ist's ja nicht, er kehrt nicht mehr,
Du arme Waise!“ und im Schrecken
Hat er des Knaben Arm geschüttelt,
Bis, von dem Todtenhaupt gerüttelt,
Der Hut sich in die Kante stellt
Und dicht an seine Ferse fällt.
Mit Einem Ruck des Kindes Hand
Befreiend, stürzt in tollem Graus
Der Alte in die Nacht hinaus.
Die Thüre hat er eingerannt,
Und klirrend sprengt sich hinter ihm
Die Feder ein mit Ungestüm.

Nur fern erst an der Drance Rand
Gewinnen die Gedanken Stand.
Der Arm des Sturmes, halb gesenkt,
Nicht mehr so wild die Flagge schwenkt;
Doch auch das Mondlicht, halb erbleicht,
Ihm dämmernd nur die Richtung zeigt.
Getrost, getrost! kurz ist der Weg,
Bekannt, betreten jeder Steg!
Nur immer vorwärts, immer reg',
Eh' dich im Schlummer Tod beschleicht.
Ein Veilchen geht's mit hartem Muth,
Wie Noth ihn und Verzweiflung leiht.
Die Schatten dehnen sich so breit,
Die Luft verrauscht, entschlummert, ruht;
Ein grauliches Gewölke steigt

Allmählich an den Mond hinauf,
Der einmal noch die Scheibe zeigt.
Dann dicht und dichter zieht es auf,
Ein Nebelsee in hoher Luft;
So wallt und wogt und rollt der Duft,
Bis, durch den Horizont verbreitet,
Sich formlos eine Decke spreitet.
Nun fällt ein Flöckchen, unbemerkt,
Nun wieder auf des Greises Hand,
Trifft hier und dort des Hutes Rand.
Nun das Gestöber sich verstärkt,
Bis wimmelnd in verwirrtem Kriegen,
Die Flocken durch einander fliegen.
Dann einer Staublawine gleich,
Entlastet sich der Lüfte Reich.
So ganz entschlafen ist die Luft,
Daß sich vernehmlich reibt der Duft
Und durch die eingewiegten Flächen
Der Glocke Stimme hörbar wird,
Die mild und lockend scheint zu sprechen:
Kommt Alle her, die ihr verirrt!
Der Alte stutzt und bei dem Klingen
Gewaltsam sich zusammen rafft.
„O! könntest du mir junge Kraft
In meine alte Adern singen!“
Doch enger stets in Frostes Haft,
Wie kleine spitze Dornen wühlen,
Muß er's in allen Muskeln fühlen.
Gleich einer Trümmer, überschneit,
Er schleppt sich durch die Einsamkeit;
Sein Mantel, seine grauen Locken,
Sie starren unter Eis und Flocken.
Oft von dem schlecht gebahnten Pfad
Der Fuß getäuscht durch falsches Licht,
Auf eine lockre Masse trat

Und ſtampfend ihre Decke bricht.
„O namenloſe Todesqual!
So nah, ſo nah dem Hoſpital!
Nur noch ein Steg, nur noch ein Paß,
O, ſpannt euch an, ihr Sehnen laß!
Mein armes Kind! allein um dich
Nicht um mein Leben kämpfe ich.“
So tappt er fort. Die Bahn ſich neigt:
Der Alte hat den Steg erreicht,
Den durch des Wirbels ſtäubend Rennen
Er eben, eben mag erkennen.

Die Drance in ihrem engen Bette
Sich windet um das Felſenriff,
Und drüber her, ein luftig Schiff,
Der Fichte Stamm vereint die Kette.
Am Tag, bei hellem Sonnenſchein,
Wer ſchaute ohne Schwindel drein!
Zudem der Steg, jüngſt überſchwemmt
Von aufgelöſten Schnees Wogen,
Mit Eiſes Rinde iſt umzogen,
Die ſich zu glatten Hügeln dämmt.
Hier ſteht der Greis in ſeinen Nöthen,
Der nichts mehr kann und nichts mehr weiß
Und ſachte noch verſucht zu beten;
Schiebt dann voran die Sohle leis.
Schau! wie auf dem beglasten Bogen
Um einen Tritt er vorwärts ſchreitet,
Er ſteht nicht feſt, er ſchwankt, er gleitet,
Er iſt verloren — nein — er ſteht.
Mit blindem Glück zurückgezogen,
Sein Fuß auf feſtem Grund ſich dreht.
Zuerſt der Alte ganz betäubt
Am Rand der Kluft gefeſſelt bleibt:
Dann, wie aus plötzlichem Entſchluſſe,

Den Mantel schiebt er von der Brust
Und herzt mit langem, langem Kusse,
Dem letzten irdischen Genusse,
Das Kind in Scheidens bittrer Lust.
Und nun: „Wohlan! es sei gewagt!
Uns hier der Morgen nimmer tagt."

Doch horch! ein Klang die Luft durchweht.
Der Alte steht und lauscht und steht —
Ein Zittern durch die Züge geht.
Aufs neu' der Ton herüber treibt,
Doch schwach nur unterm Winde bleibt.
„Henry! Henry! leih mir dein Ohr!
Mein guter Junge, lausch hervor!"
Das Kind nur zögernd und betrübt
Sein fröstelnd Häuptlein aufwärts schiebt,
Ein Thränchen flirrt um Wang' und Mund:
„Großvater! 's ist ja nur ein Hund!" —
„Ist's auch gewiß ein Hund, der bellt?
Mein Gott! du sahst die bittre Qual!
Dann sei's in deine Hand gestellt,
Dann wag' ich's nicht zum zweiten Mal."
Er steht und horcht, und horcht und steht,
Aufs neu' der Wind den Klang verweht.
Nun wieder heller — ha! sie nahn;
Schon räumt der greise Mann die Bahn.
Ganz nah — sie drehn um jene Bucht; —
Ein Weilchen still — dann, wie zum Spott,
Ganz aus der Ferne — heil'ger Gott!
Sie ziehn vorüber an der Schlucht.
Des Alten morscher Körper nicht
Erträgt die Last des Schreckens mehr,
Es flirrt, es wirbelt um ihn her,
Noch hält er sich, noch sinkt er nicht.
Doch höher schon die Schauer steigen,

Allmählich sich die Kniee neigen,
Noch einmal seufzt er auf in Weh
Und fällt dann taumelnd in den Schnee.

Die Luft, so auf- und niedergeht,
Jetzt frischen Klang herüber weht,
Nicht klaffend, wie zu Jagd und Lust,
Nein, gleich dem Ruf aus Menschenbrust,
Mit kurzen wiederholten Stößen,
Wie Wächter die Signale lösen,
Verhallend oft in Windes Rauschen
Der Ton auf Antwort scheint zu lauschen.
Nun wiederum in weiten Reisen
Sie spürend durch die Gegend schweifen
Bald fern, bald näher; wie im Traum
Der Greis vernimmt die Laute kaum.
Nur einmal zuckend seine Hand
Dem Knaben klemmt sich ins Gewand.
Kein Schmerz mehr durch die Nerven wühlt,
Kein Glied er mehr als eignes fühlt.
Nur wie von tausend Ketten spielt
Im Haupt ein wunderliches Klirren;
Die Töne wechseln — sich verwirren —
Nun wird's zum Klingeln — nun zum Schwirren —
Nun wie ein linder Hauch vergeht's —
Und leiser — leiser — leiser stets,
Er schläft — —

Zweiter Gesang.

Wo auf Sankt Bernhards Mitte recht
Die Zinnen streckt der Felsenbau,
In seiner Trümmer Irrgeflecht
Ein Thal sich lagert eng und rauh.

Da harrt es nun in ew'gem Lauschen,
Nicht Vogelsang, nicht Blätterrauschen,
Nein, wie die Stürme Seufzer tauschen.
Inmitten schwärzlich ruht der See,
Der des verlornen Strahles Weh
Gefesselt hält in seinen Flächen,
So dort gleich dem Gefangnen liegt,
Sich angstvoll an die Decke schmiegt,
Den glas'gen Kerker zu durchbrechen.
Und nah dem unwirthbaren Strand
Das Hospital steigt in die Höh'
So schlicht wie eine Klippenwand,
Der Wandrer unterscheidet's nicht.
Nur wenn ein Klang die Stille bricht,
Vom Hochaltar das ew'ge Licht,
Wenn's durch die Nacht den blassen Schein
Wirft in das Schneegefild hinein,
Lenkt er zur Schwelle seinen Schritt,
Der wahrlich sonst vorüber glitt.
Denn in der Dämmrung ungestalt
Erscheint es wie ein Felsengrat,
Rings eingekerbt von weitem Spalt.

Doch jetzt ein Flockennebel kraus
Löscht duftig alle Formen aus.
Die Schneenacht dieser ew'gen Wüste,
Als ob sie nimmer enden müßte,
So dicht die Mauern hält umrungen,
In jede Zelle ist gedrungen.
Auf allen Wimpern liegt der Mohn,
Und nur des Schlafes tiefer Ton,
Wie er bejahrter Brust entsteigt,
Gespenstig durch die Gänge schleicht.
Ein Augenpaar noch offen steht.
Nachlässig, in verklommnen Händen,

Der Mönch des Glockenstranges Enden,
Sich auf und nieder windend, dreht.
Ermüdung kämpft in seinen Zügen,
Die Nacht ist streng, der Dienst ist schwer.
Wie die Gedanken abwärts fliegen,
Er wirft den düstern Blick umher,
Zumeist sein Auge ist gericht't
Doch immer auf den Estrichgrund,
Wo ew'ger Lampe schlummernd Licht
Geträumet hat ein mattes Rund.
In dieser todten Einsamkeit
Der Bruder sich des Schimmers freut.
Er weiß es selbst nicht, wie ihm ist,
So öd', so öd' zu dieser Frist.
Das Dunkel, das im Bethaus waltet,
Der leeren Bänke Reihn, ein Bild,
Das scheinbar aus der Nische quillt,
Und von der Decke hoch gestaltet,
Manch grauer Heil'ger zürnend schaut.
Zudem — das Eis an Wänden hängt,
Vom Glockenstuhl ein Luftzug drängt,
Wie endlos Bommeln überm Haupt
Schier die Geduld dem Bruder raubt.
Ob denn die Stunde nimmer endet?
Doch still! die Klosteruhr sich wendet:
Eins — zwei — und drei — das Echo dröhnt,
Und auch der Mönch die Glieder dehnt.
Er läßt den Strang, im Spähn verloren,
Ihm summt's noch immer in den Ohren.
Nun knarren Thüren, schlurfen Tritte,
Ein Lichtstrahl durch die Ritze gleitet;
Dann, haltend vor des Auges Mitte
Sein Lämpchen in gebräunter Hand,
Hervor Denis der Alte schreitet.
Längst vom Gesetz dem Dienst entbunden,

Hat er ſich nimmer drein gefunden,
Ein eifervoller Gottesknecht,
Behauptend ſeiner Pflichten Recht.
Grau iſt ſein Haar wie ſein Gewand,
Und da er bleibt am Pförtchen ſtehn
Den Finger mahnend aufgehoben,
Du meinſt den Alpengeiſt zu ſehn.
„O Eleuthère! ſoll man dich loben?
Mein junger rüſtiger Geſell,
Ermatteſt du im Dienſt ſo ſchnell?“
Der Bruder läſſig faßt den Strang
Und läßt ſogleich ihn wieder fallen;
„Dem Vater wird die Zeit wohl lang;
Ihr ſeid der Rüſtigſte von Allen.“
Dann ſteht er, ſtreicht mit flacher Hand
Die Falten von der Stirne Rand:
„Nehmt's Vater, heut nicht ſo genau,
Die Nacht war gar zu wüſt und rauh,
Mir friert das Hirn am Schädel an.“ —
„Schlaf wohl!“ verſetzt der alte Mann.
Sein Lämpchen zündet Eleuthère,
Zupft an dem Dochte mit Bedacht
Und nickt und murmelt drüber her:
„Hab' ich mich je dem Dienſt entzogen,
Wenn Schnee die Päſſe gleich gemacht
Und jede alte Spur getrogen?
Allein, was in der Jahre Lauf
Uns reibt am allermeiſten auf,
Dies Läuten, Läuten durch die Nacht,
Wo nicht das Schneehuhn kommt hervor,
Wo nicht der Uhu ſelber wacht,
Wo auf dem Bernhard klimmt kein Thor;
Und wir!“ Er hebt die Lamp' empor.
An dem Gemäuer, überall,
Steigt glitzernd auf der Eiskryſtall,

Daß klar, wie in polirtem Stahl,
Steht geisterhaft der kleine Strahl.
„'s ist eben eine hies'ge Nacht!"
Versetzt Denis, „doch kannst du sagen,
Dich habe Trug hieher gebracht
Zur Ruhe und bequemen Tagen?
Und, Eleuthère, wie magst du wissen,
Daß Niemand in der Steppe wacht?
Ich selbst hab' in Decembernacht
Vor Zeiten diesen Weg gemacht.
Ich macht' ihn, hab' ihn machen müssen,
Und rathlos am Montmort gebettet,
Hat unser Glöckchen mich gerettet.
So treibt die Noth" — der Alte schweigt,
Doch nieder auf den Strang sich beugt,
Und angeschlagen mit Gewalt,
Das Glöckchen durch die Steppe schallt.
Dann — „still! rief's meinen Namen nicht?" —
„Nein, Vater." — „Hast du nichts vernommen?
Ein Schnauben, Scharren?" Jener spricht:
„Ist's möglich! unsre Hunde kommen." —
„Still! Bruder, still!" — Man horcht aufs neu;
Ein leises Winseln schleicht herbei
Vom Klosterthor, ein Stoßen, Kratzen,
Ein Rütteln wie mit schwarzen Tatzen.
„Schnell, Eleuthère! schnell aufgemacht
Schau, was der Barry uns gebracht!"
Denis, gebannt am Glockenstrang,
Doch immer schaut den Weg entlang.
Nun nahen Tritte, ja gewiß —
Die Gänge tappt's hinauf — allein
Ein Hund scheint's und ein Mensch zu sein.
Das Pförtchen öffnet sich. „Denis!"
Ruft Eleuthère, „o seht doch hier
Das gute, kluge, treue Thier!"

Und nach ihm, schwer ermüdet wankt
Der große Hund in die Kapelle;
Er dreht die Augen rings, er schwankt,
Ihm hängt das Eis vom zott'gen Felle,
Auf seinem Rücken liegt ein Kind,
Ein armes Knäbchen schier erfroren:
Voll Reifen seine Löckchen sind;
Die Hände hat es eingeklemmt
In seines Trägers rauhe Ohren,
Mit schwachen Beinchen sich gestemmt
Um Barry's Leib: in Angst verloren
Wagt's nicht zu schrein, nur allgemach
Ein Thränchen rinnt dem andern nach.
„O Barry, brav!" der Bruder hebt
Das Kind empor, das schaudert, bebt,
Sich immer noch nicht fassen kann,
Die kalten Händchen nun und dann
An sein geblendet Auge hebt
Und von dem wunderlichen Mann,
Der, fort es tragend kost und schilt,
Sich angstvoll loszuwinden strebt.
Hart nebenher, das Ebenbild
Des Mönches schier, die Dogge trabt,
Mit gleicher Einsicht fast begabt,
Der auch den Knaben will ergötzen,
Glutäugig, mit gehobnem Haupt
Gar liebreich in die Höhe schnaubt
Und tummelt sich in wüsten Sätzen;
Peitscht mit dem Schweif, steigt gähnend auf,
Streckt seine breite Tatze auf
Bis an das Kind, das vor Entsetzen
Beginnt zu schrei'n, der Hund zu bellen:
Die Fenster klirren, alle Zellen
Beleben sich, und vorgeduckt
Aus jeder Thür ein Mönchlein guckt.

Und wie das Knäbchen sie erschau'n,
Das Kindchen unter ihrem Dache,
Da ist's, als ob die Sonne, traun!
Auf jedem Angesicht erwache.
Und alle eilen, wie bethört,
Ihm irgend Gutes zuzufügen;
Auf die Geschichte keiner hört.
Das ist das heilige Vergnügen,
Das ist die unverstandne Macht,
So über Kindes Leben wacht!
Der Infirmier[1] mit leiser Hand
Die Glieder rührt, ob sie auch schwellen,
Die Schuh ihm von den Füßchen zieht,
Und heimlich an der Zellenwand,
Ein alterschwacher Mönch sich müht,
Den kleinen Korb herabzustellen,
Darin nach seiner thör'gen Art
Er gute Bissen aufgespart.
Dem Pater Koch nicht schnell genug
Das Reisig will die Flamme zollen.
Dort Einer bringt ein warmes Tuch;
Doch — horch! die Gitterpforten rollen. —
„Der Prior!" läuft's von Mund zu Mund.
Mit freud'gem Funkeln lauscht der Hund,
Die Mönche mit den Brüdern schelten
Und lassen sie den Lärm entgelten;
Zur Zelle ein Noviz sich schleicht.
Der Prior naht, gesetzt, doch leicht.
Die Schritte, schon vor manchen Jahren,
Der schlanken Gemse tödtlich waren,
Als auf dem Montblanc diese Hand
Vergebens nie den Schuß entsandt.
Und der Gewohnheit zähes Band

[1] Infirmier, Krankenwärter.

Verräth ſich noch bei grauen Haaren;
Ja, dieſer blauen Augen Blitz
Scheint noch zu ſpähn des Geiers Sitz;
Den Stab er in der Mitte faßt,
Wie einſt der Doppelbüchſe Laſt.
Fürwahr! als einſt, gedankenſchwer,
Berathend in der Brüder Kreis
Er zum Brevier griff ungefähr,
Sah man das heil'ge Buch ihn ſchütteln,
Wie's Pulverhorn die Jäger rütteln.
So leis und feſt die Schritte greifen.
Nun, redend, an des Gurtes Strang
Die Sehne ſcheint er noch zu ſtreifen.
„Was, Brüder, zaudert ihr ſo lang?
Der Barry hat das Kind gebracht,
Allein, wer nahm das Kind in Acht?
Wo iſt der Mann, wo iſt die Frau,
So auf den Bernhard es getragen?
Seid, Väter, ihr umſonſt ſo grau?
Muß euch des Hundes Witz verklagen?
Seht, wie das arme Thier ſich müht,
Euch eure Pflichten anzuſagen,
Wie's den Eugène am Kleide zieht!
Ja, Barry, ſolche Läſſigkeit
Erfährſt zum erſten Mal du heut!"

Hier wirft er einen Blick umher,
Der trifft nur wen'ge, aber ſchwer;
Zwei Brüder nur, von Schüchternheit
An ihren Plätzen feſtgehalten.
Schon in den Zellen ſind die Alten,
Schon zur gefahrumgebnen Fahrt
An dieſes Schneemeers falſchen Küſten
In Eile ſich die Jungen rüſten.
Bereit nun alles. Aus dem Thor

Sechs Brüder treten haſtig vor
Im Schneelicht wie ein Geiſterchor.
Die grauen Mäntel, Kappen rauh,
An ihrem Fuß der Filzſchuh grau,
Gewirkte Gürtel um die Lenden,
Der Eiſenſtachel in den Händen.
Und ihrer Zwei an Stangen auch,
Die arme Leiche einzuſchlagen,
Ein feſtgerolltes Leilach tragen.
Voran, in der Laterne Schein,
Die Funken ſendend übern See,
Tritt feſten Schritts der Marronier;[1]
Den Alpſtock trägt er in die Höh',
So kühn wie den Kommandoſtab
Der Feldherr über Schlachtfelds Grab.
Er kennt die Stege, jeden Stein:
Ein Felsgeäder, ſichtbar kaum,
Des Schneehuhns überjährig Neſt,
Geborgen in der Spalte Raum,
Das Strombett ſich nur wenig dehnend,
Ein Moos, ſich an den andern lehnend,
Stellt ihm ſogleich die Richtung feſt.
Denn täglich in des Hunds Geleite
Grüßt er die todduchhauchte Weite —
Ja, jeden Tag und ganz allein!
Drum man zu dieſem Amte ſchafft
Den Beſten ſtets an Muth und Kraft.
Doch jetzt, wer miſcht ſich in den Zug?
Gebeugt, mit angeſtrengtem Schritte
Demis iſt in der Brüder Mitte.
Du Alter, haſt du nicht genug
Durch dreißig ſaure Jahr' getragen?

[1] Marronier, derjenige Bruder, deſſen eigentliches Amt es iſt, täglich ohne Ausnahme nach Verunglückten zu ſuchen.

Nein, heute muß er es schon wagen.
Ihm Eleuthère, des Trägen, Wort
Bohrt wie ein Dorn im Herzen fort.
Da hilft kein Mahnen, kein Versagen:
Sie sollen sehn, die Leute jung,
Der Alte thut auch noch genung.
Schau, wie voran in weiten Sprüngen
Den starken Leib die Hunde schwingen,
Dickmaulig, scheckig, lang von Haar,
Fest in den Gliedern ganz und gar,
Nicht Wachtelhund, nicht Dogge ganz,
Halb Spaniens, halb Englands Race,
Ist's eine eigne edle Klasse.
Die Augen drehn in klugem Glanz,
Bei jedem Sprunge Schellchen klingen
An ihrer Nacken Lederringen.
Barry voran, obgleich in Scheiben
Und Schollen sich die Zotten reiben,
Der Barry mag zu Haus nicht bleiben.

Bald geht es abwärts; näher schon
Die ungeheuren Massen drehn.
Den Todtenschädel reckt Montmort
Und scheint den Wanderern zu nicken.
Der Weg, beengt von Felsenstücken,
Die links der Mutterklippe Rand
Entrafft des Wintersturmes Hand,
Muß oft an das Gestein sich drücken;
Dann schlingt er mühsam sich heran,
Springt über eingeschneite Zacken;
Die Brüder wandeln Mann für Mann
Und ziehn die Kappen in den Nacken.
Zuerst manch abgebrochnes Wort
Fliegt durch die Reihe hier und dort,
Vom letzten Zuge, jener Frau,

Die halb erstarrt man heimgetragen;
Was in den jüngsten zwanzig Jahren
Das Hospital an Leid erfahren,
Gezählt an Kranken und an Bahren:
Der Marronier weiß ganz genau
Dir jeden Umstand herzusagen.
Doch steiler sinkt der Pfad; vom Schaft
Gestützt, eindrängend mit Gewalt
Den Stachel in des Eises Spalt,
Die Brüder nur mit ganzer Kraft
Der stammen Sohle Gleiten hemmen,
Und immer, immer näher sich
Die glimmerblanken Risse klemmen:
Steil, zackenreich, ein Riesenschloß,
Wo aus gespaltner Scharten Hort
Sich niederdrängt des Winters Zeichen,
Als wollten Riesenjungfraun dort
Im Nebelthau die Schleier bleichen.
Und oben drauf an Zinnenwand
Die wunderlichsten Steingestalten,
Um einen Zoll breit nur vom Rand
Im Gleichgewichte scharf gehalten,
Noch aufrecht, zu getreuer Wacht.
Doch weiter — und in Schlummers Macht
Die Häupter immer schwerer neigen,
So schwindelnd an einander beugen,
Daß Raum in seinem höchsten Stand
Läßt einen Strahl der Sonnenbrand
Auf Augenblicke niedersteigen.
Oft Einer an des Andern Hand
Die frommen Brüder, keuchend nur,
Ein Jeder in des Vormanns Spur,
Verstummt auf ihre Tritte achten,
Als noch des Himmels karger Schein
Verlischt, und nur die Leuchte klein

Flammt heller auf bei tiefrem Nachten.
Sieh an des Glimmers reinen Scheiben
Den Strahl sich mit Geflatter reiben,
Ein Silbernetz auf Felsen webend
Und an der Brüder Kutten bebend,
Die reiferglänzend ganz und gar
Nachziehn wie des Kometen Haar.

Wie lang die Schlucht, die Nacht wie kalt!
Des Nordes schneidende Gewalt
Strömt langsam durch die schmale Gasse,
Sich öffnend nur nach Mitternacht.
Die Brüder mit der Sohle Rand
Und wechselnd dieser, jener Hand
Den Schaft der Eisenstange schlagen,
Daß nicht der Frost die Glieder fasse.
Nur kaum vermögen sie's zu tragen;
Und Einen hört man heimlich klagen,
Der noch in keiner solchen Nacht
Den Klosterzug hat mitgemacht.
Frei wird die Bahn, doch milder nicht;
Der Wind sich an den Klippen bricht
Und wirft ihm Flocken ins Gesicht.
„Hätt' er's gewußt, hätt' er's gedacht!
Es ist zu arg! und" — horch! sie lauschen,
Nicht fern seitab Gewässer rauschen,
Doch kollernd, dumpf, wie überdacht
Von einer Röhre hohlen Gängen.
Die Hunde schnaubend näher drängen,
Und Barry plötzlich wie gehetzt
Zur Seite in den Flugschnee setzt;
Steht still dann, winselt, schaut sich um,
Dann fort er watet, mühvoll stöhnend,
Versinkend oft, nun auf sich deutend,
In kurzen Sprüngen weiter jetzt:

Und immer mit gestoßnem Laut
Er rückwärts nach den Brüdern schaut.
Voran der Marronier, geschürzt,
Sein Mantel unterm Arm sich kürzt;
Die Brüder nach mit weiten Schritten,
Versenkt bis an des Leibes Mitten;
Und rechts und links die Hunde klimmen,
Im aufgerührten Schneemeer schwimmen.
So vorwärts; „halt!“ der Führer ruft:
„Hier stehn wir an der Drance Kluft!
Nicht weiter!“ Aber Barry leicht
Mit Einem Satz den Stamm erreicht,
Der zweier Felsen Rücken bindet;
Tief drunter sich die Drance windet,
Wo aus gesprengten Eises Spalt
Das Wasser brodelt mit Gewalt.
Nur einmal sich der Barry schüttelt,
Die Flocken aus dem Pelze rüttelt,
Im Hui schwindet: längs der Kluft
Hört man ihn rauschen übern Duft.

Der Marronier die Leuchte jetzt
Dicht an den Rand der Tiefe setzt.
Auf steigt die alte Fichte weiß,
Ein ungeheurer Zapfen Eis,
Wo überall gleich Bergkrystallen
Die blanken Stengel abwärts fallen,
Wie sich der Tropfstein bildet leis
In feuchter Grottenwölbung Hallen.
Und drunten das Gewässer schäumt,
Sich sprühend an der Scholle bäumt,
Wirft Perlen auf, in Bogen springt
Und tiefe heiße Weisen singt,
Bis, nicht zu fern, des Winters Macht
Aufs neu' in Fesseln es gebracht.

Wo pfeilgeschwinder Wellen Zug
Des Strudels Macht verräth genug.

Die Brüder stehn und sehn sich an. —
Der Marronier, der feste Mann,
Streicht mit den Fingern bald die Sohlen,
Bald prüfend auf den Steg sie reibt
Und in die Tiefe blickt verstohlen.
Kopfschüttelnd spricht er: „Brüder, bleibt!
Hier ist nur sichrer Tod zu holen;
Der Wildbach hat den Steg beschwemmt,
Seht, wie das blanke Eis sich dämmt:
So sei die Leiche Gott befohlen!
Was für den Lebenden uns Pflicht,
Das bleibt es für den Todten nicht.
He, Barry! Barry!“ Aber dicht
Von drüben Wind und Stromes Rauschen
Ein wohlbekannter Ruf durchbricht,
Erst kurz, gestoßen — Alles still —
Dann folgt ein ungeduldig Heulen,
Man hört ihn hin und wieder eilen;
Nun scheint er an der Kluft zu lauschen,
Wo überm Rande, weiß umhegt,
Ein matter dunkler Fleck sich regt. —
Und plötzlich in des Steges Mitte
Erscheint die zottige Gestalt:
Ein Sprung — sich vor den Brüdern schmiegt
Das fromme Thier; es winselt, keucht,
Am Marronier sich angstvoll streicht,
Zupft an den Kleidern mit Gewalt.
„Ich fürcht' — ich hoffe — ja, ich glaube —“
Haucht ein Noviz, der Angst zum Raube,
„Was drüben liegt, todt ist es nicht.“
Und „Barry! alter Barry!“ spricht
Der Führer, streichelt sanft das Thier,

Vielleicht zum ersten Mal verlegen
In seines Amtes schwerem Segen.
Da stöhnend durch den Schnee sich bricht
Denis, die morschen Kniee schüttern,
Vor Zorn mehr als Erschöpfung zittern.
„Zurück!“ ruft er, „ich will voran!“
Trifft mit dem Arm und grimmen Blicken,
Was schnell nicht aus dem Pfad kann rücken,
Und vorwärts bricht der rauhe Mann.
Betäubt, fast willenlos die Brüder
Gestalten einer Kette Glieder:
Nun vorwärts, mit verschränkten Händen:
Der Himmel mag ein Unglück wenden!
Er hat's gewandt: tief athmend jetzt
Jenseits den Fuß der Letzte jetzt.

Nur einen Blick, der war nicht süß,
Schenkt den Genossen noch Denis,
Brummt etwas noch von „trägen Hunden;“
Dann hat er schon den Ort gefunden,
Wo, an die Felsenwand geschmiegt,
Benoit der alte Senne liegt
Und neben ihm der Barry gut,
Der Wanderstab, der breite Hut.
Sein Mantel, eben festgehalten
Durch der erstorbnen Finger Band,
Scheint, unten offen, aus den Falten
Gezerrt von ungeschickter Hand,
Wo in dem Schnee steckt tief genug
Die Flasche, so der Barry trug.
Zu Nacht gefallne Flocken haben
Den Körper mehr als halb begraben:
Wenn nicht ein Knie sich aufwärts streckt',
Man hätt' ihn nicht so bald entdeckt.
Herbei, Elias' fromme Raben!

Stemmt euch, hebt, hebt, das Leilach breitet!
Die steifen Glieder, drein geschlagen,
Ein Bruderpaar sich stumm bereitet
Auf seinen Schultern heimzutragen.
Derselbe Paß, erhöhte Noth!
Bräch' jetzt hervor des Mondes Licht!
Auf allen Zügen steht der Tod,
Doch keine Lippe widerspricht.
Zuerst der Marronier gebeugt
Dicht an den Steg die Leuchte streicht,
Daß jeder sieht zu jeder Seite
Der überglasten Wölbung Breite.
Schwieg jetzt des Strudels Rauschen auch,
Man hörte keines Athems Hauch,
Und Mancher schlöss' die Augen gar,
Doch reißt sie offen die Gefahr.
„Nur langsam — flach den Fuß gesetzt —
Des Vormanns Stange Jeder fasse —
Und seid auf einen Ruck bereitet,
Wenn Einer schwankt, wenn Einer gleitet;
Nur immer langsam — Schritt vor Schritt!" —
Ha! auf den Grund der Erste tritt
Und zieht mit seiner festen Hand
Die ganze Kette an den Strand.
Und Jeder, wie er fühlt das Land,
Den Athem stößt mit voller Kraft
Aus der befreiten Kehle Haft.
Dem Himmel Dank! das war ein Wagen!
Hat Niemand es zu künden Lust?
Doch war sich Keiner in der Brust
Nur Eines sichern Schritts bewußt,
Und Keinem blieb, so kühn er sei,
Das Auge klar, Bewußtsein frei,
Als sie, wo drunten Wogen spülten,
Der Sohle leises Gleiten fühlten

Und in der Hand verklommen, zitternd
Die Stange hin und her sich schütternd.
Ja, Gottes Huld hat sie getragen,
Des Herrn, so sprach: „Ich bin dein Reich,“
Und: „Meinen Engel send' ich euch.“

Erst späterhin und fern vom Stege
Löst mählich sich der Zungen Band,
Und wenn auch auf demselben Wege,
Den früher man so übel fand,
Scheint doch nach dem, was man befuhr,
Ein Kinderspiel die Heimfahrt nur.
Entschlossen wird der Fuß gesetzt,
Was schlüpfrig sonst, scheint sicher jetzt;
Auch klimmt sich's leichter wohl hinan
Als abwärts auf beeister Bahn.
Nah ist der Tag, der Frost gewaltsam;
Allein die Luft, da man gekehrt,
Den Wandernden so unaufhaltsam
Nicht ferner in die Augen fährt.
Und wer sie hört, nicht sollt' er sagen,
Daß diese einen Leichnam tragen;
So überstandne Fährlichkeit
Die Herzen stimmt zur Heiterkeit.
Man lodt die Hunde, lobt und streichelt,
Geplauder wechselt durch die Reihe,
Zumeist bei der Gefahr es bleibt;
Und wie's der Phantasie nun schmeichelt,
Wenn Dieser spricht mit Heldenweihe,
Die Schrecken Jener übertreibt.
Der Marronier auch redet drein,
Die Träger selber stimmen ein;
Sogar das Lachen überrascht
Den Jüngsten, als ein Bruder gleitet,
Nach der entfallnen Kappe hascht

Und stolpernd auf dem Alpstock reitet.
Doch wen dort, als von ungefähr
Der Lampe Schimmer sich verbreiten,
Sieht hinterm Zuge man von weiten?
Denis! Wird ihm der Weg zu schwer?
Man ruft und harrt, er schreitet an.
Reicht mir die Hand!" Ein Bruder spricht:
„Stützt Euch auf mich!" Der alte Mann
Erwiedert: „Müde bin ich nicht."
Dann setzt er an mit festem Schritt
Und rüstig in die Reihe tritt.
Was wohl den Mann betroffen hat?
Nicht kraftlos scheint er, in der That!
Und doch ihm in so kurzer Frist
Die Stimme klein geworden ist.
Wie das Gespräch sich wieder rege,
Er wandelt stumm und träumend fort,
Und fällt auch wohl ein schlimmes Wort,
Daß allzuviel in dieser Nacht
Um eine Leiche sei gewagt,
Nur tiefer sich der Alte bückt,
Nur in den Schnee die Ferse drückt;
Und der, so geht zunächst im Wege,
Meint, täusch' ihn nicht des Frostes Knistern,
Er höre schwere Seufzer flüstern.
Was wohl das gute Mönchlein quält,
Dem alten treuen Männchen fehlt?

Indessen, nun zum zweiten Mal,
Hat man die Klippenschlucht betreten;
Hier sind die Sinne all vonnöthen.
Hu, wie der Wirbel streicht durchs Thal!
Die Luft gleich Aether scharf und fein!
Sogar die Worte frieren ein.
Und wieder hört man durch die Stille

Der Mäntel Reiben an den Kappen,
Des Tritts Geknarr, des Alpstocks Klappen;
Ein Jeder schmiegt sich in die Hülle
Und treibt den Fuß, so sehr er kann,
Voran und immer nur voran.
Das Lampenlicht, was hier zuvor
Um Bließe duftbestreut geflogen,
Trifft sie mit Eise jetzt umzogen,
Und ganz von Glas erscheint der Chor.
Voran, voran! zieht sacht den Hauch,
Und streicht die Kappe dicht ans Aug'!
Voran! — schaut nicht die Klippe hier
Fast wie ein formlos wüstes Thier?
Hier ein verstümmelt Riesenhaupt,
Das rechte Aug' ist ihm geraubt.
Voran, voran! — Was flattert dort?
Ein Lämmergeier, aufgeweckt
Aus seinem Lager, flieht erschreckt,
Gefangen in des Passes Enge.
Seht, wie er angstvoll krallt die Fänge!
Zurück! zurück! er naht dem Licht.
Und nun er überm Leilach schwebt,
Mit ausgespanntem Fittig bebt.
Die Lampe bergt! Da steigt er auf,
Ums Riesenhaupt noch einmal kreisend
Und pfeifend, daß die Gasse schallt;
Und nun verschwimmt er in die Nacht.
Noch einmal, sein Gekreisch verhallt.
Gottlob! jetzt hebt die Leuchte auf!
Leicht wird des Weges Rest vollbracht,
Ein Schimmer, nach dem Ausgang weisend,
Des Tages erster Bote scheint.
Ganz recht! hier öffnet sich das Thal!
Die Brüder schaun empor zumal:
Montmort steht schwarz, die Jungfrau grau:

Doch südlich im versenkten Blau
Die mächt'ge Rosenkuppel schwebt,
Bewegungslos am Aether hängt,
Und unter ihr Gewölke webt.
Es ist die Stirn, so stets empfängt
Den ersten Strahl, der niedersank,
Es ist der Alpenfürst Montblanc.

Allein des Dunkels Ueberrest
Verdoppelt auf die Fläche preßt;
Formlose Massen noch, die Höhn
Am Horizont verschwimmend stehn.
Nur links am breiten Felsenthurm
Erscheint, ein mächt'ger Feuerwurm,
Die ew'ge Lampe, deren Strahl
So milde winkt ins Hospital.
Noch tausend Schritt — die Wandrer keuchen,
Noch hundert Schritt — sie stehn am Thor.
Und eben bricht, ein glühend Zeichen,
Verschämt der Jungfrau Stirn hervor.
Was zaudert Bruder Pförtner noch?
Vielleicht vom Schlummer aufgestört!
Du alter Benoit, hat dich doch
Dein Wunsch ins Hospital gebracht!
Ach, anders gar, wie du gedacht.
Da klinkt das Schloß, und eben hört,
Als grade sie ins Thor ihn tragen,
Man sechs die Klosterglocke schlagen.

Der Infirmier indeß zu Nacht
Durch Schmeicheln und geduld'ges Fragen
Vom Knäbchen hat herausgebracht:
Wie Mutter schon vor vielen Tagen
Geschlafen, Vater auch nachher,
Der wenig Stunden krank gewesen,

Und beide gar nicht wachten mehr.
Wie anders dann Großvaters Wesen,
Wie sein Gesicht geworden schmal;
Und wie er gestern erst vom Thal
Bei argem Frost und harter Müh
Getragen ihn auf üblen Wegen
Und viel erzählt von St. Remi,
Wo Tante Rose ganz genau
Ihn wie die Mutter werde pflegen,
Etienne la Borte, des Sennen Frau.
O wohl, mein armer Henry, dir,
Daß du entschlummert unter Klagen,
Da sie vorbei an deiner Thür
Jetzt deinen guten Aetti tragen!
Sähst du so blau das Antlitz treu,
Zu stillen nicht wär' dein Geschrei.
Im Krankenzimmer schon die Glieder
Man hüllt in Schnee, man bürstet, reibt,
Sucht den entflohnen Athem wieder
Ihm einzuhauchen; alle Brüder
Verstumm' und lauschend stehn dabei.
Kein Regen — und der Kerze Licht
Kein Zucken zeigt im Angesicht; —
Am vorgehaltnen Flaume nicht
Ein schwaches Fäserchen sich beugt,
Und mächtig schon das Morgenroth
Bis an den Rand des Thales steigt.
„Ihr Brüder!" nun der Prior spricht,
„Es scheint, der arme Greis sei todt.
Doch thut noch ferner eure Pflicht;
Ihr seid zur eignen Seele Frommen
Bis jetzt ihr treulich nachgekommen:
Allein zumeist, das ist gewiß,
Am allermeisten that Denis.
Wo ist er? nun, er ruht wohl aus!

Und sicher war's ein harter Strauß
Für seine Jahre." Ach, Denis
An keinen Schlummer denkt gewiß.
Vor dem Altare, wo im Bild
Die Gottesmutter rauchgeschwärzt
Ihr eingeräuchert Kindlein herzt,
Verzeichnet, bunt, doch gut genug,
Da es dem Manne sonder Trug
Mit Andacht so die Seele füllt,
Denn ganz besonders hat er sich
Geweiht der Jungfrau minniglich.
Was mag ihm so zu Herzen gehn?
Die Falte um den Mund, dies Stöhnen —
So hat man sonst ihn nicht gesehn.
Wie, schmolz der Mauerduft? Sind's Thränen,
Die niederfallen auf den Stein?
Dies feste Auge scheint mir nicht
Gewöhnt zu solcher Tropfen Pflicht.
Der Alte ist ja ganz allein!
Stets weiß die Jungfrau, was er denkt:
Wär' zehnfach herber auch sein Grämen,
Vor ihr braucht er sich nicht zu schämen.

Indeß das Dämmergrau zergeht;
Nur einzeln in die Mauerlücken
Sich kleine schwarze Schatten drücken.
Schon in der Fenster Mittelscheiben
Die rothe Sonnenkugel schwebt;
Viel goldbestreute Wölkchen treiben,
Die ganze Luft ist glanzdurchbebt.
Im Morgenlichte doppelt mild
Dem Beter scheint das Mutterbild;
Selbst Märtyrer aus Gitterschrein
Nicht all so kläglich schauen drein.
Und nun, das Diadem, das klare,

Am Haupt der Tagesfürstin ragt,
Da aus dem Winkel am Altare
Den letzten Schatten sie verjagt.
Sich von den Knieen hebt Denis,
Ein andrer Mann; die Finger leis
Streicht er durch seine Löckchen weiß,
Er ordnet sorglich sein Gewand,
Dem eingedrückt des Estrichs Sand,
Und zu den Brüdern, die noch immer
Versamm-lt sind im Krankenzimmer,
Begibt entschlossen sich der Greis.
Doch als er nun die Thüre lichtet,
Auf ihn sich jedes Auge richtet;
Da, deuk' ich recht der Finger Zucken,
Am Gurt das unbewußte Rucken,
So sinkt ein wenig ihm der Muth,
Auch in die Wange tritt das Blut.
„Wie, alter Vater, schlaft Ihr nicht?"
Ruft ihm der Prior schon entgegen,
„Nein, Maß muß sein in allen Wegen,
Auch ihre Schranken hat die Pflicht.
Ihr scheint's Euch heute vorzunehmen,
Uns alle gründlich zu beschämen,
Und Ihr seid matt, man sieht's Euch an.
Zu Bett, zu Bett!" Der alte Mann
Steht lautlos, und in seiner Noth
Aufs neu beginnt das Kleid zu reiben,
Als sollte nicht ein Stäubchen bleiben:
Bis an die Stirne steigt das Roth.
Dann holt er tief und tiefer aus,
Und zitternd bricht die Stimm' heraus:
„Nein, lobt mich nicht, ich bin's nicht werth!
Ich will den schlimmsten Vorwurf dulden
Und daß ihr mir den Rücken kehrt;
Allein, vergebt mir meine Schulden,

Der alte Feind hat mich bethört.
Der alte eingefreßne Zorn,
Im Herzen mir ein steter Dorn,
Seit ich in meinen jungen Tagen
Den Sennen blutig einst geschlagen."
Hier stockt er, seufzt so tief betrübt,
Daß jede Brust ihm Antwort gibt.
„Als ich nach einem Ausweg sah
Am Drance-Rand die Brüder suchen,
Da fühlt' ich seine Krallе nah,
Und innerlich begann zu fluchen.
Und als nun sprach der Marronier:
‚Hier ist nur sichrer Tod zu holen,'
Und: ‚sei die Leiche Gott befohlen!'
Es kribbelt' mir durch alle Glieder:
Den Alpstock hob ich in die Höh',
Dem Himmel Dank, ich senkt' ihn wieder.
Und als nun endlich, als am Strand
Barry, das unerschrockne Thier,
Ich treu auf seinem Posten fand:
Da hab' ich, hab' in Zornes Brand
Den Bruder einen Hund genannt."
Er athmet auf: „Es ist heraus!
Ihr Brüder, ach, vergebt dem alten
Verstockten Mann, was ich verbrach;
Kein böses Beispiel bleibe nach.
Vergib mir, Bruder!" Ganz gebeugt
Zum Marronier er langsam schleicht
Und küßt voll Demuth ihm die Hand.
Dann, eh noch Einer spricht ein Wort
Vor Rührung, Staunen, tiefer Scham,
Schon stapft er durch das Zimmer fort,
Nicht ganz so trübe, als er kam,
Um sich in seine Zelle klein
Drei Tage, frierend und allein,

Bei Brod und Wasser einzuschließen.
Noch immer stehn die Brüder stumm,
Und Jeder heimlich schilt sich dumm,
Daß sie den Alten ziehen ließen.
Die Stirn soldatisch in die Höh'
Am steifsten steht der Marronier.

Zuerst das lange Schweigen bricht
Der Prior: „Was wir alle denken,
Ihr Brüder, brauch' ich nicht zu sagen.
Denis will uns in diesen Tagen
Nicht nur von wandelloser Pflicht,
Von Reue auch ein Vorbild schenken.
So demuthsvoll ein Christ nur handelt:
Deshalb" — Er stockt und wendet sich,
Denn eine Regung wunderlich
In Zittern ihm die Rede wandelt.

Der Prior sich zur Seite kehrt
Und, dem Erstarrten zugewandt,
Die steifen Glieder abwärts fährt.
Den Flaum noch einmal mit der Hand
Bringt langsam an des Mundes Rand,
Erst quer, dann senkrecht aus der Höh'.
Nun hebt er sich, vom Bücken roth:
„Eugene und Louis! nehmt ihn fort!
Jetzt gleich! Und, Bruder Clavendier,[1]
Zum Sennen Etienne la Porte
Schickt nach Remy! Der Mann ist todt."

[1] Clavendier, der Bruder, dem die Besorgung der Hausgeschäfte obliegt.

Dritter Gesang.

(Fragment.)

Savoyen! Land beschneiter Höhn,
Wer hat dein mächtig Bild geseh'n,
Wer trat in deiner Wälder Nacht,
Sah auf zu deiner Gipfel Pracht,
Wer stand an deinem Wasserfall,
Wer lauschte deiner Ströme Hall
Und nannte dich nicht schön?
Du Land des Volks, dem Reiche weihen
Ruhmvoll den Namen des Getreuen,
Bist herrlich, wenn der Frühlingssturm
Die Berggewässer schäumend führt,
Und deiner Fichten schlanker Thurm
Sich mit den jungen Nadeln ziert;
Bist reizend, wenn die Sonnenglut
Erzittert um den Mandelbaum,
Doch in des Herbstes gold'ner Fluth
Ruhst Du gleich dunklen Auges Traum.
Dann treibt der Wind kein rasselnd Laub
Durch brauner Haiden Wirbelstaub;
Wie halbbezwungene Seufzer wallen,
Nur leis die zarten Nadeln fallen,
Als wagten sie zu lispeln kaum. —

Der Tag bricht an; noch einsam steigt
Das Sonnenrund am Firmament.
Am Strahl, der auf und nieder streicht,
Gemach der Erdbeerbaum entbrennt.
Noch will das Genzian nicht wagen,
Die dunklen Wimpern aufzuschlagen,
Noch schläft die Luft im Nebel dicht —
Welch greller Schrei die Stille bricht?

Der Auerhahn begrüßt das Licht!
Er schüttelt, wiegt sich, macht sich breit,
Er putzt sein stattlich Federkleid,
Und langsam streckt ihr stumpf Gesicht
Marmotte aus hohlen Baumes Nacht —

Das Leben, Leben ist erwacht.
Die Geyer pfeifen, Birkhahn ruft,
Schneehühner flattern aus der Kluft,
Die Fichten selbst, daß Keiner säume,
Erzählen flüsternd sich die Träume
Und durch Remy geht überall
Ein dumpf Gemurr von Stall zu Stall. —

Schau! drunten an des Weilers Ende
Wie öffnet sich das Glas behende,
Und in dem Rahmen vorgebeugt
Ein bräunlich frisches Weib sich zeigt:
So jung noch, unter zwanzig Jahren —
Bezeugt doch in den schwarzen Haaren
Das Mützchen und bescheid'ne Band
Den ehrenhaften Frauenstand.
Halb schläfrig scheint sie aufgewacht;
Sie blinzelt, hebt die Hand hinauf,
Zur Uhr am Thurm, zum Nußbaum auf,
Wo schon der klare Sonnenstrahl
Schattirt die Blätter allzumal,
Dann halb gewendet tritt zur Schau
Des Nackens kräftig voller Bau.
Sie wiegt das Haupt, sie nickt, sie grüßt,
Und wieder sich das Fenster schließt.

In Saint Remy der Tag beginnt.
Die aufgestoß'nen Läden winken
Bald hier, bald drüben Riegel klinken,

Im Bette weint das kranke Kind.
Ein Mütterchen, gebückt genug,
Zum Borne schleppt den Wasserkrug.

Horch', Glockenklang von Saint Oyen
Nun mit dem Winde, ganz vom Weiten,
Nun in der Schlucht beginnt's zu läuten,
Nun drunten an des Berges Fuß;
Nun stimmt mit seinem Glöckchen klein
Pantaleons Kapellchen ein.
Welch' Tongewirr, welch' Schwirren, Singen,
Die Klüfte, Felsennadeln klingen,
Sanct Bernhard mit gewicht'gem Ton
Giebt Antwort aus der Wolke schon;
Und drüben an der Raine Sitze
Die Nestchen sind erwacht vom Schall;
An Fenstern fahren schwache Blitze,
Und hier und dort und überall,
Aus der zerstreuten Hütten Thüren
Hervor die kleinen Gruppen gleiten,
Und wie die Pfade schlängelnd führen,
Verschlungen vom Gestrüppe schnell,
Beschattet halb, dann wieder hell,
Ein Farbenspiel von allen Seiten:
Blau, Grün und brennend Roth genung,
Wem nur das Auge scharf und jung,
Der sieht schon an der Frauen Mieder
Das Goldkreuz, die Granaten flimmern,
Gestitter weh'n vom breiten Hut,
Und aus des Sennners Jacke schimmern
Den feuerfarb'nen Brustlatz gut!

Ei, wie, zum Bronnentrog gekehrt,
Das Mütterchen zusammenfährt:
Ihr über'm Haupt beginnt im Thurm

Des Glockenrufs gewalt'ger Sturm.
Eins — zwei — drei Schläge, dann im Tact,
Wie der Orkan die Felsen packt:
Herbei, herbei, zur Jahrmarktsfrüh,
Nach Saint Remy, nach Saint Remy!

Welch Treiben! welch Gewimmel! auf
Im Weiler alle Thüren fahren,
Draus hastig die Bewohner schreiten,
Hervor mit Rosenkranz und Buch,
Die Mädchen streichen an den Haaren,
Und zupfen noch am Busentuch
Und in das Dorf von allen Seiten
Geschwister, Freunde und Bekannten,
Aus Tievero, Gignard die Verwandten,
Sie stellen ein zur Jahrmarktsfeier,
Der steife Greis, der flinke Freier,
Matthieu, Savoyens bester Schütze,
Charlot, der Ringer, Pierre, im Lauf
Der Gemse gleich, des Berges Blitze,
Der Säumer mit gewirkter Mütze —
Zum Kirchhof drängt' in buntem Hauf.

Macht Platz dem Pfarrer! Alles rückt
Und langsam tritt der würd'ge Mann
In das Gewühl, den Nacken drückt
Schier ein Jahrhundert, das entrann.
Nicht sparsam ist sein Haar, doch weiß,
Weiß wie der mächt'ge Alpengreis,
Der ihn mit seinem Anblick klar
Gestärkt durch sechs und neunzig Jahr.
Er schreitet fort — was mag er sinnen?
Wie Grab an Grab vorüber rinnen!
„Dich sah ich einst so froh und wach,
So trutzig Dich am Jahrmarktstag,

Dein Leid hab ich mit Dir getragen
Gestillt im Tode Dein Verzagen!
Auf eure Gruft der Enkel tritt,
Und ich — noch einmal tret' ich mit!"
Nun Glockenklang verhallt — Gedränge
Verrinnt, zum letztenmale fallen
Der Kirche Thüren, in den Hallen
Ersteht die Feier der Gesänge;
Erst schwach — verstärkt — ein voller Chor;
In strenger Einfalt steigts empor.
Er hebt sich — schwillt — er ist verstummt.
Nur leise, wie die Biene summt,
Ganz leise scheint die Luft zu beten.
Am eingesunknen Leichenstein
Lehnt feiernd sich der Sonnenschein,
Und mit entblößten Häuptern treten
Die Alpen aus dem Duft hervor;
So fromm sie steh'n, so ehrfurchtsbehr,
Fürwahr, es wird dem Menschen schwer,
Daß er bewußtlos glauben soll,
Wem so gewalt'ge Stimme eigen;
Wenn flüsternd bald, bald donnernd steigen
Die Laute zu der Alpen Sohn,
Er kennt ihr Antlitz, ihren Ton. —
Nur an der Jungfrau Stirne rein
Gleich aufgelöster Thränen Schein
Ein flockicht Wölkchen webt und flimmt —
Es schmilzt, es gleitet, es verschwimmt,
Und wieder stützt die hohe Frau
Mit ihrer Stirn des Himmels Bau.

Sieh dort! ein weißer Strich am Rain,
Ist's ein entfall'nes Tuch? doch nein,
Es regt sich — ist's ein irres Lamm?
Ein Vogel? Von des Hügels Kamm

Steigt's abwärts — immer näher her.
Du gutes Mönchlein kommst gewiß
Zum Gottesdienst, ein Hinderniß
Hielt Dich so lang! Der Pater tritt
Gewaltig zu — doch zeigt sein Schritt,
Sein Antlitz minder Angst als Trauer.
Wie reibt er mit dem Tüchlein weiß
Sich von der Stirn den herben Schweiß;
Naht nun der Kirche — nein, er geht
Vorüber — um die Kirchhofsmauer,
Wo dicht am Born die Hütte steht;
Pocht an die Thür, an's Fensterlein —
Umsonst — an's zweite, dritte Haus —
Da endlich streckt ein Mädchen klein
Sein sonnenbraun Gesichtchen aus.
Es deutet nach des Dorfes Rand,
Der Pater lächelt, legt die Hand
Ihr segnend auf das dunkle Köpfchen,
Bereits geziert mit Band und Zöpfchen,
Und zieht bis wo, gar schwachbelaubt,
Der Nußbaum steht, das Bärenhaupt
Geehrten Schützens Wohnung kündet.
Noch nicht? — Er zieht den Fuß zurück,
Nun pocht er, tritt nun unters Dach,
Verwundert sieht das Kind ihm nach.

Und horch, im selben Augenblick
Ertönt's vom Thurm in dumpfen Schlägen.
Der Priester gibt den heil'gen Segen,
Und dann das aufgeriss'ne Thor
Die ganze Menge läßt hervor.
Wie's strömt, wie's wogt! mit Gruß und Nicken
Die Mütter zu den Kleinen eilen,
Und hastig durch's Gedränge drücken
Sich flinke Krämer, sonder Weilen

Ihr lustig Zelthaus aufzuschlagen;
Zum Anger, wo die Stangen ragen,
Schiebt sich ein Trupp, man will doch sehn,
Welch Ziel dem Schützen — ob gegeben
Die Laufbahn frei, der Ringplatz eben?
Des Matthieu Büchse wird besehn,
Charlot reckt seine sehn'gen Glieder,
Pierre Luce blickt lächelnd und verschmitzt
Auf seine schlanken Knie, und wieder,
Wie's drüben an der Kirche blitzt,
Von Kreuz und Halsband, Strauß und Mieder!
Die Männer hell, die Weiber fein
In kosendem Geplauder schrein,
Viel blaue, grüne Röckchen wehn,
Gleich bunten Rädern sieht man's drehn,
Und Schleifen an den Hüten, stehn,
Hand in die Hüfte, Strauß im Latz,
Die Burschen keck und stämmig; alten
Gesetzten Leuten wird es schwer,
Zu keuchen durch den Strom umher.
Und wie beweglich gehn die Glieder!
Wie weh'n die Bänder — wahrlich, wieder,
Nach kaum verklungner Hymnen Ton,
Pfeift's dort ein Schelmenliedchen schon:
„Gianetta vient en beaux habits" —
O südlich Blut! o Saint Remy!
Du wunderbare Christenheit,
So fromm, und doch so schnell zerstreut!

„Hör' Rose, Rose — hier!" allein
Geschäftig schlüpft die junge Frau
Durch das Gewühl, sie lächelt schlau
Und zeigt der Zähne weiße Reih'n:
„Nachher, René! Marion, nachher —
Ich muß zu Haus, es ist mir leid!"

So eben kam ihr der Bescheid,
Ein Bruder aus Sanct Bernhard's Zellen
Begehre Botschaft zu bestellen.
Da geht sie hin — so fest und drall,
Fürwahr, nicht schlechten Mannes Weib.
Die Falten drehn in üpp'gem Fall,
Ein seid'nes Mieder schmückt den Leib.
Im Gehen sinnt sie, was der Pater
Ihr will — Botschaft vielleicht vom Vater?
Nicht zum Termin ist's an der Zeit,
Jedoch die Spende liegt bereit.
Nachdenklich an den Fingern zählend
Tritt sie in's Haus, sie rechnet fort,
Und dann: „Gelobt sei Jesus Christ!" —
„In Ewigkeiten, Frau La Borte!" —
„Bleibt still am Feuer, Herr, es ist
Ein saurer Weg, den Ihr gemacht!" —
„Ja, Frau La Borte, ein saurer Weg!" —
„Man sagt, verschüttet sei der Steg
Bei Vacherie, in letzter Nacht
Hat die Hormenta arg gewüthet!" —
„Der Herr hat Vacherie behütet.
Nur in des Pain de Sucre Paß
Hat sich ein Eisblock abgelöst,
Doch sonder Schaden." — „Vater, was —
Doch wartet" — und durch eine Thür
Schlüpft rasch sie in der Stallung Reih'n,
Wo schüttelnd schlanker Hörner Zier,
Die blanken Rinder wiederkäun.
— „Etienne, da drüben vom Hospiz
Hat sich der Bruder eingefunden.
Geh schnell — die Wolle ist gebunden,
Das Kleid liegt unten tief im Schrein.
Pierre Luce ist hier, auch Manon's Sohn;
Matthieu besah die Preise schon,

Und Alles ist ihm nachgerannt,
Man meint, der Heiland komm' in's Land!" —
„Hm," spricht der Senn' und schüttelt sich,
„Der Matthieu denkt, er kann's allein,
Doch giebt's noch Andre sicherlich!"

Verschlagen lächelnd steigt er fort,
Von Trog zu Trog, ein hübscher Mann,
Mit scharfen Zügen, raschem Blick,
Um Lipp' und Wang' ein wenig Hohn,
Savoyen's ächtgeborner Sohn.
Er wirft das Haupt und murmelt fort,
Klatscht kosend den gewalt'gen Stier —
Ein Schrei, ein Aechzen! — hin zur Thür!
Sein Weib, auf einen Stuhl gebeugt
Ficht mit der Luft wie angstverloren.
— „Was ist Dir, Rose — Rose, sprich!"
Umsonst — sie wimmert, windet sich —
„Etienne, mein Vater ist erfroren!"
Und mit dem ersten Worte schnell
Entstürzt der bittre, bittre Quell,
Und wie der Wind die Espe rüttelt,
Den ganzen Leib ein Schauder schüttelt.
Vergebens mahnt der Mönch, kein Heil —
Die Rede strömt in wirrer Eil!
Folgt ihr der Sinn? man weiß es kaum,
Die Worte schwimmen wie im Traum,
Doch leiser wird und immer leiser
Der Athem, abgestumpft und heiser
Die Stimme schwindet — sie wird schwach,
Um's Auge läßt die Spannung nach,
Ihr Mann in seinen Armen lind
Sie trägt wie ein ermattet Kind;
Und wie nach dem verstörten Paar
Die Thür sich schließt, der Mönch steht auf

Und wandelt sinnend ab und auf.
„Welch herber Kampf! in dieser Zeit
Wie schwach das Bild der Ewigkeit.
Doch sie ist jung, ihr Blut noch warm;
Bin ich denn mehr? Daß Gott erbarm!
Mein Vater starb — ich war noch klein,
Kaum denk' ich's noch — doch muß es sein,
Nicht herbres Weh die Seele leidet,
Als wenn sich Blut vom Blute scheidet." —
Deshalb — aus seines Aermels Schrein
Zieht er ein Rosenkränzchen klein
Und betet für das arme Weib,
Wie für des Abgeschied'nen Ruh,
Nimmt einen Bissen auch dazu;
Denn ganz ermattet ist sein Leib,
Er hat in Eil und unbedacht
Sich nüchtern auf den Weg gemacht.
Und seinen schmerzgewohnten Sinn
Nahm nicht so ganz die Scene hin,
Daß er nicht denkt in seinem Muth
Das Brod sei frisch, die Butter gut.
Dann meldet er des Hauses Wirth,
Wie sich der alte Mann verirrt.
„Ja," spricht der Senn' und blickt zurück,
„Bei allem Unglück doch ein Glück!"
Doch kündet Alles in dem Mann
Die schwerbezwung'ne Regung an;
Verstohlen stützt er an die Wand
Den Körper, bleich ist sein Gesicht.
„Jetzt holen wir den Vater, nicht?" —
Und bald mit Nachbarn, die in Hast
Verlassen Tisch und Jahrmarktsgast,
Ist wieder Etienne zur Stelle.
Nachdenklich schaut der Mönch den Trupp,
Geschmückt mit Bändern, Strauß und Flittern,

Wie die gebräunten Züge zittern,
Wie, rollend ihrer Augen Kohlen,
Sie Leichentuch und Bahre holen,
Und nun von Lachen, Spiel und Schmaus
Die Reise geht in's Todtenhaus.
O stummer Rede Allgewalt!
Man schreitet an; „halt," ruft es, „halt,
Ich komme schon!" und Rose tritt
Mit ihrem Strohhut in die Thür.
Verwundert blickt der Mönch empor:
Ein andres Wesen wie zuvor!

Vom Dorfe drunten Jubelschrein
Der Armen schrillt durch Mark und Bein:
„Ila Nouschrau, Prince de Savoye!"
Doch bald verschwindet Saint Remy.
Um den bejahrten Fichtenwald,
Der schützend über's Thal sich streckt,
Die Nebel füllen jeden Spalt,
Wie Nadeln in den Schleier steckt
Ein schönes Weib. O Waldesruh,
Bist du nicht schön — o Wildniß du,
Wenn still du schaust, im Sonnenduft,
Der Drance muntern Sprüngen zu,
Wie dort im kleinen Wasserfall
Sich Zweig und Gräser plätschernd bücken!
Der fromme Morgen scheint das All
Sehnsüchtig an die Brust zu drücken,
Aus dem Gestrüppe Fingerhut
Bedächtig streckt die rothen Glocken;
Der Steinbruch hält sich fest und gut,
Das Geisblatt windet sich erschrocken;
Und dort zur Rechten, über'm Rain
Zeitlosen, mit erneu'ter Kraft
Verhauchten Lila's Schimmer streu'n,

Und drüber hebt den Purpurschaft
Die Orchis, wie ein schlanker Knabe
Zur Heerde schaut von seinem Stabe. — —

Steil wird der Pfad, die Wand'rer glüh'n,
Quarzhelle Blöcke reih'n sich dichter,
Mit jedem Schritt das Leben weicht,
Im Walde lichter wird's und lichter,
Bis nun verkrüppelt und gebeugt,
Am braunen Grund die Fichte kreucht.

Ha, Bacherie — hier weilt der Zug.
Auf einen Schemel Rose sinkt.
Des Bechers Labe kreist, sie trinkt
Zwei Tropfen nur, es ist genug.
Verschluckter Thränen Bitterkeit
Hat sie getränkt die ganze Zeit.
Vor ihren Blicken schwimmt der Steg,
Wie seltsam blendet sie das Licht!
Nicht weinen will sie vor den Leuten,
D'rum meint sie auch, sie weine nicht.

Einsam und traurig wird der Weg,
Nur halbverdorrte Stämme deuten
Mit Spitzen, karg und frostgepreßt,
Des matten Lebens Ueberrest.
Und d'rüber nichts als Hänge, wüst,
Baumlose Steppe, haidicht Moor,
Kein Vogel, der das Blau begrüßt,
Kein Kraut aus Klippenspalt hervor —
Ein Schweigen, dem erliegt das Ohr!
Des ew'gen Winters Region,
Man naht sich ihr, man fühlt sie schon.
Stumm keucht der Zug und mühsam dort
Etienne zu Rose spricht ein Wort:

Sie nickt betäubt und wandelt fort.
Ein Ton, ein Lebenszeichen — ſeh't,
Um jene Klippe krächzend dreht
Der Rabe ſich! viel beſſer doch,
Als ſolcher Ruf, die Stille noch!

Ein Felſenriß — doch nein, die Bahn
Erweitert ſich, ſchon iſt erreicht
Des Donnergottes kleiner Plan;
Hier raſtet man und athmet leicht,
Und an den Pfahl, der buntbekleidet
Sardinien und Wallis ſcheidet,
Lehnt ſich die Frau — tief unten zeigt
Sich Ferret's Thal, und rieſig beugt
Montblanc den grauen Nacken vor.
Ringsum nur todtes Chaos ſtarrt,
Wie eine Welt, die ausgewettert
Den neuen Schöpfungstag erharrt.
Ja ward, wie zeugt des Römers Mund,
Die Wildniß dem Carthager kund,
Fürwahr manch' puniſches Gebein
Bedeckt ſo wüſter Leichenſtein.
Vom Herde fern welch' troſtlos Grab!
Kein Thau noch Regen kommt herab!
Schlaft wohl! zum letzten Mal für heut'
Seh'n ſie den Grund, die Steppe heut
Nur fürder Schnee, wohin man blickt,
Von ſchwarzer Trümmer Wuſt gedrückt;
Und ruckweis durch des Felſens Glieder
Der Wind pfeift ſeine wilden Lieder,
Auch eine Wolke träumt mitunter
Am kalten Horizont hinunter,
Und leichter wird das Blut bewegt,
Da etwas außer ihm ſich regt.
Nur nicht geſäumt, was Jeder kann

Den Fuß beeilt, voran, voran,
Schon ragt das letzte Felsen-Mahl,
Schon langsam öffnet sich das Thal
Und drüben liegt — das Hospital! [1]

[1] Den Schluß des Gesanges und des ganzen Gedichts, worin erzählt wird, wie Rose und Etienne den Vater durch die Pflege und Sorgfalt der Mönche ins Leben zurückgerufen, den kleinen Henry wohlauf mit Barry spielend finden, ist dem Herausgeber leider nicht gelungen, sich aus dem Nachlasse der Dichterin zur Veröffentlichung zu ermitteln.
A. d. H.

Des Arzles Vermächtniß.

So mild die Landschaft und so kühn,
Aus Felsenritzen Ranken blühn;
So wild das Wasser stürmt und rauscht,
Und drüber Soldanella[1] lauscht!
Nichts, was ein wundes Herz so kühlt,
Als Bergesluft, die einsam spielt,
Wenn Maienmorgens frische Rosen
Mit Fichtendunkel flüsternd kosen.
Wo überm Wipfelmeer das Riff
Im Aether steht, ein flaggend Schiff,
Um seinen Mast der Geier schweift;
Tief im Gebüsch das Berghuhn läuft,
Es stutzt — es kauert sich — es pfeift
Und flattert auf; — ein Blättchen streift
Die Rolle in des Jünglings Hand.
Der schaut, versunken, über Land,
Wie Einer, so in Stromes Rauschen
Will längst verklungner Stimme lauschen.
Er ruht am feuchten Uferrand. —

[1] Soldanella alpina, Alpendrotteldlume.

In seinem Auge Einklang liegt
Mit dem, was über ihm sich wiegt,
Mit Windgestöhn' und linden Zweigen:
Was ist ihm fremd, und was sein eigen?
Gedankenvoll dem Boden ein
Gräbt Zeichen er mit spitzem Stein
Und löst gedankenvoll das Band
Am Blatt, wo, regelloser Spur,
Ach! eine Hand, zu theuer nur,
Vertraut gestörter Seele Leiden,
Die Wahr und Falsch nicht konnte scheiden.
Und will er — soll er — dringen ein
In ein Geheimniß, das nicht sein?
Es sei! es sei! die Hand ist Staub,
Und ein Vermächtniß ja kein Raub!
Dann — Wasser, Felsen, Alles schwand.

„Ich war noch jung: o Zeit, entflohne Zeit!
Wohl vierzig Jahre hin, mir ist's wie heut.
Ein frisches Wasserreis war ich, im Traume
Von Blüthe, Frucht und tausendjähr'gem Baume.
Ein Flämmchen war ich, lustig angebrannt,
Mein Sohn, nicht Schlacke, wie du mich gelannt.
Ach! damals hatte fremde Sünde nicht
Gelegt auf meinen Nacken ihr Gewicht.
Klar war mein Hirn, die Seufzer durften ruhn:
So war's, so war's, und anders ist es nun.
Der dunkle Mann — das Bild, das mich umkreist —
Ich sage nichts, mein Sohn, was du nicht weißt.
Zu Nacht mein Auge fand das deine offen,
Dein sorglich Ohr mein Aechzen hat getroffen,
Wenn Mißgeschick in Sünde mit zerfleußt,
Zur Gegenwart wird die Erinnerung.
Alt bin ich, krank, umdunkelt oft mein Geist,
Das kennst du nicht, du bist gesund und jung.

Am zwölften Mai, bei einsam tiefer Nacht,
Nach einem Tag, ich hatt' ihn froh verbracht
Auf Waldeshöhn, die, wimmelnd von Gesindel,
Zum Aether strecken ihrer Fichten Spindel,
An Böhmens Grenze eine starre Wacht:
Dort nahm, der Wissenschaft und Armuth Sohn,
Ein kleines Haus mich auf seit Wochen schon,
Wo Kräuter suchend zwischen Fels und Gründen
Die Einsamkeit ich traulich konnte finden.
Am zwölften Mai, wo das Geschick mich traf —
Auf meinen Wimpern lag der Jugend Schlaf,
Doch ruhig nicht, mein Traum war wie im Fieber —
Am Felsen stand ich, Adler kreisten drüber;
Mir näher, näher aus dem tiefen Grau,
Der Flügel Schlag, ich hört' ihn ganz genau
Und hört' es immer, als der Traum zerrann.
Vernahm ich's wirklich? Und was war es dann?
Den Athem haltend, lausch' ich vorgebeugt,
Und wahrlich — zweimal — dreimal — nah der Wand
Pocht es vernehmlich an des Fensters Rand.
Dann Schatten seh' ich vor der Scheibe schwanken,
Ein langer Arm, ein dunkler Finger steigt;
Ich war noch jung, wie Pulver die Gedanken,
Wenn aufgeregt, erkannten keine Schranken.
Man weckt den Arzt um Mitternacht so leicht:
Gewöhnlich fänd' ich's jetzt, dort wunderbar;
Doch Jugend schäumt entgegen der Gefahr,
Und ohne Sprudel ist kein Trank ihr klar.

So war's nur Neugier und verwegne Glut,
Was durch die Adern trieb das üpp'ge Blut,
Als ich verlassen jener Hütte Frieden
Um einen Wunden, wie man mich beschieden,
In jener Nacht so schwarz und schauerlich,
Daß nicht ein Glühwurm durch die Kräuter schlich;

Des Graſes Kniſtern nur, der ſchwache Hauch
Des eignen Athems brach die Stille auch.
Vor ging ein Mann, und Einer nach mir ſchritt.
Ich ſah nur Grau in Grau und tappte mit,
Als wir dem Bergwald zogen ſtumm entgegen,
Gleich Kohlenſtämmen unter Aſchenregen.
Zuerſt ein Weiher kam, und dann ein Steg,
Dann ging es aufwärts halb verwachsnen Weg;
Im tiefern Grau verſchwammen die Geſtalten;
Nur ſelten zeigten mir des Waldes Spalten
Noch meines Vormanns unterſetzten Bau.
An einer Klippe meine Führer halten,
Und ich mich wende zu verſtohlner Schau.
Nur dunkle Maſſen rings — wo mag ich ſein?
Da über mir hört' ich die Eule ſchrei'n
Und dachte noch, ihr Neſt liegt im Geſtein.
Doch dort und dort und dorten überall,
Entlang die Waldung, gellt's im Wiederhall,
Ringsum die Zweige kniſtern wie im Brand,
Vor mir ein Mantel, drüben eine Hand,
Dann über meine Schulter es ſich ſtemmt,
Und eine Binde hat den Blick gehemmt.
Der Boden ſchwindet; eh' ich mich gefaßt,
Ein Roß trägt ſchnaubend fürder ſeine Laſt.

Mir war doch ſchwül, als ich zum Zügel griff;
Seekranken war mir's gleich auf leckem Schiff.
Verwirrung hatte mich betäubt, zum Heil,
Sonſt hätt' ich mich gefürchtet, als ſo ſteil
Pfadloſen Weg betrat des Thieres Fuß,
Wo ich nur klammernd mich erhalten muß,
An ſeine Mähne mein Geſicht gelegt,
Daß mir des Thieres Schweiß vom Kinne rann.
Ich hörte, wie, von ſeinem Huf geregt,
Des Weges Steine langſam rollten, dann

Von Klipp' zu Klippe ſprangen, bis zuletzt
Der Schall im Nachhall ſchwand. Ich hörte jetzt
Ob meinem Haupt die Waſſer niederrauſchen,
Daß zarter Regen mein Geſicht benetzt.
Oft warnte eine Stimme mich in Haſt:
„Dich vorgebückt!“ und über meinen Nacken
Strich ſich ein breiter Aſt mit trägem Knacken.
Entferntem Knalle glaubt' ich oft zu lauſchen,
Der Boden einmal klang wie Eſtrich faſt;
Was weiß ich, meine Phantaſie war reg' —
Doch immer ſeltſam blieb und ſchlimm der Weg.
So öde war mein Hirn, gedankenleer,
Die Zügel ließ ich, oft dem Falle nah,
Dann wieder kehrte das Bewußtſein ſchwer,
Mit angeklemmten Gliedern ſaß ich da
Und lag, von Sorge überſchlau gemacht,
Ein heitres Angeſicht der finſtern Nacht.
Wie lange ſo, vermag ich nicht zu ſagen.
Mir iſt wie dem, der aus dem Schlaf erwacht:
Ihm ſcheint's vom Abend ein Moment zum Tagen,
Doch blieb ihm das Gefühl entſchwundner Zeit,
Und öfters übers Ziel ihn führend weit,
Daß er die Sonne ſucht um Mitternacht.
Ja! ſinn' ich, was noch all ſich zugetragen,
Bevor es tagte, hat die Fahrt wohl kaum
Gefüllt aufs längſte einer Stunde Raum.
Dann ſtand das Thier, und Arme fühlt' ich wieder;
Nun ſchwebt' ich in der Luft, nun ließ mich's nieder;
Und tiefer in der Bruſt der Athem glitt,
Als Grund, als feſten Grund mein Fuß beſchritt.

Voll Schwindel war ich, halb bewußtlos noch,
So griff ich nach der Binde; haſtig doch
Mich faßte eine Hand, die war ſo ſtark,
Der leichte Druck mir rieſelte ins Mark.

Und weiter, weiter durch bebautes Kraut;
Man wandte rechts und links und ſucht' zu meiden,
Was, weiß ich nicht; doch kennt' ich unterſcheiden
Im Gras verſtreuten Schutt, hier ward gebaut.
Dann Stufen ging's hinunter, ſeltſam hallend,
Und immer tiefer eine lange Reih'.
Ich ſtütze mich auf Mauern, morſch, zerfallend,
Hier klang der Atemzug, ein halber Schrei;
Zur Seite hör' ich's tröpfeln, wie vom Regen —
Ich räuſpre — und es ſchmettert mir entgegen —
Des Kleides Reibung flüſtert am Geſtein —
Dies muſt' ein lang und tief Gewölbe ſein.
Vor Allem ſeltſam war's, als, unterm Grund
Anſtauchend, Schritte rechts ſich gaben kund.
Wie Schmiedehämmer pocht' es um und neben;
Die eingepreßte Luft, es trog mich nicht,
Ich fühlte um Geſicht und Bruſt ſie beben.
Doch ferner, ſchwächer ſchon der Schall ſich bricht.
Nur immer weiter, wie die Wege biegen,
Und bald verſchwimmt das Klirren, Ausen, Gehn
In ein Geſchwirr, dem Hall des Waſſers gleich,
Wenn's niederrauſcht in einer Grotte Reich.

Oft ſinn' ich, wie mir Alles noch ſo klar;
Ich war betäubt, drum ſcheint mir's ſonderbar.
Ja, Angſt iſt ſein, und ſchier bewußtlos doch
Mechaniſch ſammeln ein die Sinne noch.
Nun ſtand mein Führer: ſchwere Riegel klirrten,
Schnell ſchwand das Tuch, und ſchneller vors Geſicht
Schlug ich die Hand, mich blendete das Licht,
Man ſprach zu mir, ich ſah und hörte nicht;
Von allen Seiten bunte Spiegel ſtirrten:
Es that der Binde Druck, denn da's zerging,
Ein einſam Lämpchen nur im Winkel hing,
Wo einer Scheibe vielgelöchert Ziel

Das Erste war, was mir ins Auge fiel.
Und als ich noch dem Schwindel kaum entrann,
Zu einer Wölbung zieht man mich hinan,
Bis dicht vor meinen Füßen liegt ein Mann.
Und dieser ist's? vom groben Pelz bedeckt?
So ausgespannt, wie sich die Leiche streckt?
Und Diesem soll ich helfen? Wenn ich kann.
Ich sah den halbentblößten Fuß, die Hand,
Kalt, todtenfahl, erschlafft der Muskeln Band;
Ich sah recht um der Lunge Sitz das Tuch,
Wodurch ein Streif sich naß und dunkel wand;
Ich sah das schwarze Blut am Boden hier
Und weiß nicht, wo ich die Gedanken trug.
Gleich einer fremden Stimme sprach's aus mir:
„Bei Gott! bei Gott! bei Gott! der hat genug."
Ob man's vernommen hat? ich glaub' es kaum.
Mich dünkt, gemurmelt hab' ich wie im Traum.

Ein Schimmer jetzt auf den Enthüllten fällt,
Auf Züge, edel, doch gefällig nicht.
Dies Auge kalt und unbezwungen bricht,
Da sich dem Tod zum Kampf die Seele stellt.
Vor Grimm dies Antlitz schien mir zu erbleichen
Um einen Gegner, dem es jetzt muß weichen.
Kraftsammlung, tiefes Brüten, sollt' man glauben,
Bewegung ihm und Sprache müsse rauben;
Und drüber, wahrlich, noch ein Hauch sich rührt
Von dem, was Herzen anlockt und verführt.
Ich sah wohl, wie es mit uns Zweien stand,
Mit mir und ihm, wir beid' an Grabes Rand,
Da hab' ich auch gefühlt zu diesem Mal,
Wie Todesangst in vollem Laube thut.
Man meint, am besten sei's so kurz und gut,
Bevor uns Krankheit Zoll um Zoll verzehrt;
Glaub mir, es ist 'ne wunderliche Wahl,

So um ſich, neben ſich kein Fußbreit Raum,
Und überm Haupt an Einem Haar das Schwert —
Fürwahr, die Zunge klebte mir am Gaum!
Vielleicht dem Fiſcher mag ich mich vergleichen,
Der ſonder Nahrung im verſchlagnen Boot
Die Möve ſtreifen ſieht und an dem bleichen
Gewölk aufzucken ferner Blitze Roth,
Gleich nah dem Abgrund und dem Hungertod.

Doch die Beſinnung kehrte mir zum Heil,
Auch etwas Muth und eben Liſt genug;
Ich konnte fragen in geſchäft'ger Eil'
Nach jener Waffe, ſo die Wunde ſchlug.
Der Führer ſprach — fürwahr, ich weiß nicht, was.
Mein Blick hing an des Kranken Muskelſpiel:
Die Lippe bebt, das Auge hat kein Ziel.
Auf ſeinen Buſen legt' ich meine Hand
Und fühlte, wie der Herzſchlag kam und ſchwand,
In Stößen bald, dann wieder träg' und laß;
Da grade ward das Eiſen mir gereicht,
Ein Meſſer aus dem Küchenſchrank vielleicht,
Mit einer Schling', es an die Wand zu hängen;
Das Anſehn einer Waffe hat's zumal,
Die man ergreift in Angſt und Todesqual.
Ich fühlte wohl, wie mein Geſicht erblich.
Und als der Klinge blutgefärbte Längen
Am Ermel auf und ab der Führer ſtrich
Und recht, als ob ihn wilde Luſt beſchlich',
Nun ſpielend zuckt' und aufhelt' gegen mich:
Es war mir doch, als dringe ein der Stich.
Verbergen wollt' ich meiner Kniee Schwanken
Und ſuchte nach des nächſten Schemels Halt,
Man ſollte wähnen, ſorglos, in Gedanken:
Da traf ich eine Hand, ſo feucht und kalt;
Doch jene nicht der kämpfenden Geſtalt,

Nein, neben mir, daß Arm an Arm sich drücken,
Sitzt eine Frau, das Auge wie von Stein,
Auf Den gewendet, der dem öden Sein,
Es scheint, mit sich zugleich sie wird entrücken.
Im Antlitz lag so tiefer Seelenschlaf,
Wie nie bei Kranken ich, noch Irren traf;
Die Stirn — ein Gletscher klar im Alpenthal,
Durchkältend uns mit dem gefrornen Strahl;
Dies Auge, seltsam regungslos und doch,
Erloschen gleich, voll todten Lichtes noch.
Nicht Wahnsinn war's, doch Schlimmres, was ich sah;
Und mich bezwang's, daß ich vergaß, was nah.
Zudem da dämmernd, dämmernd, halb gefühlt,
Wie Wetterleuchten die Erinnrung spielt.
Dies Antlitz ist — und doch ein Andres ganz,
Ich hab's gesehn, es war im höchsten Glanz.
Und wo? Und wo? Halt an! Wie fuhr ich auf!
Mein Führer zuckte an der Binde Knoten.
Ward der gelöst und frei des Blutes Lauf,
Gewiß, nichts Gutes ward mir dann geboten!
Was wär' ich jetzt? Ein Schattenbild, deß dann
Gedenkt noch hier und dort ein alter Mann.
Und du, mein Sohn? Was die Atome sind;
Sonst andrer Mann, und andrer Mannes Kind. —
Ach, alles Leben ist wie Schaum und Duft!
Und doch hat jed: Stunde ihre Pein.
Die Enkel treten meiner Freunde Gruft;
Wo bist du, Eduard? ich bin allein —
Ach Gott! mich quälen meine Träumereien."

Hier folgt ein Blatt, betrieben und zerpflückt,
Quer über Raum die wilden Schnörkel fahren,
Mitunter Striche, durchs Papier gedrückt,
Gepreßter Finger Zucken offenbaren.
Der Jüngling seufzt und wendet rasch das Blatt.

Hier ſteht's: „Mir war nicht wohl, nun bin ich matt,
Fürwahr, fürwahr, und auch des Lebens ſatt.
Doch weiter — da du's wiſſen mußt, mein Sohn —
Naphtha bekam der Kranke, ſagt' ich ſchon;
Was ſoll man ſonſt in ſolcher Noth verſchreiben?
Noch einmal wollt' ich künſtlich Feuer treiben
Durch ſeine Adern, ob ſich mir vielleicht
Indeß, der Himmel weiß, welch Ausweg zeigt:
So jung noch ſollt' ich in der Schlinge bleiben?
Ein junges Blut iſt hoffnungsreich und leicht.
Ich gab ihm Naphtha; bis die Wirkung kömmt,
Laß ich verſtohlen meine Blicke ſtreifen;
Die Dämmrung ferner nicht das Auge hemmt,
Es möchte jeden Gegenſtand ergreifen.
Ich war in einem dunſtigen Gemach,
Langſame Tropfen glitten von den Wänden;
Aufrecht geſtellt träf' ich der Wölbung Dach;
Ob dies die Werke ſind von Menſchenhänden?
Zu ſchlecht zum Keller und zu gut zum Stollen:
Was mögen dieſe langen Zapfen ſollen?
Ich meinte Stalaktiten; in der That,
Die erſte Höhle war's, ſo ich betrat.
Und rings, wie zu gemeiner Maskerade,
Hing's überall in ſchmutziger Parade:
Ein Bauernkittel und ein Mönchsgewand,
Soldatenkleider, Roßkamms langer Rock,
Beim Judenbart des Arztes Hakenſtock,
Und gleich am Lager mir zur rechten Hand
Hier ein Gewehr von Damascirung ſalb,
Ein andres dort, beſchmutzt, zertrümmert halb.
Auch nicht zu fern auf robbehau'nem Stein
Die Lampe warf den halbentſchlafnen Schein
Aus einer Schale, wie mich dünkte, reich
Mit Wappen oder Bildern ausgeziert.
O, daß man mich an dieſen Ort geführt,

Von übler Vorbedeutung schien mir's gleich!
Denn wie man die Umgebung so vergaß,
Nachlässig war es über alles Maß!

So irrend trifft mein Aug' auf jene Frau;
Sie ist verwandelt — in den schönen Bau
Kam Leben, aber erst wie Dämmerlicht
Sich mählich, mählich, durch die Nebel bricht.
Sie sitzt nicht mehr, sie hat sich aufgerichtet,
Hält mit der Hand des Kranken Haupt gelichtet,
Sie blickt wie ein vom Schlaf erwachtes Reh.
Auf ihre Wange zog ein zarter Schein,
Wie Morgenhimmel, wogend übern Schnee,
Ihm seine lichten Spuren drückte ein.
Nun hebt den Arm sie, rückt die Locken, ja!
Da plötzlich tritt mir die Erinnrung nah,
Wien, Carneval, der Maskenball sind da.
Um diesen Nacken Perlenschnüre spielten,
In diesen dunklen Locken lag ein Kranz,
Es war, als ob auf sie die Fackeln zielten,
Wenn sie vorüberglitt, ein Lichtstrom ganz.
Noch seh' ich, wie der milde Kerzenschein
In Atlasfalten schlüpfte aus und ein,
Wie eine Rose sich, gelöst vom Band,
Ob ihrer Augen Brunnen schien zu bücken.
Sie war das schönste Grafenkind im Land:
Dennoch ein Etwas lag in ihren Blicken,
Als ob sie Alle dulde, achte Keinen,
Der schöne Mund geformt schien zum Verneinen:
Nicht Härte hab' ich's und nicht Hohn genannt,
Jedoch zu allernächst es beiden stand.
Man sagte mir, dies wunderschöne Bild,
— Vertraute Stimmen wurden drüber laut,
Für Herzensschwächen ist die Menge mild —
Man nennt' es eine unglückselige Braut.

Der Mann, dem Elternwille sie versprach,
Er legte selbst den Grundstein seiner Schmach,
Als er mit ungestümer Grille Hang,
Wie Schwache gerne keck und seltsam scheinen,
Dem Fremdling auf sich zum Genossen drang,
Der sich am mindesten ihm mochte einen,
Der zehnfach schöner, tausendfach so kühn,
Mit Sitten, die bekleid'gen und verführen,
Genau gemacht, ein starkes Herz zu rühren,
Geheim, man wußt' es, ließ die Braut erglühn;
Der folgt' sein Blick, wie dem Kometen klar
Die Seuche und das segenlose Jahr.
Von beiden Männern dort ich keinen sah,
Gefährlich war der Fremde oder nah,
Von ihm man flüsterte; mit offnem Hohne
Den Grafen macht zum albernen Patrone.
Parteiisch man des Weibes Fehl vergaß,
Nur Männer wurden laut dort, wo ich saß.
Mir schien sie stolz, weit über Ziel und Maß,
Und minder trauernd auch als still entbrannt,
Dem Himmel zürnend, Andern, ihm und sich,
Daß er's gewagt, daß er den Schlüssel fand,
Zum mindesten so wußte sie auf mich.
Doch all mein Sinnen hielt sie so gebannt,
Um sie das Fest vor meinem Auge schwand;
Und als sie zeitig ging, da ging auch ich.
Drei Jahre waren hin, seit dies geschah;
Und jetzt an sie mich mahnte, was ich sah,
Wie Steingebilde, übers Grab gestellt,
An jenes mahnt, was unter ihm zerfällt,
Wenn Seele fordernd stehn die Formen da.
— Es zuckt der Fink am Auge regungslos,
Und ruhig wächst auf ihrem Haupt das Moos —
Nur wenig minder Todtes war mir nah.
Im dunklen Blick, so überreich gewesen,

Doch Eins noch war aus jener Zeit zu lesen:
Verhärtet Dulden — ob von Haß getrennt?
Zu tief versenkt lag's in dem tiefen Blau.
Ich sann, und daß ich's that in dem Moment:
Bezeugt, wie seltsam fesselnd diese Frau.

Des Kranken Muskeln, todtenbleich erschlafft,
Indeß hat aufgespannt des Aethers Kraft;
Nicht all so stier das Auge glänzte mehr,
Den Arm sah ich ihn heben minder fahl,
Das Haupt verrücken auch nach eigner Wahl
Und Zeichen geben, wie ihn dürste sehr.
„Wird's besser?" sprach mein Führer, „kömmt er auf?"
Ich nick. Er gähnte, dehnte sich, stand auf
Und stapfte fort; die Freude schien nur klein,
Und leder hier der Schlimmen Band zu sein.
Mir war's wie ein Gewitter, das verzog,
Als er so langsam um die Ecke bog
Und träge schob die langen Glieder vor.
Ich hört' ihn rauschen durch Gerüll und Sand,
Dann seitwärts, ferner dann, dann ging ein Thor;
Ich lauschte, lauschte, lauschte — Alles schwand.

Und Muth nun, Muth! der Augenblick ist mein:
Ich muß ihn halten oder gehn verloren;
Noch einmal flammt, dann lischt das Meteor!
Ich war allein, mit jener Frau allein.
Sprach ich zu ihr? Sie blickte nicht empor,
Ihr Auge will sich in den Estrich bohren,
Kaum athmet sie; mir Alles deuten muß
Auf Schweigens tief verhärteten Entschluß.
Ob sie mich sieht? Sie scheint betäubt zu sein,
Und „hört mich, schöne Frau!" Sie regt sich — nein.
Und wieder „hört mich, schöne Frau!" Sie schweigt.
Ganz sacht erhob ich mich — was rauscht, was steigt

Im Winkel dort! Ein Fleck, ein Schatten, ha!
Nun rückt es vor — und nun, nun steht es da!

Ungern gedenk' ich deß, den du wohl weißt,
Des Dunklen, der allnächtlich mich umkreist,
Auf meine Scheitel legt die heiße Hand,
Ungern gedenk' ich deß, der vor mir stand.
Ihn zu beschreiben, unnütz wär's und kühn.
Du willst mir's hehlen, Sohn! doch sahst du ihn,
Als lang und bleich zu deinem Bett er trat;
Er rührte dich, du zucktest wie gebrannt,
Du zucktest, ja du zucktest in der That,
Und seufzen hört' ich dich in jener Nacht;
Mich schlafend meintest du? Ich hab' gewacht!
Ob nicht ein Sternbild seine Augen scheinen,
Das über Klippen steht und dürren Hainen?
Die Wimper schattet seiner Züge Bau,
Wie übers Leichenfeld sich senkt der Thau:
Was er verbrach, Gott mög' ihm gnädig sein!
Und Eine That, der mög' er ledig sein!
In dieser Brust wohl keimte gute Saat,
Ob mir's verborgen blieb, was sie zertrat.
Ich sprach zu ihm, nicht nur, was ich beschloß,
Geheimes selbst mir von den Lippen floß:
Ein Pilger, der, in Räuberland gefallen,
Hört plötzlich nahe Wanderlieder schallen,
Dünkt minder sich des Nahenden Genoß.
Seltsam gewiß, wie ich so ganz vergaß,
Daß er in blut'gen Rath mit jenen saß.
Ich ward gehört, und ob kein Wort er sprach,
Nur tiefer legte seiner Wimpern Hag:
Sein Schweigen selber meine Zweifel brach.

Was dann dem Kranken er geflüstert hat,
Erwiedert' dieser auch mit Zeichen matt:

Nur wenig Laute kamen an mein Ohr;
Einmal der Wunde zuckte doch empor.
Die wilde Faſſung, ſo ſein Antlitz ſprach,
Doch unwillkürlich ſich in Schauder brach,
Und noch zu bergen ſah ich ihn bedacht,
Was ſelbſt den Wurm im Staub ſich krümmen macht:
Ich wußte, daß der Tod ihm angeſagt.
Den Namen jener Frau dann hört' ich nennen
Und einen Laut ſich von der Kehle trennen,
Gewaltſam zwar, ſo hohl und heiſer doch,
Wie ihn die Woge ächzt im Klippenloch.
Mit raſchem Flüſtern ein der Andre fällt,
Was Wildes ſeiner Stimme war geſellt;
„Sie folgt dir!“ Ein dann eine Pauſe trat,
Und dann, und dann — hält um den Arzt man Rath.
Alsbald der Jüngre hatte ſich gewandt,
Daß beider Antlitz mir in Schatten ſtand.

Was meinſt du, was durch meine Adern bebte,
Als überm Haupt des Richters Stäbchen ſchwebte?
Nur Liſpeln hört' ich, wie die Pappel rauſcht,
Doch Angſt dem Liſpeln ſelber Deutung gab;
So feinen Ohres hab' ich nie gelauſcht.
Es ſtieg und ſank, mit einem Mal brach's ab,
Und plötzlich eine Hand ſich aufwärts ruckt,
Die winkt und winkt und nach der Pforte zuckt.
Dann fiel ſie ſchlaff hinab — es war vorbei —
Gott löſche ihm die Schuld! er gab mich frei!

Der Jüngling blickte auf den todten Mann,
Wie ſehr er ihn geliebt, man ſah's ihm an.
Doch Etwas lag im Auge offenbar,
Was dämpfen mochte allzu herbe Glut;
Mich dünkt, ſo blickt man auf verwandtes Blut,

Deß Schmach uns bittrer als die eigne war,
Wenn's endlich ruht im Sarge, ſchandebaar.
Nur ein Moment noch, wo er ſtand und ſann,
Und einen Eid ließ er mich ſchwören dann,
Des Räubers Fluch, daß ſinne ich Verrath,
Geſchick mich treiben ſoll' zu gleicher That,
Und dieſe Höhle ſei mein letzter Rath;
Ich ſoll' den Wald, mich drin zu bergen, ſuchen,
Den Menſchen nahn, damit ſie mich verfluchen,
Am ſchrecklichſten mir ſei der Heimath Licht
Und tödtend meiner Mutter Angeſicht, —
Matt war ſein Ton, das Ende hört' ich nicht.

Und fort nun, fort! Was ward aus jener Frau?
Sie ruhte jetzt, gleich Schlummernden genau,
Das Haupt im Schooß, mehr iſt mir nicht bewußt,
Die Eil' den Athem ſchnürte in der Bruſt;
Und fort nun, fort! Geblendet wie zuvor,
Durch manche Krümmung ging's und manch ein Thor;
Voran der Jüngling zog in Haſt mich nach,
Einmal nur Bretterwand uns ſchien zu ſcheiden
Von Gläſerklang und ausgelaßnen Freuden.
War etwas minder tobend das Gelag,
Ich hätte wohl verſtanden, was man ſprach.
Hier war von einem Quell der Weg durchſchnitten,
Geräuſch zu meiden wir behutſam ſchritten;
Und nun hinauf, die Hand dort angeklemmt,
Den Kopf gebückt, und hier den Fuß geſtemmt,
Die Mauern bröckeln, rieſeln uns entgegen;
Wir rutſchen lang', oft an den Grund uns legen,
Mein letzter Griff in Kräuter war und Gras.
Nun noch ein Schwung: ich ſtand in freier Luft.
Noch wenig Schritt', hier wehte Fliederduft:
Auf meines Führers Ruck ich niederſah,

Zwei Worte ſprach er, die ich nicht verſtand.
Dann plötzlich ſchwand aus meiner ſeine Hand,
Mir war nicht wohl zu Muth, ich war allein!

Vor Einer Stunde hätt' ich nicht gedacht,
Als jedes Auge ſchien 'ne grimme Wacht,
Daß Einſamkeit mir peinlich könnte ſein.
Ich ſaß am Grund wie ein verſpätet Kind,
Das riſpeln hört den Wolf, die böſe Fee
In jedem Strauch. Wenn reger ſtrich der Wind,
Ein Halm mich rührte, wenn in meiner Näh'
Ein Vogel rückt' im Neſt, die Brut zu decken:
Zuſammen fuhr ich in geheimem Schrecken.
Doch Alles ruhig, nur die Fichten rauſchen,
Und eine nahe Quelle murmelt drein.
Die Zeit verrinnt, es wächst, es wächst die Pein.
Was kniſtert dort? Ein Hirſch, vielleicht ein Reh,
Das nächtlich Nahrung ſucht, ſo mußt' es ſein.
Am Zweige hört' ich's nagen, ſchnauben, lauſchen,
Dann ſprang es fort; — gelauert ſaß ich da,
Denn plötzlich waren Männertritte nah.
Und vor mir im Geſträuch es knackt und bricht,
Die Zweige ſchlagen feucht an mein Geſicht.
„Iſt's hier? Nein, dort, es iſt die Stelle nicht."
Kaum hielt ich mich, daß nicht ein Schrei entfuhr,
Ja, mühſam ich des Athems Keuchen zwang.
Sie ſtöbern, wie der Hund auf Wildes Spur,
Um manchen Baum und das Gebüſch entlang;
Dann endlich gehn ſie, ſchleifen etwas nach,
Das dicht vor mir im Strauch verborgen lag.
Dem Himmel Dank! mir ward die Seele wach;
Es war gewiß, ſie wußten nichts von mir.
Was ſie geſucht, nie hab' ich dran gedacht;
Vielleicht ein Raub hier ins Verſteck gebracht.

Ich dacht' und wünschte Eins, den Jüngling hier,
Der mich geleitet, und er war mir nah;
Kaum sind die Andern fort, so steht er da.

„Zu Pferd! zu Pferd! es ist die höchste Zeit!"
An mir gewiß nicht lag's, ich war bereit,
Saß auf, und über Stock und Stein wir traben
Wie Solche, die den Feind im Nacken haben;
Nie macht' ich gleichen Ritt. So Nebel fliehn,
Wenn Stürme über braune Haiden ziehn,
So Schwalben, wenn die Wolke murrt und droht;
Am Sattel mich zu halten that wohl Noth,
Da wahrlich schlimmer als zuvor der Weg,
Wenn ich so nennen soll, wo weder Steg,
Noch Hag uns Hemmung schien: dies Wege waren,
Die heute wohl und nimmermehr befahren.
Bald rechts, bald links; bald offen schien das Land,
Bald peitschten Zweige mir Gesicht und Hand.
Den Führer nur verrieth des Hufes Ton;
Zuweilen doch, wenn stutzt das Roß im Trab,
Macht Sätze gleich dem Hirsch, und wenn's bergab
Sich kunstreich stemmend gleitet auf den Eisen,
Ist ihm ein kurzer Warnungsruf entflohn.
Der Lärm bringt alle Vögel aus den Gleisen:
Das flattert, zirpt, mich Aeste blutig färben,
Fürwahr! ich dachte auf dem Thier zu sterben!
Es war ein Hexenritt. Doch lange nicht,
So stand das Roß; mein Führer sprach: „Steig ab,
Der Mond ist auf, wir müssen Bahn uns brechen."
Die Binde fiel, ich sah ein sanftes Licht;
Doch Jener trieb: „Voran! voran! voran!"
Und drängte ins Gebüsch so schwarz und dicht,
Wo Dorn und Ginster uns die Ferſen stechen.
Doch endlich dämmerts, und nun kam heran

Zuerst ein Strahl und dann durch Waldeslücke
Der ganze Mond auf seiner Wolkenbrücke.
Dann standen wir am Hange, wo ein Thal
Tief unten breitet seinen grünen Saal.
Der Jüngling sprach: „Halt' dich am Waldessaum
Und spute dich, wir beide haben Eil'.
Leb wohl! An deinen Schwur ich mahne kaum,
Du wirst verschwiegen sein zu eignem Heil."
Und auf mein Haupt legt' er die Hände heiß
Und blickte tief mir in die Augen ein;
Noch einmal sah ich in des Mondes Schein
Sein Angesicht, die Züge blaß und rein,
Ich sah noch zucken seine Wimper leis;
Dann schnell gewendet, eh' ich mich verwahrt,
Behend umfaßt er, wirbelt mich im Kreis.
Fort war er, hin. Vollendet war die Fahrt!

Ich streckte mich auf grünen Teppich nieder,
Zum Tod erschöpft, es schütterten die Glieder,
Und kann nicht sagen, wie so wohl mir war.
Der wüste Ritt, entschwundene Gefahr
Ließ doppelt noch den Augenblick empfinden,
Nachdenken konnte keine Stelle finden,
Da sich in Taumel herbe Spannung brach.
Halbschlummernd sah ich in den grünen Hag:
Die Nacht war jetzt so milde, lichtbewegt,
Als sie begonnen schwarz und schauerlich.
Ein jedes Kräutchen Thaugeflitter trägt,
Es schläft der Klee, die Blumen bücken sich,
Im Traume lächelnd scheint der Mond zu beben,
Wenn linde Nebelstreifen drüber schweben.
So ruhig wohl am dritten Schöpfungstag
In ihrem ersten Schlaf die Erde lag,
Wo Leben nur in Kräutern noch und Gras.

Ganz heimisch war die Scholle, wo ich saß;
Denn tausend Schritt von dieser Stelle noch
Barg meine Klause jenes Klippenjoch:
Dies Wasser rauscht' an ihren Bretterwänden,
Ihr Gärtchen lag an jenes Waldes Enden,
Dies ist der Baum, wo ich im Schatten lag,
Und dies die Höhe, wo ich Kräuter brach.
Ob wohl die Quelle drunten wacht im Thal?
Ein Glitzern nur verräth das klare Naß.
So sinnend wär' entschlummert ich zumal,
Wenn nicht der Thau sich durch den Mantel stahl.
Die Kälte weckte mich, es war im Mai,
Es war wohl schön, doch frisch die Nacht dabei.
Nicht fern mehr schien der Tag: so stand ich auf
Und dämmerte gemach den Wald hinauf,
Durchaus nicht, wie du denken magst, erschüttert,
Nein, gleich dem Kranken, wenn nach Fiebers Wuth
Ihm schlafend durch die Adern schleicht das Blut,
Nur vor Ermattung jede Muskel zittert.
So träumte und so schlief ich halb voran,
Folgt' einem Pfade, einem andern dann,
Sah endlich auf und stand in Waldes Bann.

Ob schon so weit ich mich bereits verirrt,
So stumpf mein Sinn in diesem Augenblick?
Genug, ich ging und ging, und immer wirrt
Der Pfad sich tiefer in den Hain zurück.
Wie lang ich so getappt die Kreuz und Quer,
Durch Dornen mich und durch Gestrüppe schlug,
Bald Pfaden folgte, bald dem Ungefähr,
Und jeder Schritt mir üble Früchte trug:
Nicht meld' ich's lang, der Weg war schlimm genug.
Von eben dunkel und am Grunde wüst.
Manch Vogel strich vom Lager mit Geschwirr,

Unſichtbar aus der Luft die Eule grüßt,
Doch ließ mich träg und dämmrig das Gewirr,
Ich ging ja ungefährdet, ob auch irr.
Mich dünkt, in dieſer Stunde litt mein Hirn,
Brand und Gekrimmel fühlt' ich in der Stirn.
Geſumme hört' ich wie von fernen Glocken,
Und mir am Auge ſchoſſen Feuerflocken;
Einmal gefallen, blieb ich liegen gar,
Ließ mich geduldig von den Ranken tragen
Und mein Geſicht Gezweig' und Blätter ſchlagen,
Und nahm von allem dem nur wenig wahr.
Die Ranken löſten ſich, ich rutſchte nach,
Geblieben wär' ich ſonſt bis an den Tag.
Als ich zuletzt der Wildniß doch entkam,
Nichts mehr um mich den Sinn in Anſpruch nahm;
Daß frei die Luft, daß moosbedeckt der Grund,
Daß ſüß die Ruh', dies war allein mir kund.
So lag ich nieder unter Kraut und Steinen
Und ließ den Mond mir in den Nacken ſcheinen;
Noch zuckten Funken, Sterne roth und grün,
Und dann — und dann — das Auge langſam bricht,
Die Glocken läuten — bimmeln — weiter ziehn —
Wie hoch es an der Zeit, ich weiß es nicht.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

In Tönen kehrte das Bewußtſein mir:
So lieblich aus der Luft die Wirbel dringen,
Gewiß, ich hörte eine Lerche ſingen
Und dachte noch, ſie muß den Morgen bringen:
Ob Traum, ob Wirklichkeit, das fragt ſich hier.
War's Traum, dann trag' ich manches graue Haar
Umſonſt und manche tiefe Furche gar.
Allein ich wußte, wie das Haupt mir ſchwer,
Auch daß ich mich gewendet, rückwärts lag,
Auch daß mir dürres Laub den Nacken ſtach. —

Nein, nein! Nicht ſchlief ich, doch ſo feſt gelettet
War jede Muskel, wie im Tod gebettet;
Der kleinſte Ruck verſagt', ſo lag ich fort
Und horchte immer dem Gewirbel dort.
Mit einem Male hör' ich's ſeitwärts kniſtern,
Mir immer näher tappen, klirren, flüſtern;
Ich konnte zählen, ihrer waren Drei:
Sie ſtrichen mir ſo dicht am Haar vorbei,
Daß Jedes Mantel meine Schläfe rührt.
Dann ſtill, wie Wild, das nach dem Winde ſpürt,
Und dann, aus Weibes Bruſt ein ſchwacher Schrei:
„Ich mag nicht leben; doch von eurer Hand!
Nein, nicht von eurer Hand!“ Man flüſtert, ſteht,
Und dann ein Laut, der mir die Seele bannt;
Du ahneſt wohl, mein Sohn, wen ich erkannt.
„Bet', Theodora, ſammle dich und bet'!“ —
„Ich kann nicht beten!“ — „Deine Hand iſt rein,
Verſuch' es nur; Gott mag dir gnädig ſein!“
Angſtvoll Gemurmel glaubt' ich jetzt zu hören
Und Seufzer, die das Blut im Herzen ſtören;
Nie wünſch' ich meinem Feinde ſolche Pein,
Als mir aus dieſen Tönen ſchien zu klagen.
„Ich kann nicht ſterben, ſchmachvoll und allein:
O bringt mich fort, nur fort, wohin es ſei!“
Und haſtig flüſternd fallen ein die Drei.
Was man gedroht, geſteht, ich nicht vernahm,
Doch ruhig ward's, und eine Pauſe kam.
Gott gebe, daß ſie ſich zu ihm gewandt,
In deſſen Huld ihr einzig Hoffen ſtand.
Mit einmal hört' ich's an die Klippen ſchlagen
Und einen Schrei noch aus der Tiefe ragen; —
Vorüber war's, ſo todtenſtill umher,
Der Nadel Fall mir nicht entgangen wär'.
Wo blieben jene Drei? Ich kann's nicht ſagen,
Sie waren fort; kein Läubchen rauſchte mehr!

Nun kommt in holprigem Galopp ein Hund:
Er will vorüber, nein, er stellt sich, knurrt;
Da kriecht er ins Gebüsch, legt an den Mund
Mir seine Schnauze, schnuppert mir am Gurt;
Doch auf ein fernes Pfeifen trabt er fort,
Läßt mich in kaltem Schweiß gebadet dort
Noch immer an der Erde wie gebannt.
Du magst ermessen, was ich wohl empfand,
Da all mein Trost in Traumes Hoffnung stand.
Denn wenn ich träumte, war ich mir's bewußt,
Und daß ich träume, dacht' ich halb mit Lust,
Versuchte auch zu regen meine Hand;
Vergebens anfangs: doch ein Finger ruckt,
Und plötzlich bin ich in die Höh' gezuckt.
Da saß ich aufrecht, aber wüst und schwer.
Der Wald war stumm, die Fichten starrten her,
Die Dämmrung um mich wogte wie ein Meer,
Und Alles schien dem Traume zu gehören.

Da saß ich, schweißbedeckt, vor Kälte zitternd,
Ein scharfer Ost, an Strauch und Halmen knitternd,
Verkündete des Tages Wiederkehr.
Noch kämpfte Dämmrung, doch das Morgenroth
Aus halbgeschloßner Wolkenpforte droht'
Und spülte kleine Feuerwellchen her.
Es streckt sich, dehnt sich, gleitet in den Raum,
Die rothe Welle schlägt der Berge Saum,
Allmählich zündet's, geht in Flammen auf:
Der Tag, der Tag beginnt den frischen Lauf!
Zum hohlen Stamme Nachtgevögel kehren,
Hoch oben läßt der Geier Ruf sich hören,
Und tausend Kehlen stimmen jubelnd ein.
So maienhold kein andrer Tag mag sein
Wie dieser, und so mild in Waldes Hag

Noch nie ein Thal am Morgenſtrahle lag!
Wie war das neugeſchenkte Leben reizend!
Ich ſchlürfte Licht und Luft, nach Allem geizend.
Und als ich ſah die Heerde drunten graſen,
Am Quellenrande ſich die Weiden neigen,
Ein einfach Lied den Hirten hörte blaſen,
Und durfte wenig Schritt nur abwärts ſteigen:
Da ſchien mir Alles, alles dies mein eigen.
Doch weiß ich auch, daß Schauer mich beſchlich,
Da allgemach der Morgenſtern erblich,
Als ſcheide Etwas, das mir theuer war;
Nie hab' ich ſpäter dieſen Stern geſehn,
Daß jene Nacht nicht muß vorüber gehn.

Der Rauſch verſchwand, und mählich ward mir klar,
Vom Traume ſei doch wohl die Hälfte wahr.
Ja, deutlich wird mir's, wie ich nachgedacht;
Den Ruf, das Höhlenneſt, den Ritt bei Nacht
Muß ich mit Schauder doch dem Leben laſſen.
Das Letzte nur, gewiß, das blieb ein Traum!
Wo war die Kluft, der ſich der Schrei entrang?
Wo Kampfes Spuren hier am linden Hang,
Da abwärts alle Hälmchen aufrecht ſtanden,
Da friſch wie je ſich Zweig' und Ranke wanden?
Deß ward ich froh. Ach Gott! ich ward es kaum,
So fiel mein Blick in einer Kuppe Raum,
Geſpalten grade einen Leib zu faſſen.
Nicht ſieben Schritt von mir die Klippe ſtand;
Zuvor erſchien ſie ungetheilte Wand,
Doch eben traf ein Strahl den ſcharfen Rand.
So unverſehens fällt kein Schlag im Spiel,
Als mir's wie Hammerſchlag zum Herzen fiel.
Die Angſt, die Angſt mir ſchnürte alle Sinnen,
Hinan zu treten konnt' ich kaum gewinnen.

Und — höre Sohn! — das Ufer hing hinein,
Wie wenn man rutscht und nach die Scholle bricht.
Vielleicht doch, möglich, konnt' es Zufall sein:
Der Rand war schroff und bröcklig das Gestein.
Und — höre mich! — ob Röthel in der Schicht?
Roth war die Wand, unmöglich wär' es nicht.
Und hör'! — Am Grunde sah ich etwas ragen,
Das weiß und zuckend an der Scholle hing.
Mir schien's ein Tuch, vom Wellenschlag getragen,
Der Himmel wolle, daß ich falsch gesehn!
Vielleicht im Spalt sich eine Taube fing:
Doch damals meint' ich ins Gericht zu gehn.
Es war ein bitter, o ein hart Geschick,
Was mich betraf in Jugendmuth und Glück,
Und lange, lange mußt' ich heimlich tragen.
Doch Zeit ist kräftig und die Heimath lind.
Um meine Scheitel wehte mancher Wind.
Ich nahm ein Weib, ich sah mein eignes Kind.
Nicht wahr, mein Sohn? Du weißt noch, als du klein,
Daß ich gelacht und öfters fröhlich war.
Ich sah mich frisch an deinen Augen klar:
Ja, Kinder müssen unsre Engel sein!
Wenn ich mit dir getändelt, ward mir's helle,
Ich fühlte nicht am Kopf die heiße Stelle.
Das Alter kam, das Alter stellt sich ein; —
Nun vor den Augen schwebt es mir zumal,
Nun vor dem Ohre hallt es ohne Zahl:
„O bete! ringe! hilf ihm aus der Qual!"
Ach Gott! du weißt nicht, wie voll Brand mein Hirn,
Wenn mir der Dunkle nächtlich rührt die Stirn,
Genau, wie scheidend er gestreckt die Hände:
Auch jetzt ich fühle, wie das Blut sich dämmt.
Geduld, Geduld! Da kömmt er, kömmt er, kömmt!"

Das Blatt ist leer; hier hat die Schrift ein Ende.

So mild die Landſchaft und ſo kühn!
Aus Felſenritzen Ranken blühn,
Der wilde Dorn die Roſe hegt.
In ſich verſenkt des Arztes Sohn
Schwand in des Waldes Spalten ſchon,
An ſeine Stirn die Hand gelegt.
Und wieder einſam toſt der Fall,
Und einſam klagt die Nachtigall.
Mich dünkt, es flüſtre durch den Raum:
O Leben, Leben! biſt du nur ein Traum?

Die Schlacht im Loener Bruch.

1623.

Erſter Geſang.

's iſt Abend, und des Himmels Schein
Spielt um Weſtphalens Eichenhain,
Gibt jeder Blume Abſchiedskuß
Und auch dem Weiher linden Gruß,
Der ihm mit ſeinen blanken Wellen
Will tauſendfach entgegen ſchwellen.
Am Ufer Waſſerlilien ſtehn,
Und durch das Schilf Geſäuſel gehn,
Wie Kinder, wenn ſie, eingewiegt,
Verfallen halb des Schlafes Macht,
Noch einmal flüſtern: „Gute Nacht!“
Es iſt ſo ſtill; die Ebne liegt
So fromm, in Abendduft gehüllt,
Der Wittwe gleich in Trauer mild,
Die um ſich zieht den Schleier fein,
So doch nicht birgt der Thränen Schein.
Am Horizont das Wolkenbild,
Ganz, wie ihr Sinnen, zuckend Licht,
Das bald ſich birgt, bald aufwärts bricht,
Phantaſtiſch, fremd, ein Traumgeſicht.

Seh' ich dich so, mein kleines Land,
In deinem Abendfestgewand:
Ich meine, auch der Fremdling muß
Dir traulich bieten Freundesgruß.
Du bist nicht mächtig, bist nicht wild,
Bist deines stillen Kindes Bild,
Das, ach, mit allen seinen Trieben
Gelernt vor Allem, dich zu lieben!
So daß auch keines Menschen Hohn,
Der an des Herzens Fäden reißt,
Und keine Pracht, wie sie auch gleißt,
Dir mag entfremden deinen Sohn.
Wenn neben ihm der Gletscher glüht,
Des Berges Aar sein Haupt umzieht,
Was grübelt er? Er schaut nach Norden!
Und wo ein Schiff die Segel bläht
An würzereichen Meeresborden,
Er träumerisch am Ufer steht.
Ich meine, was so heiß geliebt,
Es darf des Stolzes sich erkühnen.
Ich liebe dich, ich sag' es laut,
Mein Kleinod ist dein Name traut!
Und oft mein Auge ward getrübt,
Sah ich in Südens reichen Zonen,
Erdrückt von tausend Blumenkronen,
Ein schüchtern Haidekräutchen grünen.
Es wär' mir eine werthe Saat,
Blieb' ich so treu der guten That,
Als ich mit allen tiefsten Trieben,
Mein kleines Land, dir treu geblieben!
So sei dir Alles zugewandt,
Mein Geist, mein Sinnen, meine Hand,
Zu brechen die Vergessenheit,
Der rechtlos dein Geschick geweiht.
Wacht auf, ihr Geister früher Zeit,

Und mögt an jenen Himmelsſtreifen
Ihr Schatten gleich vorüber ſchweifen!
Wacht auf, wacht auf, der Sänger ruft!
Und ſieh, es ſteigt am Wolkenſaum
Noch ſcheu und neblig wie ein Traum,
Es ſchwillt und wirbelt in der Luft,
Und nun wie Bienenſchwarm geſcheucht
Es ſtäubend aus einander fleucht:
Ich ſehe Arme, Speeres Wucht,
Ich ſehe Nahen, ſehe Flucht,
Und gleich entfernten Donners Grollen
Hör' ich es leiſe zitternd rollen.
Ihr ſeid's, ihr bracht den langen Schlaf!
Der tolle Herzog![1] Anholts Graf![2]

Es war im Erntemond, ein Tag
Gleich dieſem auf der Landſchaft lag,
Wo Windes Odem, ſüß und reg',
Hielt mit den Zweigen Zwiegeſpräch,
Der letzte einer langen Reihe,
Voll Glaubenswuth und Todesweihe,
Da, ach! um Lehren, liebereich,
Gefochten ward den Wölfen gleich.
's war eine thränenſchwere Zeit
Voll bittrer Luſt und ſtolzem Leid,
Wo ſchnach es ſchien, den Todten klagen,
Wo ſo verwirrt Geſetz und Recht,
So ganz verwechſelt Herr und Knecht,
Daß ſelbſt in dieſen milden Tagen,
Da klar und friedlich jeder Blick,
Nicht Einer iſt, ſo möchte ſagen:
Der ward allein um Schuld geſchlagen,
Und der allein durch Mißgeſchick.
Das Recht, es ſtand bei jedem Hauf,
Und ſchweres Unrecht auch vollauf,

Wie ſie ſich wild entgegen ziehn,
Hier für den alten Glauben kühn
Und dort für Luther und Calvin.

Faſt dreißig Jahre ſind entſchwunden,
Und noch kein Ende iſt gefunden:
Es rollt der Rhein die dunklen Wogen
Durch brandgeſchwärzter Trümmer Graus;
Da iſt kein Schloß, kein niedres Haus,
Das nicht, vom Wetter ſchwer umzogen,
Von Freund und Feinde gleich geplagt,
Dem Wurf der nächſten Stunde zagt.
O Tilly,[3] deine blut'ge Hand
Hat guter Sache Schmach geſpendet!
Wohin dein buſchig Aug' ſich wendet,
Ein Kirchhof wird das weite Land.
Ständ' nicht ſo mild in deiner Näh',
Ein Pharus an ergrimmter See,
Der fromme Anholt, deſſen Wort
So gern den Irren ruft zum Port
Und mag den Strandenden geleiten,
Du wärſt ein Fluch für alle Zeiten!
Da, wo der tolle Braunſchweig ſengt,
Da iſt die Gnade gar verdrängt,
Wenn, des Corſaren Flagge gleich,
Sein Banner weht im Flammenreich,
Sein Banner, rothen Blutes helle,
Mit „Tout pour Dieu et tout pour Elle!"[4]
Die Kirchen ihres Schmuckes baar,
Die Prieſter am Altar erſchlagen,
Sie können ohne Worte ſagen,
Daß hier der tolle Herzog war.
So dieſe ſtille Gegend auch
In ihrem Abendfriedenshauch;
Sie ruht, doch wie in Schreck erſtarrt,

Und todbereit des Schlages harrt.
Noch hat die Flur kein Feind betreten,
Noch zittert nur die fromme Luft
Vom Klang der Glocke, welche ruft
Die Kloſterfrauen zu Gebeten,
Wo dort aus dichter Buchen Kranz
Sich Meteln[4] hebt im Abendglanz.
Ach, mancher Seufzer quillt hinauf!
Und ſtöhnend manche Stimme bricht
Der ſchonungsloſen Hora Pflicht.
Bei jeder Pauſe horcht man auf:
Und dann die Melodie ſich hebt,
So angſtvoll wie die Taube bebt,
Wenn über ihr der Falke ſchwebt.
Ein Landmann heimgekehrt vom Pfluge,
Hat alle Sinne aufgeſtört;
Er glaubte in des Windes Zuge
Zu horchen wüſter Stimmen Schall
Und war es Furcht, was ihn bethört,
Doch hatte jedes Ohr gehört
Des donnernden Geſchützes Hall.
Es iſt gewiß, ſie ſind bedroht,
Die Hülfe fern und groß die Noth.

Und hier an dieſem Weiher klar
Saß damals kleiner Mädchen Schaar;
Nichts wußten die von Furcht und Scheu
Und ſpielten an dem Borde frei.
Sie warfen flacher Steinchen Scheiben,
Die tanzend blanke Tropfen ſprühn;
Dann pflückten Blumen ſie und Grün
Und ſahn ſie mit den Wellen treiben,
Und ſchauten in den Spiegel ein
Und ordneten die Mützchen fein;

Denn sei ein Mädchen noch so klein,
Es mag sich gerne zierlich wähnen.
Auch haschten sie nach den Phalänen,
Die summend kreisen übern Teich.
Es war ein holdes Friedensreich,
Der grüne Bord, die leisen Wellen
Und diese tändelnden Gesellen.
Doch still! — die Mädchen schauern auf —
Was steigt dort hinterm Dickicht auf?
Es stampft und knackt, es schnaubt und klirrt,
Dazwischen es wie Sensen schwirrt.
Schau, in das Ufer dichtumbuscht,
Ist schnell die kleine Schaar gehuscht.
Und immer näher trabt es an,
Und immer heller schwirrt's heran.
Nun sind sie da, ein starker Troß,
In Eisen starrend Mann und Roß;
Die Rüstung wohl des Glanzes baar
Und manche Klinge schartig war,
Bevor sie kamen hier zur Stell'.
Sie sprengen an den Weiher schnell,
Dann mühsam beugend übern Rand
Das Wasser schöpfen mit der Hand.
Und tief die heißen Nüstern tauchen
Die Rosse, Gras und Binsen rauchen,
Man hört des Odems schweren Drang,
Und Worte fallen sonder Klang,
Als wollten sie in heisren Tönen
Hervor die müde Seele stöhnen.
Dort Einer klirrt den Rain entlang,
Zur Seite abgewendet schier,
Ein Andrer hält sein schnaubend Thier,
An seinem Hut ein Handschuh steckt,
Vom Reiherbusche halb verdeckt;
Die Federn hangen drüber her,

Geknickt, von rothen Tropfen ſchwer.
Nun baarhaupt einen Augenblick,
Die Locken ſchiebt er wild zurück:
Nie ſah man in ſo jungen Zügen
So tiefen Grolles Spuren liegen;
Ja, als er ob der Welle beugt,
Wo ihm ſein Bild entgegen ſteigt,
Man meinte, dieſe Zweie gleich,
Sie müßten faſſen ſich am Teich.
Lang ſchlürft er, gierig, tief geneigt,
Nun faßt den Zaum die Eiſenfauſt,
Und nun voran! Die Haide ſaust,
Das Laub von dem Gezweige ſtäubt,
Wie ſich der Zug vorüber treibt,
Und aufgejagten Sandes Wellen
Sich lagern erſt an fernen Stellen.
Sie ſind dahin — des Hufes Spur
Blieb am zerſtampften Weiher nur.
Doch in der Haide Nebelweiten
Wie Vögelſchwärme ſieht man's gleiten;
Es wimmelt längs der Wolkenbahn,
Und wie die Eiſenmänner nahn,
Ein ſummend Jauchzen, hörbar kaum,
Verzittert in der Ebne Raum.
Und nun verſchwimmt's im Nebelthau,
Und wieder iſt der Himmel blau,
Und wieder friedlich liegt das Land.
Doch ſchon an Horizontes Rand
Steigt hier und dort ein wallend Roth:
O wehe! das Panier der Noth!
O wehe! wehe! Mord und Brand!
Und durch die Ebne, halb wie Zagen
Und halb wie Jauchzen, geht ein Schrei:
„Der tolle Braunſchweig iſt geſchlagen!
Der tolle Herzog floh vorbei!“

Wohl iſt er toll, wohl iſt er ſchlimm,
Ein Tigerthier in ſeinem Grimm;
Und doch ſo mancher edle Keim
War einſt in dieſer Bruſt daheim,
Als noch an Vaters Hof den Knaben
Sein heimlich Sinnen durfte laben,
Wenn er, dem Zwange ſchlau entzogen,
In ſeinem Mark die junge Glut,
Von der Gefährten Schaar umflogen
Die höchſten Zweige klimmend bog,
Des Sturmes Odem gierig ſog
Und dann, ertappt, o ſchnöde Pein!
Die Strafe willig trug allein.
Für einen Freund gäb' er ſein Blut!
Es war ein ſtolzer, friſcher Stamm,
Der ſiechte in des Hofes Schlamm;
Denn damals man wie heute that
Und zog nicht die Natur zu Rath:
Man heiſchte von der Ceder Wein.
Feſt ſtand der Schluß, und ſchon genannt
Das Bisthum ward, das zuerkannt
Dem Knaben, wenn der Jahre Lauf
Die reife Stunde trüg' herauf.
So konnt' es wohl nicht anders ſein,
Die edlen Säfte mußten gähren,
Zum Mark die Thräne ſiedend kehren.
Und Keinem trauend, Keinem hold,
Der junge Prinz des Herzens Gold
Zu ſchnöden Schlacken ließ verglimmen.
Doch weiß die Sitte er zu ſtimmen,
Wie es gebeut des Hofes Ton,
Und keiner ſah den bittern Hohn;
Die Mutter lobt den klugen Sohn,
Ob von der Weſpe Stiche gleich
Galläpfel trägt der bunte Zweig.

Was will man mehr? So wächst er auf,
Und nach dem wohlbeſchloßnen Lauf,
Fürwahr! die Inful nimmt er auch.
Und Keiner ſah ſein blitzend Aug'
Und ſah, wie krampfhaft ſeine Hand
Des Hirtenamts Symbol umſpannt'.
Gemacht zum Prieſter, meinte man,
Hab' ihn nicht eben die Natur,
Doch Tugend ſetze Alter an
Dem Geiſt, wie Roſt dem blanken Stahl:
Kurz, Jeder war vergnügt der Wahl.
Und Vaters Augen bald nachher
In Frieden auch geſchloſſen ſind,
Sein Letzter Seufzer war nicht ſchwer,
Er klagte kein verlornes Kind, —
Sind ewig denn die Fürſten blind?

Indeſſen dringt das Kriegsgeſchrei,
Und immer näher dringt's herbei;
Wie ſchlummert noch der junge Leu?
Träumt er die edlen Stunden hin?
O Böhmens ſchöne Königin! [5]
Aus deinen Augen fällt ein Strahl,
Da zucken ſeine Brau'n zumal.
Er ſpringt empor, die Mähne ſchüttelnd,
An ſeiner Kette grimmig rüttelnd;
Sie bricht, und aus der langen Haft
Verdoppelt ſtürmt die wilde Kraft. [6]
O Frau! bethört von Stolzes Trug,
Der nicht ein Fürſtenhut genug,
Du haſt geweckt den ſchlimmſten Leu'n,
Der Himmel mag es dir verzeihn!
Sie ſah ſo ſanft, man ſollte wähnen,
Dies Auge, um des Thieres Noth
Vergießen müſſ' es fromme Thränen,

Und ihrer lichten Wangen Roth
Schien so verschämt, als könne sie
Dem Manne sehn ins Auge nie.
Wohl öfters wie ein Blitz es zog
Durch ihr Gesicht, dann war sie hoch
Und aller Frauen Kaiserin:
Doch nichts verrieth den harten Sinn,
Der sich durch tausend Leichenhaufen
Ein schnödes Zepter will erkaufen.
Doch war es so; seit den Gemahl
Von Böhmens Ständen traf die Wahl,
That sie sich heimlich diesen Schwur,
Als Königin zu sterben nur;
Und Keiner in der Zeiten Drang
Gleich ihr des Aufruhrs Fahne schwang.
Sie fand die tiefversteckte Spur,
Die Herzens Beben mochte künden,
Das, ach! an ihrem Odem hing.
Sie war gemacht, es zu ergründen,
Und nie umsonst sah sie ein Ding.
Daß sie ihn liebte sag' ich nicht,
Sie wahrte treu der Gattin Pflicht.
Zwar durft' er ihren Handschuh tragen,
Das war nicht viel in jenen Tagen,
Ein Spiel, nicht von Bedeutung gar.
Doch edel war er, das ist wahr!
Und jung und, da er liebte, auch
Verklärt von süßer Flamme Hauch.
Sein Gang war adelig, gewandt,
Vor Allem zierlich Fuß und Hand;
Vom Antlitz wich der bittre Hohn,
Jetzt träumerischer Schwermuth Thron;
Und zuckt unheimlich es zusammen,
Sie wußte ja, es war um sie,
Wird eine Frau ihn drum verdammen?

Ich weiß es nicht und glaub' es nie.
Kurzum, er wirft die Inful fort
Und greift zum Schwert; ein Panzer hüllt
Die Bruft, von trüber Glut erfüllt,
So harrend auf der Herrin Wort;
Denn dienen kann ein Fürftenfohn
Nur Frauen, Keinem fonft um Lohn. —

Was foll von diefem Zug ich künden?
Das Schiff nur fegelt mit den Winden,
Und ohne Nahrung ftirbt die Glut,
Nichts ohne Glück vermag der Muth.
Das war für ihn ein fchwerer Tag,
Als nieder Böhmens Banner lag!
Er gab es nicht, es ward entwandt
Der noch zum Kampf bereiten Hand,
Durch Jener Wort, die ihn gefendet;
Sie fchrieb: „Fahrt wohl! Wir müffen fliehn,
Als Heimathlofe fürder ziehn,
Legt hin das Schwert! Es war zu kühn,
Das Königsfpiel, es ift geendet."
Ja, Böhmens Banner ift verloren,
Doch nicht fein Schwert! Er hat gefchworen,
Nicht raften will er Nacht und Tag,
Bis es die Schmach der Herrin brach.
Soll ruhig an die Bruft er fchlagen?
Soll wieder feine Inful tragen?
Noch weiß er, weiß noch einen Mann,
Den auch Gefchick nicht beugen kann,
Obwohl er tief und grimmig fühlt.
Für einen Abenteurer hielt
Er ihn bis jetzt; doch mag es fein!
Auch ihn verließ der Sonne Schein.
Ein Fürft, ein Feldherr war er fchon,
Und jetzt? Fortunens kecker Sohn!

So geh' es denn auf eigne Hand!
Und bald um seinen Führer stand
Ein Heer, vom Reiche ausgestoßen,
Landstreicher, flüchtige Matrosen,
Manch' Räuber auch, entflohn dem Rad,
Und wen geächtet sonst der Staat.
„So recht! so recht!" der Braunschweig lacht,
Denn ihn auch traf' des Reiches Acht.
Und vor dem Mansfeld tritt er auf,
Die Hand ihm bietend: „Nun wohlauf!
Gesell, wir müssen uns vereinen,
Es mag die Sonne wieder scheinen.
Mein Heer, ein wenig bunt und klein,
Allein geächtet: also mein."
Und schallend schlug der Mansfeld ein.

Seit diesem Tage war es ganz,
Als lösche jener trübe Glanz,
Der zwischen Braunschweigs hohen Brauen
Ließ seiner Brust Geheimniß schauen,
Der Liebe nicht, nein, jene Schrift,
Die Mischung kündend, draus bestand
Sein seltsam Wesen: Frost und Brand,
Heilkräftig Gold, Oxydes Gift.
Das war nun hin, dafür entstand
Ein zuckend Fältchen an der Stelle,
Schwach im Gefechte, tief beim Brand,
Wie eingeätzt, wenn Mönches Zelle
In schwarzen Wolken qualmt empor.
Schlimm war er, dennoch schwer zu sagen,
Wie viel von seiner Thaten Last
Muß argen Heeres Willkür tragen;
Er hatte sich so tief gefaßt
In Stolz und Schlauheit, daß es schien,
Kein Hälmchen falle ohne ihn.

So meint gehorsam sich der Knecht,
Wenn, was geschehn, zumeist ist recht;
Und anders nicht zu lenken war
Ein Heer wie dieses, das ist klar.
Nicht soll man zweifeln, daß zu Zeiten
Es schlimmer ward, als er gedacht,
Daß öfters die verschwiegne Nacht
Manch schweren Seufzer sah entgleiten,
Wenn zuckend hellt der Lampe Strahl
Auf seiner Stirn das Runenmal,
Obschon es ihm wie Labsal war,
Sah er aus einem Kloster klar
Die Funken wie Raketen ziehen.
Und „Gottes Freund, der Pfaffen Feind!“ 8
Von Herzen war der Spruch gemeint.
Auf seinen Münzen liest man dies.
Ja, seine Brust war ein Verließ,
Drin tief wie ein Gefangner lag
Der Groll um längst vergangnen Tag.
Und, ach! das wüste Leben brach
Zuletzt auch jeder Tugend Blühen,
Daß nur die Treue blieb allein
Wie weinenden Gestirnes Schein,
Wie Palmeninsel in der Wüste,
Korallenglanz an öder Küste.
Und nicht die Amnestie er nahm,
So ihm von Kaisers Hulden kam,
— Zu Regensburg am Fürstentag. —
Doch seinem Heere ließ die Schmach;
Laut war das „Nein,“ so er da sprach:
Und um die Seinen ist es nur,
Daß sich die fürstliche Natur
Zu neuem Dienste kann bequemen
Und Sachsens Fahne wieder nehmen;
Viel lieber würd' er fallen kühn,

Sein blutig Banner über ihn;
Doch Treue läßt ihm keine Wahl.
Und so, des Bundes General,
Sah ihn der Rhein, sah ihn Westphalen,
Mit scharfer Münze klingend zahlen,
Auf seinem Weg die Flamme prahlen.
Der Platow, seine rechte Hand,
Brandmeister ward im Heer genannt, [9]
Er selbst der tolle Herzog nur.
Ihm war es recht, er sagt' es offen,
Der Titel schien ihm wohl getroffen.
Wild war er, wenn Fortuna lacht,
Ihr Zürnen ihn zum Tollen macht;
Der Himmel mag sich deß erbarmen,
Den heut er trifft! Wir sahn ihn stiehn,
Und schwarz ihm nach wie Flüche ziehn
Rauchsäulen aus dem Dach des Armen.

In einem Schloß, vom Wald geschützt,
Man scherzt und kost beim heitern Mahl.
Stieg denn das Wetter auf? Es blitzt,
Entlang die Zweige zuckt der Strahl,
Und alle Fenster klirren auf.
Ha! dort und dorten steigt es auf!
Und Alle trifft des Wortes Wucht:
„Der tolle Herzog auf der Flucht!"
So stürmt er fort, ein Meteor
Mit Flammenspur am Himmelsthor,
Bis nun auf Ahaus' [10] Haidegrund
Sein Heer sich lagert wirr und bunt.

Ach, armes kleines Städtchen du,
Wie steht's um deine nächt'ge Ruh'!
All deine Bürger bleiben wach
Und zittern vor dem jungen Tag.

Wie Jener, dem der Sonne Licht
Nur leuchten soll zum Hochgericht.
Man hat gehemmt der Glocke Schlag,
Kein Lämpchen in der Kammer glimmt;
Der Blendlaterne trüber Schein
Nur wohlverdeckt im Keller schwimmt,
Wo zitternd birgt, so gut er kann,
Sein Bischen Hab' der ärmste Mann.
Auch in den Kammern Manche sind,
Die betend an den Fenstern stehn
Und sehen gleich Dämonen gehn
Die Wachen längs der Feuer Schein.
Im Bett der Kranke bleibt allein,
Und langsam in des Mondes Glanz
Regt klappernd sich der Rosenkranz:
Daß Gott, der einst in seiner Huld
Für Israel, bedeckt mit Schuld,
Die Sonne ließ am Himmel weilen,
Ach, heute, nur dies Eine Mal,
Den Sternen Dauer mög' ertheilen!
Umsonst! die Stunde rollt heran.
Im Lager drüben Roß und Mann —
O ein Geräusch den Tod zu bringen —
Vom Lager hört man klirrend springen,
Doch zögert noch der Morgenstrahl.

Dort, wo gelehnt am Lanzenstab,
Ein dunkler Fleck, die Wache steht,
In seinem Zelte auf und ab
Der Christian von Braunschweig geht.
Er ist alleine; was er denkt,
Sein Auge kündet tief gesenkt,
Das nur zum Grund die Blicke führt.
Zuweilen seine Rechte rührt
Des Hutes Rand, wo blutbefleckt

Am Reiherbusch der Handschuh steckt,
Als zweifle er, ob nicht dies Zeichen
Mit seinem Glücke müsse weichen.
Und soll sein Antlitz ich vergleichen:
Des Griechen Feuer müßt' es sein,
Das heimlich frißt mit kaltem Schein.
Ja! wessen Auge jetzt ihn trifft,
Der läse schnell die Runenschrift:
„Ein Held! ein Schwärmer! ein Soldat!
Und seines Glaubens Renegat!"
Schau, ein Papier am Boden dort!
Er schleudert's mit dem Fuße fort.
Der Mansfeld hat ihm aufgesagt; [11]
Ein Narr, der es mit Schelmen wagt! —
Im Lager bleibt es immer still,
Noch schlummert rauchend der Vulkan,
Was hemmte seiner Lava Bahn?
Die Vorsicht, so nicht gönnen will,
Der Beute Lust sich zu ergeben,
Wo Schwerter überm Haupte schweben.
Nur Rosses Wiehern, Wächters Gang,
Vom Hammerschlag ein ferner Klang
Durch des Gezeltes Spalten drang.
Sie öffnen sich, und langsam tritt
Vor seinen Feldherrn Obrist Spar. [12]
Ein Mann, so aller Milde baar,
Daß ihn der Herzog oft verglich
Der Roßkastanie, deren Stich
Nur trotzig zu verbergen sucht,
Daß ungenießbar ist die Frucht.
Im Zelt sie wandeln Schritt bei Schritt,
Was sie gesprochen, war nicht lang;
Doch weiß man, in den Herzog drang
Er wiederholt: nach solchem Streite
Zumeist dem Krieger zieme Beute,

Daß Eine Luft noch rüttle wach
Den Muth, der im Gefechte brach. —
O ſtolzer Feldherr, gib nicht nach!

Wie endlos iſt der Kirche Bogen,
Wie geiſterhaft der Ampel Strahl,
Wenn Furcht und Seelenglut zumal
In Stößen treiben Blutes Wogen.
Die Decke ſchwimmt, der Leichenſtein
Scheint aus den Fugen ſich zu heben,
Und ein unheimlich, blutlos Leben
Regt flimmernd ſich im Heil'genſchrein.
Auf leerer Kanzel knackt ein Tritt,
Wie Nachtwind an den Fenſtern wühlt;
Von unſichtbarer Hand geſpielt,
Die Orgel ſummend ſcheint zu beben,
Sein Schwert Sankt Michael zu heben,
Und Zugluft, die dem Spalt entglitt,
Regt nun und dann des Greiſes Haar,
Der dort am Hochaltare liegt,
So regungslos in ſich geſchmiegt,
Als ſei er ſchon des Lebens baar.
Und wie es flatternd ihn umfliegt,
Er meint, es ſei des Vorfahrs Odem,
Ins Ohr ihm flüſternd immer neu:
Halt aus! halt aus! auf ſchwankem Boden
Bleib deinem Heiligthume treu!
Nicht rühme ſich die blut'ge Schaar,
Verlaſſen traf ſie den Altar!
Was war das? Stimmen, und ganz dicht!
„Jeſus Maria, ſteh uns bei!“
Nun iſt es ſtill. Und nun aufs neu'! —
„O heil'ge Jungfrau, laß mich nicht,
Wenn nun mein Stündlein kommt herbei!“
Es klopft und drängt, es dreht am Schloß,

Die Flügel ſchwanken. Ha! da bricht
Es ſplitternd mit gewalt'gem Stoß:
Sturmhaube, Federbuſch und Hut,
Von Lanzenſpitzen eine Flut; —
Mit gelben Kollern angefüllt,
Die Kirche dröhnt von Flüchen wild.
Und, o mein armer Sakriſtan!
Zum Hochaltar die grade Bahn
Treibt wie ein Strom der Troß hinan.
„Wo blieb der Kelch? wo die Monſtranz?
Das beſte Paar im ganzen Tanz!
Der graue Schelm hat ſie verſteckt!“
Und zwanzig Fäuſte krallen an
Den Greis, der gen der Waffen Glanz
Die unbewehrten Hände ſtreckt.
„Bekenne, Hund!“ und hochgepflanzt
Die Partiſane zuckend tanzt:
So hängt der Boa Haupt vom Aſt
Und züngelt, eh' den Raub ſie faßt.
„Bekenne, Hund!“ — Kein Sterbenswort,
Der Greis die Wimper hat geſchloſſen.
Nun flüſtert er. — Da kniet ſofort
Ein grauer Leitbock der Genoſſen;
Er bückt ſich, lauſcht, dann ſpringt er auf,
Und grimmig ſeine Lache ſchallt.
„Ave Maria, Jeſu mein!“
Iſt zitternd in ſein Ohr gehallt.
Riſch ſteigt die Partiſane auf,
Noch einmal kreiſend mit Gewalt,
Dann krachend in der Rippen Spalt.
Ein Zucken längs den Gliedern, dann —
Es iſt vorbei! — das Blut entrann.
„Mein Jeſu!“ war ſein letztes Wort.
Und „Huſſa Braunſchweig! nun voran!“ —
Ach, ſoll ich künden, wie entehrt

Ward meines Glaubens theurer Herd!
Wie man die Heiligthümer fand,
Und kirchenschänderische Hand
Mit Branntwein füllt' bis oben an
Den Kelch, so faßte Christi Blut!
Wie man Gewänder, gottgeweiht,
Sah wehn um Kriegerschultern breit!
Was schonte jemals Schwärmerwuth?
Was mehr noch ein Verbrecher, der
Soldat nur ist von ungefähr?
Die Fenster klirren, vom Gestell
Apostel schmettern, schwankend zischt
Die ew'ge Lampe und erlischt.
Vom Lanzenstich der Märtyrer
Zum zweiten Mal wird todeswund.
Reliquien bestreun den Grund,
Von Hammerschlägen, Speeres Stoß
Reißt der Altar sich krachend los,
Und „Hussah Braunschweig!" bricht es ein.
Zierathen splittern auf den Stein,
Und heulend muß die Glocke gellen,
Jetzt ein Signal den Raubgesellen.
Schau, dort ein bärtiger Bandit
Selb einem Andern stampft und glüht.
„Ha, dort ein Kruzifixchen noch
Im Winkel; Silber muß es sein!
Er schiebt sich hin, so schlau und scheu,
Vermeidend des Gefährten Blick.
Nun faßt er es — ein lauter Schrei!
Und wie ein Block er stürzt zurück;
War nicht schon nah sein Kamerad,
Leicht kam es, daß man ihn zertrat.
Doch nun, im Winkel hingestreckt,
Die Stirn er mit den Händen deckt,
Nur leise ächzend nun und dann:

„Der Teufel — Teufel — ſah mich an!“
Dann auf ſich rafft er, taumelt weg,
Wie Blinde wanken übern Steg.
Sein Kamerad vergaß ihn ſchon,
Das Kruzifix nimmt er zum Lohn.
„Ha, Spiegelglas!“ und klirrend bricht
Es an der Jungfrau Angeſicht.

Von Ulmenſchatten halb verſteckt,
Ein Häuschen liegt mit Stroh bedeckt,
Wohin nur ſchwach der wilde Klang
Gleich Kranichheeres Schrillen drang,
Da dem Soldaten nicht vergönnt,
Zu ſtreifen längs der Mauer Kreis:
Die Kirche gab der Herzog preis,
Kein Hälmchen ſonſt; nach einer Stunde
Macht er im Lager ſelbſt die Runde,
Ob Alles in der Ordnung ſei,
Vollzählig jedes Regiment.
Und dieſe Hütte liegt allein.
Was kauert dort im Mondenſchein,
Undeutlich, wie ein Klumpen grau,
Und ächzt gleich Sterbenden genau?
Gertrude lauſcht am Fenſterrand:
Sacht, ſachte ſchiebt ſie mit der Hand
Den Riegel auf, wohl ſchaudert ihr;
Sie iſt ſo fromm, das junge Blut.
O nenne nicht gering den Muth
Von dieſem ſchlichten Waiſenkind!
Der Koller, Speer — ſie iſt nicht blind.
Doch, wär' es nur ein armes Thier!
Und, geh, es iſt ein Menſch in Noth!
Da ſteht ſie zitternd, feuerroth.
Und wenn er, wie ein wirrer Geiſt,
Die Kräuter aus dem Raſen reißt,

Ein wenig rückwärts tritt sie dann;
Doch wenn er seine Hände ringt,
Aus tiefem Auge Jammer dringt,
Sie näher, näher rückt heran.
Und: „Armer Mann, Ihr armer Mann!“
Ob er es nicht vernahm? er schweigt.
Da zögernd sie die Hand ihm reicht,
Er hebt sich auf, er folgt, so lind,
So ganz unmündig wie ein Kind.
Und nun ihr jungfräuliches Bett
Bereitet sie geschwind und nett;
Und Labung auch vom Besten reicht,
Und steht so sorgenvoll gebeugt,
Verwundert, daß sich nirgends Blut
Und nirgends eine Wunde zeigt.
Nun schlummert er, das ist wohl gut;
Er sieht doch gar entsetzlich grimm,
Man sollte denken, er sei schlimm.
Und fort sie huscht wie Wirbelwind,
Dreht auch den Schlüssel um geschwind.

Kaum ist sie fort, vom Lager hebt
Der Gast sich, seine Wimper bebt,
Er grübelt, an den Fingern dreht
Und murmelt, was man nicht versteht.
Nun heller: „Ja, ich hab's gesehn,
Ich sah den Teufel vor mir stehn,
Ich sah ihn seine Krallen strecken!
Johannes May, verruchter Hund! 13
Mit Blute mußtest dich beflecken
Von Jenen, die der Taufe Bund
Mit dir geweiht am gleichen Becken!
Die Kirche, die dir Tröstung gab,
Die einschließt deiner Eltern Grab,
Die dich gelabt mit Christi Leib,

Dir am Altare gab dein Weib,
Wo deine Kinder alle drei
Stehn im Regiſter nach der Reih';
O wehe, wehe! Mord und Brand!"
Und wieder ſchlägt er ſeine Hand
An das Geſicht, man meint, zerſprengen
Die Adern muß des Blutes Drängen,
Und nun im Ton der Leidenſchaft:
„Genugthun will ich, wie nur kann
Ein einzelner und niedrer Mann;
Doch meine Reu' ſei meine Kraft!
Vergoß ſo oft ich Freundes Blut —
Mein Arm iſt feſt, die Büchſe gut."
Nach einer kleinen Pauſe dann:
„Herzog, du biſt ein todter Mann!"
Nun ſteht er rüttelnd an der Schwelle,
Nun durch das Fenſter huſcht er ſchnelle,
Nun ſchreitet er den Rain entlang.
O arme Taube, mild und bang!
Wie ward dir, da du dies gehört?
Das Blut ſich ihr im Herzen kehrt,
Und Mord und Brand, und Brand und Mord,
Im Ohre hallt es immer fort;
Wie fühlt ſich ihr Gemüth beſchwert!
Stellt ſie die Sache Gott anheim?
Läßt ſprießen des Verbrechens Keim?
Sucht ſie zu hindern, wie's vermag
Ein machtlos Weib von ihrem Schlag?
So fallen, reulos, unbewehrt,
Von ſeines Untergebnen Hand!
Und ſchaudernd ſie am Herde ſtand,
So jammervoll in ihrer Schöne,
Wie unterm Kreuze Magdalene.
Vielleicht gibt ihr die Kirche ein,
Was mag des Himmels Wille ſein.

Schon weicht dem Morgenroth die Nacht,
Laut wird das Vogelneſt am Aſt;
Sie kann ſchon gehn, der Bürger wacht;
Und, ach! ihr dünkt, mit dieſer Laſt
Wie Kain gemarkt von Gottes Hand,
Sie könne wandern durch das Land.
Fremd ſcheint es ihr, daß Alles ſtumm,
Geſperrt die Läden rings herum.
Gottlob, die Kirche! Aber wie!
Weit auf die Pforten, ſchon ſo früh?
Und — iſt ſie blind? — der Ampel Licht,
Der Hochaltar — ſie ſieht ihn nicht!
Es iſt zu viel: ihr Auge ſchattet,
Und auf ein Grab ſinkt ſie ermattet.
Da über ihr Geziſch, Geknarr,
Die Uhr im Thurme mit Geſchnarr
Setzt aus, und dröhnend, Schlag auf Schlag,
Wie Wetterkrachen donnert's nach;
Sie meint, es ſei der jüngſte Tag.
Geſpenſter ſchaun aus Fenſterluken,
Im Thurm beginnt ein wildes Spuken,
Hinab die Stiegen mit Geſcharr.
Nein, wehe! das iſt Menſchenhand,
Die jetzt ſie zerrt am Gürtelband.
O, ſchlimmer als Geſpenſter weit,
Soldaten ſind's in Trunkenheit!
Sie ſchreit nicht, wehrt ſich nicht, nur ſacht
Sie wimmert wie ein Vogel klein,
Dem man das ſchwache Hirn drückt ein;
Vor ihren Augen wird es Nacht.
Da rückwärts taumelt der Geſelle,
„Der Herzog!“ ruft's, und plötzlich nah
Ein Dritter ſtand, unbärtig noch,
Doch über Manneslänge hoch.
Ja, wie ein Schatten ſtand er da,

Kalt, tödtlich bohrt sein Blick sich ein:
Die beiden Männer sind wie Stein.
Und als den Strahl er tiefer trug,
Blaß ihr Gesicht ward wie ein Tuch.
Er winkt, sie weichen auf der Stelle.
Auch sie noch schaut er seitwärts an,
Sich, seltsam lächelnd, wendet dann
Und geht, ist fort. O Jesus Christ!
Ihr Retter selbst der Herzog ist, —
Und dieser liegt im Kirchenbann!

So freundlich war das Himmelblau,
So klar im Grase lag der Thau;
Man dachte nur, zu Lust und Frieden
Ein solcher Morgen sei beschieden.
Im Sonnenlichte stand das Heer,
Glanzwellen brachen sich am Speer,
Und leise wallend an den Stäben
Die Fahnen hob der Lüfte Weben.
Ein leerer Kreis, ein Haufen Sand,
Und seitwärts an der Lanzenwand
Zwei Krieger ihrer Wehr beraubt,
Tief auf die Brust das bleiche Haupt.
Die sahen nicht nach Sonnenlicht,
Sie hörten Rosses Wiehern nicht;
Vor ihrem Ohre summt es nur,
Ein Spinngewebe schien die Flur.
O anders, frischen Tod erwerben,
Als schmählich vor dem Standrecht sterben!
Zur Seite, mit den Offizieren,
Die flüsternd rasche Reden führen,
Der General verdüstert stand.
Kopfschüttelnd redet Obrist Spar,
Der Styrum nickt und lächelt gar,
Und der Sergeant und Reiter auch

Sich wahren ihrer Rechte Brauch:
Es iſt vorbei, das Stäbchen brach,
Den Beiden ſtieg der letzte Tag.

Wer dieſe bleichen Sünder ſah,
War er kein Stein, es ging ihm nah.
Sie hatten luſtig fortgelebt,
Vertrauend auf ihr gutes Schwert,
Das manche Wunde abgewehrt;
So manche Kugel pfiff vorbei,
Und nun — am Sande ſtehn die Zwei;
Und eh das Tuch die Augen deckt,
Noch ſehn ſie, wie der Arm ſich ſtreckt,
Sehn zwölf der bravſten Kameraden
Maſchinen gleich die Büchſen laden.
Ade, o Strahl! nun iſt es Nacht.
Geblendet ſchon der Lunte Rauch
Zu ihnen trägt des Windes Hauch.
Stieg himmelan ein Seufzer auch?
Ich weiß es nicht; es blitzt — es kracht! —

Geendet iſt das Kriegsgericht,
Verlöſcht des Himmels Gnadenlicht.
Zwei liegen dort im kalten Grund,
In ihrer Bruſt ein Stückchen Blei;
Die feuchte Scholle deckt den Mund:
Daß Gott der Seele gnädig ſei!
Die Schützen putzen ihr Gewehr,
Ein Wald von Lanzen ſteht das Heer,
Die Züge ſtarr, den Blick geſenkt,
Man kann nicht ſehn, was Einer denkt.
Geſchlagen ſind ſie, dennoch kühn,
Und ganz verhaßt die Disciplin.
Entlang der Herzog geht die Reihn,

Und Manchen ſchaut er an mit Fleiß;
Ward Einem bang? Es mag wohl ſein;
Doch Vielen ward es ſiedend heiß.
War nicht ſein Schlangenauge da,
Man kann nicht wiſſen, was geſchah.
Nun, ſtauend wie ein Mühlenbach,
Zum Lager ſchiebt es drängend nach,
Es iſt ein fürchterlicher Troß,
Dem Führer ein unbändig Roß.
Ungern der Herzog drum, wie heut,
Zum Fehlen gibt Gelegenheit.
Als in den Zelten ſie zumal,
Am Sande weilt der General;
Er bohrt den Degend ſinnend ein,
Stößt mit dem Fuß des Weges Stein;
Und neben ihm der Obriſt Brand,
Graf Styrum auch, ſein Adjutant,
Ein kühnes Blut und lockrer Fant —
Die Zunge läuft mit ihm davon,
Und halb Gedachtes gibt ſie ſchon.
So jetzt, zum Obriſten gewandt:
„Die Pferde knirſchen ins Gebiß,
Des Tilly Silber hat gewiß
Noch, als ſein Eiſen, ſchärfern Zahn.
Was meint Ihr? Iſt der alte Hahn
Ein Baſiliskenei zu legen,
Nicht eben recht? Ich ſage dies.
Und ferner noch: Herr Herzog, nehmt
Nicht allzu leicht, was heut beim Tagen
Das ſchmucke Ding Euch vorgetragen,
Das ſich ſo bürgerlich geſchämt.
Man ſah, von Herzen ward's ihr ſchwer.
Drum glaub' ich es um deſto mehr,
Vielleicht — Was trabt denn dort heran?
Ein Weihquaſt? Was, zum letzten Segen?

Und ſteckt doch ſeinen kahlen Kopf
Grad' in die Fall', armſel'ger Tropf!"
Gelaſſen tritt der Mönch heran.
Man ſpricht vom Clerus jener Zeit
Und ſeiner Ausgelaſſenheit;
Dies war ein ſtill gelehrter Mann,
Und einzig ſeiner Bücher froh
Im Gotteshauſe zu Burloh. [14]
Von ſeinem Obern ausgeſandt
Und kehrend heut durch Ahaus' Thor,
Des Glaubens Feinde er davor
Und jammervoll die Bürger fand.
Daß nicht der Kelch, nicht die Monſtranz
So wie der Leuchter Silberglanz
Zu retten, ſcheint ihm ſelber doch;
Allein die Kreuzreliquie noch,
So nur in ſchlechtes Holz gefaßt —
Drum gönnt er ſich denn keine Raſt
Und tritt den Herzog muthig an.
Er bittet um geneigtes Ohr,
Trägt ruhig ſein Geſuch ihm vor;
Hat nun geredet, blickt empor,
Doch haſtig wieder auf den Grund:
Dies Muskelſpiel um Wang' und Mund
Und dieſer Augen todte Glut —
Fürwahr die Sache ſteht nicht gut!
„Herr!" fährt er fort, „was nützt es Euch?
Wir werden arm, und Ihr nicht reich.
Zum erſten Mal im Leben ich
Schau' einen Fürſten, ſicherlich;
Und Ihr ſeht ganz ſo adelich,
Wie Fürſten ſollen." O Geduld!
Faſt blendet ihn das Muskelſpiel.
„Gebt mir dies Zeichen Eurer Huld,
Was Euch ſo wenig, mir ſo viel.

Gedenkt, wie Cyrus alter Zeit
Hat den Zorobabel erfreut,
Dem er die Heiligthümer gab
Zu beten an der Väter Grab;
Wie Julian der Apoſtat" —
Spricht Styrum lachend: „Schmucke Wahl,
Mit Apoſtaten und zumal,
Mit Juden deine Schaar vergleichen:
Mein Alter, das ſind ſchlimme Zeichen!
War Julian ein Apoſtat,
Du ſcheinſt mir halber Renegat."
Was nun den Herzog hat gerührt,
War es das Wort, ſo ſchlicht geführt,
War es das Zutraun unverdeckt,
Ein Zug, der ihm Erinnrung weckt:
Genug, er winkt, er ſpricht ein Wort,
Und lachend wandert Styrum fort.
Wie war doch unſer Mönch ſo froh,
Als er die Kreuzreliquie ſah;
Er faßt ſie an dem Rande, ſo,
Dem heil'gen Splitter nicht zu nah;
Und vor dem Herzog bückt er ſich,
Und abermals und wiederum,
Er meint, es ſei noch nicht genug;
Der ſteht und lächelt wunderlich:
„Ihr ſpracht ja eben wie ein Buch,
Und ſeid mit Einem Male ſtumm.
So ſagt uns denn gleich klar und ſchön,
Was Ihr auf Eurer Fahrt geſehn."
Der Mönch den Seufzer drängt zurück,
Er zögert einen Augenblick:
„Zuerſt traf ich am Küchenherd
Den Mann mit Frau und Kindern werth,
Die nahmen ihr geringes Mahl.
Demnächſt ich ſie im Felde fand,

Nach Abend ſchauend unverwandt,
Sie trieben ſeufzend und mit Müh'
Dem Dickicht zu der Rinder Zahl;
Dann eine Hütte unbewacht,
Und dann — nicht finſter war die Nacht,
Die Flamme" — O welch dunkles Roth
Von Braunſchweigs hoher Stirne droht!
„Ich frage nicht nach Mann und Weib! —
Saht Ihr die Baiern?" — „O bei Leib!
Deß war nicht meine Furcht gering;
Der Baier bleibt auch nur Soldat.
Doch ſagt man, daß der Tilly naht.
Herr! ſeht Euch vor, das iſt mein Rath."
Zeit war es, daß der Pater ging.

's iſt ſchaurig, wenn im Felſenthal
Die Kuppen bleicht des Mondes Strahl,
Wenn Windeszug entlang der Kluft
Mit Seufzern füllt die graue Luft,
Und Uhu's Auge auf der Wacht
Vom Riſſe leuchtet: doch bei Nacht
Wohl ſtandeſt du am Meere je
Und hörteſt, wie der Wellenſchlag
Sich wühlend am Geſtade brach?
Ein wüſtes Unthier iſt die See,
Wenn ſchwärzer als die Dunkelheit
Haſcht Wog' auf Woge nach dem Strand.
Doch ſchauriger die Haide weit,
Wo Lichter flattern übers Moor,
Die Kröte unterm Raſen ſchrillt,
Bei jedem Tritt es ſchwankt und quillt,
Und dampfend aus dem Grund empor
Sich Nebelchaos wirbelnd ſtreckt,
Wie Geiſterhüllen halb geweckt,
Als wollten die Atome ringen

Sich los aus Gras und Krautes Schlingen,
Die vor der grauen Sündfluth Zeit
Lebend'gen Odems ſich gefreut.
Auf Gräbern glaubſt du nur zu ſchreiten,
Durch halbgeformten Leib zu gleiten;
Die Märchen deiner Kinderzeiten
Sich unabwendbar drängen an:
Faſt glaubſt du an den Haidemann.
Es iſt kein Trug, dort rückt er an!
Nein! Menſchenſtimmen, männlich Eine,
Die andre Vöglein gleich an Feine.
„Gertrude, war das wohlgethan?
Was ließeſt du dem Himmel nicht
Sein freies Walten und Gericht?“
Und nun die klare Stimme ſpricht:
„So war es nicht des Himmels Wille,
Daß ich vernahm, was jederzeit
Wohl hätte Menſchenohr geſcheut?
Wenn es nicht Gottes Finger that,
Was führte dann den Reiter grad'
An meine ganz entlegne Thür?
O Eberhard! ſei ſtille, ſtille,
So Hartes rede nicht zu mir,
Bei Gott! ich bin genug gequält!“
— „Nun wohl! noch haſt du nicht erzählt. —
Doch horch, Gemurmel! — 's iſt der Wind,
Und das Gewitter ſteigt geſchwind.“
— „Ich wählte einen Blumenſtrauß
Und meine blauſte Schüſſel aus;
So ging ich langſam aus dem Haus,
Gewiß! es war ein ſaurer Gang!
Ich betete den Weg entlang
Zu den Nothhelfern alleſammt,
Antonius, dem Schutzpatron,
Und ſieh! da ſtand der Herzog ſchon!

War das nicht seltsam?" — „Still, was flammt
Dort auf!" — „Du siehst ja, daß es blitzt;
Wir müssen eilen. — Als ich itzt
So vor ihm stand ganz nah am Thor:
Kein einzig Wort bracht' ich hervor,
Ich hielt ihm nur die Schüssel hin
Und weinte wie 'ne Sünderin;
Die bei ihm standen, lachten helle,
Zu sterben meint' ich auf der Stelle,
Und bracht' es endlich doch heraus,
Wie Jener kam zu meinem Haus,
Ganz wirrig, schaudernd und bethört,
Und wie ich sagen ihn gehört,
Was ich bei Gott beschwören kann:
Herzog! du bist ein todter Mann!
Mußt' ich das nicht? Dann fragt' er mich,
Ob ich ihn kenne, sicherlich
Ich sagte nein; recht war es nicht,
Ich sah wohl deutlich sein Gesicht. —
‚Was trug er?' — ‚Wie ein Landesknecht
Den Koller, Lederstrümpfe schlecht.'
— ‚Schon gut! und Dank für den Bericht,' —
Und denk', er bot mir Geld und Wein,
Doch wie ein Has lief ich seldein.
Gott gab mir eine schwere Last,
Nun Kummer mir das Herze bricht,
Daß ich verrathen meinen Gast,
Vielleicht — fürwahr! da klirrt es gleich —
Doch nein! der Fisch sprang auf im Teich.
Die Nacht ist schwül." — „Gertrude komm!
Du bist ein thöricht Ding, zu fromm.
Kam jene Kunde in mein Ohr,
Dem Ofen sagt' ich's lieber vor,
Könnt' ich nicht schweigen. Komm geschwind,
Schau, wie das Wetter treibt der Wind;

Wir haben weit bis Ottenſtein, [15]
Ich weiß, der Oheim wartet dein.
Und, wahrlich! das iſt Waffenklang,
Gewiß, den Liesner [16] ganz entlang —
Fort! fort!“ — Wie Schatten ſchwinden ſie.

Und Zug auf Zug, aus Waldeshagen
Sieht man die ſchwarzen Säulen ragen,
Sich endlos die Kolonne zeigt,
Wie drüben Wetterwolke ſteigt,
Als wollten Heere jener Welt
Sich nächtlich treffen überm Feld,
Das ihre Gräber mußte tragen.
Nun breitet ſich's, wie Stromes Fall,
Nun windet ſich's, ein wüſter Ball;
Im Hui ſchlägt die Flamme auf,
Und dort und drüben wie im Lauf
Steifſtiefeln, Koller rings umher:
Es iſt der Tilly und ſein Heer;
Ganz deutlich wie am Tage ſchier
Sieht man des Rautenſchilds Panier.
Die Reiter von den Roſſen ſteigen,
Den Hals die Thiere dampfend neigen;
Und Wiehern, Hämmern, Stimmenſchall
Verſchwinden in des Donners Knall,
Da grade über Mann und Zelt
Sich das Gewitter hat geſtellt.
Oft röthlich zuckend, hellt ein Strahl
Die ganze Maſſe auf einmal.
Schon ziſchen Tropfen in der Glut,
Nun ſchwenkt ſchon der Soldat den Hut,
Am Federbuſche flirrt es fein:
Und nun mit grenzenloſer Wuth
Die Elemente brechen ein,
Und niederſtürzend eine Fluth

Wie übers Wrack ſich ſchäumend legt.
Der Donner ſchwieg, doch Sturmes Macht
Und Hagelſchlag die Haide fegt —
Ich ſehe nichts mehr, es iſt Nacht!

Zweiter Geſang.

Wie tiefberauſchend iſt dein Odem,
O Phantaſie! was kommt ihm gleich,
Wenn über Mauerzinnen bleich
Du gleiten läßt den Grabesbrodem!
An einem Tage muß es ſein,
Wo bläulich ſteigt der Höhenrauch,
Vielleicht auch wenn der Dämmerhauch
Mit grauem Staube füllt die Luft,
Des Meteores falber Schein,
Ein fallend Sternlein, theilt den Duft.
Weß Seele würde nicht bewegt,
Gedenkt er dann der warmen Hand,
Die dieſen kalten Stein gelegt,
Des Geiſtes, der die Formen fand,
Die, Greiſe ſelber, gliedermatt,
Wie von dem Baume Blatt um Blatt,
Langſam nachrollen in die Gruft.
Am Thurme lieb' ich dann zu ſtehn,
Zu lauſchen Wetterhahnes Drehn,
Mag wandeln um des Städtchens Kreis,
Und aus der Mauerſcharte weiß
Des Graſes Finger winken ſehn,
Die alten Gräben, halb verſchüttet,
Die Warte bröckelnd, grau, zerrüttet,
Und überm Thor das Fenſterlein,
Draus öfters trat der Fackel Schein,

Bevor das Gitter steigend klang.
Mich dünkt, ich höre Geistersang:
Wie kurz o Leben, Zeit wie lang!
Siehst drüben du den stolzen Bau?
Bald wird an jenes Schlosses Pforte,
Das kein Jahrhundert noch gesehn,
An meiner Statt ein Andrer stehn,
Entzifferend halb verlöschte Worte,
Wird Bischofstab und Mitra nur
Errathen aus entstellter Spur.
Dann wird er Ahaus' Bürger fragen,
Und dieser weiß nur dunkle Sagen,
Daß in verjährter Zeiten Grau
Ein Baierfürst geführt den Bau.
Noch kurze Zeit, so sinkt er ein.

Wie heute schon kein Mauerstein
Verkündet, wo die Veste lag,
Darin des Tilly starrer Muth
Sich barg vor Elementes Wuth,
Ingrimmig harrend auf den Tag.
Und nur der Dichter kennt allein
Den Fleck, wo einst die Halle stand,
Gebilde schauten von der Wand,
Wo des Kamins geschweiften Bogen
Hinauf die Funken knisternd zogen,
Und manche kühne blut'ge Hand
Sich friedlich streckte übern Brand.
Am Herde, abwärts von der Glut,
Der Feldherr steht und streicht den Bart;
Das war nun einmal seine Art,
Gekannt von Allen, Keinem gut;
Gewaltsam aufgeregtes Blut
So will er dämpfen: diesen Strich
Sieht der Soldat und richtet sich.

Sein Auge klar, doch grau wie Blei,
— So durch die Welle blitzt der Hai —
Gespannt auf der Tapete ruht,
Wo schaumbedeckt, mit Todesmühen,
Ins Dickicht scheint der Hirsch zu fliehen.
Auf Tilly's Stirn die Ader steigt,
Denkt seines Wildes er vielleicht
Und meint, schier sei der Forst erreicht,
Da Hollands Gränze schützen kann
Vorm Schlage den versehmten Mann?
O alle Teufel, welch ein Streich! —
Zunächst ihm, luft'gem Strauche gleich,
Der übern Krater streckt den Zweig,
Der junge Albrecht Tilly kniet,
Dreht auch am Zwickelbärtchen fein
Und um das Feuer ist bemüht;
Sein Antlitz blüht im Widerschein.
Wär' nicht dies Auge, stolz und kühn,
Man dächte nicht, so frisches Grün
Kann sprossen aus verbranntem Stein.
Dann Schönberg, wie ein Reitersknecht,
Im Lederkoller schlicht und recht,
Die Glatze kahl, behaart die Hand,
Und Holsteins Herzog, schlau, gewandt,
Manierlich wie ein Wiesenbach:
Die Beiden zogen schweigend Schach.
Graf Fürstenberg, bedacht und kalt,
Erwitte's hagere Gestalt
Und Obrist Lindler noch dabei.
Am Tische standen diese Drei
Und sahen mit gespannten Blicken
Der Karte längs die Feder rücken,
Die, flüchtig deutend Moor und Wall,
Graf Anholt führt, der Feldmarschall.
Im Saale war es still genug:

Man hörte, wie der Regen ſchlug,
Wie Ströme von den Dächern rinnen,
Die Fahnen kreiſchen auf den Zinnen,
Und — Schach dem König! à la Reine!
Spricht Tilly plötzlich: „Wenn er doch
Entwiſcht! Fürwahr, es kann geſchehn!
Allein bis Prag bleibt immer noch
Ein Stückchen Weg, und Gabor[2] mag
Sein harren bis zum jüngſten Tag.“
Nach einer kleinen Pauſe ſchnell:
„Verdammt hartnäckiger Geſell!“
Drauf Albrecht: „Daß er heute gar
Vor ſeiner abgehetzten Schaar
Das Feldſpiel ließ ſo luſtig rühren,
Als gält' es, ſie zum Tanz zu führen:
Ein furchtlos übermüth'ger Gaſt,
Und mir gefallen könnt' er faſt.
Bei Höchſt,[3] als er im Kahne floh,
Und an der Brücke Groß und Klein
Wie Lachſe zappelten im Rhein,
Ich ſag' es frei: wir waren froh.
Faſt übel ward es unſern Leuten,
So gegen einen Mann zu ſtreiten,
Der die Kanonenkugeln mehr
Nicht achtet als ein Nadelheer.“
Er blickt umher: „Ihr Herren, ſeid
Nicht ungehalten; jederzeit
Hab' ich gehört, mehr als der Freund
Den Braven ziert ein tapfrer Feind.“
Des Tilly Auge gleitet, ſchier
Mit Huld, auf ſeinen jungen Geier,
Doch immer unwirſch, doppelt heuer:
„Ein Renegat, ein räud'ger Hund!“
Er murmelt, fährt hinab den Mund
Und tritt in die Tapetenthür,

Wo tiefgebückt beim Lampenſchein
Man emſig ſieht das Schreiberlein;
Der Riegel klingt. „Mein junger Graf!“
Erwitte ſpricht: „Ich bin kein Schaf,
Mag gern an leckem Feind mich üben;
Doch ſprech' ich frei mich, ihn zu lieben.“
Er ſchweigt, bewußt, daß Wittichs [4] Au
Ihm Braunſchweigs Rücken gab zur Schau,
Wo er den Erben ließ im Feld,
Seitdem auf Sühne nur geſtellt,
Und mehr nun Rächer, minder Held.
Um Albrechts Lippe zuckt es auf,
Das Zwickelbärtchen ſteigt hinauf.
Doch Anholt ſpricht: „Ihr Kameraden,
Wollt nicht ſo ſcharf die Zunge laden;
So leicht entglitten iſt ein Hauch,
So ſchwer geſühnt. Doch mein' ich auch,
Frei anerkennen Feindes Muth
Steht immer dem Soldaten gut
Und zeigt zum Grolle keine Spur.“
Drauf Fürſtenberg: „Das iſt gewiß,
Mein General! doch ſag' ich dies:
Wer ſo die menſchliche Natur
Im eignen Bruder kann zerſtören,
Daß der, mit Knittel, Senſ' und Blei
Den Bauern waffnend, ſchmählich Theil!
Sich gen das eigne Blut muß kehren, [5]
Um den in hundert Kirchen heut
Beängſtet fleht die Chriſtenheit:
Erlöſ' uns, Herr, vom Halberſtadt! [6]
Gewiß, der iſt im Marke matt;
Und mehr noch jener, ſchlangenglatt,
Der Winterkönig, [7] den man noch
Bei Zabern [8] ſah, nachdem er doch
Die Fürſten bat mit frommen Mienen,

Des Kaiſers Majeſtät zu ſühnen,
Der ſo viel Märtyrer in Prag,
Als gleich der Peſt er drüber lag,
Ließ bluten, daß ſo edle Spur
Es trägt als Köln, der Chriſten Ruhm,
Und ſeine Oefen heizte nur
Mit Kruzifix und Heiligthum:
Fürwahr, ein Stern der Braunſchweig iſt,
Sofern man ihn mit Jenem mißt;
Der kommt doch ſeinem Worte nach,
Ein treuer Diener ſchlechtem Herrn."
Hier murmelt Schönberg überm Schach:
„Heißt Lucifer nicht auch ein Stern?" —
„Au Roi!" verſetzt der Holſtein drauf.
Das Spiel iſt aus, ſie ſtehen auf.
Doch Schönberg noch bedächtig ſprach:
„Ihr Herrn, es naht der jüngſte Tag!"

Auf Schemel, Polſter, wie ſich's traf,
Die Führer hatten ſich geſtreckt;
So leicht und wachſam war ihr Schlaf,
Ein Riſpeln hätte ſie geweckt.
Noch hielt Graf Fürſtenberg das Schwert,
Die Flaſche Lindler feſt genug,
Und Holſtein zierlich lag am Herd,
Um ſeine Stirn ein ſeidnes Tuch.
An Beten dachte Keiner heut;
Sie ritten ſcharf und ritten weit
Durch Regenguß und Sonnenglut:
Ein Kreuz ſie ſchlugen, damit gut.
Nur Anholt mochte nie ſich legen
Ohn' Roſenkranz und Abendſegen;
So eine Weile kniet' er jetzt;
Und wie das Wort auch war geſetzt,
Die Seele, die hinein er trug,

That ihrem Schöpfer wohl genug.
Nicht Viele gab's zu jener Zeit,
So mochten ohne Bitterkeit
In ihr Gebet die Feinde schließen,
Die Formel müßte sie verdrießen.
Doch als ein wahrhaft frommer Mann
Der Anholt stets sie zweimal sprach
Und einen Vers um Frieden dann
Aufricht'gen Herzens sandte nach.
Dann „Amen", und sein Augenlied
Sich schloß. Doch Albrecht Tilly mied
Den Schlaf, er mochte viel vertragen
An Stürmen, Traben, Tanz und Jagen.
Wenn todesmatt, nach heißen Tagen,
Auf seine Streu der Reiter fiel,
Trieb er noch Neckerei und Spiel.
Klar ist die Nacht, von Sturmesbraus
Die Sterne ruhen friedlich aus
Im Aether, wolkenlos und rein,
Und also fällt ihm eben ein,
Recognosciren möcht' er reiten!
Was ihm gestellt Fortunens Hand,
Das Ziel, beschaun von allen Seiten.
Und sieh, dort trabt er über Land!

Vom Glockenthurme dröhnte just,
Die Mitternacht, und jede Lust,
So Schauer nur gewähren mag,
Schwerhauchend auf der Landschaft lag.
Die Sterne standen kalt und klar,
Kein Lüftchen hob des Mooses Haar,
Das Thaugeperl' am Flechtenring
Wie Feilstaub am Magneten hing.
Weit, weit das Feld, ein graues Tuch,
Johanniswürmchen hier und dort,

Das matte Silberfunken trug,
Wie Schlangenauge überm Hort;
Ein Kniſtern durch die Haide fort,
Ein leiſes Brodeln unterm Moos,
Ein Quitſchern in der Kräuter Schooß;
Mit Hügelchen der Grund belegt,
Wo's drunter gährt und Dämpfe regt,
Wie Elfenkirchhof, Geiſterherd;
Und drüber her das ſchwarze Pferd
Mit grauem Reiter, deſſen Schritt
Treibt Brodem auf bei jedem Tritt;
So durch die Haide zieht der Tod.
Doch Albrecht dachte nicht daran,
Er ſchien ſich wie ein andrer Mann;
Ihm war die Stunde ganz genehm,
Da noch ſo fern das Morgenroth,
Das Dunkel recht, der Weg bequem
Und nicht im kleinſten ſchauerlich.
So vorwärts längs der Haide Strich
Durch manche Lache ſprengt' er friſch,
Daß drin das Sternenlicht erloſch,
Behend zum Grunde fuhr der Fiſch,
Und plätſchernd der erſchreckte Froſch
Kopfüber in den Ginſter ſchnellt'.
Ein wenig fluchte unſer Held,
Da immer länger ſchien das Feld;
Und endlich zeigte doch ein Pfad
Des Waldes rechten Eingang grad.

Als in den Liesner [10] kam der Graf,
Die Zügel zog er ſtraffer an.
Ringsum die Aeſte wie im Schlaf
Streckt ſchwarz und wüſt der weite Tann,
Ein Rieſenheer in Zaubermacht
Für tauſend Jahr und Eine Nacht.

Schwer war ihr Traum, da überall
Wie Schweiß ſich aus den Poren ſtiehlt,
Man rauſchen hört der Tropfen Fall,
Wenn nur ein Lüftchen, kaum gefühlt,
Um die beladnen Nadeln ſpielt.
Stickdunkel rings; war nicht ſo breit
Der Weg, mein Faut kann nimmer weit.
Doch nun er luſtig trabt voran;
Zuweilen einer Lichtung Rund
Die kargen Schimmer läßt heran
Vom goldbeſtreuten Himmelsgrund.
Ein Stamm auch, nadellos und hohl,
Durchblitzen läßt ein Sternlein wohl.
Viel nutzt es nicht, und manchen Streich
Vorlieb muß unſer Ritter nehmen
Von manchem derben Tannenzweig
Und brauchte deß ſich nicht zu ſchämen;
Die Ehre blieb, nur Waſſer floß,
Daß es entlang den Koller goß;
Und ohne manchen guten Fluch,
Der echt und kräftig mußte ſein,
Mein Tilly kam nicht aus dem Hain,
Er war erhitzt und grimm genug.
Denn ſah er einmal einen Schein,
So war es wohl der Funke bloß,
Der öfters ihm vom Auge ſchoß,
Wenn drein die Fichtennadel ſchlug.
Doch auch die ſchlimmſte Stunde rennt,
Und lange Schnur hat auch ein End'.

Als ſich des Waldes Ausgang zeigt,
Von ſeinem Roſſe Albrecht ſteigt,
Zieht es ins Dickicht und in Haſt
Die Zügel ſchlingt am Tannenaſt;
Dann leiſe, wie die Welle ſchreitet,

— So zu dem Liebchen los' und leicht
Ein lockrer Vogelsteller schleicht —
Er über Moos und Nadeln gleitet,
Tritt aus dem Forst und stutzt beinah,
Als auf Karthaunenweite nah
Vor ihm sich Feindes Lager breitet.
Er faßt sein Sehrohr, tritt zurück
Und lauscht nun mit gespanntem Blick,
Wie übern Ast der Falke neigt,
Bevor, ein Pfeil, er pfeifend steigt.
So viele Feuer sind gezündet,
Da Thau dem Regenguß verbündet,
Daß sich dem Lauscher ganz genau
Die volle Masse gibt zur Schau.
Nicht manches Zelt war aufgespannt,
Zumeist der Reiter bei dem Roß
Im Mantel ruhte, Schwert zur Hand,
Wo Funken sprüht der Fichtenschoß.
Tief tiefen Schlaf die Krieger deckt,
Am Boden rücksichtslos gestreckt,
Man meint, es sei ein Feld voll Leichen;
Und wie sie hin und wieder geht,
Die Wache, noch Nachzügler spät
Auf Beute laurend, scheint zu schleichen.
So deutlich Alles zeigt das Rohr,
Daß, wenn ein Schläfer rückt das Haupt,
Ein Roß, die Mähne schüttelnd, schnaubt,
Am Glase steigt es dicht empor.
Und sehr vermindert war die Zahl
Der Männer seit dem letzten Tag;
Man sah, daß in des Dunkels Hag
Feldein sich mancher Reiter stahl;
Die Fahnen trennt nur schwacher Raum.
Allein zur Rechten, wo der Leu
Ergrimmt am sturmgebeugten Baum,

„Ventus Altissimi!“ ſich frei
Von Zeichen eine Fläche zeigt;
Mit tauſend Mann und mehr vielleicht,
Wilhelm von Weimar führt die Schaar,
Im Felde ſtreng und kraus von Haar.

Sein Rohr der Albrecht ſchiebt zurück,
Wirft noch umher den Falkenblick;
Dann leiſe, leiſe ſchleicht er fort,
Bald tief gebückt und bald geſtreckt,
Wie ſich die Fläche breitet dort,
Und hier ein Baum den Lauſcher deckt,
So nah und frei oft, daß ein Schuß
Ihn unvermeidlich treffen muß,
Wenn Schwerteskuppel Blitzen nur
Dem Wächter gab die kleinſte Spur.
Doch keine Kugel ward geſandt,
Kein Wacheruf den Späher ſchreckt;
Oft ruckt das Schwert in ſeiner Hand,
Wenn der Soldat ſich gähnend ſtreckt;
Wenn Funken ſprühend knackt der Brand.
Der Graf wie eine Säule ſtand,
Dann leiſe, leiſe fürder ſchreitet —
So um den Teich der Weihe gleitet,
So Wölfe um der Hürde Reif —
Ein Dunſtgebild, ein Nebelſtreif!
Dort, wo nicht fern im Haidegrund
Der Linden Dunkel ſich verzweigt,
Dort, meint er, gebe Lagers Rund
Die rechte Schau. Sie ſind erreicht,
Und Albrecht ſteht und athmet leicht.
Was war das? Räuſpern, und ſo nah?
Huſch ducht der Lauſcher in das Kraut,
Wie eine Boa lag er da. —
Nun Huſten — naher Stimmen Laut! —

Und — weh! vom Baum nicht Spannen lang,
Ein Posten just beginnt den Gang.
Unglaublich, daß er ihn nicht sah!
Sein Tritt, so nah an Albrechts Ohr,
Lockt Schweißestropfen kalt hervor.
Geschieden durch die Stämme bloß,
Der Landsknecht schreitet übers Moos,
Nach schwerem Tage feuchte Nacht
Blutsauer ihm das Stehen macht.
Nun, tauchend aus der Zweige Schooß,
Des Hutes Feder schwankt hinauf,
Am Karabiner blitzt es auf,
Er hebt ihn auf, er legt ihn an —
Nein, eine Lunte steckt er an.
Dann wieder wandelnd auf und ab,
Gesang versüßt den sauern Trab:
„Unser Feldherr das vernahm,
Der Grave von Mansfelde,
Sprach zu dem Kriegsvolk lobesam:
Ihr lieben Auserwählte!
Nun seid ganz frisch und wohlgemuth,
Ritterlich wollen wir fechten,
Gewinnen wollen wir Ehr' und Gut,
Gott wird helfen dem Rechten."
Ein wenig beugend um das Rund,
Dicht der Soldat am Tilly stund,
Gleichlinig mit der Linde Stamm;
Doch schauend nach der Zelte Kamm,
Zieht Brod, ein Würstchen er hervor,
Gar streng verboten auf der Wacht,
Doch Niemand sieht ihn, es ist Nacht,
So lecklich speisend unterm Thor.
Ein Büchschen den Tilly traf:
O, wie so ruhig lag mein Graf!
Er fühlt', wie über sein Gesicht

Die Schnecke zog den zähen Schlamm,
Still lag er, wie ein Haidedamm,
Und fürchtete sich wahrlich nicht,
Doch war zum Aeußersten gefaßt.
Da vorwärts tritt der Linde Gast,
Und neu erfrischt den Rain entlang
Mit hellerm Laut der Landsknecht sang:
„Die Reiter, die seind lobenswerth,
Ob sie die besten wären.
Der Graf von Mansfeld wird geehrt,
Sein Lob, das thut sich mehren;
Im Felde er der Beste war,
Adelich that sich stellen,
Die Landesknecht' auch ganz und gar
Ihre Spieß' thaten fällen."
Was hält ihn auf? Er hebt die Hand
Ans Auge, starrend über Land,
Dann wieder längs der Blätterwand.
„Und der gesungen dieses Lied
Wohl auf der grünen Haide,
Dabei ist er gewesen mit;
In dem Kampf und Streite
Ward ihm geschlagen manche Wund';
Der Püsse that er warten,
Als er uff der Mauern stund
Hinter der Münche Garten.
„Wer da!" — Und Todtenstille drauf.
„Wer da! — Am Zweige steigt der Lauf.
Noch einmal „Wer da!" und es knallt,
Tiefdröhnend Antwort gibt der Wald.
Ha, Wächterruf! Und den Soldaten
Gedehnten Halses Tilly sieht
Hinstarren in das Haideblüth;
Dann ruhig die Muskete laden
Und langsam wieder schreiten an.

Der Rauch verfliegt, im Haidekraut
Man formlos eine Maſſe ſchaut.

Bald ſtanden Krieger um den Wunden;
Die Fackel, tiefgeſenkt zur Schau,
Sich flimmernd brach im blut'gen Thau.
Was nicht geſucht, das ward gefunden,
Denn deutlich ſah man nun, es war
Ein Mann vom Regimente Spar,
Der zuckend lag im gelben Sand,
Die Lederflaſche in der Hand.
„Wer kennt ihn?" eine Stimme ſprach.
Die Antwort drauf: „Ich ſah ihn oft
Im Kugelregen, wenn es galt
Die Schanze nehmen mit Gewalt,
Und wie ein Sturmbock drängt' er nach.
Hm, Zufall! ſeltſam, unverhofft!"
Ein Dritter dann: „Bei meiner Treu!
Soldatenherz vom echten Schrot,
Das nach dem Teufel nichts gefragt,
Doch öfters trunken, wie man ſagt;
Sein Name war Johannes May."
Allein der Landsknecht war nicht todt;
Ob nahe an der Scheidewand
Des Jenſeits, furchtbar, ungekannt.
Den Arm beginnt er matt zu regen,
Das ſtiere Auge zu bewegen,
Ein Athemzug, gehemmt im Lauf,
„Wo iſt der Herzog?" röchelt's auf.
„Hier, Kamerad!" Und tief geneigt
Sich Reiherbuſch und Handſchuh zeigt.
Ein Wort heißt die Begleiter gehn,
Und wie der Mond das klare Rad
Läßt ſteigen überm Liesner grad',
Den tollen Herzog kann man ſehn

Im Mooſe knieen, — wahrlich nie
That er ſo fromm, als nur vielleicht,
Den Sporn zu ſchnallen Morgens früh; —
Um ſeinen Arm der Mantel bauſcht.
So ruhig wie ein Felſenriff,
An dem ſich ächzend reibt das Schiff,
Dem Wort des Sterbenden er lauſcht.
Matt war der Hauch, die Stimme wund,
Verſchwiegen blieb der Lüfte Mund,
Was er vernahm, es ward nicht kund.
Nur einmal, als die kalte Hand
Der Wunde hob, des Mondes Schein
Drang durch die blaſſen Finger ein,
Es heller ächzt: „An Grabes Rand
Ich warne dich, o Halberſtadt!
Laß ab, laß ab; auch Petrus hat
Dreimal verleugnet ſeinen Herrn,
Bevor der Hahn gekräht.“ Und fern
So lang und klagend durch die Nacht
Hebt juſt den hellen Schrei der Hahn;
Der Wunde zuckt dann: „Chriſtian
Von Halberſtadt! gedenk' der Stunde,
Wenn du ſo liegen wirſt am Grunde,
Dann denke nicht an Sieg und Feind,
Ein Fetzen dir die Fahne ſcheint,
Doch deine Eltern aus der Gruft,
Zerhau'ne Rümpfe ohne Haupt,
Und hier und dort“ — er ſchnappt nach Luft,
Dann ſtill — „Wer hätte das geglaubt!“
Die Worte ſprach der Herzog bloß,
Als er ſich langſam hob vom Moos.

Nicht mehr am Baume Tilly lag;
Bevor der Pulverdampf verflog,
Feldein er wie ein Reiher zog,

Geborgen von des Qualmes Hag.
Doch öfters noch mußt' er sich stellen,
Wenn grad' der Mond die klaren Wellen
Zog über eine Fläche nah;
Und dicht am Herzog stand er da,
Auf dreißig Schritte sah er ihn
So schußgerecht und ruhig knien,
Sah ganz genau die Liebeslocke
Sich streichen an der Binsenflocke.
Brav war der Albrecht, aber wild,
Schier Blut ihm aus den Augen quillt;
Und war ihm ein Pistol zur Hand,
Ich fürcht', er hätt' es abgebrannt,
Obwohl es ewig ihn gereut.
Doch nun die Strecke war zu weit,
Das Schwert zu kurz; er duckt am Strauch:
Und wenn ein wandernd Wölkchen leicht
Sich über Himmelsauge streicht,
Er fürder gleitet wie ein Hauch.
Und war der Herzog in Gefahr,
Weit mehr noch Tilly, offenbar;
Daß keiner ihn der Späher sah,
Fast wie ein Wunder steht es da.
Doch in den Liesner glitt er schon
So leicht und freudig, als sein Roß
Ihn wiehernd grüßt' vom Fichtenschoß,
Als sei er dem Schaffott entflohn.
Das Dunkel wich, des Mondes Schein
Drang flimmernd durch die Zweige ein,
Und, eine weiße Schlange, sich
Im Walde zog des Weges Strich.
„Frisch auf, Alerte, tummle dich!"
Und durch den Liesner flog der Graf,
Die Vögel zirpten auf im Schlaf;
So reiten drei und zwanzig Jahr.

Um ſeine Finger ſtrich der Wind,
Er meint, es ſei des Roſſes Haar,
Nie flog ein Reiter ſo geſchwind,
Als der ſich ſelber Urlaub nahm.
Und als er an die Veſte kam,
Ein wenig ſchwül ward ihm zu Muth,
Doch Alles ſtill in rechter Hut;
Nur leiſe kniſternd im Kamin
Die Scheite noch zerfallend glühn.
Glück auf mein ritterliches Blut,
Dem Kühnen iſt Fortuna gut.

Und Braunſchweigs Herzog? Chriſtian?
Ei nun, der ſchlief in ſeinem Zelt.
O, hege nicht den frommen Wahn,
Daß ihm Minuten nur vergällt,
Der drüben ſtarr im Mooſe lag!
Nicht einen Deut gab er darum,
Was irgend eine Lippe ſprach.
Und ſahſt du ihn, geſpannt und ſtumm,
Sein Ohr dem trüben Warner leihn,
So ſog es andre Kunde ein,
Als die des Herzens Rinde bricht;
Ihm ward ein ungenügend Licht.
„Armſel'ger Narr! verrückter Wicht!“
Das war die ganze Litanei,
Das Requiem für Johannes May.
Und auf ſein Feldbett ſtreckte ſich
Der Braunſchweig ſo gelaſſen ſchier,
Als ging' es morgen zum Turnier;
Nur einmal ſeine Rechte ſtrich
Die Locken aufwärts, dies allein
Mocht' Zeichen tiefrer Regung ſein.
Und dann — die Wimpern ſchloſſen ſich.
So groß war ſeine Willenskraft,

Daß ſie dem Schlummer ſelbſt gebot,
Die Sinne hielt in ſteter Haft;
Er konnte, wie es eben Noth,
Die Ruhe ſcheuchen Wochen lang
Und ſchlafen unter Schwertes Hang.
Jetzt, wo Geſchick die Würfel hält
Zum letzten Satz um Land und Ehr',
Sähſt du ihn ſchlummern unterm Zelt:
Du dächteſt, nur von Sehnen ſchwer
Verträum' ein achtzehnjährig Kind
In ſüßem Wahn die Nächte lind.
Wie edel ſeine Formen ſind!
Die Stirne, hochgewölbt und rein,
Die Farbe klar, die Lippe fein;
Ja, ja! ſo war er, eh der Wurm
Am Marke nagte, eh der Sturm
Die Blätter ſchüttelte vom Aſt,
Ein zärtlich ſtolzer Page faſt:
So hätt' er ſeiner Königin
Gedient, ſchien Anmuth ihr Gewinn,
Und drum nicht minder ruhmeswerth
Gezückt ſein tadelfreies Schwert.
Ich ſag' es noch: ein edler Stamm
Verſiechte in des Hofes Schlamm,
An eine Ceder Frauenhand
Zerſtörend hat gelegt den Brand,
Die, wehe! jetzt in Traumes Hag
Nur Sodomsäpfel treiben mag!
Um ſein Geſicht ein Lächeln flog,
So ſonnig als am Tage nie,
Und nach ihm glühe Röthe zog;
Vielleicht im Traume ſah er ſie
Die Laute rühren, und vielleicht
Ein Wort ihr von den Lippen fleugt,
Wie arglos ſchwimmend in den Tönen,

Dem jeder Herzschlag mußte fröhnen.
So ward es ihm zum letzten Mal,
Es war ein Maientag in Prag,
Als flimmernd stieg der Wasserstrahl,
Die Nachtigall den süßen Schlag
Ertönen ließ aus Busch und Hag,
Und achtlos hingesummte Weise,
Oft unterbrochen, klagend, leise,
Wie Echo von den Lippen flog,
Indeß der Schwan die Kreise zog,
Und mancher Silbertropfen traf
Der Herrin Blüthenstirn und Schlaf.
Träumt ihm so Süßes? Nun, es mag!
Nur Herbes bietet ihm der Tag.
Und in demselben Zelte lag
Der junge Schlick und Styrum auch,
So war des Herzogs steter Brauch:
Bei Tag und Nacht der Adjutant
Sei immer fertig und zur Hand.
Drum nahe an der Leinenwand
Das brüderliche Feldbett stand.
Und Styrum mochte fester schlafen,
Als alle deutschen Herrn und Grafen,
Doch also nicht der finstre Schlick,
Den seltsam paarte das Geschick
Mit Jenem, der so leicht und klar,
Als schwer und trübe Otto war.
Graf Otto Schlick — horch, wie er stöhnt!
Schau, wie er ruhelos sich dehnt!
Nicht Luft und Lampe sollen wissen,
Was heut er hat erleben müssen;
Drum hält er seine Hand so fest
An die geschwollne Stirn gepreßt
Und weiß nicht, daß an Fingerspitzen
Verrätherische Tropfen blitzen.

In dieſer Nacht, vor Einem Jahr —
Es war ein ehrenwerthes Haupt,
Ein theures Haupt mit grauem Haar —
Und jetzt — wer hätte das geglaubt!
Es iſt ein Sohn, dem grimmig wacht
Der Wunde Qual in dieſer Nacht;
Es iſt ein Sohn, deß Phantaſieen
Um augenloſe Schädel ziehen,
Um tapfre Rechten, fleiſchesbaar.
Und wahrlich, wer in dieſem Jahr
Die Moldaubrücke ging entlang,
Wenn einſam nur die Welle klang,
Der Mond durch Regenwolken drang,
Der ſagte: ſchaurig ſei zu ſehen
Im feuchten Wind der Bärte Wehen.
An Otto's Bruſt wie ein Vampyr
Die Rache lag ſo grimm und gier,
Und keinem Andern war ſo lieb
In Feindesleib der blanke Hieb.
O, könnt' er deine Thürme, Prag,
Zerſchmettern nur mit Einem Schlag:
Gleich wär' es, ob der Hammer brach! —
Vom Lager ſprang der junge Schlick,
Trat vor das Zelt und ſah hinauf,
Wo in das Dämmergrau zurück
Verrauchend wich des Mondes Lauf.
Nur einſam ließ die Schimmer fallen
Der Morgenſtern aus Domes Hallen.
„O Sonnenboote, Heſperus!
Führ' ihn herauf, den heißen Tag,
Der manche Scharte zahlen mag!"
Die Lüfte kalt wie Sterbekuß
Erſeufzten, als er dieſes ſprach.
Es war am ſiebenten Auguſt,
Als ſo die Sonne ward erſehnt;

's war eine kühne treue Bruſt,
Um die der Morgenwind geſtöhnt.

Hell ſchmetterte Trompetenton;
Friſch auf zu Roß, der Feind iſt wach!
Entlang den Lieſner hörten ſchon
Die Poſten dumpfen Trommelſchlag.
Und wimmelnd überm Haidegrunde
Das Heer ſich ordnete zur Stunde;
Die Ordonnanzen flogen, laut
Signale dröhnten übers Kraut,
Ein langer Scolopender, zog
Des Fußvolks Linie, Speere hoch;
Und klare Schlangenblitze flohn,
Wenn ſtäubend ſchwenkte die Schwadron.
Es war ein heiß und klarer Tag,
Wie der Auguſt ihn bringen mag;
Vom Himmelsbogen glüh und ſteil
Die Sonne ſchoß den goldnen Pfeil,
Die Lüfte kochten, Mann und Roß
Im Dampfe ſtanden, das Geſchoß
Ward heiß dem Schützen in der Hand.
Von Käfern wimmelte der Sand,
Wenn langſam knarrend überm Pfad
Sich wälzte der Kanone Rad.
Trompeten ſchweigen, Schaar an Schaar,
Ein Säulenwall die Linie ſteht.
Vor ſeinem Regimente Spar
Mit langen Schritten muſternd geht.
Geprüfte Krieger, Feder weht
Vom Eiſenhute, Gürtel blitzt,
Der Lederkoller aufgeſchlitzt,
Und Lederſtrümpfe, derbe Schuh,
Pumphoſen, Taſchen noch dazu,
Ein Troß, vor Allen kühn und ſchlecht;

Die Partiſane und das Schwert
Sind ſeine Waffen, oft bewährt
Beim Marodiren und Gefecht.
Dicht hinter ihm der Obriſt Schricken
Ließ ſeine Karabiner rücken,
Daß kräuſelnd ſchwacher Windeshauch
Trieb durch die Bäte blauen Rauch.
Zur Linken Herzog Friederich
Von Altenburg, dünn wie ein Strich,
Mit rothem Haare, ſcharfen Zügen,
Gewandt in Schwert- und Federkriegen,
Hat ſeine Reiter aufgeſtellt.
Ihm Thurn und Tolle ſind geſellt;
Graf Bernhard Thurn, ein ſchmucker Held,
Ein Sproſſe jenes, deſſen Witz
So ſchlecht behagt dem Martinitz.
Und dieſe Truppen allzumal
Geworben ſind mit größrer Wahl;
Die Sitte nahm man nicht genau,
War nur der Burſche keck und ſchlau.
Filzhüte, Mäntel trugen ſie,
Stulpſtiefel, ſteigend übers Knie;
Der Mantel war ein ſeltſam Ding,
Dem flügelgleich der Ermel hing,
Und dieſes Eine mocht' allein
Die Engelſpur am Träger ſein.
Beim Schwerte ſie Piſtolen führten
Und trafen, wenn ſie galoppirten.
Sie plünderten mit Höflichkeit
Und kamen drum nicht minder weit.
Wilhelm von Weimar hatte ſich
Gepflanzt zur Rechten ritterlich,
Kraushaarig, ſtark, ein zorn'ger Mann;
Die Eiſenmänner führt' er an,
Und ſeine Reiter ſchmolzen faſt

In ihrer heißen Kerkerlast.
Der tolle Herzog nannte nie
Sie anders als den „Thurm im Schach.“
Wie Felsenblöcke saßen sie
Und gaben grad' so wenig nach,
Wenn, ungelenk wie Elephanten,
Sie über Stock und Steine rannten
Auf Rossen von der schwersten Art;
Brabants Gestüte gab die Zucht,
Hochbeinig, knochig, lang behaart,
Und selber eine wüste Wucht.
Dennoch die Disciplin traf man
Allein bei diesem Haufen an,
Das heißt, was damals so genannt,
Doch nicht verwehrte Raub und Brand;
Und ganz allein auch diese Schaar
Vollzählig noch seit gestern war.
Auch Hakenschützen sah man stehn
An ihren Gabeln, grad' wie Rohr;
Aus Linienlücken grollend sehn
Karthaunenschlünde schwarz hervor.
Und Grenadiere, starke Leute,
Die schweren Beutel an der Seite,
— Der starke Arm, der feste Fuß
Den Grenadier bezeichnen muß, —
Sah man mit Zündstrick und mit Beilen
Längs den Plotonen sich vertheilen.
Dann Alles still, es stand das Heer
So ruhig wie ein schlafend Meer,
Die Blicke nach dem Forst gewandt,
Man sah auch rucken keine Hand.
Nur sacht der Fahne Welle rauscht,
Ein Jeder horcht, ein Jeder lauscht.
Und leiser als des Odems Fall,
Viel leiser als der Fahne Wallen,

Zog von des Feindes Feldmuſik
Heran ein ungewiſſer Hall;
War's Windeszug? War es ein Schall?
Und in demſelben Augenblick
Ein Rabenſchwarm, ſo ſchwarz und dicht,
Daß er gehemmt der Sonne Licht,
Stieg krächzend aus dem Liesner auf,
Dann langſam ſtreichend übers Heer;
Die Flügelſchläge klatſchten ſchwer,
Und tauſend Augen hoben ſich.
Ward Einem ſchauerlich zu Muth?
Ich weiß es nicht, zu jener Zeit
Viel anders fühlte man als heut,
Wo kalt der Glaube, matt das Blut.
Nun wieder mit des Windes Strich
Der Bayern Marſch — ganz deutlich ſchon —
Und um den Liesner, Zug auf Zug,
Der Rautenſchildes Fahne trug,
Sich ſchwenkte Fußvolk und Schwadron.
Nun ſind ſie da, auf Schuſſes Weit',
Es wimmelt, ordnet, dehnt ſich breit:
Die Heere ſtehn zum Schlag bereit.

Wer kann viel tauſend Menſchen ſehn
In ihrer Vollkraft muthig ſtehn
Und denken nun, wie Mancher fand
Den jähen Tod, eh Sonne ſchwand,
Daß ihn dann Schauer nicht beſchlich!
So glänzend unterm Sonnenſtich
Die Waffe prahlt; der Loener Bruch, [13]
Mit Hirterbuben nur bekannt,
Barfüßig lagernd in dem Sand,
Noch nie ſo Blank- und Schönes trug.
Schau! brechend aus der Linie Zug,
Ein leichter Trupp ſtolzirend ſprengt:

Er theilt ſich, fliegt, den Zaum verhängt;
Auf ſteigt der Arm, es knattert friſch,
Lichtblaue Wölkchen; im Gemiſch
Sieht, luſtig plänkelnd übers Grün,
Man Baier, Sachs gewandt und kühn
Abblitzen und wie Pfeile fliehn.
Man dächt', es ſei ein zierlich Spiel,
Säh' man nicht ſchwanken dort und hier
Den Reiter, das verletzte Thier
Im Felde ſchnauben herrenlos.
Kommandowort — Trompetenſtoß —
Und Holſteins leichte Reiterei
Trabt wie ein Sturmgewölk herbei.
Standarte hoch: da hui! ins Knie,
Den Speer gefällt, die Infanterie
Lag wie ein Wall, und drüber her
Es knatterte wie Wetterſchlag;
Der nahen Eiche Wipfel brach.
Dann Pulverdämpfe ſchwarz und ſchwer
Verhüllen Alles, einmal noch
Den Qualm durchflog ein matter Schein,
Als nun die Reiter hieben ein.

Heiß ward gekämpft an dieſem Tag;
In beiden Heeren Keiner war,
Der weichen mochte um ein Haar.
Und nicht am weißen Berge mag
So wilder Strauß gefochten ſein,
Wo es um eine Krone galt.
Mit den Centauren Weimar brach
Die Linie ohne Widerhalt;
Wohl Mancher ſtürzte wie ein Stein;
O ſchwerer Tod! zerbrochen ſein,
Zerſchmettert von des Panzers Laſt!
Was übrig blieb, drang friſch voran,

Und auch vom Regimente Spar,
Da kein Pardon zu hoffen war,
Da Aechter jeder einzle Mann.
Die Landsknecht thaten Wunder fast,
An Wittich dachten sie mit Wuth;
Beim Himmel! sie bezahlten gut.
Und heut Erwitte ward gewahr,
Daß Glück und Muth nicht stets ein Paar;
Obgleich vorauf an seiner Schaar
Der Obrist wie ein Fleischer hieb,
Mehr mußt' er räumen, als ihm lieb.
Schmid und Mortaigny thaten brav,
Scharf der Kroaten Klinge traf,
Des Holstein zierlich Rößchen flog
Und tanzte wie ein Elfenthier,
So fest den Hahn der Reiter zog,
Gelassen, kalt wie im Revier,
Und wer ihn zielen sah vom Roß,
Denkt, daß er nach der Scheibe schoß.
Kühn waren Styrum auch und Reck;
Doch Keiner wie der junge Schlick,
Im Auge Basiliskenblick,
Hieb zweimal stets auf Einen Fleck.
Doch tapfer waren All' zumal,
Nicht Einer, der sich mochte schonen.
Sechs Stunden brüllten die Kanonen,
Sechs Stunden lang der helle Stahl
Auf Pickelhaub' und Harnisch klang,
Und übern Grund sechs Stunden lang
Sah man wie Hühnerschwärm' in Haufen
Granat und Wachtel pfeifend laufen,
Daß noch die Wage um kein Haar
Zu Eines Heil gesunken war.
Beim Braunschweig stand die Minderzahl,
Doch Alles Männer hart wie Stahl,

Den Tod nicht ſcheuend im Gefecht;
Sie ſchlugen drein wie Henkersknecht'.
So glühend wurde ihr Geſchütz,
Daß drüber fuhr der Funken Blitz
Und mancher Kanonier die Hand
An dieſem Tage hat verbrannt.
Viel ſpricht man von der Alten That;
Doch kühner nicht Leonidas
Focht zu Thermopylä am Paß,
Als heut der tolle Halberſtadt.
Die Kugeln ſchienen ihn zu meiden,
Das Schwert zu ſtumpfen ſeine Schneiden,
Die brennende Granate lief
Um Roſſes Huf und ſchnurrte fort.
Man ſah ihn hier, man ſah ihn dort:
Wo das Gewühl am meiſten tief,
Da flog der Reiherbuſch umher.
Fürwahr, den Bayern ward es ſchwer
Im dichten Staub und Pulverrauch,
Wo glüh und aſchig jeder Hauch,
Da Windes Odem, umgeſtellt,
Zu ihren Feinden ward geſellt
Und öfters nicht geſehn die Hand,
Bevor gefühlt der Wunde Brand.
Es fuhr der Speer wie eine Schlange,
Die Erde dröhnt' vom Trommelklange,
Geſpenſt'ge Waffen ſchienen ſich
Zu kreuzen wild und mörderlich.
Doch, ob es keinen Zollbreit wich,
Allmählich ſchmolz des Herzogs Heer,
Wie Schneeball unterm Sonnenſtich;
Viel Tauſend lagen kalt umher.
Und als für Augenblicke ſich
Der Dampf zertheilte, ſah man klar,
Wie ſchwer bedrängt der Haufen war.

Ein Tropfen hing an jedem Haar,
Aus den zerfetzten Kollern rann
Das warme Blut den Grund hinan,
Und Mancher mit der linken Hand
Hat die Muskete abgebrannt.
Noch standen sie wie eine Wand;
Doch bald dem Bayer es gelang,
Daß er ein wenig fürder drang;
Und langsam weichend, Schritt für Schritt,
Die matten Landsknecht' drängten mit,
Dem Moore zu, das binsenreich
Sich dehnte wie ein grüner Teich.

O Christian! was frommt dein Muth,
Dein fester Arm, dein fürstlich Blut!
Als seine Krieger mußten weichen,
Ha, welch ein Wüthen sonder Gleichen!
Hätt' er den Hut des Fortunat,
Sie sollten büßen auf der That!
Doch die Besinnung kehrte schnell,
Man sah ihn wenden auf der Stell'
Und durch das Heer nach allen Seiten
Mit abgezognem Hute reiten;
Man sah ihn winken mit der Hand,
Inständig flehend: „Haltet Stand!"
Nicht Einer war, der ihn verstand.
So todesmüde der Soldat,
So stumpf an Sinnen, ohne Rath,
Kaum hörte des Signales Klang;
Und schwer dem Herzog es gelang,
Mit wenig Treuen für Minuten
Zu hemmen noch den letzten Schlag.
Sie thaten, was ein Mensch vermag,
Vom Rosse sinkend, im Verbluten,

Die Finger, steif in Todesnahn,
Noch suchten des Pistoles Hahn,
Sie stießen mit der Partisan,
Am Grund auf blut'gen Stümpfen liegend
Und wimmernd sich im Moose schmiegend,
Des Schwertes Spitze suchten sie
Zu bohren in der Rosse Knie.
Da plötzlich wie ein Ebertroß,
Der knirschend vor dem Jäger rennt,
Heran der Spar'sche Landsknecht schoß;
Und hinterdrein auf flücht'gem Roß
Das Herberstorf'sche Regiment,
Die Säbel hoch im Sonnenblitze,
Den Albrecht Tilly an der Spitze.
Und ein Gemetzel nun begann,
So trieb es nie ein braver Mann
Gen Feinde unbewehrt und wund;
Man sah sie knieen auf den Grund,
Die Hände faltend um Pardon:
Ein Klingenhieb, geschärft durch Hohn,
Die Antwort drauf, und Kolbenschlag
Half Partisan und Schwerte nach.
Kroatenmesser, scharf gewetzt,
Auch hielten ihre Ernte jetzt;
Wie Reisebündel, Kopf an Kopf
Sah schwanken man vom Sattelknopf
An Lederriemen oder Strick;
Und glücklich, wen der Tod beschlich,
Eh' übern Hals die Schneide strich.
Wohl Einigen die Flucht gelang;
Doch seitwärts nach dem Moore drang
Des Feindes Nahn; und wem das Glück
Die feste Stelle gab im Moor,
Der kam am Ende wohl hervor,
Ein hülflos Wrack für Lebenstag,

Das betteln oder ſtehlen mag.
Doch Mancher an des Schlundes Rand
Noch hat zum Kampfe ſich gewandt
Und zog mit letzter Kraftgewalt
Den blut'gen Feind vom ſichern Halt;
Dann wüthig kämpfend in dem Schlamm,
Sie rangen wie zwei Waſſerſchlangen,
Die ſich in grimmer Lieb' umfangen.
Zuletzt nur noch des Helmes Kamm
Sah aus den Binſen, und der Schlund
Schloß zuckend ſeinen ſchwarzen Mund.

Nicht Albrecht Tilly iſt der Mann,
Den ſolch ein Schauſpiel freuen kann;
Ob noch ſo heiß ſein Blut gewallt,
Als er geflucht im Hinterhalt,
Ob ihm der erſte Säbelhieb,
Die erſte Kugel ſo er ſchoß,
Sogar die erſte Wunde lieb,
Gleich fürſtlichem Araberroß,
Das, wenn zu wild das Feuer kreist,
Sich auf die heißen Adern beißt:
Doch ſah man überall im Troß
Ihn ſteuern, wie es möglich war;
Zurück er Manchen riß am Haar;
Vor Partiſan und Kolbenſchlag
Er ſchützte Viel' an dieſem Tag.
Und ſelbſt der wilde Obriſt Spar,
Dem des Kroaten blanker Schnitt
Schon prüfend um die Gurgel glitt,
Muß ihm Erhaltung danken. Doch,
Iſt Leben eine Gabe noch,
Gefangen, wund, in Schmaches Joch?
Und Chriſtian? O bittrer Hohn!

Er mußte fliehn, er iſt entflohn!
Kein kluger Rückzug, wie zuvor:
Nein, ſcharf gehetzt durch Ruhmes Thor,
Das krachend hinter ihm ſich ſchloß.
Als er die Sporen gab dem Roß,
Sein Antlitz war ſo weiß wie Schnee,
Und, ſchwärzlich ſteigend in die Höh',
Auf ſeiner Stirn das Runenmal
Schien wie geätzt vom Wetterſtrahl.
Auch zuckt' er, und die Sage ſcholl,
Es traf ihn eine Kugel dort;
Doch ſagt' er nichts und ſprengte fort,
Vielleicht nur zuckte innrer Groll.
Vier Kompagnien, zerfetzt genug,
Das war der ganze Heereszug
Des Chriſtian vom Loener Bruch.

Auf Wieſenfluren, nett und fein,
Zeigt ſich der Flecken Ottenſtein:
Recht wie ein Fräulein, das ſich jetzt
Zur Blumenleſe hat geſetzt,
Wenn Bürger, ſtattlich, Mann und Frau,
Luſtwandeln durch die grüne Au.
Am Schattenbaum die heitre Bank,
Manch Wieſenquellchen, klar und ſchlank,
Den müden Wandrer weiß zu locken,
Und gerne mag der Fuß hier ſtocken.
Doch damals eine Veſte lag,
Wo jetzt des Gärtchens Blumenhag.
Und überm Thore, ſchwarz und hoch,
Das zwitſchernd Schwalbenbrut umflog,
Auf hohem Stuhl der Wächter ſaß,
Bedächtig in der Chronik las,
Nur wenig achtend auf das Paar,

Das in der Fensterbrüstung stand,
So leise flüsternd immerdar,
Daß er die Hälfte nicht verstand.
Gertrude ist's und Eberhard,
Scheu vor des Ohmes Gegenwart,
Ein Brautpaar seit der letzten Stunde,
Mit allem Himmelsglück im Bunde.
Was ward gesprochen? Allerlei,
Wie immer reden solche Zwei,
Vom ersten Strahle überglänzt;
Ist Einer, dem es nicht ergänzt
Nicht Gegenwart, Erinnerung:
Gar arm ist er! wo nicht, gar jung!
Sie hörten des Geschützes Schall;
Doch brach es sich wie Wiederhall
An ihres Glückes heil'gem Dom.
Und immer fürder las der Ohm
Von Wechselbälgen, Wunderzeichen,
Von Helden, mächtig ohne Gleichen;
Es dünkt ihn seltsam, daß Ein Mann
So viele Tausend zwingen kann.
War er doch auch zu seiner Zeit
Kein schlechter Kämp' im ernsten Streit,
Der manche gute Lanze brach
Und weiß wohl, was ein Mann vermag.
Ständ's nicht mit klarer Schrift gedruckt,
Er zweifelte; unwillig zuckt
Die Braue, daß er, mit Verdruß,
Sich so gering erscheinen muß.
Zuweilen fährt ein halber Blick
Auf seine Rüstung, Stück vor Stück,
Wo an den Eisenpanzer just
Gertrude hat die Stirn gelegt,
Wie Balsam saugend in die Brust
Des Liebsten Worte, tiefbewegt.

Du ahneſt Liebeständelei?
Ach, nichts von dieſem war dabei!
Ein Gärtchen vor dem Thor hinaus,
Ein kleines, wohlbeſtelltes Haus
Am Moore, wo man Feurung gräbt:
Aus dieſem Stoff ward es gewebt;
Doch war es ihre Häuslichkeit,
Ein Paradies zukünft'ger Zeit,
Und um die Worte wiegten ſich
Viel tauſend Engel minniglich.
Und immer fürder las der Ohm
Vom Papſte, vom Concil zu Rom,
Von Faſten, Skapulier und Sack,
Das war nicht eben ſein Geſchmack.
Allmählich tiefer ſinkt das Haupt,
Die Lettern tanzen, ſinnberaubt;
Gleich einer Lampe im Verglimmen
Schon fühlt er die Gedanken ſchwimmen.
Ein heller Ruf! Er fährt empor.
Ha! Reiterſchaaren dicht am Thor!
Sie fliegen, daß der Anger pfeift.
Von Mann und Thieren tröpfelnd läuft
Das klare Blut, und Flockenſchaum
Fährt flatternd an Geſträuch und Baum.
Wie ward der Thorwart grimm und wach!
Wie griff er nach der Partiſan!
Rief laut: „Der tolle Chriſtian!"
Und war der Herzog nicht ſo jach,
Er ſandt' ihm ſeine Waffe nach.
Doch durch die Wieſen langgeſtreckt
Das Roß die wunden Hufe reckt —
Nun noch an Horizontes Grund —
Nun ſind ſie fort. Des Wächters Mund
Gab ihnen manchen guten Fluch,
Daß, wen er trifft, der hat genug.

So triumphirend ſchaut er nach,
Wie Simſon der Philiſter Schmach.
Und wieder durch den grünen Raum
Vereinzelt trabt ein armer Troß,
Todtmüde Reiter ohne Roß,
Die ſteife Ferſe trägt ſie kaum;
Wie Hirſche, keuchend vor dem Hunde,
Nicht achtend Blutverluſt und Wunde,
Sie ſtolpern längs dem weichen Grunde;
Der Eine fällt und rafft ſich auf,
Der Andre reckt den Arm hinauf,
Und gichtriſch Zucken deutet an,
Daß nun der Todeskampf begann.
Dort hinkend ein erſchöpfter Mann
Steht an der Linde Stamm gelehnt,
Man glaubt zu hören, wie er ſtöhnt;
Das Haupt er zweimal beugt zurück,
Man glaubt zu ſehn den ſtieren Blick.
Dann ſtemmend an der Linde Zweigen,
Die ſchattig übern Anger neigen,
Er müht ſich mit der letzten Kraft,
Zu klimmen an des Baumes Schaft.
Dreimal ſiel er zurück ins Gras
Und ſchmerzbetäubt am Grunde ſaß,
Und wieder dreimal ſetzt er an,
Bis er den erſten Aſt gewann.
Dann ſchwindend in der Blätter Dach,
Wo ihn der Himmel ſchützen mag.
Und ſchon der Bayern Feldgeſchrei
Wie Rabenkrächzen dringt herbei,
Schon Staubeswolken dicht und ſchwer
Vom Horizonte rollen her:
Da durch den Anger matt heran
Trabt einzeln noch ein wunder Mann;
Die Haltung edel, ob gebeugt,

Von ſtolzem Blut genugſam zeugt.
Man kann nicht wiſſen, ob er floh,
Krank war die Haltung, furchtſam nicht;
Er wandte öfters ſein Geſicht,
Und eine Weile hielt er ſo.
Dann langſam ſteigend von dem Thier,
Er ſchleppt ſich mühſam für und für,
Am Erlenſtamme ſah man ihn
Im blutgetränkten Graſe knien;
Zum Fliehen fühlt er keine Luſt,
Die Kugel lag in ſeiner Bruſt;
Doch ſterben unter Feindes Spott!
Kroatenmeſſer! großer Gott!
Zum Himmel blickt er feſt hinauf,
Dann löst er ſacht den Koller auf,
Und lang ſich ſtreckend übers Grün,
Noch einmal zucken ſah man ihn.
Mein junger Held, mein Otto Schlick!
War dein der jammervolle Blick?
Ob ungekannt dein ſtilles Grab,
Das Morgens dir der Bauer gab,
Nicht Marmorthräne drüber weint:
Doch ewig bleiben wird dein Recht,
Ein treuer Sohn, ein tapfrer Feind
Und heut der Letzte im Gefecht.

Wie übern Förſter, der durchwacht
Auf Frevlers Spur die Sommernacht,
Wenn halb die Wimpern ſanken ſchwer,
In Aeſten brauſt das wüth'ge Heer,
Fuhr nun heran die wilde Jagd.
Sie ſprengten über Todt' und Wunde,
Die hülflos wimmerten am Grunde,
Und im Vorüberfliegen bloß

Schoß einzeln wohl ein Lanzenſtoß.
Als Einer längs der Linde ſtrich,
Ein Blutestropfen fiel herab,
Da raſch im Fluge wandt' er ſich
Und brannte die Muskete ab,
— Nur Blätter wirbelten herab.
Und weiter, weiter, nur voran,
Sie ſausten durch den Wieſenplan
Dem tollen Herzog ſtets im Nacken,
Wie Rüden nach dem Wilde packen.
Sie ſahn ihn ſtreifen übern Raum,
Oft nur auf Schuſſes Weite kaum,
Und jener moosbedeckte Stein
Fürwahr, muß Hollands Grenze ſein:
O, hurtig ſetzt die Sporen ein! —
Es iſt umſonſt, der letzte Mann
Grad' überm Scheideſtrich entrann.
Dort mag, von Schaum und Dampf umhüllt,
Verſchnaufen das gehetzte Wild.
Und grimmig ſchmetternd übern Raſen
Zum Rückzug die Trompeten blaſen.

Zweihundert Jahre ſind dahin,
Und Alle, die der Sang umfaßt,
Sie gingen längſt zur tiefen Raſt.
Der Tilly ſchläft ſo feſt und ſchwer,
Als gäb' es keinen Lorbeer mehr:
Und Chriſtians verſtörter Sinn
Ging endlich wohl in Klarheit auf.
Wie trübt die Zeit der Kunde Lauf!
An ſeiner Brüder moos'gem Grab
Beugt weidend ſich das Rind herab,
Und ſchreiend fliegt der Kibitz auf.
Willſt du nach dieſen Hügeln fragen:

Nichts weiß der Landmann dir zu ſagen;
„Multhäuſe“ nennt er ſie und meint,
Stets ſei Wachholderbuſch ihr Freund.
Am Moore nur trifft wohl einmal
Der Gräber noch auf roſt'gen Stahl,
Auf einen Schädel; und mit Graus
Ihn ſeitwärts rollend, ruft er aus:
„Ein Heidenknochen! Schau, hier ſchlug
Der Türke ſich im Loener Bruch!“ 16

Anmerkungen zum ersten Gesange.

[1] Christian, Herzog von Braunschweig, gewöhnlich der tolle Herzog, der tolle Braunschweig, auch Halberstadt genannt, als ernannter Bischof von Halberstadt, ging in den ersten Jahren des dreißigjährigen Krieges zur protestantischen Religion über und trat als General in die Dienste des Pfalzgrafen Friedrich des Fünften, den die aufrührerischen Böhmen sich aus eigner Macht zum König gesetzt hatten, des Winterkönigs, wie man ihn auch nannte, nach der kurzen Dauer seiner Herrschaft. Christian, noch sehr jung, wurde zu diesem Schritte nicht sowohl durch Ueberzeugung geleitet, als durch seinen glühenden Haß gegen den Stand, den man ihm so ganz gegen seine Wünsche und die natürliche Neigung seines kriegerischen Geistes gegeben hatte, zugleich durch ein tiefes leidenschaftliches Interesse für die Gemahlin des Winterkönigs, Elisabeth, Tochter Jakobs des Ersten von England, eine der schönsten und vielleicht die ehrgeizigste Frau ihrer Zeit. Nach dem Verfall ihrer kurzen Herrschermacht konnte Christian sich nicht zur Ruhe geben. Ohne eigne Mittel dennoch ein bedeutendes Heer meistens von Rathlosen und Geächteten, von denen es damals wimmelte, zusammenbringend und sich mit einem kühnen Abenteurer, dem Grafen Ernst von Mansfeld, verbindend, wagte er es, den Krieg auf eigne Hand fortzusetzen. Dann von der protestantischen Union in Dienste genommen, unternahm er, mit abwechselndem Glück, die kühnsten Wagstücke, jedoch an der Uebermacht sich nach und nach verblutend. — Seit Monaten bereits vom Feldmarschall der katholischen Ligue, Johann Tscherklas, Grafen von Tilly, hart gedrängt, erhielt seine Macht am siebenten August 1623 bei dem Städtchen Stadtloen im Bisthum Münster den letzten Schlag, von dem er sich nicht wieder erholte. Nur mit Wenigen gelang es ihm, die holländische Grenze zu erreichen, und als er bald nachher sowohl vor Kummer als an den Folgen seiner Wunden starb, ward sein Tod kaum bemerkt. Er war ein gewaltiger Krieger, die Geißel der Rheinlande und Westphalens. Da im Verlauf der Erzählung selbst sowohl der Charakter als das Schicksal des Christian von Braunschweig sich genugsam und durchaus geschichtlich treu entwickelt, so mag es mit diesen Andeutungen genügen. Er starb mit 25 Jahren.

[2] Graf von Anholt, General der katholischen Ligue, hat dem Braunschweig überall die meisten Niederlagen bereitet. Bei der Schlacht im Loener Bruch (eine weite Haide unweit Stadtloen) wird der Sieg zum größten Theile ihm zugeschrieben. Die Geschichte schildert ihn als einen wahrhaft frommen und milden Mann.

[3] Johann Tscherklas, Graf von Tilly, Oberbefehlshaber der katholischen Ligue, doch unter dem Kurfürsten Maximilian von Baiern, der aber in den letzten Kriegsjahren nicht mehr persönlich bei der Armee war. — Sein kühner, eiserner Charakter ist hinlänglich bekannt.

[4] Ein adeliches Frauenstift auf dem Wege von Steinfurt nach Ahaus.

[5] Eben jene Pfalzgräfin Elisabeth, siehe Anm. 1.

[6] Als ihr Gemahl, der Pfalzgraf Friedrich, Bedenken trug, sich in eine so gefährliche Sache wie die Annahme der böhmischen Krone, einzulassen, machte sie ihm die heftigsten Vorwürfe: „Wie? Ihr habt es gewagt, eine Königstochter zu ehlichen, und habt nicht den Muth, nach einer Euch dargebotenen Krone zu greifen? Lieber will ich trockenes Brod an Eurem königlichen Tische essen, als Leckerbissen am pfalzgräflichen."

[7] Ernst Graf von Mansfeld, gewöhnlich „der Bastard" genannt, um ihn von seinem Vater Ernst von Mansfeld zu unterscheiden, der ihn in nicht ebenbürtiger Ehe zeugte, war einer der schlauesten und zugleich kühnsten Abenteurer. Nachdem er vorher unter dem Erzherzoge Leopold gegen die Protestanten gefochten, ging er späterhin zu ihnen über und richtete überall, bald im Dienste irgend eines protestantischen Fürsten, bald auf eigne Hand mordend und raubend, Alles zu Grunde, was ihm in den Weg kam. Sein Ende war traurig. Keinem recht treu, hatte er sich auch Niemandes Liebe und Beistand erworben. Als die allmähliche Annäherung beider Parteien zum Frieden kriegerischen Freibeutern seiner Art keinen Spielraum mehr vergönnte, verlassen von denen, die ihn früher benutzt, zwang die Noth ihn, sein Heer in Böhmen zu entlassen, und nach so vielen Räubereien arm wie ein Bettler, brachte er durch den übereilten Verkauf seines Kriegsgeräthes eine kleine Summe zusammen, womit er zuerst nach Venedig und, ging' es fehl, weiter zu pilgern gedachte, bis er ein Unterkommen gefunden. Bei Zara übereilte ihn der Tod.

[8] Wahlspruch des Christian, den er sowohl in seinen Fahnen, als auch auf den Münzen anbrachte, die sämmtlich oder doch größtentheils aus geraubtem Kirchensilber geschlagen sind. Beim ersten Schlage bekam der Stempel einen Riß, den man deutlich auf den Münzen sieht. Als man den Braunschweig aufmerksam machte, daß dieses als ein übles Omen könne gedeutet werden, ließ er einen neuen Stempel mit gleichem Spruche verfertigen. Alle Münzen von ihm sind selten, die mit dem Stempelriß vor allen andern. Er führte übrigens in den Fahnen außer dem genannten Spruche noch mancherlei Sinnbilder und Devisen, z. B. tout pour Dieu et pour elle, dann einen Löwen an einem vom Sturm bewegten Baume; Ventus Altissimi, auch zwei Löwen, die nach der kaiserlichen Krone greifen, mit Leo septentrionalis etc.

[9] Der Lieutenant Platow hieß nicht nur, sondern war wirklich bestellter Brandmeister im Heere.

[10] Ahaus, eine kleine Stadt, fast am Eingange eines bedeutenden Fichtenwaldes, des Liesner, der sich bis an das Schlachtfeld, Loener Bruch, eine starke Stunde weit erstreckt. Sie war früher befestigt, doch zu jener Zeit waren die Werke bereits zerfallen; nur stand noch eine Veste in der Stadt, die ihrem Namen aber wenig entsprach.

[11] In den letzten Tagen vor der entscheidenden Schlacht erhielt Braun-

ſchweig drei Briefe von Mansfeld; der erſte: „er werde ihm unfehlbar zu Hülfe kommen;“ der zweite ſchon in zweifelnden und ausweichenden Ausdrücken; endlich am Abend vor dem Treffen: „er möge ſich durchhelfen, ſo gut es gehe, und auf ihn nicht ferner rechnen.“

[12] Spar, Obriſt eines Regiments Landsknechte. Die übrigen bedeutenden Anführer in Chriſtians Heere waren: Herzog Friedrich von Sachſen-Altenburg, Herzog Wilhelm von Sachſen-Weimar, Obriſt Schniken, die Obriſten Tolle, Thurn und noch einige Andere, die in der Schlacht eine weniger bedeutende Rolle ſpielten.

[13] Johannes May, eine fingirte Perſon und nicht zu verwechſeln mit dem Obriſten May, einem der unbedeutenderen Anführer Chriſtians. Die Sage, daß in der letzter Zeit ſich mancherlei Anſchläge und Verſchwörungen gegen den Braunſchweig angeſponnen, die aber alle, mitunter durch die ſeltſamſten Zufälle, geſcheitert, hat mich veranlaßt, dieſe Epiſode einzuſchieben.

[14] Groß-Burloh, ein Ciſterzienſerkloſter, etwa eine Meile von Ahaus gelegen.

[15] Ottenſtein, ein hübſcher, damals befeſtigter Flecken in einer anmuthigen Wieſengegend, etwa eine Meile von Stadtloen, und der holländiſchen Grenze nah.

[16] Lieſner, Name jenes Fichtenwaldes, wovon Anmerkung 10 Rede iſt.

Anmerkungen zum zweiten Geſange.

[1] „Siehſt drüben du den ſtolzen Bau?“ Einer der letzten gefürſteten Biſchöfe von Münſter, Clemens Auguſt von Baiern, baute ein ſchönes und großes Luſtſchloß in der Stadt Ahaus, vor etwa hundert Jahren.

[2] Bethlem Gabor, Fürſt von Siebenbürgen, verſuchte zugleich mit Friedrich von der Pfalz, ſeinen Fürſtenhut mit einer Königskrone zu vertauſchen und mit Hülfe der Pforte das Zepter von Ungarn an ſich zu reißen. Die Geſchichte dieſes Unternehmens iſt allgemein bekannt und gehört nicht hieher. Jetzt war er geſchlagen und hatte ſich nach Prag gewendet, doch noch mit einer bedeutenden Macht und großen Hoffnungen im Vertrauen auf den Beiſtand der Pforte. Chriſtians Plan war, ſich wo möglich mit ihm zu vereinigen.

[3] Chriſtian ward bei Höchſt von dem vereinten Heere der Ligue geſchlagen, eigentlich nur durch einen Mißverſtand, da er, ſeine Poſition unvortheilhaft findend, ſich über die Mainbrücke zurückzuziehen verſuchte, was ſein Heer als den Beginn der Flucht anſah. Das Gedränge auf der Brücke ward ſo groß, daß Viele in den Main ſtürzten und darin umkamen. Chriſtian ſuchte Ordnung zu halten, ſo lange es möglich war; endlich daran verzweifelnd, ließ er ſich im Kahne überſetzen, ſeinen Leuten zurufend: »Sauve qui peut!« Er hielt ſich übrigens auch dieſesmal unbegreiflich lange gegen die Uebermacht.

[4] Erwitte hatte das Glück, dem Christian beim Flecken Wittich eine kleine Schlappe anzuhängen, und erinnerte sich dessen zuweilen wohl etwas zu übermüthig. Er sowohl, wie die übrigen Hauptführer im Heere des Tilly, sind im Verlaufe des Gedichts genugsam charakterisirt, und es bedarf keiner weitern Erläuterungen.

[5] Geschichtlich.

[6] Geschichtlich.

[7] Friedrich von der Pfalz.

[8] Es wird dem Friedrich zur Last gelegt, daß er noch heimlich bei der Belagerung des erwähnten Platzes zugegen gewesen sei, während die Fürsten für ihn beim Kaiser unterhandelten und er selbst sich zu den demüthigsten Bitten herabließ.

[9] Geschichtlich.

[10] Siehe Anm. 10 des ersten Gesangs.

[11] Liebeslocke wurde eine lange Locke genannt, die am linken Ohre bis auf die Schulter herabhing, während das übrige Haar bedeutend kürzer gehalten wurde. Christian von Braunschweig erscheint auf allen Bildern mit dieser damals sehr beliebten Zierde.

[12] Johann Andreas, Graf von Schlick, ward von den böhmischen Edlen abgesandt, den Winterkönig an der Grenze zu empfangen; späterhin ward er nebst elf andern der vornehmsten Rädelsführer enthauptet und von jedem der Kopf und die rechte Hand an der Moldaubrücke zu Prag aufgesteckt, sechs auf jeder Seite; die gleichzeitigen Schriftsteller erwähnen mit Grausen, wie schaurig es an trüben Abenden gewesen sei, das Wehen der greisen Bärte im Winde zu sehen. Johann Andreas starb sehr gefaßt; als man ihm kurz zusetzte, seinen Glauben zu verlassen, antwortete er: „Laßt mich zufrieden, ich gehe zum Tode.“ Auf dem Schaffote zog er noch seinen Siegelring vom Finger und übergab ihn seiner Tochter mit dem Auftrage, ihn baldmöglichst seinem abwesenden Sohne zukommen zu lassen. Ob es nun gleich nicht geschichtlich fest steht, daß dieser Sohn derselbe mit dem Schlick in Christians Heere sei, der bei Stadtloen so muthig kämpfte und tödtlich verwundet ward, in der Geschichte immer der junge Schlick genannt, so steht doch dieser Voraussetzung auch nichts entgegen.

[13] Loener Bruch: Name des Schlachtfeldes, einer weiten Haide zwischen Stadtloen und Ahaus, an der einen Seite vom Lietner begränzt. Nicht fern, nach der Seite von Holland zu, liegt ein Moor; jetzt ist das Feld getheilt und bebauet.

[14] Das Herbersdorf'sche Kavallerie-Regiment ward an diesem Tage, in Abwesenheit seines Obristen, vom jungen Tilly kommandirt.

[15] Ottenstein, siehe Anm. 15 zum ersten Gesange.

[16] „Der Türke“ — unter dem Landvolke finden sich nur noch schwache Spuren einer Sage vom 30jährigen Kriege, unter dem Namen des Türkenkrieges.

Walther.

(Jugendgedicht.)

Widmung.

An meine liebe Mutter.

Als ich des Bildes Blüthenkranz geſchlungen,
Da wollt' ich manche ſchöne Blume pflücken,
Die freundlich dir und heiter ſollte nicken,
Vom bunten Garten der Erinnerungen.

Nur einen Namen hab' ich dir geſungen
Vielleicht aus dunkler Vorzeit hell dich grüßend,
Doch in den Strom, durch ferne Reiche fließend,
Hat manche fremde Welle ſich gedrungen.

Nur eine Quelle hat mich nicht betrogen,
Und ungemiſcht theilt ſie des Liedes Wellen,
Stark wie der Rhein des Bodenſees Wogen.

Die Augen ſind des Börnleins klare Quellen,
Das Börnlein Liebe heißt, ein ſtilles, lindes,
Und fließt im Herzen deines treuen Kindes.

Erſter Geſang.

Der Klausner.

Das Mondlicht durchwogt den Fichtenhain,
Und einer Felſengrotte kleine Zelle;
Um einen Schädel ſpielt der matte Schein,
Ein Kruzifix und eine Feuerſtelle;
Ein Lager noch von Laub auf hartem Sand,
Und eine Rüſtung an bemooster Wand,
Erſcheinen in der trügeriſchen Helle.

Wo weilt der fromme Siedler dieſer Kluft?
Mißgönnt er ſich des Schlummers kurze Labe,
Wenn ſich das Irrlicht zündet an der Gruft,
Der Himmel alle ſeine goldne Habe
Entfaltet? Nur die Fichten ſtehn um ihn
Und aufwärts wehn ſie mit den Flügeln grün
Des kindlichen Gebetes reine Gabe.

Der Andacht Blume liebt die leiſe Nacht,
Und ihre Blüthen öffnen ſich der Stille;
Die ird'ſche Hoheit ſucht des Tages Pracht,
Der innern Größe frommt des Dunkels Hülle.
Dann kehrt der Herr, ſie liebreich zu erfreun,
Ein theurer Gaſt, bei ſeinen Treuen ein
Und ſpendet ſeiner Tröſtung Himmelsfülle.

Sieh her, da bebt's aus dunklem Hain hervor,
Blaß wie ein Traum mit ungewiſſem Tritte,
Undeutlich wallt's in nächt'ger Nebel Flor,
Wie eine Duftgeſtalt in Wolkenmitte;

Doch nun aus weißem Meere, kalt und ſchwer,
Wankt ein verblichnes Jünglingsbild daher,
Und langſam naht's der Kluft mit ernſtem Schritte.

Am kleinen Born, der aus dem Felſen quillt,
Neßt er den Gaum im lichten Flimmerſpiele;
Denn der Begeiſt'rung Glut, die ihn erfüllt,
Vereint ſich mit des Heumonds banger Schwüle;
Ein frommer Seufzer ringt ſich himmelan,
Sein Auge ſucht gerührt den Sternenplan,
Die Grotte nimmt ihn auf in ihre Kühle.

Ich leſ' die Frage im erſtaunten Blick:
Wie ſchon ſo früh entflohſt du den Gefahren,
Ließ keinen Stachel dir die Welt zurück,
Kann junges Blut mit ſolcher Ruh' ſich paaren?
Und darfſt du's wagen, trauend deiner Kraft,
In Feierſtunden ſtiller Rechenſchaft,
Dein innres Herz dir ſelbſt zu offenbaren?

Wohl eine trübe Wahrheit! ſelt'ner trifft
Die Mutterperle in des Meeres Gründen
Der Taucher nicht, als unbefleckt vom Gift
Der Welt ein jugendlich Gemüth zu finden,
Wo willig folgend der geliebten Haft
Der ach! zu theuern, ſüßen Leidenſchaft
Das Herz vergöttert ſeine ſchwerſten Sünden.

Auch dieſe bleiche, wankende Geſtalt,
Dies Schattenbild vergang'ner Erdenſchöne,
Wohl ſchaut der Blick zur Erde ernſt und kalt,
Daß er des Herzens bange Stimme höhne;
Doch dieſes matte, welkende Geſicht,
Voll Zügen tiefes Schmerzens, ach, es ſpricht,
Daß es noch einem theuren Bilde fröhne.

Zwar oft beſtand er ſchon im harten Kampf,
Und ſeines Götzen Tempel ſanken nieder;
Doch ſtürmiſch treibt's ihn, wie ein inn'rer Krampf,
Und ungeweihte Opfer lodern wieder,
Denn in die Oede folgte ihm ein Pfand
Der ſeligen Erinnerung, und dies Band
Knüpft ewig neu ihn an die Erde wieder.

Und ſinnend ſteht er, wie zu langer Wahl,
Dann irrt ſein Aug', als wollt' es etwas meiden;
Da ſchimmert ihm der Rüſtung blanker Stahl
Und durch ſein Antlitz zuckt ein Strahl von Leiden;
Ein dunkler Purpur färbt die Wange ſchnell,
„O, ruft er, blinkſt du noch ſo freudig hell?
Du ſtummes Denkmal abgeſchiedner Freuden!"

Doch ſchnell gefaßt, fährt er voll Demuth fort
Und mählig zieht die Glut ihm von den Wangen:
„Jetzt iſt des Ave's Gruß mein Loſungswort,
Des Höchſten Preis mein Ruhm und mein Verlangen;
Es hüllt den Leib die Kutte, rauh und weit,
Die Rüſtung Gottes, den vor kurzer Zeit
Mit ſtolzem Licht der Panzer hielt umfangen.

„Wer deine Luſt begehrt, du Herrſcher groß,
Den darf kein ſinnlich Freudenbild mehr rühren;
Dem Herrn vertrau' er ſeiner Seele Loos,
Er wird ihn wohl berathen, wird ihn führen;
Sein heißes Leiden ſend' er himmelwärts,
Und bald, ja bald wird ſein geängſtet Herz
Der heil'gen Tröſtung Himmelswonne ſpüren."

So ſpricht er leiſe, doch im Herzen locht
Ihm ſtille Glut, er möcht' es gern verhehlen
Dem eignen Selbſt; indeß ſein Buſen pocht,
Auf's neu den Wangen Roſen ſich vermählen,

Spricht lächelnd er, doch ſeine Stimme bebt:
„Laß ſeh'n, ob noch die Hand den Panzer hebt,
Jetzt nur gewöhnt, den Roſenkranz zu zählen.“

Und ſchnell reißt er die Rüſtung von der Wand,
Doch der entwöhnte Arm kann ſie nicht tragen,
Und furchtbar klirrend ſtürzt ſie in den Sand.
Da ſteht er ſtumm, ihn faßt ein tiefes Zagen
Und fieberhaft durchfährt es ihn und warm.
„Gott, ruft er ſchmerzlich, Gott! iſt dies der Arm,
Einſt ſo gewohnt, den ſchweren Schild zu tragen?“

Doch kaum entfloh das Wort, als, ſchnell gerügt,
Sich ſeiner Augen Flammenblitze dämpfen;
Ein raſcher, immer neuer Wechſel fliegt
Durch ſein Geſicht, es zuckt in leiſen Krämpfen,
Die kühne Klage wird zurückgepreßt;
„Ihr alten Wurzeln, noch ſo tief, ſo feſt,“
Erſeufzt er, „nach ſo langen, ſchweren Kämpfen!“

Bald hebt er mühſam, doch mit feſter Hand,
Vom Boden die beſtäubte Rüſtung wieder,
Schon prankt auf's neu ſie ſchimmernd an der Wand,
Doch ſie zu meiden ſchlägt den Blick er nieder;
Auf hartem Lager ruhend ſiehſt du ihn,
Von ſeinen Lippen fromme Seufzer flieh'n,
Es ſchließen betend ſich die Augenlider.

Den Seinen gibt's der Herr im Schlafe, ſpricht
Ein altes Wort, doch mögen's Wen'ge deuten,
Denn nur auf ird'ſchen Glückes falſches Licht
Vermögen ſie den tiefen Spruch zu leiten;
Sie wiſſen's nicht, und können's nicht verſteh'n,
Was er, der reiche Herr in Himmelshöh'n,
Den Seinen mag im Schlafe zubereiten.

Der hehren Ahnung Wunderlicht, wenn sich
Den Sterblichen enthüllen Geistermächte,
Des Friedens heil'ge Lust, wenn wonniglich
Der Mensch empfindet seine Kindesrechte:
Dies sind die Güter, die die Welt nicht kennt,
Die er, der Hehre, den kein Name nennt,
Im Traume spendet seinem treuen Knechte.

Sieh da, dort regt's auf braunem Moose sich,
Von bleichen Lippen zarte Laute fließen,
Zwar unverständlich, fremd, doch schauerlich,
Wie wenn in hoher Luft sich Schwäne grüßen.
Was ist's, das schmerzlich sanft dich lächeln hieß,
Was rührt dein Herz so minniglich, so süß?
Daß all so weich die Töne sich ergießen?

Nun wieder „weile! weile! theures" — still!
Schau her, wie aus geschloss'ner Wimper drängen
Sich die zurückgehalt'ne Zähre will;
Nun spricht's auf's neu mit ungewohnten Klängen:
„O nein, o nein, nur ewig, einzig dich,"
In schweren Zügen hebt sein Busen sich,
Den ungestüme Wallungen bedrängen.

Da schauert er empor, sein Blick durchirrt
In wilden Schweifungen die dunkle Zelle,
Wie unbekannt, voll Gluten und verwirrt;
Doch bald erkennt er, wie es scheint, die Stelle,
„O so!" ersenfzt er tief, dann schluchzt er laut:
„Getrennt auf ewig, süße, süße Braut."
Und unaufhaltsam strömt der Zähren Helle.

Zum Busen, wo die Kutt' ihn weit umwallt,
Greift rasch die Hand und am verborg'nen Bande
Schwebt aufwärts eines Bildes Huldgestalt;
Ist sie's, die Jungfrau mit dem Himmelspfande,

Maria, mit dem Jeſuskindlein mild?
Ach nein, es iſt ein and'res Frauenbild,
Ein Mägdlein hold, im ländlichen Gewande.

Er preßt's an ſeine Bruſt mit heißer Wuth,
Es bebt die Hand und ſeine Kniee wanken,
Sein Auge fliegt umher mit wildem Muth,
Als fordert' er das Weltall in die Schranken;
Doch ſenkt er es zum Bilde niederwärts,
Löst auf ſich Wuth in unnennbaren Schmerz;
„Dein bis zum Tode, dein nur ſonder Wanken."

O Jüngling, einer heillos finſtern Macht
Iſt dein zerſtörtes Leben hingegeben;
Der kleinſte Augenblick, zu ſchlecht bewacht,
Zerſtört die Frucht von jahrelangem Streben;
Ein Traum, wenn Schlummer löst den ſtrengen Hort,
Ein flücht'ges, achtlos hingeſproch'nes Wort
Vermag die alte Flamme zu beleben.

Wer iſt der Jüngling? fragſt du mich gepreßt,
Und deine Stimme deutet Leid und Grauen;
Willſt du's erfragen dort, auf Burnecks Veſt',
So wird es dir die Kunde wohl vertrauen;
Doch ſetze dich; denn mich auch ſieh bereit,
Mit dir die Scenen der Vergangenheit
In ihrem ſchwarzen Trauerflor zu ſchauen.

Zweiter Gesang.

Thealilde.

Im jungen Thaue flimmt der Morgenstrahl,
Und reich in Farben prangen rings die Auen,
Ein düst'rer Wald umschließt das enge Thal,
Ein seltsam dämmernd Licht erhöht sein Grauen.
Glüht Flamme dort vom Felsen? nein, es bricht
In glatter Scheibe sich der Sonne Licht,
Drum ist allda so heller Glanz zu schauen.

Ein freundlich Schloß sieht still in's Thal herab,
Und „Roßheim" hörst du seinen Namen schallen,
Statt Waffenklang hört lauschend oft hinab
Der Landmann ferne Harmonieen wallen;
So ungefürchtet, nicht vom Raube reich,
Am Felsen hängt's, dem Adlerhorste gleich,
Doch Tauben nur bewohnen seine Hallen.

Wohl war sonst and'res Leben dort im Schloß,
Als Ritter Hugo noch ein Jüngling blühte;
Es rauscht' der Speer, es stampfte wild das Roß,
Und Kriegeslust im jungen Herzen glühte;
Doch seit ein liebend Weib ihm angetraut,
Ersetzte Waffenruhm und Schlachtenlaut
Ihm seiner Sophie holde Jugendblüthe.

Und als der Liebe erste süße Frucht
Die zarte Blume brach in Todesschmerzen,
Da schwand ihm jede Lust in schneller Flucht,
Und stummer Gram entkeimte seinem Herzen;

Kein and'res Labſal war ihm fürder mehr,
Als, wenn am Himmel blinkt der Sterne Heer,
Hinaufzuſtarren zu den lichten Kerzen.

Und will er flüchten ſich zur Kindeshuld,
Daß er im Liebes-Sonnenſchein geſunde,
Da mahnt es ihn wie eine theure Schuld,
Mahnt ihn an jene dunkle Schreckensſtunde,
Die ſeines Lebens Blüthe ihm zerpflückt;
Je inniger er's an die Bruſt gedrückt,
Je heißer quoll ihm Herzblut aus der Wunde.

Drum floh er dieſen hellen Liebesſchein,
Ein düſter tief Gemach hielt ihn verſchloſſen;
Hier brütet er ob ſtarren Träumerei'n
Bis Tageslicht in Dämmerung verfloſſen,
Und bis die Nacht mit ihrem Sternenzelt
Der Phantaſie zum Reich der Geiſterwelt
Die duft'gen Schranken magiſch aufgeſchloſſen.

Indeß in dumpfem Harm der Herr ergraut,
Erblüht ſein Schloß in immer ſüß'rer Helle:
Am Felſen ſteht's wie eine junge Braut,
Erröthend vor der ernſten Kirchenſchwelle;
So blüht das Blümchen, das Erinnerung winkt,
Am ſumpf'gen Moore, wo dein Fuß verſinkt,
Und Veilchen an geliebter Grabesſtelle.

Hörſt du von Harmonien erfüllt die Luft?
Mein Haupt umzieht's mit zauberiſchen Klängen,
Wie grüner Nixen Lied aus Meeres Kluft
Erſchallt's vom Walde her in Chorgeſängen;
Obſchon mein Auge nichts erſpähen kann,
Hör' immer näher zu dem grünen Plan
Ich ſich die ſüßen Harmonieen drängen.

Und plötzlich hüpft aus Waldes-Nacht hervor
Im Schneegewand ein munt'rer Mädchenreigen,
Den frischen Lippen im beseelten Chor
Gleich Perlenreih'n die Melodien entsteigen;
Auf klarem Antlitz Jugendrosen steh'n,
Doch wären alle dreimal noch so schön,
Vor Einer müssen doch sich alle neigen.

Wie eine Lilie, wo Maßliebchen blüh'n,
Hold wie ein Engel, wie ein Engel milde,
Ein schlankes Myrtenreis auf jungem Grün,
Hebt sich in Schöne Fräulein Theatilde.
Dort wallet sinnend sie das Thal entlang,
Und mit ihr wogt der schwebende Gesang
Der ros'gen Mägdlein durch das Thangefilde.

Ein dünner Schleier deckt ihr Angesicht;
Doch wehe dem, der dem Verräther traute!
Wie leuchtender der Strahl durch Wolken bricht,
So geist'ger, zarter durch die Hülle schaute
Die hehre Lilie; faltenreich umwand
Den schlanken Leib das seidene Gewand
Und in den Armen ruht die blanke Laute.

Jetzt schweigt der Chor, die raschen Füße ruh'n,
Das junge Grün empfängt die blüh'nden Glieder;
Auf moosgeschwelltem Sitze läßt sich nun
In süßen Träumen Theatilde nieder;
Sie lächelt leise, höher pocht die Brust,
Und noch umzieh'n mit wundersamer Lust
Ihr lauschend Ohr die kaum verklung'nen Lieder.

Mit ungewissem, schwachem Laute irrt
Ihr schöner Finger durch die blanken Saiten,
Wie wenn ein Bienenschwarm um Blumen schwirrt,
Wenn Kran'che sich zum fernen Land geleiten;

Doch bald in Harmonieen rauſcht's herab,
Gleich Geiſterſtimmen an geweihtem Grab
Die Zaubertöne ihrem Mund entgleiten:

„In der ſchweren Wetternacht,
„Löſchen ſich des Himmels Kerzen,
„Nur in Thendelindens Herzen
„Iſt ein klarer Stern erwacht;
„Vor der Sonne Flammenpracht,
„Muß das Nebelbild entfliehen,
„Aber, wenn die Träume ziehen,
„Uebt es keck die alte Macht,
„Farblos iſt der Tage Blühen,
„Sang ſie in die ſchwüle Nacht.

„Perlenkleinod, Blüthenſchnee,
„Des Geſchmeides bunte Funken,
„Alles, Alles iſt verſunken
„In mein namenloſes Weh;
„Aber aus dem tiefen See,
„Hob ſich gleich der Alkyone
„Eine lichte Myrtenkrone;
„Doch ſie ſchwand in blauer Höh',
„Nahm verrätheriſch zum Lohne,
„Meiner Jugendfreuden Schnee.

„Lebſt du, Sohn der Phantaſie?
„Wohl dein Umriß wallt im Leben;
„Einſt ſah die Geſtalt ich ſchweben,
„Herrlich und voll Harmonie,
„Deine Züge ſah ich nie,
„Denn du biſt mir fern geblieben,
„Aber ſie ſind eingeſchrieben
„Unauslöſchlich, voll Magie;
„Halb der Wahrheit iſt mein Lieben,
„Halb gehört's der Phantaſie.

„Durch die Zweige rauſcht ein Tritt,
„Und das Haupt ihr ſittig beugend,
„Naht ein Ritter, den bezeugend
„Nennt des Blutes raſch'rer Schritt;
„Als das Bild vorüberglitt
„An der Mauer grauen Gründen,
„Mußten ach! die Wellen ſchwinden,
„Und die theure Täuſchung mit.
„Schlaffe, tück'ſche Züge künden,
„Was verbarg der ſtolze Tritt.

„Er iſt hin, ſie iſt allein;
„Still mein Lied, du ſollſt's nicht nennen,
„Nicht des Lebens Jammer kennen,
„Wenn erliſcht der Liebe Schein;
„Doch von Thränenperlen rein
„Magſt du ihr ein Opfer geben.
„Siehſt du dort ſich ſchaurig heben,
„Jenen kalten, bleichen Stein?
„Weine nicht um's junge Leben,
„Ach, ſie war ja ganz allein."

Der Laut verklingt, doch träumend vor ſich hin
Blickt Jede noch mit tiefgerührtem Muthe,
Indeß das Haupt der ſüßen Sängerin
Geſtützt auf leichtumbülltem Arme ruhte;
Ihr feuchtes Auge ſtrahlte minniglich,
Wie hoher Abendpurpur färbte ſich
Die zarte Wange vom bewegten Blute.

Ihr dunkler Blick umzieht des Thales Rand;
„Was ſeh' ich dort im Morgenlichte blitzen?"
So ruft ſie ſchnell, und ihre kleine Hand
Zeigt deutend nach des Waldes dunklen Spitzen.

„Mir iſt's als ob des Sonnenſtrahls Gewalt
Zurück von blanker Schildeswölbung prallt,
Vom Panzer oder vom Gewehr des Schützen."

Jetzt iſt es fort; auf's neue ſcheint ſie nun
In ſtilles Sinnen träumeriſch verſunken,
Doch läßt ein ſeltſam Regen ſie nicht ruh'n,
Die Stirne brennt von fremder Ahnung trunken,
Der Bilder alte Ordnung iſt verrückt,
So ſehr die weiße Hand die Stirne drückt,
Bis ihr des Schleiers Duftgewölk entſunken.

Der Dienerinnen Eine reicht ihn dar,
Sie läßt ihn flatternd um die Schläfe wallen,
Dann ordnet ſie mit leichter Hand ihr Haar
Und läßt es dunkel um den Buſen fallen;
Nun hebt ſie ſich, ein ſtolzes Jugendlicht,
Sie lauſcht empor: „Jukunde hörſt du's nicht
Vom Forſte dort wie Hufſchlag wiederhallen?"

Und kaum geſagt, da ſprengt aus dunklem Wald,
Ein wiehernd Roß; auf ſeinem ſtarken Rücken
Trägt's eine hohe männliche Geſtalt,
In blauer Rüſtung herrlich anzublicken,
Vom gold'nen Helme weiße Federn weh'n,
Drei Löwen und ein ſchwarzer Drache ſteh'n
Auf ſeines Schildes hochgewölbtem Rücken.

Zuſammen drängt der Jungfraun furchtſam Heer,
Doch ſchnell von dannen flieht er ſonder Weilen;
Noch ſenkt mit ſtarker Hand den mächt'gen Speer
Nachläſſig ſtolz er im Vorübereilen;
Schon nah' dem heitern Schloſſe ſiehſt du ihn,
Kaum rührt ſein ſchäumend Roß den Boden, kühn
Wie Pfeil und Falke ſcheint's die Luft zu theilen.

Wie eingewurzelt ſteht der Mägdlein Chor,
Vom fremden Anblick dieſer wilden Schöne;
Doch bald hebt Theatilde ſich empor,
Daß ſie mit ihrer Würde ſich verſöhne;
Thut nicht das Wort den hehren Fremdling kund,
Doch zittert ſie, dem holdbewegten Mund
Entfliehen ungewiſſe, weiche Töne.

Zum Schloſſe lenkt das Fräulein jetzt den Schritt,
Nachdem ſie lange ſich zuvor berathen,
Bedächtlich zögernd, durch zu raſchen Tritt
Die frohe Eil' befürchtend zu verrathen.
O, fruchtlos, Jungfrau ſtolz, iſt dein Bemüh'n,
In jedem Buſen gleiche Flammen glüh'n,
Drum kann dich Jede, ach, ſo leicht errathen.

Auf weichem Polſter ruhend, ſiehſt du ſie,
Und bald zerſtreut die zierliche Begleitung,
Den engen Zügel löst die Phantaſie
Und folgt der neuen Regung ſonder Leitung:
„Da heute früh ihr wandeltet in's Thal,
„Umſchlang mit linkem Saume euch der Shwal,
„Kennt, edles Fräulein, ihr die Vorbedeutung?"

Begann ein Mägdlein, ihr vor Andern lieb,
Und dann aus arglos freundlichem Gemüthe:
„Ach, wär' der fremde, hohe Herzensdieb
„Ein Ritter doch vom adlichſten Geblüte,
„Hochherzig, reichbegabt mit Gold und Land,
„Bald ſäh'n wir wohl geknüpft ein freudig Band;
„Denn ſolcher Kraft gebühret ſolche Blüthe."

Das Fräulein glüht, doch unmuthsvoll ſie rügt,
Das kühne Wort: „Was ſprichſt du da, Jukunde?
„Wähnſt du dies ſtolze Herz ſo leicht beſiegt,
„Von Glanz und Uebermuth in kedem Bunde?"

So tönt die ernste Rede; Strenge spricht,
Ein selt'ner Anblick, ihrer Augen Licht,
Zu höhnen die geheime Herzenswunde.

Indessen färbt das schöne Antlitz sich
Mit holder Scham; denn wenig vorbereitet
Hat ihr der Dirne Wort, so wonniglich,
Des Busens dunkle Wünsche angedeutet;
Die Mittagsglocke schlägt, ihr Klang verhallt,
Da naht ein Diener, ernst und stumm und alt,
Der die Verwirrte still zum Mahl geleitet.

Sich gegenüber steh'n die hohen Zwei;
Wie eine Lilie mit dem Silberschilde
Den hehren Reiz erhöht durch sanfte Scheu,
In unnennbarer Huld glüht Theatilde;
Verwirrung hält der Stimme Laut zurück,
Am glatten Estrich klebt der feuchte Blick;
So gleicht sie einem reinen Marmorbilde.

Und wie sich furchtbar schön, aus dunklem Wald
Die schlanke Ceder hebt in jungem Grüne,
Steht Ritter Alhards herrliche Gestalt,
Ein stolzer Kämpe, zubenannt der Kühne;
Ein still verklärtes sanftes Lächeln zieht
Um seinen Mund, sein dunkles Auge glüht
Und Ueberraschung deutet seine Miene.

Was soll ich singen, wie die holden Zwei
Mit immer heiß'ren Blicken sich betrachten,
Und wie mit immer fest'rer Lieb' und Treu',
Sie reine Minne sich zum Opfer brachten,
Und willig, Liebe, folgten deiner Spur;
Das schönste Fräulein sie auf deutscher Flur,
Der kühnste Ritter er in deutschen Schlachten!

Der Gott, dem jeder Buſen Opfer brennt,
Mit dem oft ſchmerzlich arme Herzen ringen,
Wie ſoll ich kund thun, was ein Jeder kennt?
„Nicht Alle," ſprichſt du, „große Geiſter zwingen,
„Gar leicht den Funken, daß er nie erglüht;"
Vor ſolcher Größe ſchweigt mein armes Lied,
Was iſt dem Phönix wohl der Lerche Singen! — —

Die Sterne fliehn, der Hochzeitmorgen graut,
Das frohe Landvolk füllt die weiten Hallen;
In ſtiller Kammer ſitzt die ſüße Braut,
Und Perlen aus den dunklen Wimpern wallen.
Iſt Liebe gleich ſo innig ihr vertraut,
Kann doch nicht ſonder Thrän' und Klagelaut
Die Myrthenkrone aus den Locken fallen.

Der Theure naht; zum finſteren Gemach
Des Vaters wandeln nun die trauten Beiden;
Hier ſaß der alte Ritter, Tag für Tag,
Der Sonne heit're Freuden zu vermeiden;
Die ſchlichten Wände deckte ſchwarzes Tuch,
Der Lichtſtrahl floh; doch düſt're Fackeln trug
Ein grauer Mitgefährte ſeiner Leiden.

Und vor dem Alten ſinken ſie auf's Knie,
Der ſeelenlos und ſtarrend auf ſie ſchaute;
Nun legt' er ſeine kalte Hand auf ſie:
„Gott ſegne dich und deine Angetraute;
O Jungfrau zart, er ſegne deinen Leib,
Und dir erhalte Gott dein junges Weib,"
Fügt' er hinzu mit dumpfem Sterbelaute.

Zum alten Sitze kehrt' er, wie zuvor
Scheint ſeelenlos die Wand er anzuſchauen;
Vom Boden heben Beide ſich empor,
Enteilen dem Gemach mit ſtillem Grauen;

Schon harrt der Prieſter ernſt und feierlich
Und in die Kirche drängt es wimmelnd ſich,
Des ſchönſten Paares ſchönen Bund zu ſchauen.

Der Segen iſt geſprochen, es erſchallt
Der Mannen Jauchzen, als, vom Schloß geſendet,
Sich irren Blicks und bebender Geſtalt
Ein Diener zu den Neuvermählten wendet;
Indeß die junge Braut am Traualtar
Des neuen Lebens Lauf begonnen, war
Des Vaters jammervoller ſchon geendet.

Man eilt hinzu, doch von des Lebens Qual
Iſt längſt der unglückſel'ge Geiſt entbunden,
Man lärmt und rennt nach Hülfe ſonder Zahl,
Doch jede muß des Todes Macht bekunden;
Nur allzuleicht hat der Erſchütterung,
Der Freude Laſt, und der Erinnerung
Des morſchen Buſens letzte Kraft gefunden.

Fahr wohl, du alter, frommer Rittersmann;
Der Liebe Thräne fällt auf deine Leiche;
Allein du ſchweigſt und ſiehſt dein Kind nicht an,
Gebrochen iſt dein Herz, das ſtarke, reiche;
In Liebe war dein Leben aufgeblüht,
In Liebe iſt es ſtill und feſt verglüht,
Fahr wohl, du alte, treue Helden-Eiche!

Um Mitternacht ſchwebt Grabgeſang empor,
Und fahl erglüh'n der Fackeln düſt're Brände;
Der Prieſter murmelt dumpfe Sprüch' hervor,
Daß Gott ſein Heil der armen Seele ſpende,
Und als auf's neu der junge Morgen graut,
Zieht Alhard heim mit der entſetzten Braut,
Erſchüttert ob des Alten ſchnellem Ende. — —

Zu Trommelſchlag dröhnt der Trompete Schall,
Ein Zwillingsſtern auf Burnecks grauer Veſte
Blinkt Alhard mit der ſüßen Nachtigall,
Der Mannen Jubel hallt dem frohen Feſte;
Mit blödem Reigen dankt die junge Frau;
Die Ritter zieh'n herbei aus fernem Gau,
Die hohen Säle füllen ſtolze Gäſte.

Noch ſchwand kein Jahr, als ihr am Buſen warm
Zwei blaue, fromme Kinderaugen lachten;
Durch's Land indeß zog Alhards ſtarker Arm,
Und reiche Beute heim die Mannen brachten.
In Städten ſcholl ihr Ruhm und auf der Au,
Auf deutſcher Flur hieß ſie die ſchönſte Frau,
Der kühnſte Ritter er in deutſchen Schlachten.

Indeß glückſelig das Gerücht ſie nennt,
Verzehrt in Kummer ſich die ſtille Seele;
Ein heimlich Leid ihr tief im Herzen brennt;
Ihr Anblick klagt's, eh's auch der Mund verhehle.
Du fragſt noch lange, wem ſie Thränen zollt?
Hat je dem Weih' die Taube wohlgewollt?
Iſt wohl der Hindin in des Löwen Höhle?

Vom hellen Blute roth den blanken Spieß,
Kehrt Alhard heim auf dem beſchäumten Thiere;
Die Unſchuld ächzt aus dumpfem Burgverließ,
Sie jammert im zerſtampften Jagdreviere;
Von Hunger und Verzweiflung ausgedorrt,
Sucht des verarmten Krämers zitternd Wort
Das Bettelbrod vor ſeines Räubers Thüre.

„Da nehmet hin, o ſeid barmherzig, ſieht
„Zum Rächer nicht, daß er die Unthat rüge;"
Und vor den Gatten ſinkt ſie, doch er ſteht
Ein harter Fels. „Was kümmern dich die Siege

„Die luſt'gen? ſchmücke deine Huldgeſtalt!"
Sie ſchleicht hinweg, und ihre Klage hallt,
Ein heißes Schmerzenslied, an Walthers Wiege.

„Schlaf, Knäblein ſüß, und ſchließ' die Aeuglein hehr,
„Daß ſie nicht ſchau'n den Schwerterglanz, den rothen,
„Um deinen Vater ſchwebt kein Engel mehr;
„Nur Rachegeiſter um ihn ſteh'n die Todten,
„Es werde Gnade ihm, ſtatt Recht zu Theil;
„Dich ſegne Gott, dir ſende er ſein Heil,
„Und mir, mir ſend' er ſeinen Todesboten."

Bald weht ein ſchwarzes Banner hoch vom Thor,
Und aus den Hallen ſchleichen ſchmerzensbleiche
Bethränte Dirnen trüben Blicks hervor;
Denn ſtill im Sarge ruht die engelgleiche,
Geliebte Herrin; grauer Mönche Chor
Kniet betend, Kerzen flammen hoch empor
Um Theatildens ſchöngeſchmückte Leiche.

Der Ritter trauert, bald muß neue Luſt
Ihm Schwerterklang und Schlachtgeſchrei erbeuten,
Indeß die Frommen in gerührter Bruſt
Verborgen einen Tempel ihr bereiten,
Und wie das Abendroth am Himmel fleußt,
Wallt ſegenbringend Theatildens Geiſt
In frommen Sprüchen durch entfernte Zeiten.

Dritter Geſang.

Walther.

In leuchtend Gold zerfließt das Morgenroth,
Der Eſtrich bebt vom Hufſchlag muth'ger Roſſe,
Verſammelt hält das fröhliche Gebot
Die rüſt'gen Schützen vor dem düſtern Schloſſe;
Vom largen Dämmerlichte matt erhellt
Und von der Rüden Luſtgeheul umbellt,
Herrſcht lauter Jubel in dem wilden Troße.

Ein muthig Knappenpaar hält mühſam nur
Das dunkle Roß, es knirſcht im weißen Schaume;
Ein andres leitet auf dem glatten Flur
Den edlen Schimmel an geſchmücktem Zaume.
Die Sonne ſteigt, von Morgenduft umwebt,
Ein dumpfes, ungeduld'ges Murmeln hebt
Sich mählig in des Hofes weitem Raume.

Doch ſchnell verſtummt's, von breiter Stufe nah'n
Zwei Heldgeſtalten, hell im Jagdgeſchmeide,
Die flinken Knappen zieh'n behend heran,
Und hoch zu Roſſe prangen ſiehſt du Beide.
Jetzt wallt der Zug, die Hörner klingen hell,
Und zu der Rüden heulendem Gebell
Schallt lauter Hufſchlag durch die braune Haide.

Voran dem Zug ſprengt Alhards ſtolzer Muth,
Auf glänzend ſchwarzem Thiere hoch zu ſchauen;
Sein Auge ſendet Blitze, in der Glut
Des Aufgangs röthlich glänzt der Locken Grauen;

Um's braune Antlitz weh'n im Morgenwind
Ihm weiße Federn, in den Zügen sind
Die Spuren vor'ger Schönheit noch zu schauen.

Und nach ihm zeigt auf leichtem Schimmel sich
Ein schlanker Jüngling, hold im Jugendprangen,
Noch ungebräunt die Stirn vom Sonnenstich,
Durch weißen Flaum erglüh'n die zarten Wangen;
Des Falken Kühnheit thut das Auge kund,
Doch um den süßen, sanftgeschwellten Mund
Zieht sich ein weiches dämmerndes Verlangen.

Ihm nach im Troß der kühne Haufen saust,
Es pfeift das Haar, die scharfen Speere blitzen,
Ein Jägerlied aus rauhen Kehlen braust,
Mit roher Lust die Herzen zu erhitzen;
Bei jeder Zeile hallt wie Donnerklang
Ein hohl „Halloh," die ganze Haid' entlang;
So durch die Forsten zieh'n die wilden Schützen.

In seine Dunkel faßt sie nun der Wald,
Der laute Lärm verhallt in Todesschweigen;
Sie steh'n zerstreut, doch sieht man hier sie bald,
Bald dort in Eil' vom matten Thiere steigen,
In's Dickicht zieh'n das dampfumhüllte Roß
Den hellen Speer, das blinkende Geschoß
Verbergen in den dichten Buchenzweigen.

Gelöst sind jetzt die Rüden, es erdröhnt
Der ganze Forst vom schrecklichen Geheule;
Am grauen Eichenstamme stumm gelehnt
Steht Ritter Alhard, eine starre Säule;
Im lauten Kliff-Klaff tönt der Doggen Mund,
Ihr nahes Bellen thut dem Waidmann kund,
Daß dicht die Jagd an ihm vorübereile.

Zum engen Paß, wo lauschend Walther lehnt,
Zieht sich die Jagd mit tobendem Gebrause;
In stiller Freude sich sein Busen dehnt,
Da immer näher wälzt sich das Gesause.
In's Lustgeheul der wilden Doggen rauscht
Ein gräulich Schnauben, wer es nie belauscht,
Würd' leicht bethört, daß hier der Böse hause.

Erwartungsvoll steht Walther; sieh', da bricht
Aus schwarzem Dickicht, dicht an seiner Seite,
Ein grimmer Eber wutherfüllt an's Licht,
Gleich rothen Fackeln glüht der Augen Weite;
Wie Stacheln stehn die Borsten rings empor,
Aus grausem Rachen dringt der Schaum hervor,
Und nach ihm stürzt das wüthende Geleite.

Behend ergreift des Jünglings Hand den Speer;
Erstaunt, doch furchtlos, ob der Grausgeberde
Des Ungethümes beugt er lauschend her,
Ob ein geleg'ner Zielpunkt bald ihm werde;
Der Eber rauscht vorbei, das Eisen hallt,
Zusammen bricht das Unthier mit Gewalt
Und wälzt sich schäumend auf der blut'gen Erde.

Er fliegt hinzu, sein froh „Halloh" erschallt;
In seinem Blute gräßlich anzuschauen
Zuckt matt des Thieres gräuliche Gestalt;
Die heis're Stimme bricht in Todesgrauen;
Ob tödtend auch durch's Herz der Speer ihm fuhr,
Doch kämpft noch furchtbar kräftig die Natur,
Mit krummen Zähnen sucht's den Grund zu hauen.

Doch wie der Tauben Volk im Korngefild,
Wie dunkler Raben Schaar an Hochgerichten,
Stürmt her der Rüden Menge, wüthig wild,
Des Lebens schwachen Funken zu zernichten;

Der faßt die Kehle, jener zerrt empor
Das ungeheure Haupt am ſchlaffen Ohr,
So nachzuholen die verſäumten Pflichten.

Der Eber ſchreit vor Schmerz, das grauſe Spiel
Kann Walthers ſanfter Sinn nicht länger tragen;
Er lockt der Hunde Schwarm, und ihr Gewühl
Läßt ab das heißgequälte Thier zu plagen;
Nun tritt er hin, ſich ſeiner Kraft bewußt
Und ſtößt ihm krachend in die breite Bruſt
Das ſcharfgeſchliff'ne Meſſer ſonder Zagen.

Das glüh'nde Auge bricht, der Athem ſtockt,
Da naht's von allen Seiten im Gedränge;
Durch Walthers hellen Ruf herbeigelockt,
Verſammelt ſich die rings zerſtreute Menge,
Und Jeder ſtaunet ob der grimmen Pracht;
Das Haupt rühmt dieſer, der der Hauer Macht,
Und der des Leibes ungeheure Länge.

Doch Jeder preist des Jünglings Heldenmuth
Mit graſſen Flüchen und die Erſtlingsprobe;
In Walthers Wangen ſteigt das helle Blut
Jungfräulich ſchamhaft bei dem rohen Lobe;
Da aus der Eichen Dämm'rung tritt hervor
Der ſtrenge Vater zum erſtaunten Chor,
Und ſchnell verſtummt das lärmende Getobe.

Sein Auge glänzt voll Huld, doch feierlich
Und mit gerührtem Laut ſpricht er zum Sohne:
„Von Zweigen rings umhüllt, belauſcht' ich dich,
Und dir gebührt, ich zeug' es laut, die Krone;
Dein Muth war männlich und des Ritters werth,
Drum ſei dir das erſehnte Ritterſchwert,
Sobald auf's neu der Mond ſich füllt, zum Lohne."

Jetzt bricht der Mannen Jubel laut hervor,
Ihr heis'res Jauchzen füllt die dunkle Haide;
In finst'rer Nacht ein glänzend Meteor,
Steht Walther, hochverklärt vom Strahl der Freude,
Der thränenschwere Blick schaut niederwärts,
Dem zarten Sinne ward noch Lust zu Schmerz
Und Thränen zollt der Lust er, wie dem Leide.

Die Hörner klingen, Jagdgeschrei erschallt,
Auf's neu durchzieht den Forst die rüst'ge Horde,
Das hohle Hussah tönt, die Lanze hallt
Und trifft das ferne Wild mit sicherm Morde;
Von braunen Angesichtern rinnt der Schweiß,
Die Rosse schnauben schaumbedeckt und heiß;
So flieh'n hervor sie an des Waldes Borde.

Da schnell zurück reißt im gestreckten Lauf
Den Schimmel Walther mit entsetzter Miene,
Gewaltsam rückwärts prallt der Mannen Hauf,
Vom harten Stoße pocht die Brust, die kühne,
Und niederwärts gebeugt schaut Walthers Muth;
Denn dicht vor seines Rosses Hufen ruht
Ein zartes Mägdlein, schlummernd in der Grüne.

Wie wenn die Knosp' ihr enges Haus durchbricht,
Halb Kindes-Unschuld, halb der Jungfrau Blüthe,
In jungen Reizen glänzt ihr Angesicht,
Das freundlich in des Schlafes Armen glühte;
Indeß der Jüngling sorgsam ob sie neigt,
Still hinter ihm ein Schütz vom Rosse steigt,
Deß Auge ungeduld'ge Flammen sprühte.

Und mit der rauhen Hand ergreift er hart
Den kleinen Arm: „Was machst du hier am Wege?"
Mit klarem Schrei erwacht sie, wie erstarrt
Schaut an ihr Blick der Züge Mordgepräge;

„Hinweg," ertönt die Stimme fürchterlich,
„Sonst stampfen unſ're Roſſe über dich,
Was willſt du lock'res Wild hier im Gehäge?"

Ein brüllendes Gelächter bricht hervor
Im wilden Zug, das derbe Wort zu krönen;
Da rafft das bleiche Mägdlein ſich empor
Und zitternd flieht ſie mit des Schluchzens Tönen,
Doch kaum ſieht Walther mit bewegtem Geiſt,
Wie vom verletzten Arm das Blut ihr fleußt,
So folgt er ſpornſtreichs der entſetzten Schönen.

Und jenſeits ſieht er ſie am Quellenrand,
Aus blauen Augen blanke Tropfen dringen,
Und um die Wunde ſucht ein ſeid'nes Band
Mühſelig ihre linke Hand zu ſchlingen;
Doch kaum erhorcht ſie ſeines Hufes Klang,
So flieht ſie aufgeſchreckt das Thal entlang;
Dann ſieht er ſie durch Blüthenhecken dringen.

In Zweifeln hebt ſein Buſen ſich empor,
Ob er ihr folge durch die klaren Wellen?
Da dringt des Vaters Stimme an ſein Ohr,
Sein laut „Halloh" ſchallt in der Rüden Bellen;
Er lenkt den Zügel, mit behendem Tritt
Trägt ihn des leichten Schimmels raſcher Schritt
Zum Forſte und den harrenden Geſellen.

Die Hörner klingen, Jagdgeſchrei erſchallt,
Nicht kann die ſchnelle Flucht dem Wilde nützen;
Das Dickicht birgt's umſonſt, der Felſenſpalt,
Vergebens ſucht es des Geſteines Spitzen,
Der Doggen Kliff-Klaff tönt mit grauſem Klang
In ſeines Sterberöchelns Klaggeſang,
So durch die Wälder zieh'n die wilden Schützen.

Da ſteigt ein hocherglühend Feuermeer,
Das Abendroth, empor am blauen Himmel,
Ein heller Ruf vereint der Rüden Heer,
Es ſtäubt herbei im freundlichen Gewimmel;
Nur mühſam trägt den unwillkommnen Gaſt
Das müde Roß, der reichen Beute Laſt,
So zieh'n ſie heim im lärmenden Getümmel.

Es ſchweigt die Burg, im finſtern Schlafgemach
Wacht Walther nur, im bunten Zauberkleide
Der Phantaſie ſtrahlt der vergang'ne Tag.
Des Ebers Tod, des ernſten Vaters Freude;
Wohl ſchimmert das erſehnte Ritterſchwert,
Doch glänzt, vor allem andern lieb und werth,
Das holde Mägdlein auf der Blumenweide.

Er iſt entſchlummert, doch ein ſüßer Traum
Umzieht ſein Haupt mit lieblichen Geſichten:
Mit gold'nen Blumen prangt des Thales Raum,
Und fernhin ſieht er weiße Hinden flüchten;
Schon eilt er nach mit pfeilgeſchwindem Lauf,
Da baut vor ihm ein Blüthenwald ſich auf,
Von deſſen Glanz er muß die Augen richten.

Und aus dem lichten Farbenwechſel ſchwebt
Ein Engelchor auf leuchtendem Gefieder,
Wenn es den diamant'nen Fittich hebt,
Dann träufeln funkelnd helle Tropfen nieder;
Mit immer höh'rem Glanze ſtimmt die Luft,
Und bald verſchwimmt's in reinen Strahlenduft,
Bald flirrt's in buntem Farbenſpiele wieder.

Und es umſchlingt ein Engel, glänzend mild,
Den Freudeſtummen mit den Strahlenarmen,
Er ſchaut ihn an, ein wohlbekanntes Bild
Fühlt er an der beklemmten Bruſt erwarmen;

Doch da auf's neu in's Strahlenaug' er blickt,
Da ſind die ſüßen Züge all' verrückt,
Ein fremdes Antlitz lächelt auf den Armen.

Doch plötzlich ſcheint das ganze Engelchor
Mit den geliebten Zügen ſich zu ſchmücken;
Hier bebt's aus ſeinen Armen licht empor,
Dort ſcheint's ihn freundlich an die Bruſt zu drücken;
So ſpielt die Phantaſie ihr launig Spiel
Mit ſeines Herzens innerſtem Gefühl
Und ſpendet Trauer bald und bald Entzücken.

Schon graut der Tag am fernen Himmelsrand
Und weckt den Jüngling aus den Zauberträumen;
Er fährt empor, ſchon deckt ihn das Gewand
Und durch das Burgthor eilt' er ſonder Säumen;
Denn wem gelacht ſolch ſüßer Liebestraum,
Dem ſcheint ein Grab der Mauern öder Raum,
Ihm iſt nur wohl in freien Himmelsräumen.

Sein Auge ſinnt, durch ſtille Schwärmerei
Nährt arglos er die unbekannten Wunden;
Wie iſt es ihm ſo ſelig und ſo frei,
Als hätt' er ein unendlich Glück gefunden;
Und als er heimkehrt aus der Träume Land,
Da ſteht er an der Blumenwieſe Rand,
Wo ihm die liebliche Geſtalt verſchwunden.

Er ſchauert freudig auf, doch, ſchnell gefaßt,
Zertheilt ſein rüſt'ger Arm die Blüthenhecken;
Da ſieht er, daß mit ihrer hellen Laſt
Sie einen wohlverborg'nen Pfad verſtecken;
Er folgt ihm nach, durch dunkler Buchen Grün
Sieht er in raſchen Krümmungen ihn flieh'n;
Nun ſtockt ſein Fuß, ihn faßt ein freud'ger Schrecken.

Denn vor ihm hebt am kleinen Quellenbach
Ein Hüttchen ſich, umſtrickt von Weingeranken,
Ein Rebennetz verbirgt das nied're Dach
Und ringsum blüh'nde Jasminſtauden wanken;
Da dicht vor ihm in duft'gem Schatten ſitzt,
Das blonde Köpfchen in die Hand geſtützt,
Das ſüße Kind in ſinnigen Gedanken.

Ein leiſer Zug verhalt'nen Weinens fliegt
Um ſeinen Mund wie nach verſagter Bitte;
Die ſchwarze kräuterreiche Binde liegt
Um ihres Armes blendendweiße Mitte.
Nun „Alba," tönt es durch den Rebenwall;
Nun wieder „Alba" mit verſtärktem Schall,
Dann tritt ein Greis bedächtig aus der Hütte.

Ein ſeltſam Antlitz, wie aus fernem Land,
In langen Locken um den Nacken prangen
Sieht man das graue Haar, ein fremd Gewand
Nachläſſig um die breiten Schultern hangen.
Doch kaum tritt er aus nied'rer Thür hervor,
So fährt die ſcheue Taube raſch empor,
Und birgt an ſeiner Bruſt die glüh'nden Wangen.

Sein Arm umſchlingt ſie warm und inniglich
Und von der Lippe quillt ein frommer Segen;
Da plötzlich bietet ſeinen Blicken ſich
Der ſtumme Jüngling in den Buſchgehegen.
Sein Aug' hängt an der ſelt'nen Gruppe feſt,
Ein Lächeln deutet des Bewußtſeins Reſt,
Sonſt ſteht er lautlos, ohne ſich zu regen.

Nun ſpricht er, doch nicht ſonder blöde Scheu
Die Rede von den ſchönen Lippen gleitet:
„Das Feld durchzieh'nd in ſtiller Träumerei
Hat mich der irre Fuß hieher geleitet.

Doch mach', du edler Fremdling, mir bekannt,
Was aus der fernen Heimath dich verbannt,
Und was dein seltsam Wesen all' bedeutet!"

Der Alte lächelt, leise winkt die Hand,
Und zögernd schlüpft das Mägdlein in die Klause.
„Dich täuscht, o Jüngling," spricht er, „das Gewand,
Als sei aus fernen Zonen ich zu Hause;
Doch wisse, wie's die Phantasie erdacht,
Umhüllt den welken Leib die wilde Tracht,
Seit ich verarmt entfloh dem Weltgebrause.

„Mein Nam' ist Balduin, wo prangend sich
Die Kaiserstadt erhebt, bin ich geboren,
Die mir das Leben gaben, hatte ich
In meiner frühen Kindheit schon verloren;
Viel blanken Goldes ließen sie zurück,
Für manchen Andern ein ersehntes Glück;
Ich hatte höhern Fahnen zugeschworen.

„O Kreis der Alten, Flamme in der Nacht,
Du reine in sich selbst entglühte Leuchte!
Du warst es, deren stolzer Geistespracht
Sich demuthsvoll mein schwaches Sinnen neigte.
Wie oft hast du von deinem Strahlenthron
Mit Kraft gerüstet deinen armen Sohn,
Den all' sein Erdenglück darnieder beugte.

„Denn täglich zieht ein Freundesheer heran
In Zärtlichkeit von meinem Gut zu prassen,
Indeß die theure Muße mir entrann,
Und bald begann ich mein Geschick zu hassen.
„O Himmel," rief ich, „mir so wenig hold,
Was gabst du mir das unglückſel'ge Gold!
Nun will man mich nicht unbeachtet lassen.

„Das Schickſal war mir günſtig, als ich ſpät
Entſchlummert einſt, beim kargen Lampenflimmer,
Da plötzlich es ſo glühend um mich weht
Und weckt mich brauſend mit gewalt'gem Schimmer.
Und ſieh, von meiner Lampe kleiner Macht
War rings ein gräulich Feuer angefacht,
Drum war ſo heller Glanz in meinem Zimmer.

„Vom Lager ſpring' ich durch die heiße Glut,
Schon Trommeln wirbeln, Feuerglocken ſchallen;
Viel wagt das Volk mit aufgeregtem Muth,
Doch kann es nicht den Flammenſee durchwallen;
Und als Aurora wieder neu erwacht,
Da iſt des ganzen Hauſes ſtolze Pracht
In dunkel glüh'nden Feuerſchutt zerfallen.

„Ein Diamant, den ich am Finger trug,
War alles, was mir blieb von großen Schätzen;
Doch war er dem beſcheid'nen Sinn genug,
Die langgehegten Pläne durchzuſetzen,
Nicht reich, doch ſorglos, herrſchend nicht, doch frei,
Nur der Natur und ihrem Zepter treu
Am klaren Born der Alten mich zu letzen.

„Erfüllt ſind meine Wünſche, ſeh' ich nicht
Ein kleines Eden rings um mich erblühen?
Und drinnen glänzt ein holdes Liebeslicht:
Mein einzig Kind in friſcher Jugend Glühen.
Ihr ſpend' ich gern der Stunden koſtbar Gut,
Den Geiſt zu bilden und, in ſich'rer Hut,
Sie recht nach meinem Herzen zu erziehen."

Hier ſchweigt der Greis, in Sinnen eingewiegt,
Dann wankt er fort mit träumeriſchem Schritte;
Und eh' das Wort von Walthers Lippen fliegt,
Schließt ſich die Thür der grünen Liebeshütte.

Der harrt umſonſt, die ſchnelle Stunde flieht,
Und als die Sonne hoch am Himmel zieht,
Da lenkt er zögernd heimwärts ſeine Tritte.

Doch ganz verändert fühlt er ſein Gemüth,
In neues Glück die alte Luſt verloren;
Ein helles Blümlein ihm im Buſen blüht,
Das hat er ſich zum Abgott auserkoren.
Vor ſeinen Blicken ſchwebt es lieb und traut,
Und als er auf aus ſüßen Träumen ſchaut,
Da ſteht ſein Fuß vor Burneds hohen Thoren.

Vierter Geſang.

Cäcilia.

Geſchäftig ſchwärmt hervor der Diener Troß,
Und Lichter flimmen auf den breiten Stufen;
Es knarrt das Thor, die Kutſche rollt auf's Schloß
Und Funken ſprühen unter Roſſes Hufen.
Verwundert hebt vom reichbeſetzten Mahl
Sich Ritter Alhard und verläßt den Saal,
Vom ungewohnten Lärm herbeigerufen.

In warme Vließe eingehüllt entſteigt
Ein alter Ritter mühſam ſeinem Sitze;
Er wankt hinauf die Stufen, krumm gebeugt,
Sein Haupt bedeckt die dichtverbrämte Mütze.
Ihm folgt ein Weib voll hoher Majeſtät,
Und neben ihr mit leichtem Trippeln geht
Die kleine Zofe, ihres Armes Stütze.

Faſt ſcheint's, als hätt' ein halb verleg'ner Zug
In Alhards feſtem Antlitz Platz genommen;
Wie tief er auch das ſcharfe Auge trug,
Nichts mag es bei dem Dichtverhüllten frommen;
Doch als die wohlbekannte Stimme ſpricht:
„Erkennſt du, Alhard, deinen Ebbo nicht?"
Da ruft er ein erfreutes: „O willkommen!"

Und in den Saal führt er den lieben Gaſt.
„Ihr Knappen ſpendet warmer Speiſen Labe!"
Dann hat er Walthers Rechte ſchnell erfaßt:
„Sieh', Ebbo," ſpricht er, „meine einz'ge Habe;"
Ernſt ſchaut empor der fremde Rittersmann,
Mit unterdrücktem Seufzer ſpricht er dann:
„O Alhard, welche köſtlich reiche Gabe!"

„Ach, all' die Meinen deckt ein ſtilles Grab,
Mein treues Weib, und meine wackern Jungen."
Hier rollt' die langgehalt'ne Zähr' herab,
Er ſchweigt, von namenloſem Schmerz durchdrungen,
Dann fährt er fort, doch leiſe und gepreßt:
„Ach, wen ſein Liebes all' und all' verläßt,
Was der empfindet, ſprechen keine Zungen."

Nun auf die Dame deutet ſeine Hand,
„Sieh', meine Tochter, zwar nicht mir geboren,
Doch war ſie durch Luberta mir verwandt;
Drum hat ſie dies verwaiſte Herz erkoren,
Auf ihr beruht mein Hoffen und mein Glück,
Der armen Tage letzter Sonnenblick,
Seit ich die lieben Meinen all' verloren."

Jetzt auf das Fräulein jedes Auge wallt,
Sie trägt's mit Gleichmuth und geſetzter Würde,
Ihr ſchwarzes Auge funkelt hell und kalt,
Im ſchwarzen Haar ſtrahlt heller Steine Zierde.

Die Waffen muſternd an der ſchlichten Wand
Löſ't ſie am Pelz der Schleife rauſchend Band
Und reicht der Zofe Arm die läſt'ge Bürde.

Indeß beſetzt der Knappen flinke Schaar
Die Tafelrund mit dampfenden Gerichten,
Burgunder perlet in Kryſtallen klar,
Auch fehlt des Rheines kräft'ger Sohn mit nichten.
Mit felt'nem Frohmuth Alhard ſich befleißt,
Des alten Grafen angegriff'nen Geiſt
Und mit der Traube Labſal aufzurichten.

Am fernen End' des Mahles ſiehſt du ſtumm
Der Schönen gegenüber Walther ſitzen;
Mit kühnem Stolze ſchweift ihr Blick herum,
Der ſeine ſenkt ſich vor den ſcharfen Blitzen;
Doch nicht ſein Schweigen, ſeine Unſchuld nicht,
Und nicht die Scham im blöden Angeſicht
Kann vor dem grellen Funkeln ihn beſchützen.

Geendet iſt das Mahl, ſchon ſteht bereit
Im Vorgemach die Gäſte zu empfangen
Der Diener Schaar, zur lieben Einſamkeit
Treibt Walthers Bruſt ein drückendes Verlangen.
Schon iſt er raſch dem Vorgemach entſchlüpft,
Als nach ein blondgelockter Knabe hüpft,
Der ſchnell zum Vater führt den Ahnungsbangen.

Mit langen Schritten wandernd auf und ab
Hat Alhard kaum den Jüngling wahrgenommen,
Zwar ernſt, doch freundlich ſchaut ſein Blick herab,
Im Antlitz iſt ein ſanfter Zug entglommen;
Auf ſammt'nen Polſtern lagert er ſich dann,
Sein Finger winkt und Walther ſtiegt heran,
Erwartungsvoll der Dinge, die da kommen.

Er ſpricht: „Mein Sohn, zwei Heldenſtämme kühn
Siehſt du in dir allein zuſammen fließen.
Du weißt, wie ihrer werth dich zu erzieh'n,
Dein Vater keine Müh' ſich ließ verdrießen;
Und wie der deutſchen Ritter tapf'rer Kreis
Erwartend ſchaut, welch hohes Cederreis
Solch herrlich hohem Samen mag entſprießen.

„Dein Loos iſt hehr, doch ſchwererkämpft dein Ruhm;
Aus niederm Dunkel glänzend ſich zu heben,
Iſt leichter als der Ahnen Heiligthum
Mit neuen Heldenſtrahlen zu beleben.
Denn jede That, ſo herrlich ſie auch ſei,
Wohl iſt ſie ſchön, doch iſt ſie nimmer neu;
Nur gleich zu ſein den Vätern, kannſt du ſtreben."

Die ernſte Lippe ſchweigt, doch unverwandt
Ruht lang' ſein Blick auf Walthers tiefen Zügen;
Dann ruft er: „Theures, letztes Heldenpfand,
Dein klarer Blick, er kann nicht Größe lügen!
Friſch auf, dir ſpendet günſt'ger Sterne Glanz
Zu grauer Thaten ſchwer erworb'nem Kranz
Ein überſtrahlend Lorbeerreis zu fügen.

„Durch ganz Europa zieht Magneten gleich
Ein leuchtend Kreuz, ihm folgt in großen Schaaren
Der Chriſten Macht, ein König ſtark und reich
Weiß wohl mit Kraft den Feldherrnſtab zu wahren;
Sieh' her, welch ſchöne Gabe ſich dir beut,
Mit den Verdienſten heil'ger Frömmigkeit
Des Ruhmes ſüße Erdenfrucht zu paaren.

„Der ſeltne Preis hält zauberiſch ſogar
Des alten Ebbo tapf'res Herz umfangen,
Nicht hält ihn ferner ſein verblichen Haar,
Des Körpers Morſchheit und des Fräuleins Wangen.

Er zieht, wir zieh'n, dort mag in Heidenblut
Dein Arm beweisen, daß aus meiner Hut
Du nicht umsonst dies gute Schwert empfangen."

„Vielleicht," so fügt er lächelnd dann hinzu,
„Hat dir das Glück noch schönern Preis beschieden,
Daß dir aus Unruh' selbst entkeime Ruh',
Dem Schlachtgewühl ein süßer Liebesfrieden."
Hier droht des Ritters Hand mit leichtem Hohn,
„Der Alte ist dir günstig, o mein Sohn,
Wie gold'ne Früchte reifen dir hienieden!"

Auf's neue schreitend durch des Saales Rund
Ist manches Bild dem Ritter neu entglommen,
Nicht wird des Jünglings starrer Blick ihm kund,
Nicht hat sein forschend Auge wahrgenommen,
Wie auf der Freude Glut im Antlitz ging,
Ihn dann als lichte Flamme hell umfing —
Und nun in blassen Leichenduft verschwommen.

Indeß getheilt in Gram und Lust das Herz,
Vermählend heit'rer Zukunft freud'gem Streben
Schon längst entschlaf'ner Freuden süßen Schmerz,
Was Zukunft und Vergangenheit ihm geben,
Um Lust als Leid sich Albards Seele rankt:
Ist Walther leise dem Gemach entwankt,
Vernichtet und bewegt im tiefsten Leben.

Den Träumenden nimmt in den weichen Schooß
Sich selber unbewußt des Lagers Milde;
Noch windet sich der wirre Geist nicht los,
Ein Meteor mit rothem Flammenschilde
Erscheint, ein unheilbringend Zauberlicht,
Das fremde Weib, zum düstern Nachtgesicht
Entstellt sich jeder Zug im hehren Bilde.

Und wie ein freundlich Sternlein blinkt ihm tief
In's Herz und wieder aus des Herzens Gründen
Ein klares blaues Aug', als ob es rief:
„Noch leucht' ich dir, doch muß ich bald entschwinden."
Und wie zum Opfer drängt sich's dann in ihm,
Als gäb' er Alles für das Eine hin,
Um Fried' und Lust in seinem Licht zu finden.

Ein mattes Wetterleuchten drüber her
Zieh'n still, Giganten gleich des Ruhms Gestalten;
Doch übt dies nicht den alten Zauber mehr,
Vor einem Flämmchen muß die Sonn' erkalten.
So irrt in Phantasien er trüb und wild
Nicht ahnend, daß sein armes blödes Bild
Ein furchtbar funkelnd Auge wach gehalten.

In weiße Nachtgewande eingehüllt
Das dunkle Haupt der schönen Hand vertrauend,
Siehst du Cäcilia, doch ernsterfüllt
Unwillig horcht sie, stumm zur Erde schauend,
Der lockern Zofe, tändelnd hier und dort,
Von manchem Ritter manch' ein loses Wort;
Sie sinnt, viel bunte luft'ge Schlösser bauend.

Und wo ein Ritter durch die Hallen zieht,
Magst ein befreundet Antlitz du erkennen,
Ein zartes Regen ist der Brust entglüht,
Sie fühlt es wohl, doch wagt es nicht zu nennen;
Doch was sie sich, ihm zu entgeh'n, mag müh'n,
Wie bunte Scenen ihr vorüberzieh'n,
Nichts kann sie von dem holden Bilde trennen.

Die Zofe ist entsandt, doch noch verweilt
Sich stützend in des Fensters hohen Bogen
Cäcilia. Ein Plan ihr mitgetheilt
Vom Grafen wird bedacht und reif erwogen;

Entscheidend soll hier richten der Verstand,
Nicht fühlt sie, daß gelegt ein ros'ges Band,
Ihn um sein Urtheil schon das Herz betrogen.

Und wie sie schaut vom Monde matt beglänzt
Der alten Veste kolossale Zinnen,
Vom riesenhaften Wiederschein bekränzt,
Wo tief des Rheines finstre Fluthen rinnen;
Da wird es schauerlich und öde ihr,
„O," ruft sie, „hohe Blume, also hier
Soll deine stolze Blüthenzeit verrinnen."

Erkältend fährt der Nachtwind um sie her,
Und löst des Mieders leichtgeschürzte Bande;
Da senkt vom Busen sich ein Kleinod her,
Ein eh'mals theures aus dem Heimathlande;
Ein Zeichen einst der Treu' und Liebeslust,
Jetzt ein bedeutungsloser Schmuck der Brust,
So spielt ihr Herz mit manchem Liebespfande.

Und wie bedachtlos es ihr Finger faßt,
Da spielt ein nächt'ger Strahl in edlen Steinen,
Kaum trägt die Hand der farb'gen Funken Last,
Um jeden schwebt ein Traumbild von Vereinen,
Um jeden Reif schlingt ein gebroch'ner Schwur,
All' Liebesperlen aus entfernter Flur,
All' blut'ge Thränen, einstens zum verweinen!

Da färbt ein selt'nes Roth das Antlitz ihr,
Und weich und schamhaft fährt's durch ihre Sinnen;
Ein drückend Leid, wie eig'ner Unwerth schier,
Das rächende Gewissen will beginnen;
Ihm, aller Schrecken ärgstem zu entflieh'n,
Wirft sie sich rasch auf's weiche Lager hin;
Doch spät erst naht der Schlaf den trüben Sinnen.

Aus dünner Wolke morgenrothem Blüh'n
Zuckt ſcheu ein flimmernd Streiflicht durch die Spitzen
Bewegter Aeſte auf das feuchte Grün;
Hier kniet umflattert von den zarten Blitzen
Die trübgedankenvolle Stirn geneigt
Der ſtille Jüngling ſtumm, doch innig ſteigt
Ein heißes Flehen zu den Wolkenſitzen.

Noch ruht die Burg, die Halle weit und leer
Erdröhnt noch nicht vom Nachhall dumpfer Tritte;
Doch ſchon im Hofraum ſchwärmt es hin und her,
Am Zügel lenkend ſeines Roſſes Schritte
Summt dort ein rauher Mund den Feldgeſang,
Ein Jüngling hämmert dort im Schwertesklang
Ein lock'res Lied voll frecher Liebesbitte.

Und wie es treibt und durch einander rennt,
Da iſt's ein irdiſch Schaffen nur und Meinen.
Dem Herrn ein ewig Opferlämpchen brennt,
Im Dunkel jener Buchen ſiehſt du's ſcheinen.
Schon ſchwand der Ernſt, ſchon iſt ein Lächeln da,
In Trübſal iſt der Herr dem Seinen nah,
Und in der Prüfung wird er ihm erſcheinen.

Und wie es ſtill in ihm geworden iſt
Und freundlich irrt ſein Blick im duft'gen Garten,
Die Roſe bebt vom Thaue wach geküßt,
Die Nachtviole ſchließt den Kelch den zarten;
Und wie ein Meer voll farb'ger Gluthen ſteh'n,
Die feuchten Stirnen bietend Zephirsweh'n,
Der Tulipanen goldbeſtäubte Arten.

Allein die ſchönſte Blume fern und nah,
Sie ſenkt das Haupt, ihr will der Thau nicht frommen,
Am bunten Beete weilt Cäcilia
Zwar königlich, doch unmuthsvoll bellommen.

Gewaltſam ſpielend hat ihr Finger jetzt
Ein arm bewußtlos Blumenherz verletzt,
In trüben Nebel iſt ihr Blick verſchwommen.

Kaum hat ſie Walthers ſcheues Aug' erfaßt,
Wie's durch die Blüthen wogt in mildem Sinnen,
Da drückend kehrt des Mißmuths finſtre Laſt,
Und leiſe treibt's ihn raſcher ſtets von hinnen.
Noch ſieht er, wie ſie ſpähend um ſich blickt,
Zuſammenfährt, ſich ſchnell zur Erde bückt,
Nun hebt ſie ſich, wird ihren Weg beginnen.

Wie dürres Laub vor der Orkane Macht
So flieht der Ritter vor dem ſchwachen Weibe,
Er wähnt in thörichter Verwirrung Nacht,
Daß ihm verfolgend nah die Dame bleibe.
Erſt als dem Armen, noch zur Flucht bereit
Starr ihre kalte Stirn die Mauer beut,
Gönnt er verzweifelnd Ruh' dem müden Leibe.

Und als er voll Entſetzen um ſich ſchaut,
Da flattert in der Hölle fernſten Räumen
Das ſchimmernde Gewand der furchtbar'n Braut,
Umfaßt die Burg die Hehre ſonder Säumen;
Beſtürzt, verwirrt, gedankenlos und ſcheu,
Als längſt ſchon die Erſcheinung ſchwand vorbei,
Starrt Walther wie aus irren Fieberträumen.

Und als ihm kund ſein thöricht Weſen wird,
O menſchlich Herz, wie ſchwach biſt du befunden;
Da macht die Scham ihn muthlos und verwirrt,
Und ſtatt Erleicht'rung hat er Schmerz gefunden.
Sie flieht, dies iſt's, was ſich ihm kränkend beut,
Und faſt hat die empörte Eitelkeit
Ein ſelbſtgeflocht'nes Netz um ihn gewunden.

Und wie er ruht und wie er grübelnd ſucht
Des eig'nen Herzens Knoten aufzulöſen,
Da ſchwirrt es wie des Weſtes leiſe Flucht,
Da ſchlingt ſich's um ihn wie ein geiſtig Weſen:
Die Zaub'rin iſt es, die ein ſeid'nes Band
Dem Arm umwunden, ſpähend vor ihm ſtand,
Im überraſchten Herzen tief zu leſen.

Und als er ſchweigt in namenloſer Scheu,
Da ſpricht es wie ein Königswort von oben:
„Nehmt dies und dient der Fahne Chriſti treu,
Daß Welt und Himmel drob euch möge loben,
Und grüßt ihr einſtens dort das Morgenroth,
So denkt der Schweſterhand, die es euch bot,
Viel gute Wünſche ſind hineingewoben."

Noch hat ſie manch bedeutend Wort bereit,
Da hat Erinn'rung rächend ſie umfangen;
Dies Band ſie wirkt' es vor geraumer Zeit
Für eines treuen Jünglings ſtill Verlangen,
Das edle, hartgetäuſchte Herz es brach;
In dieſem Band, o Schand', o dunkle Schmach,
Will ſie auf's neu ein argles Leben fangen.

Den Feuerſpiegel hält die Schuld ihr vor
Und wie ein finſt'res Schickſal hört ſie's wogen;
Wo das Verbrechen ſäet, keimt Fluch empor
Und ſchnell iſt ihr der freche Muth entflogen.
Noch bleibt ſo viel Beſinnung ihr zurück,
Daß ſie ſich raſch entzieht des Jünglings Blick,
Eh' ihm Beſtürzung ihren Flor entzogen.

Jetzt blickt er auf, doch die Erſcheinung ſchwand
Wie eine Wolkenſtadt im Abendwinde,
Noch liegt um ſeinen Arm der Wahrheit Pfand,
Die farbigt ſchimmernd ſchön gewirkte Binde.

Hier rankt ſich eine weiche Roſenglut,
Die blauen Sternlein dort der Silberflut,
Ein lächelnd Kind vereinigt das Gewinde.

Ob's wohl der Freundſchaft freundlich Sinnbild iſt?
Vielleicht der Gott der ſüßen Liebesbitte,
Und grübelnd ſein bebender Fuß durchmißt
Der gold'gen Au'n, der dunklen Haine Mitte.
In eitles Wähnen iſt ſein Geiſt verſtrickt; —
Da wie das warnende Gewiſſen blickt
In's Aug' ihm Balduin und die Rebenhütte.

Und wie er grüßt und wie er ſtockend ſpricht:
„Dem Dienſte Gottes muß die Freundſchaft weichen,"
Und manches Wort vom Zug und Chriſtenpflicht,
Da ſieht das fall'ge Antlitz er erbleichen;
Rauh tönt der graue Mund mit herbem Spott,
Die Finger legend auf den kleinen Gott:
„Glaubt mir's, dies iſt der Euern Fahnenzeichen."

Nun von der ſchon vergeſſ'nen Binde hebt
Ein wirr' Gemiſch der Jüngling an zu einen
Von Schweſterhand und Schweſterhuld; er bebt,
Denn ſeinem Ohre naht ein leiſes Weinen.
Dicht am geſchwellten Raſenſitze kniet,
Ein Blumenbeet zu ordnen ſtill bemüht,
Das klare Aetherbild der ſüßen Kleinen.

Da wie Scirocco heiß es ihn umfliegt,
Er wankt nicht mehr, ob ſeiner Rührung waltend;
Da hat ſie weinend ſich an ihn geſchmiegt,
In zarter Hand ein Epheuränkchen haltend;
Sie reicht's ihm dar mit dämmerndem Geſicht,
Indeß die theure Lippe zu ihm ſpricht
Ein ſchmerzlich Wort, die tiefſte Seele ſpaltend:

„Die Kunſt der Nadel iſt mir nicht geſchenkt,
Auch kann ich euch kein goldig Kleinod reichen,
Ob ihr beim ſchlechten Zweiglein mein gedenkt?
Es war doch ſtets der Treu' und Freundſchaft Zeichen.
Denkt an das arme Hüttenränklein traut,
Das ihr vielleicht zum letztenmale ſchaut,
Denn fern von euch muß ja mein Stern erbleichen."

Laut ſchluchzend ſucht ſie nun der Hütte Schutz;
Nicht kann der Greis die Thränen ferner bannen,
Der Stoa ſtießen ſie zum argen Trutz.
„Lebt wohl," ſo ſpricht er kurz und eilt von dannen.
Doch ſinnlos tappend wie bei finſt'rer Nacht,
Von ſeinem Engel vor Gefahr bewacht
Naht Walther Burnecks himmelhohen Tannen.

Viel grauſe That gebiert der blut'ge Krieg,
Viel große That, kaum faßt ſie der Gedanke.
Doch wo ein Ritter kämpft, da iſt der Sieg,
Der Ruf verkündet, daß er nimmer wanke.
Iſt's Ruhm, iſt's Gold, das ſich ihm lockend beut?
Ein Zauber iſt es, was ihm Kraft verleiht,
Sein Talisman iſt eine Epheuranke.

Fünfter Geſang.

Alba.

Ermüdend ſenkt ihr flammendes Geſchoß
Die Sonne vom kryſtall'nen Mittagshimmel;
Doch labt Erquickung nicht das müde Roß
Und vorwärts treibt's in wogendem Gewimmel;

Um eines Hügels dürren Fuß hervor
Trabt raſch ein ſchweißbedeckter Kriegerchor,
Voran ein Ritter auf beſtäubtem Schimmel.

Begierig ſpähend ſchweift der Blick umher:
Da leuchten, wo die tiefen Fluthen rinnen,
Im Mittagſtrahl, ein goldig Funkenmeer,
Die wohlbekannten heißerſehnten Zinnen.
Ein allgemeines lautes Jauchzen grüßt
Den theuren Ort, ein Theil den Boden küßt,
Ein and'rer hüpft und jubelt wie von Sinnen.

Dort kniet Walther, ſendend zu den Höh'n
Des Herzens heißes Dankgebet, des reinen,
Seltſam ergriffen von der Rührung Weh'n,
Sucht Alhard andachtsvoll ſich ihm zu einen;
Dort ſtimmt ein Mund ein zitternd Loblied an,
In Schluchzen bricht die heiſ're Stimme dann;
Der ganze Lärm verſchwimmt in lautes Weinen.

Da zieht ſich's von der Burg im leichten Schein,
Gleich duft'gen Flocken, funkelnden Geſtirnen,
Im ſchneeigten Gewand, verſchämt und rein,
Ein jungfräulicher Zug geſchmückter Dirnen;
In jeder Hand ein Eichenkränzchen ſchwebt,
So Aug' als Wangen brennen luſtbelebt,
Und Blumen flattern um die klaren Stirnen.

Schon glaubt in jeder dämmernden Geſtalt
Sein Liebſtes jeder Krieger zu erkennen,
Und vorwärts, vorwärts treibt's ihn mit Gewalt;
Noch will der Ritter nicht den Aufbruch gönnen.
Und immer näher zieht's mit ſüßem Klang,
Und immer heller grüßt ſie der Geſang,
Schon kann der Horcher jede Silbe nennen:

„Seid uns geſegnet, Chriſti Degen,
Ihr Wand'rer auf des Himmels Wegen,
Wir zieh'n euch demuthsvoll entgegen
Mit blödem Gruß und frommer Scheu.
Die Monde floh'n, die Jahre ſchwanden,
Ihr rächtet Chriſti Schmach und Banden;
Wir ſaßen ſtill daheim und wanden
Euch Kränze zarter Lieb' und Treu'.

„Nicht Menſchenmacht vermag zu lohnen,
Was nur auf diamant'nen Thronen
Ein König, ſpendend Himmels-Kronen,
Vergilt mit ew'ger Wonne Trank.
Muß gleich die Macht dem Wunſche weichen,
Doch wagen wir's den Kranz zu reichen;
Verſchmäht nicht frommer Liebe Zeichen;
Das Herz iſt arm, nur nicht an Dank." [1]

Auf theure Stirnen wird der Kranz gedrückt,
Die Liebe feiert ihre Sabath'sweihe;
Ein Bräut'gam wird, ein Bruder dort geſchmückt,
Und dort ein Vater von des Kindes Treue;
Wem ſtatt der Luſt ein Todtenlämpchen glimmt,
Die wen'gen Thränen werden überſtimmt
Und durch das Burgthor zieht's mit Jubelſchreie.

Die alten Säle grüßt mit ſtiller Luſt
Der Blick der Wand'rer aus den Morgenlanden;
Voran geht Walther, tiefbewegt die Bruſt;
Gefeſſelt ſteht er wie von Zauberbanden.
In lange, ſchwarze Schleier eingehüllt
Steht blaß Cäcilia und ſchmerzerfüllt,
Hehr wie die Nacht in ihren Sterngewanden.

[1] In den Reimen hat die Dichterin das Kreuzlied Walthers v. Vogelweide nachgeahmt.

Wie eingewurzelt ſtaunt das Ritterpaar,
Da hat ihr Mund ein zitternd Wort gefunden:
„Gern hätt' ich mit der holden Frauenſchaar
Zu demuthsvollem Gruße mich verbunden;
Doch ach, der Armen, tiefgebeugt vom Leid,
Ziemt nicht Geſang, nicht hellgeſchmücktes Kleid;
Mein Glück es floh aus Ebbo's Todeswunden.

„Kaum kündete ein ſchwarzes Banner laut
Des grauen Helden gottgeweiht Erbleichen,
Da naht der feige Räuber, Kunz von Kraut,
Ein ſchnöder Geier über Heldenleichen,
Was frommt es, daß des Grafen milde Hand
Mir ſchriftlich zugeſichert Hab' und Land;
Das ſchwache, hartbedrängte Weib muß weichen."

Sie ſtockt, ein dunkles Feuer überfliegt
Mit namenloſem Reiz die blaſſen Wangen;
„O Ritter," ruft ſie, „wenn mein Glaube trügt,
Wenn euch umſonſt mein glühendes Verlangen
Ein' kummervolles Jahr entgegenſah,
Die ganze Welt verläßt Cäcilia!
O Ritter, fühlt ihr meiner Seele Bangen?"

Erheiternd ſtillt durch manch ein tröſtend Wort
Alhard des tiefgebeugten Fräuleins Klagen:
„Mein Arm euch Schirm, mein Dach ein ſichrer Hort;
Viel edle Jungfrau, wollet nicht verzagen;
Glaubt mir's, nicht minder, als am eignen Heil,
Nehm ich an eures Schickſals Wendung Theil;
Die Zeit ſo'l euch noch gold'ne Blumen tragen."

Schon hebt, für den Bedrängten ſtets bereit,
Stark wie der Seraph ob den Höllengründen,
Ihr lodernd Rach'ſchwert die Gerechtigkeit;
In Walther's Bruſt doch ſchnell erſtickt verſchwinden

Die heil'gen Gluten, als ihn tief verſteckt
Der Sinn aus ſeines Vaters Rede ſchreckt:
„Iſt's nur erkämpft, der Lohn wird ſich ſchon finden.“

Noch iſt des Himmels Aug' nicht eingenickt,
Da ſucht er wohlbekannte theure Stege;
Die Freude macht ihn wunderſam verrückt,
Und wie ein Zweifeln wird es in ihm rege,
Ob nicht dies Bild, ſo zart, ſo lieb und treu,
Nur ein phantaſtiſch Fieberwähnen ſei,
Das er umſonſt im wunden Herzen hege.

Da plötzlich wie ein freud'ger Schrecken nah
Steht die faſt aufgegeb'ne theure Zelle;
Raſch fliegt herein — erſtarrt ſteht Walther da,
Kaum mehr erkennend die geliebte Stelle;
Die kahlen Mauern blicken kalt und öd',
Verſchwunden iſt das zierliche Geräth,
Und dicker Staub liegt auf der Kammerſchwelle.

Entkörpert, nächtigen Phantomen gleich,
Wankt er heraus, da beut des Ritters Blicken
Ein friſches Grab die Felſenſtirne bleich,
Und „Balduin“ trägt's auf ſeinem kalten Rücken.
Entſetzt, als ob ein Gott ihn eilen hieß',
Flieht Walther ſein zerſtörtes Paradies,
Geſpenſtiſch ſcheint ihm jeder Baum zu nicken.

Bewußt-, faſt ſinnlos hat der irre Fuß
Des Gartens prangendes Revier betreten;
Da faßt's ihn freudig, daß er weilen muß,
Ihm iſt's, als ſäh er bei den Blumenbeeten,
Gehüllt in dienende Gewande zwar,
Doch unnennbar verherrlicht, mild und klar,
Den Abgott ſeiner Seele emſig jäten.

Er ſchleicht hinzu, kaum athmend ſteht er da;
Mit niederm Dienſt ein ſtolzes Herz verſöhnend,
Bückt eine ſchlanke Jungfrau lieblich nah,
Sein altes Lieb mit neuen Reizen höhnend;
Aus dicht gewund'nen Flechten, weich und ſchwer,
Wallt um die Stirn ein blondes Lockenheer,
Das ſtille heil'ge Antlitz zart verſchönend.

In Walthers Buſen Furcht und Luſt ſich paart,
Und trüb und wunderbar wird's ihm zu Sinne;
Iſt ſie's, der er das treue Herz bewahrt?
Glüht er in alter oder neuer Minne?
Faſt wähnt er ſie geformt aus Blumenduft;
Starr ſteht er, fürchtend, daß vom Druck der Luft
Das feingeſponnene Gewebe zerrinne.

Ermüdend hebt ſie ſich, das ſchöne Haupt
Voll heil'ger Duldung ſtill zur Seite wendend;
Sie bebt, dem Herzen wird das Blut geraubt,
Der Wange ſeinen höchſten Purpur ſpendend.
„Wie heißt Du?“ ſtößt der Jüngling raſch hervor,
Und „Alba,“ ſchwirrt's an das betäubte Ohr,
Ein Blitz, nicht unerwartet zwar, doch blendend.

Und wie er glüht, und wie er ſtammelnd heiſcht,
Daß ſie ihr ſeltſam Schickſal ihm berichte,
Da ſpricht ſie: „Wie ein menſchlich Hoffen täuſcht,
Dies lehre euch die traurige Geſchichte.
In ſchwerem Wahnſinn lag der Vater krank;
Er ſtarb; ein ſcheidend greller Vorhang ſank
Vor die Vergangenheit, die theure, lichte.

„Und als ſchon nah der Todesengel ſtand,
Da ward ein Strahl von Oben ihm gegeben;
Mit heiterm Lächeln faßt er meine Hand,
Die freudig zuckt in thör'ger Hoffnung Beben.

Dann ſprach er ſchwer, und düſter ward ſein Blick:
„Mein Kind, wie hilflos laß ich dich zurück!
Du arm, für dieſer Welt verdorb'nes Leben!“

„Gott weiß, woher die Stärke ich gewann,
In dieſer einſam grauenvollen Stunde;
Ich war gefaßt; „Mein Vater,“ ſprach ich dann,
„Gabt ihr von dieſer Welt mir wenig Kunde,
So habt ihr für die and're mich geweiht.“
„Ja,“ rief er, und ein Hauch der Seligkeit,
Des Friedens ſchwebt auf dem entfärbten Munde.

„Ich ſah den Tod auf ſeinen Lippen kaum,
So war der Stärke letzter Reſt entflogen;
Gern berg' ich meines Lebens längſten Raum,
Worin ſo Leid als Mangel mich umzogen;
Jetzt leuchtet mir auf's neu ein milder Stern;
Süß iſt die Mühe für geliebte Herrn,
Nicht ganz hat mich das falſche Glück betrogen.“

Die frommen Augen ſchau'n den Ritter an,
Dem Luft und Bäume farbig tanzend beben;
„O laßt das,“ ſpricht ſie, „was iſt Armuth dann,
Daß wir ſo heiß ihr zu entfliehen ſtreben!
War doch Maria, Himmels-Königin,
Nur eine gnadenvolle Dienerin;
Den Armen iſt das Himmelreich gegeben.“

Sie ſenkt das liebe Antlitz ſtill verklärt,
Ergebung hat den Kummer eingeſungen;
Durch Walthers Seele fährt ein ſchneidend Schwert,
In ſeinem Innern hat ſich's losgerungen;
Das was er ſeinen Willen ſonſt genannt,
Wofür als Pflicht, als Neigung er entbrannt,
Ein Wollen, eine Liebe hat's verſchlungen.

Entſchloſſnen Ernſt im männlichen Geſicht,
Hat er ſich zu der Jungfrau hingewendet:
„O ſenke deine reinen Blicke nicht,
Gottlob! das lange Kämpfen iſt geendet;
Du ſtarke Sieg'rin in der Prüfungsglut,
Ich reiche dir die Hand mit feſtem Muth;
Verſchmähſt du, was dies treue Herz dir ſpendet?“

Ein leiſes Zucken macht Gefühle kund,
Die ihres Herzens tiefſte Adern ſuchen;
Doch ſchnell und unerſchüttert ſpricht ihr Mund:
„O Herre mein, was wollt ihr mich verſuchen?
Wollt euch erwerben eures Vaters Fluch?
Und einſt, wenn ſchwand des Glückes kurzer Trug,
Dem armen ſchuldlos ſchuld'gen Weibe fluchen?“

Kaum ſieht ſie, wie ihn reißt Bewegung fort,
An ſeiner Wangen flammendem Erröthen,
So ruft ſie angſtvoll: „Ritter! nie ein Wort,
Kein einz'ges Wort mehr, wollt ihr mich nicht tödten.“
Verhüllend ihrer Augen klaren Born,
Eilt ſie hinweg und läßt den ſcharfen Dorn
In Walthers Herzen bei den Blumenbeeten.

Es fliegt der Tag, ihm folgt die ſtrenge Nacht,
Und Morgenroſen neu dem Meer entſteigen,
Da hat er es zum feſten Schluß gebracht,
Und keine Macht auf Erden ſoll ihn beugen;
Erzeugt im Thau auf nachtumhüllter Flur,
Der Aether hörte ſeinen Feierſchwur,
Und die Geſtirne waren ſeine Zeugen.

Gebeugt ruht Alba an der dunklen Flut,
Und Wellchen ſpielen in den blonden Haaren;
Das bleiche Antlitz färbt Aurorens Glut,
Die Woge trinkt den Thränenthau, den klaren;

Da hat ein Knabe, zitternd und verſcheucht,
Ein hell geſiegelt Blatt ihr überreicht;
Die Jungfrau lieſt, im Schreiben wohl erfahren:

„Umſonſt verſuchſt du meines Willens Macht
Mit edlem Widerſtande zu bezwingen;
Mich ſchreckt nicht drohender Gefahren Nacht,
Doch einem kleinen Worte mag's gelingen;
Liebſt du mich nicht, ſo iſt mein Plan zerſtört,
Dann hat mich treulos Doppelſinn bethört
Und hingeſcheucht in der Verzweiflung Schlingen.

„Trifft dich der erſten Stunde nächt'ger Schlag
Am Raſenſitz der dichtbemoosten Eiche?"
Verengend ſenkt ſich ihr des Himmels Dach,
Die blutlos ſtarrt gleich einer Marmorleiche;
Entſetzen zeigt ihr Walthers blutend Haupt;
Mit einer Nadel, dem Gelock geraubt,
Gräbt ſie „Ich komme" in des Blattes Weiche.

Kaum hat mit ſcheuem unheilsvollen Blick
Das bange Kind auf's neu ſich fortgeſchlichen,
Da kehrt Beſinnung quälend ihr zurück,
Sie folternd mit der Reue Schlangenſtichen;
Jetzt fühlt ſie ſich verarmt, ihr letztes Gut,
Des tröſtenden Bewußtſeins hoher Muth,
Er iſt verſcherzt, er iſt von ihr gewichen.

Wohl zeigt ſich ihr die Abſicht hell und klar,
Durch Flehen ſein empörtes Herz zu rühren.
Vergebens! heut kein and'rer Weg ſich dar,
Aus dieſem Labyrinthe ſie zu führen?
Wie mancher Grund die Schuld verſöhnend deckt,
Umſonſt! die weiße Roſe bleibt befleckt,
Und keinen Troſt kann ihre Seele ſpüren.

Indeß ein rein Gemüth ſich angſtvoll quält
Im harten ungerechten Selbſtverdammen,
Hat ſchon das Grab ſein Opfer ſich erwählt,
Schon geben Lieb' und Haß in heißen Flammen
Sich den zerſtörenden Vereinungs-Kuß,
Und feſter zieht zum unheilvollen Schluß
Das Schickſal ſein verborg'nes Netz zuſammen.

Die ſeidenen Gardinen rauſchen los,
Dem Strahle muß die grüne Dämm'rung weichen;
Cäcilia entſteigt des Lagers Schooß;
Schon wallt ſie an des Ufers hellen Reichen,
Da, wie ein Nebelſpiel im Abendwind,
Sieht ſie ein furchtſam um ſich blickend Kind
Dicht an des Rheins beblümtem Borde ſchleichen.

Sie folgt ihm, wie's durch Krümmungen ſie neckt;
Im Buſen arge Zweifel ſich geſtalten;
Auch hat ſie bald ein Blättlein ſchlau entdeckt,
Verborgen in des Kleides dicken Falten;
Und wie's behend an ihr vorüberſtreicht,
Da hat am Arme ſie gewandt und leicht
Das lautaufſchreiende Geſchöpf gehalten.

Und wie's erbleicht, vom Schrecken überraſcht,
Und wie Beſinnung treulos es verlaſſen,
Da hat ſie ſchnell das Unglücksblatt erhaſcht;
Sie lieſt, was kaum die irren Sinne faſſen,
Indeß der arme Kleine troſtlos weint,
Hat ſie's der alten Stelle ſchon vereint,
Und freundlich das betrübte Kind entlaſſen.

Kaum eilt es fort, die Blicke niederwärts,
So ſcheint ihr Luft und Horizont zu wanken,
Wild lodernd bricht ein längſt verdorb'nes Herz
Der Menſchlichkeit und Tugend letzte Schranken;

Die Rache wird zur schaudervollen Lust,
Und furchtbar steigt in eines Weibes Brust
Der gräßlichste von allen Mordgedanken.

Sie fliegt zur Burg, vom dunklen Geist erfüllt,
Der Unthat grausigen Gefährten suchend;
Schon hat sie Alles Alhards Zorn enthüllt,
Er schäumt und tobt, dem einz'gen Sohne fluchend;
Zur Grausamkeit verhärtet sich die Wuth,
Die Zwei besprechen sich mit finsterm Muth,
Der Rache blut'ge Wege untersuchend.

Was wandelt durch die Nacht so ernst und schwer?
Um dunkle Mäntel weiße Nebel rollen,
Ein trüber Strahl flirrt um die Schwerter her,
Dem Höllenreiche scheint die Schaar zu zollen;
Sind's Geister, deren ewig flücht'ger Fuß
Die längst verlosch'nen Sünden büßen muß?
So eben ist die Mitternacht verschollen.

Den Zug beherrscht ein riesig Ritterbild,
Zur düstern Larve all' verstellt die Züge;
Ein unterirdisch Wesen folgt ihm wild,
Der Menschenschönheit schauerlichste Lüge.
Schau, wie's zur Eiche schreitet dicht umbuscht,
Behende dann in das Gesträuche huscht,
Gespenstisch leicht, als ob die Luft es trüge.

Jetzt schweigt die Nacht, von ferner Kelche Blüh'n
Zieht ein geheimes Düften still herüber,
Kalt tropft der Nebel von der Bäume Grün;
Mit schwerem Fittich flattert es vorüber;
Ein finst'rer Uhu theilt die feuchte Luft,
Scheu fährt ein Sternlein durch den dicken Duft,
Und lauter wird die Tropfmusik und trüber.

Da rauſcht's wie Schritte durch den grünen Rain,
Undeutlich ſchwebt's im dichten Nebelſchleier;
Iſt's noch ein Bürger aus dem Schauerhain,
Zur ernſtgeheimnißvollen Geiſterfeier?
Bei moorentflammtem Licht ein ſtummer Gaſt?
Der Eiche naht er ſich in flücht'ger Haſt,
Er athmet tief und hebt die Stirne freier.

Wie eine ſchlanke Säule in der Nacht,
Schaut regungslos er durch die dunklen Auen.
Was feſſelt deinen Blick mit ſolcher Macht?
Iſt's jenes Bild, das durch des Nebels Grauen,
Wie eine weiße klagende Geſtalt,
Im feuchten wolkichthellen Moore wallt,
Im langen Lockennetze zart zu ſchauen?

Oft ſiehſt du, wie in namenloſen Weh'n,
Die hochgerung'nen Hände ſie erheben;
Oft ſcheint von blaſſen Lippen zu den Höh'n
Ein angſterfülltes Fleh'n empor zu ſchweben;
Nun naht ſie raſch, und aus dem duft'gen Flor
Hebt eine bleiche Jungfrau ſich hervor,
Ob ſchon verloſch'nes, ob noch warmes Leben?

Und als ſie furchtſam ſich dem Jüngling naht,
Der ihr die Arme ſtumm entgegenbreitet,
Da braust hervor zur unheilvollen That
Die Rotte, von der Hölle Macht geleitet;
Noch hat den Schrecken Walther nicht gefaßt,
Da fühlt er ſchon der Ketten ſchmäh'nde Laſt,
Ihm von der Bosheit arger Hand bereitet.

Die Todesangſt um der Geliebten Loos
Verſchlingt die eig'ne Noth, die mannigfache;
Starr blickt er hin, da ſenkt mit ſtarkem Stoß
In ihre reine Bruſt das Schwert die Rache.

Beſinnungslos ſchleppt man zur Burg ihn hin,
Und nach ihm ſendet aus zerſtörtem Sinn
Cäcilia die grauſe Höllenlache.

Sechster Geſang.

Perenna.

Wie haſt du, ſüßes Licht, den Weg erſpürt
In dieſe öden pilzbewachſ'nen Mauern?
Hat das Erbarmen leitend dich geführt
Zu dieſer Grüfte unterird'ſchem Trauern?
Du weilſt ja lindernd gern, wo Leiden ſind,
Nicht grauſam biſt du wie das Menſchenkind,
Dein Flammenherz nicht fühllos dem Bedauern.

Bringſt du ihm Troſt von Oben, der ihn leis,
Den Dulder dort im Schlafe, ſoll umfangen?
O drücke deine Küſſe nicht ſo heiß
Auf ſeine farblos abgehärmten Wangen;
Gönn' ihm des Traumes kurze Linderung;
Bald naht, ihn quälend, die Erinnerung,
Bald iſt das luftgebaute Schloß zergangen.

Umſonſt! er regt ſich; langſam öffnen dann
Die großen, ſchweren Augen ſich dem Lichte;
Vom jungen, einſt ſo kräft'gen Rittersmann
Erkennſt du keinen Zug in dem Geſichte;
Doch ob ihm Kummer gleich die Blüthe nahm,
Erhaben iſt er noch in ſeinem Gram
Wie eine hohe ſturmgeknickte Fichte.

Auf dünner Streu rückt er ein wenig fort,
Nur wenig will die Feſſel ihm geſtatten;
Zum Fenſterlein, ihm mehr als Goldeshort,
Lenkt er den Blick, zwar wehren breite Latten
Dem Licht, doch durch die weiten Spalten ſchlüpft
Der Strahl, und wenn ein Knapp' vorüber hüpft,
So malt ſich an die Wand der lange Schatten.

„Wie hat ſie mich erquickt, die Sonne gut!
Sie muß ſchon hoch am heiter'n Himmel ſtehen;"
Er ſpricht's, und ſein gerührtes Auge ruht
Am Boden, wo ſich lichte Kugeln drehen;
Zuweilen ihm ein heimlich Wort entflieht;
Sein Blick, je mehr und mehr zum Stern entglüht,
Verkündet überird'ſcher Tröſtung Wehen.

„Jetzt tönt's vernehmlich flüſternd zu mir her,
Wie Harfenlaut' im Wiederhall verſchwinden;
O hebe von ihm deine Rechte ſchwer,
Laß mich für ihn den Todesſchmerz empfinden;
Doch wenn es alſo nicht dein Wille iſt,
Vergönn' zur Reu' ihm eine kurze Friſt,
Nur nimm ihn nicht hinweg in ſeinen Sünden."

Indeß erhebt ein dumpf Gebrauſe ſich
Wie Wettersturm nach heißer Tage Glühen,
Und tobend ſcheint's zum fernen Burghof ſich
Mit tauſend Stimmen regellos zu ziehen;
Seltſam zerſtückelt durch der Latten Band,
Siehſt du vorüber an der Kerkerwand
Manch rieſenhafte Schattenbildung fliehen.

Und immer näher ſcheint das wüſte Schrei'n
Der Mauern ungeheurem Bau zu dringen;
Als wolle ſie's den finſt'ren Mächten weih'n,
Scheint nun die Erde ſchnell es einzuſchlingen;

Erneuert dann mit ungeſtümer Macht,
Rollt's hohl und dumpf durch der Gewölbe Nacht,
Der Eiſenpforte ſchwere Riegel klingen.

„Ermannt euch, Herr! die alte Sünd' iſt todt,"
Brüllt eine Stimme Walthern roh entgegen;
Und jubelnd ſtürmt es, wie auf ein Gebot,
Dem Alten Fluch, dem jungen Ritter Segen!
Und klirrend löst die Feſſel ſich vom Arm;
Doch ſtumm und ernſt, im Blick nicht Luſt nicht Harm,
Bleibt er, du ſiehſt ihn keine Wimper regen.

Stumm ſteht er da, ein ritterlich Phantom,
Und um ihn weh'n des Moders feuchte Düfte;
Entſetzt verſtummt der Lärm im weiten Dom,
Nur Echo ſchleicht noch flüſternd durch die Klüfte;
Er ſchreitet fort, bis ſich die Dämm'rung bricht,
Ein ſcheues Zucken grüßt das junge Licht,
Ein langer Athemzug die freien Lüfte.

Doch weiter ſcheint das langentbehrte Glück,
Der Freiheit ſüßes Gut, ihn nicht zu rühren;
Im ſchweren Antlitz, im geſenkten Blick
Vermagſt du keine Regung auszuſpüren.
„Wo iſt er?" tönt ein tiefes mattes Wort,
Und langſam zieht ſich's durch die Säle fort
Bis zu des Schlafgemachs bekannten Thüren.

Noch ruht im hohen Bette ſchauerlich
Die Rieſenleiche des entſeelten Alten;
Die dunkle Majeſtät der Bildung wich
Des Todes ruhig löſenden Gewalten;
Ein ſtiller Mönch kniet an des Bettes Rand,
Und kärglich glimmt der Lampe ſchwacher Brand,
Kaum von der Diener träger Hand erhalten.

Und als zum Todten tritt der bleiche Sohn,
Da scheint der starre Trübsinn sich zu brechen;
Er winkt und spricht mit ungewissem Ton:
„Laßt mich ein Wort mit meinem Vater sprechen!“
Entsetzt drängt sich die Schaar zu ihm hinan;
„Ich bin nicht toll,“ spricht er und sieht sie an,
„Ein paar Minuten soll mein Herz nicht brechen.“

Verwirrt entschleicht der Troß, und alles schweigt,
Den Mönch nur hört man leise betend walten;
An Alhards zornlos Antlitz still geneigt,
Scheut Walther nicht den Todeshauch, den kalten;
Oft hebt er die erblaßte Hand empor,
Dann sanft sich beugend an des Todten Ohr,
Scheint er ein heimlich Zweigespräch zu halten.

Nun richtet er sich auf und rings er schaut
Wie ein vom Traum Gequälter beim Erwachen;
„O!“ ruft er dann mit frohgerührtem Laut,
Im Antlitz Lebenssonnen sich entfachen,
„Seid ihr Verenus, der Mann Gottes, nicht?“
Tief senkt der Mönch das Haupt, bevor er spricht:
„„Ich bin Veren, der Schwächste aller Schwachen.““

„Du Tröster in der Noth, so sag mir's treu:
Ward ihm ein Strahl der Gnade noch beschieden?
Nannt' er mich nicht, vergab er, fühlt er Reu'?
O sprecht, entsandt' er seinen Geist in Frieden?“
„„Herr,““ spricht Verenus, „fern ist meine Zell;
Ich fand ihn lebend; denn ich eilte schnell;
Allein er sprach kein Wort, eh' er verschieden.

„„Doch kündete sein Blick, was er empfand,
Und fromm und reuig waren die Gedanken;
In mißverstand'nen Zeichen sprach die Hand;
D'rum, lieber Sohn, laßt nicht die Hoffnung wanken,

Ach, mächtig ein gebroch'ner Seufzer ſteht,
Und kräftig iſt der Gläubigen Gebet,
Und Gottes Güte ſonder Maß und Schranken.""

Der nächſte Morgen ſieht auf thau'gen Grund
Manch flücht'ge Sohle lichte Spuren drücken,
Die Sonne kann auf tiefgebräuntem Rund
Manch helles Bild mit Waſſerperlen ſticken;
Kein Kloſter iſt in ferner Meilen Kreis,
Kein armes Zellchen, wo bedeckt mit Schweiß
Ein Bote nicht ließ reiche Spenden blicken.

Und jedem wird ein kleines Blatt gereicht,
Von Walthers Hand: „So mag das Herz ſich beugen,
Wie euer Knie ſich vor dem Höchſten beugt;
Wollt euch zu eures Sohnes Flehen neigen,
Schließt auf der Andacht Born im Herzen rein,
So möge Gott der Herr euch gnädig ſein
Wie eure Bitten heiß gen Himmel ſteigen."

Und als ſich hob der lange Leichenzug,
Da ſah man Fackeln glüh'n, doch Herzen frieren;
Gelöst ſchien allen ein verjährter Fluch;
Wen kann der Tod des Miſſethäters rühren?
Weint Thränen man, weil floh das Mißgeſchick?
Ach ja, denn eines Sohnes frommen Blick
Sah ich der Liebe Zeugen zahllos zieren.

Auf immer iſt der dunkle Sarg verſenkt
Und ſchweigend kehrt der Zug zum Schloſſe wieder;
Das Aug' hinab, das Herz hinauf gelenkt
Hört Walther nicht der Hirten munt're Lieder;
Ein Körblein flechtend bei den Rindern ſteht
Ein Kind und, wie er achtlos vorwärts geht,
Stößt unbedachtſam er die Kleine nieder.

Das arme Kind, das nur vor Schrecken weint,
Hebt Walther auf mit ſtillend ſanfter Bitte;
Da faßt es ihn, daß er zu ſinken meint:
An ſchmutz'gem Bande um des Halſes Mitte
Hängt, nur in ſchwarzes Ebenholz gefaßt,
Ein köſtlich Kleinod, eine theure Laſt,
Dereinſt die Zier der grünberankten Hütte.

„Wie kommt dies Bild zu dir?“ fragt er gepreßt,
Als der Betäubung erſte Macht verſchwunden.
„„Du,““ ſpricht das Kind und hält ſein Spielzeug feſt,
„„Du nimm mir's nicht, ich hab' es ſelbſt gefunden,
Schon lange, lange vor dem großen Thor;““
Und hält die beiden Hände ſchützend vor,
Auf's neue reizend unheilbare Wunden.

„Nimm dies und kauf dir andere Spielerei'n!“
Kaum hörbar würdeſt du die Worte nennen.
Ein Goldſtück beut er, doch ein blödes „„Nein;““
Liebkoſend ſucht er jetzt die Schnur zu trennen;
„Sieh hin, wie blank die Sonne drinnen ſcheint;“
Die Kleine ſieht; er flieht, indeß ſie weint,
Doch furchtſam nicht ſie wagt, ihm nachzurennen.

„Mein größter Schatz, das einz'ge, was mir blieb,
So ganz verworfen, ganz und gar verachtet!
Sind denn nur mir die Züge ſchön und lieb,
Daß Keiner ſie des Wahrens werth geachtet?
O liebſte Liebe, o du armes Herz!“
So rief er und ein ungeheurer Schmerz
Hält faſt zerſtörend ſein Gemüth umnachtet.

Der Eintritt eines Knappen ſchreckt ihn auf,
Ihm folgt ein Mann mit hag'rer Wang' und bleichen
Die Stirne ziehen Furchen hoch hinauf,
Der Seele ſchmerzhaft eingedrückte Zeichen;

Sein Gang iſt feſt, die Haltung hoch zu ſchau'n,
Und minder ſcheint der Locken glänzend Braun
Der Jahre als des Kummers Laſt zu weichen.

„Herr," ſpricht er, „nimmer ſoll man ohne Noth
Der Eltern Fehl den Kindern offenbaren;
Allein mich treibt des Hungers ſtreng Gebot;
So mögt die grimme Unbill denn erfahren."
Nun hebt er an, wie all ſein kleines Hab'
Alhard geraubt, ihn Preis dem Mangel gab
Nun ſchon ſeit achtzehn hingeſchleppten Jahren.

„Nehmt hin, nehmt hin, was ich vermag und kann,
Ich ſühn' es gern mit allen meinen Schätzen;
Verkündet's laut, o ſagt es Jedermann,
Daß ſchweigt des Fluches gräßliches Ergötzen."
Und bald erſchallt der Ruf durch's weite Land:
Das Unrecht wägend mit gerechter Hand
Will Alhards Raub der fromme Sohn erſetzen.

Von allen Seiten zieht es nun heran,
Wie Schwärme nach dem Süden ziehn, dem warmen;
Im weiten Burghof ſteh'n ſie, Mann an Mann,
Gerechtigkeit ſchreit alles und Erbarmen;
Hier lärmt ein trotzig Paar, hier kniet ein Greis,
Dort hebt, weil ihre Stimme viel zu leis,
Das Weib den Säugling hoch in ihren Armen.

Die langgehäuften Summen ſind vertheilt;
Faſt froh ſieht Walther die Kleinode ſchwinden;
Doch wer bei graſſen Schilderein verweilt,
Läßt ihn der Erde höchſte Qual empfinden;
Doch täglich wächst der ungeſtüme Schwarm;
An grauſen Mähren reich, an Golde arm,
Kann keinen Ausweg der Bedrängte finden.

Zum fünften Mal hat er es jetzt vollbracht,
Sein qualvoll Tagewerk für heut beendet;
Verenus Züge leihend, hat die Nacht
Ein freundlich Traumgebilde ihm gesendet;
Er fährt empor beim kalten Sternenlicht:
„Ob mir aus seinem Friedensschatze nicht
Der Gottgeliebte eine Gabe spendet?"

Noch schläft das Morgenroth im grauen See,
Da streift er wandernd durch der Zweige Frische;
Erschreckt vom Lager springt das schlanke Reh,
Die Vögel flattern auf in dem Gebüsche;
Da zeigt sich ihm, umspielt vom Mondenlicht,
Das in der Quelle glattem Stahl sich bricht,
Der Klausnerwohnung kleine Felsennische.

Leis tritt er ein, im tiefern Dunkel kann
Sein Aug' noch keinen Gegenstand gewinnen;
Doch spürt er bald, daß fern der Gottesmann;
„Treibt ihn schon jetzt des Tages Last von hinnen?
Führt ihn der Geist, der Ahndung Himmelsblitz?"
Erschöpft sinkt Walther auf gehau'nen Sitz
Und überläßt sich träumerischem Sinnen.

Stumm ist die Nacht, kein Rabe krächzt sie wach,
Noch weckt der Frühduft nicht die fleiß'ge Biene;
Dem Strahl des Mondes wehrt das Felsendach
Und rings der Zweige flatternde Gardine;
Nur seitwärts durch den engen Eingang fällt
Ein schmaler, schräger Streifen und erhellt
Des Kruzifixes hohe Leidensmiene.

Bedachtlos folgt des Jünglings Blick dem Licht
Und unwillkürlich sich die Kniee beugen;
Ihm ist, als ob das heil'ge Antlitz spricht
Zu seiner Liebe Gegenstand und Zeugen;

In ihm geht's auf, in ihm wird's licht und still,
Und aus des Elends dunkler Sündfluth will
Die weiße Friedenstaube sich erzeugen.

Da sieht er durch des Eingangs nied'res Thor
Verenus nah'n, gebeugt von Reiserbunden;
Ihn nicht zu schrecken tritt er langsam vor,
Der Alte stutzt und ist alsbald verschwunden.
Jetzt naht er wieder, frei von seiner Last,
Und ruft, indem in's Aug er Walthern faßt,
„Wie habt ihr doch zu Nacht den Weg gefunden?"

„„Mein Vater, wen der Höchste führen will,
Der mag sich wohl durch Labyrinthe finden.
Laßt mich euch sagen"" — „Still, mein Sohn, noch still,
Laßt mich zuvor ein Feuerlein entzünden."
Die Flamme flackert, knisternd steigt der Rauch,
Und zitternd sucht dem heißen Todeshauch
Das junge Blatt umsonst sich zu entwinden.

„Mein Vater," hebt auf's neu' der Jüngling an,
„Viel und Gewicht'ges hab' ich euch zu sagen."
Nun meldet er, wie ihm der Muth zerrann,
Und wie er kam, ihm seine Noth zu klagen.
„Und als ich harrte," sprach er, „so allein,
Da hat des Kruzifixes milder Schein
Mir einen Oelzweig in die Brust getragen.

„Mein Lieben ist versenkt, die Welt ist leer,
Ich habe keinen Wunsch als den nach Oben,
Bald binden mich Gelübde, mir nicht schwer;
In stiller Klause schweigt des Busens Toben;
O lieber Vater, steht mir Armen bei,
Helft stillen diese Thränen, dieß Geschrei,
O wär ich dem Gewühle schon enthoben!"

„„Mein theures Kind,““ verſetzt Verenus d'rauf,
„„Wohl wunderbare Wege geht die Gnade;
Doch blühend thut ſich euch die Zukunft auf,
D'rum wählt nicht alſo hart' und rauhe Pfade;
Schlagt nicht in Feſſeln dieſes heiße Herz,
Sonſt wohl beweint ihr einſt mit herbem Schmerz
Der Welt zu lieblich lockende Geſtade.““

Allein vergebens muß an Walthers Sinn
Das wohlbedachte Wort vorüber gleiten.
„Was ich geliebt,“ ſpricht er, „iſt all' dahin
Und mag mich nun als Engel ſchützend leiten.
Mein Vater, eure Rede dünkt mich Spott.“
„„Nun wohl,““ verſetzt der Greis, „„und gebe Gott,
Ihr möget eure Stimmung nicht mißdeuten.““

„Noch eins,“ ſpricht Walther mit geſenktem Ton,
„Wißt ihr, wohin Cäcilia entſchwunden?“
„„Iſt euch ihr Schickſal unbekannt, mein Sohn?
Gar bald hat ſie des Rächers Arm gefunden;
Gefoltert floh ſie, da die That vollbracht,
Und leblos lag ſie, als der Tag erwacht,
Die Bruſt durchbohrt mit mörderiſchen Wunden.

„„War's Kunzens Liſt, geſchah's durch Räuberſchaar?
Vor Gottes Richterſpruch iſt ſie gefallen. —““
„Daß dieſes Weib mein böſes Schickſal war,“
Seufzt Walther, „ſagte mir mein ſchaurig Wallen;
Auch war's, als hörte in dem Augenblick,
Der ſchonungslos zertrat mein Erdenglück,
Ich ihre grauſenvolle Lache ſchallen.

Für ſie ſoll von der Buße Thränennaß
Mein fleh'nder Blick ſich zu den Wolken heben,
Zerſtäubt in meinem Buſen iſt der Haß;
Erbarmen wünſch' ich ihr in jenem Leben;

Allein mein Vater laßt zur Burg uns zieh'n;
Schon seh ich durch der Bäume winkend Grün
Der Morgenröthe erste Funken schweben."

Bald kann von allen, was ihm einst gehört,
Nichts als sein Schwert der Ritter eigen nennen;
Von langer Klagerede unbethört
Weiß klug Veren von Wahrheit Trug zu trennen;
Doch bleibt nur des Bewußtseins reiner Zoll;
Selbst Burnecks alte stolze Veste soll
Jetzt einen andern fremden Herrn erkennen.

Indeß der Greis sich emsig theilend müht,
Streift Walther in des Forsts verborg'nen Schlüften,
Ob nicht ein heimlich schweigend Plätzlein blüht,
Geschickt sein einsam Zellchen dort zu stiften;
Ein kleiner Quell führt ihn zum Born zurück
Und eine Grotte liegt vor seinem Blick,
Vom Hagedorn geschmückt mit Blüth' und Düften.

Der nächste Morgen grüßt das frische Land,
Schon klingt der Meißel in den fleiß'gen Händen;
Die Mittagssonne sendet dürren Brand,
Doch kann sie nicht den regen Eifer wenden;
Es formt sich der Altar, der Eingang steigt,
Und als der achte Tag sich heimwärts neigt,
Sieht den geheimnißvollen Bau er enden.

Zum letztenmal im Ritterschmucke steht
Der theure Herr, und um ihn her die Seinen;
Der Panzer fällt und durch die Kirche geht
Ein leises Schluchzen, ein verhalt'nes Weinen;
Du willst ihn täuschen, der dein Inn'res sah?
Wohl ist die Kutte deinem Busen nah,
Doch näher noch das Bild der einzig Einen.

Er nimmt den Dämon in die Wüſte mit,
Ihm ewig flechtend der Verſuchung Schlingen;
Das todesmatte Aug', der ſchwache Schritt
Bezeugen ſein unglaublich hartes Ringen,
Und oft, wenn er die Rüſtung angeblickt,
Die zum Gedächtniß ſeine Zelle ſchmückt,
So hört er es wie Zauberlieder klingen.

'S iſt nicht die Welt, die ihn herüberzieht,
Doch ſind's auch nicht der Andacht reine Wellen;
Es iſt ein furchtbar Etwas, das ſich müht,
Sich zwiſchen ihn und ſeinen Gott zu ſtellen;
Vergebens ſchlingt um ihn ein Jahr den Lauf,
Manch heit'rer Tag ſteigt wie ein Bräut'gam auf,
Doch Keiner kann der Seele Dunkel hellen.

Gelöst hab' ich dir mein gegeb'nes Wort,
Geendet ſind die traurigen Geſchichten;
Du ſelber ſahſt ihn in des Traumes Hort
Und des Erwachens rügenden Gerichten;
Doch laß uns wandern! ſieh! der Morgen thaut,
Schon ſchweigt das Käuzlein und neugierig ſchaut
Der Dämm'rung graues Auge durch die Fichten.

Die Judenbuche.

Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westphalen.

Wo iſt die Hand ſo zart, daß ohne Irren
Sie ſondern mag beſchränkten Hirnes Wirren,
So feſt, daß ohne Zittern ſie den Stein
Mag ſchleudern auf ein arm verkümmert Sein?
Wer wagt es, eitlen Blutes Drang zu meſſen,
Zu wägen jedes Wort, das unvergeſſen
In junge Bruſt die zähen Wurzeln trieb,
Des Vorurtheils geheimen Seelendieb?
Du Glücklicher, geboren und gehegt
Im lichten Raum, von frommer Hand gepflegt,
Leg' hin die Waagſchal', — nimmer dir erlaubt!
Laß ruh'n den Stein — er trifft dein eignes Haupt! —

Friedrich Mergel, geboren 1738, war der Sohn eines ſogenannten Halbmeiers oder Grundeigenthümers geringer Klaſſe im Dorfe B., das, ſo ſchlecht gebaut und rauchig es ſein mag, doch das Auge jedes Reiſenden feſſelt durch die überaus maleriſche Schönheit ſeiner Lage in der grünen Waldſchlucht eines bedeutenden und geſchichtlich merkwürdigen Gebirges. Das Ländchen, dem es angehörte, war damals einer jener abgeſchloſſenen Erdwinkel ohne Fabriken und Handel, ohne Heerſtraßen, wo noch ein fremdes Geſicht Aufſehen erregte, und eine Reiſe von 30 Meilen ſelbſt den Vornehmeren zum Ulyſſes ſeiner Gegend machte — kurz, ein Fleck, wie es deren ſonſt ſo viele in Deutſchland gab, mit all den Mängeln und Tugenden, all der Originalität und Beſchränktheit, wie ſie nur in ſolchen Zuſtänden gedeihen.

Unter höchſt einfachen und häufig unzulänglichen Geſetzen waren die Begriffe der Einwohner von Recht und Unrecht einigermaßen in Verwirrung gerathen, oder vielmehr es hatte ſich neben dem geſetzlichen ein zweites Recht gebildet, ein

Recht der öffentlichen Meinung, der Gewohnheit und der durch Vernachläſſigung entſtandenen Verjährung. Die Gutsbeſitzer, denen die niedrige Gerichtsbarkeit zuſtand, ſtraften und belohnten nach ihrer, in den meiſten Fällen redlichen Einſicht; der Untergebene that, was ihm ausführbar und mit einem etwas weiteren Gewiſſen verträglich ſchien, und nur dem Verlierenden fiel es zuweilen ein, in alten ſtaubigten Urkunden nachzuſchlagen. — Es iſt ſchwer, jene Zeit unparteiiſch ins Auge zu faſſen; ſie iſt ſeit ihrem Verſchwinden entweder hochmüthig getadelt oder albern gelobt worden, da den, der ſie erlebte, zu viel theure Erinnerungen blenden und der Spätergeborene ſie nicht begreift. So viel darf man indeſſen behaupten, daß die Form ſchwächer, der Kern feſter, Vergehen häufiger, Gewiſſenloſigkeit ſeltener waren. Denn wer nach ſeiner Ueberzeugung handelt, und ſei ſie noch ſo mangelhaft, kann nie ganz zu Grunde gehen, wogegen nichts ſeelentödtender wirkt, als gegen das innere Rechtsgefühl das äußere Recht in Anſpruch nehmen.

Ein Menſchenſchlag, unruhiger und unternehmender als ſeine Nachbarn, ließ in dem kleinen Staate, von dem wir reden, manches weit greller hervortreten als anderswo unter gleichen Umſtänden. Holz- und Jagdfrevel waren an der Tagesordnung und bei den häufig vorfallenden Schlägereien hatte ſich jeder ſelbſt ſeines zerſchlagenen Kopfes zu tröſten. Da jedoch große und ergiebige Waldungen den Hauptreichthum des Landes ausmachten, ward allerdings ſcharf über die Forſten gewacht, aber weniger auf geſetzlichem Wege, als in ſtets erneuten Verſuchen, Gewalt und Liſt mit gleichen Waffen zu überbieten.

Das Dorf B. galt für die hochmüthigſte, ſchlaueſte und kühnſte Gemeinde des ganzen Fürſtenthums. Seine Lage inmitten tiefer und ſtolzer Waldeinſamkeit mochte ſchon früh den angeborenen Starrſinn der Gemüther nähren; die Nähe eines Fluſſes, der in die See mündete und bedeckte Fahrzeuge trug, groß genug, um Schiffbauholz bequem und ſicher außer

Land zu führen, trug sehr dazu bei, die natürliche Kühnheit der Holzfrevler zu ermuthigen, und der Umstand, daß Alles umher von Förstern wimmelte, konnte hier nur aufregend wirken, da bei den häufig vorkommenden Scharmützeln der Vortheil meist auf Seiten der Bauern blieb. Dreißig, vierzig Wagen zogen zugleich aus in den schönen Mondnächten mit ungefähr doppelt so viel Mannschaft jedes Alters, vom halbwüchsigen Knaben bis zum siebzigjährigen Ortsvorsteher, der als erfahrener Leitbock den Zug mit gleich stolzem Bewußtsein anführte, wie er seinen Sitz in der Gerichtsstube einnahm. Die Zurückgebliebenen horchten sorglos dem allmähligen Verhallen des Knarrens und Stoßens der Räder in den Hohlwegen und schliefen sacht weiter. Ein gelegentlicher Schuß, ein schwacher Schrei ließen wohl einmal eine junge Frau oder Braut auffahren; kein Anderer achtete darauf. Beim ersten Morgengrau kehrte der Zug eben so schweigend heim, die Gesichter glühend wie Erz, hier und dort einer mit verbundenem Kopf, was weiter nicht in Betracht kam, und nach ein paar Stunden war die Umgegend voll von dem Mißgeschick eines oder mehrerer Forstbeamten, die aus dem Walde getragen wurden, zerschlagen, mit Schnupftabak geblendet und für einige Zeit unfähig, ihrem Berufe nachzukommen.

In diesen Umgebungen ward Friedrich Mergel geboren, in einem Hause, das durch die stolze Zugabe eines Rauchfanges und minder kleiner Glasscheiben die Ansprüche seines Erbauers, so wie durch seine gegenwärtige Verkommenheit die kümmerlicher Umstände des jetzigen Besitzers bezeugte. Das frühere Geländer um Hof und Garten war einem vernachlässigten Zaune gewichen, das Dach schadhaft, fremdes Vieh weidete auf den Triften, fremdes Korn wuchs auf dem Acker zunächst am Hofe, und der Garten enthielt, außer ein paar holzigten Rosenstöcken aus besserer Zeit, mehr Unkraut als Kraut. Freilich hatten Unglücksfälle manches hieroon herbeigeführt; doch war auch viel Unordnung und böse Wirth-

schaft im Spiel. Friedrichs Vater, der alte Hermann Mergel, war in seinem Junggesellenstande ein sogenannter ordentlicher Säufer, d. h. einer, der nur an Sonn- und Festtagen in der Rinne lag und die Woche hindurch so manierlich war wie ein Anderer. So war denn auch seine Bewerbung um ein recht hübsches und wohlhabendes Mädchen ihm nicht erschwert. Auf der Hochzeit ging's lustig zu. Mergel war nicht gar zu arg betrunken, und die Eltern der Braut gingen Abends vergnügt heim; aber am nächsten Sonntage sah man die junge Frau schreiend und blutrünstig durchs Dorf zu den Ihrigen rennen, alle ihrer guten Kleider und neues Hausgeräth im Stich lassend. Das war freilich ein großer Skandal und Aerger für Mergel, der allerdings Trostes bedurfte. So war denn auch am Nachmittage keine Scheibe an seinem Hause mehr ganz, und man sah ihn noch bis spät in der Nacht vor der Thürschwelle liegen, einen abgebrochenen Flaschenhals von Zeit zu Zeit zum Munde führend und sich Gesicht und Hände jämmerlich zerschneidend. Die junge Frau blieb bei ihren Eltern, wo sie bald verkümmerte und starb. Ob nun den Mergel Reue quälte oder Scham, genug, er schien der Trostmittel immer bedürftiger und fing bald an, den gänzlich verkommenen Subjekten zugezählt zu werden.

Die Wirthschaft verfiel; fremde Mägde brachten Schimpf und Schaden; so vergieng Jahr auf Jahr. Mergel war und blieb ein verlegener und zuletzt ziemlich armseliger Wittwer, bis er mit einemmale wieder als Bräutigam auftrat. War die Sache an und für sich unerwartet, so trug die Persönlichkeit der Braut noch dazu bei, die Verwunderung zu erhöhen. Margareth Semmler war eine brave, anständige Person, so in den Vierzigen, in ihrer Jugend eine Dorfschönheit und noch jetzt sehr klug und wirthlich geachtet, dabei nicht unvermögend; und so mußte es Jedem unbegreiflich sein, was sie zu diesem Schritte getrieben. Wir glauben den Grund eben in dieser ihrer selbstbewußten Vollkommenheit zu finden. Am Abend vor der Hochzeit soll sie gesagt haben:

„Eine Frau, die von ihrem Manne übel behandelt wird, ist dumm oder taugt nicht: wenn's mir schlecht geht, so sagt, es liege an mir." Der Erfolg zeigte leider, daß sie ihre Kräfte überschätzt hatte. Anfangs imponirte sie ihrem Manne; er kam nicht nach Haus oder kroch in die Scheune, wenn er sich übernommen hatte; aber das Joch war zu drückend, um lange getragen zu werden, und bald sah man ihn oft genug quer über die Gasse ins Haus taumeln, hörte drinnen sein wüstes Lärmen und sah Margareth eilends Thür und Fenster schließen. An einem solchen Tage — keinem Sonntage mehr — sah man sie Abends aus dem Hause stürzen, ohne Haube und Halstuch, das Haar wild um den Kopf hängend, sich im Garten neben ein Krautbeet niederwerfen und die Erde mit den Händen aufwühlen, dann ängstlich um sich schauen, rasch ein Bündel Kräuter brechen und damit langsam wieder dem Hause zugehen, aber nicht hinein, sondern in die Scheune. Es hieß, an diesem Tage habe Mergel zuerst Hand an sie gelegt, obwohl das Bekenntniß nie über ihre Lippen kam. — Das zweite Jahr dieser unglücklichen Ehe ward mit einem Sohne, man kann nicht sagen erfreut, denn Margareth soll sehr geweint haben, als man ihr das Kind reichte. Dennoch, obwohl unter einem Herzen voll Gram getragen, war Friedrich ein gesundes hübsches Kind, das in der frischen Luft kräftig gedieh. Der Vater hatte ihn sehr lieb, kam nie nach Hause ohne ihm ein Stückchen Wecken oder dergleichen mitzubringen, und man meinte sogar, er sei seit der Geburt des Knaben ordentlicher geworden; wenigstens ward der Lärmen im Hause geringer.

Friedrich stand in seinem neunten Jahre. Es war um das Fest der heiligen drei Könige, eine rauhe, stürmische Winternacht. Hermann war zu einer Hochzeit gegangen und hatte sich schon bei Zeiten auf den Weg gemacht, da das Brauthaus Dreiviertelmeilen entfernt lag. Obgleich er versprochen hatte, Abends wiederzukommen, rechnete Frau Mergel doch um so weniger darauf, da sich nach Sonnenuntergang

dichtes Schneegestöber eingestellt hatte. Gegen zehn Uhr schürte sie die Asche am Herde zusammen und machte sich zum Schlafengehen bereit. Friedrich stand neben ihr, schon halb entkleidet, und horchte auf das Geheul des Windes und das Klappern der Bodenfenster.

„Mutter, kommt der Vater heute nicht?" fragte er.

„Nein Kind, morgen." — „Aber warum nicht, Mutter? er hat's doch versprochen." — „Ach Gott, wenn der Alles hielte, was er verspricht! Mach, mach voran, daß du fertig wirst."

Sie hatten sich kaum niedergelegt, so erhob sich eine Windsbraut, als ob sie das Haus mitnehmen wollte. Die Bettstatt bebte und im Schornstein rasselte es wie ein Kobold. — „Mutter, es pocht draußen!" — „Still, Fritzchen, das ist das lockere Brett im Giebel, das der Wind jagt." — „Nein, Mutter, an der Thür!" — „Sie schließt nicht; die Klinke ist zerbrochen. Gott, schlaf doch! bring mich nicht um das armselige Bischen Nachtruhe." — „Aber wenn nun der Vater kommt?" — Die Mutter drehte sich heftig im Bett um. — „Den hält der Teufel fest genug!" — „Wo ist der Teufel, Mutter?" — „Wart du Unrast! er steht vor der Thür und will dich holen, wenn du nicht ruhig bist!"

Friedrich ward still; er horchte noch ein Weilchen und schlief dann ein. Nach einigen Stunden erwachte er. Der Wind hatte sich gewendet und zischte jetzt wie eine Schlange durch die Fensterritze an seinem Ohr. Seine Schulter war erstarrt; er kroch tief unter's Deckbett und lag aus Furcht ganz still. Nach einer Weile bemerkte er, daß die Mutter auch nicht schlief. Er hörte sie weinen und mitunter: „Gegrüßt seist du, Maria!" und „bitte für uns arme Sünder!" Die Kügelchen des Rosenkranzes glitten an seinem Gesicht hin. Ein unwillkürlicher Seufzer entfuhr ihm. — „Friedrich, bist du wach?" — „Ja, Mutter." — „Kind, bete ein wenig — du kannst ja schon das halbe Vaterunser — daß Gott uns bewahre vor Wasser- und Feuersnoth."

Friedrich dachte an den Teufel, wie der wohl aussehen möge. Das mannigfache Geräusch und Getöse im Hause kam ihm wunderlich vor. Er meinte, es müsse etwas Lebendiges drinnen sein und draußen auch. — „Hör, Mutter, gewiß, da sind Leute, die pochen." — „Ach nein, Kind; aber es ist kein altes Brett im Hause, das nicht klappert." — „Hör'! hörst du nicht? es ruft! hör' doch!"

Die Mutter richtete sich auf; das Toben des Sturms ließ einen Augenblick nach. Man hörte deutlich an den Fensterläden pochen und mehrere Stimmen: „Margareth! Frau Margareth, heda, aufgemacht!" Margareth stieß einen heftigen Laut aus: „Da bringen sie mir das Schwein wieder!"

Der Rosenkranz flog klappernd auf den Brettstuhl, die Kleider wurden herbeigerissen. Sie fuhr zum Herde und bald darauf hörte Friedrich sie mit trotzigen Schritten über die Tenne gehen. Margareth kam gar nicht wieder; aber in der Küche war viel Gemurmel und fremde Stimmen. Zweimal kam ein fremder Mann in die Kammer und schien ängstlich etwas zu suchen. Mit einem Male ward eine Lampe hereingebracht; zwei Männer führten die Mutter. Sie war weiß wie Kreide und hatte die Augen geschlossen. Friedrich meinte, sie sei todt; er erhob ein fürchterliches Geschrei, worauf ihm Jemand eine Ohrfeige gab, was ihn zur Ruhe brachte, und nun begriff er nach und nach aus den Reden der Umstehenden, daß der Vater vom Ohm Franz Semmler und dem Hülsmeyer todt im Holze gefunden sei und jetzt in der Küche liege.

Sobald Margareth wieder zur Besinnung kam, suchte sie die fremden Leute los zu werden. Der Bruder blieb bei ihr und Friedrich, dem bei strenger Strafe im Bett zu bleiben geboten war, hörte die ganze Nacht hindurch das Feuer in der Küche knistern und ein Geräusch wie von Hin- und Herrutschen und Bürsten. Gesprochen ward wenig und leise, aber zuweilen drangen Seufzer herüber, die dem Knaben, so jung er war, durch Mark und Bein gingen. Einmal verstand er, daß der Oheim sagte: „Margareth, zieh dir das nicht zu

Gemüth; wir wollen Jeder drei Messen lesen lassen, und um Ostern gehen wir zusammen eine Bittfahrt zur Muttergottes von Werl."

Als nach zwei Tagen die Leiche fortgetragen wurde, saß Margareth am Herde, das Gesicht mit der Schürze verhüllend. Nach einigen Minuten, als Alles still geworden war, sagte sie in sich hinein: „Zehn Jahre, zehn Kreuze. Wir haben sie doch zusammen getragen, und jetzt bin ich allein!" Dann lauter: „Fritzchen, komm her!" —

Friedrich kam scheu heran; die Mutter war ihm ganz unheimlich geworden mit den schwarzen Bändern und den verstörten Zügen. „Fritzchen," sagte sie, „willst du jetzt auch fromm sein, daß ich Freude an dir habe, oder willst du unartig sein und lügen, oder saufen und stehlen?" — „Mutter, Hülsmeyer stiehlt." — „Hülsmeyer? Gott bewahre! Soll ich dir auf den Rücken kommen? wer sagt dir so schlechtes Zeug?" — „Er hat neulich den Aaron geprügelt und ihm sechs Groschen genommen." — „Hat er dem Aaron Geld genommen, so hat ihn der verfluchte Jude gewiß zuvor darum betrogen. Hülsmeyer ist ein ordentlicher angesessener Mann, und die Juden sind alle Schelme." — „Aber, Mutter, Brandes sagt auch, daß er Holz und Rehe stiehlt." — „Kind, Brandes ist ein Förster." — „Mutter, lügen die Förster?"

Margareth schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Höre, Fritz, das Holz läßt unser Herrgott frei wachsen und das Wild wechselt aus eines Herren Lande in das andere; die können Niemandem gehören. Doch das verstehst du noch nicht; jetzt geh in den Schuppen und hole mir Reisig."

Friedrich hatte seinen Vater auf dem Stroh gesehen, wo er, wie man sagt, blau und fürchterlich ausgesehen haben soll. Aber davon erzählte er nie und schien ungern daran zu denken. Ueberhaupt hatte die Erinnerung an seinen Vater eine mit Grausen gemischte Zärtlichkeit in ihm zurückgelassen, wie denn nichts so fesselt, wie die Liebe und Sorgfalt eines Wesens, das gegen alles Uebrige verhärtet scheint, und bei Friedrich

wuchs dieſes Gefühl mit den Jahren, durch das Gefühl mancher Zurückſetzung von Seiten Anderer. Es war ihm äußerſt empfindlich, wenn, ſo lange er Kind war, Jemand des Verſtorbenen nicht allzu löblich gedachte; ein Kummer, den ihm das Zartgefühl der Nachbarn nicht erſparte. Es iſt gewöhnlich in jenen Gegenden, den Verunglückten die Ruhe im Grabe abzuſprechen. Der alte Mergel war das Geſpenſt des Brederholzes geworden; einen Betrunkenen führte er als Irrlicht bei einem Haar in den Zellerkoll (Teich); die Hirtenknaben, wenn ſie Nachts bei ihren Feuern kauerten und die Eulen in den Gründen ſchrieen, hörten zuweilen in abgebrochenen Tönen ganz deutlich dazwiſchen ſein: „Hör mal an, ſein's Liſeken," und ein unprivilegirter Holzhauer, der unter der breiten Eiche eingeſchlafen und dem es darüber Nacht geworden war, hatte beim Erwachen ſein geſchwollenes blaues Geſicht durch die Zweige lauſchen ſehen. Friedrich mußte von andern Knaben Vieles darüber hören; dann heulte er, ſchlug um ſich, ſtach auch einmal mit ſeinem Meſſerchen und wurde bei dieſer Gelegenheit jämmerlich geprügelt. Seitdem trieb er ſeiner Mutter Kühe allein an das andere Ende des Thales, wo man ihn oft Stunden lang in derſelben Stellung im Graſe liegen und den Thymian aus dem Boden rupfen ſah.

Er war 12 Jahre alt, als ſeine Mutter einen Beſuch von ihrem jüngeren Bruder erhielt, der in Brede wohnte und ſeit der thörichten Heirath ſeiner Schweſter ihre Schwelle nicht betreten hatte.

Simon Semmler war ein kleiner, unruhiger, magerer Mann mit vor dem Kopf liegenden Fiſchaugen und überhaupt einem Geſicht wie ein Hecht, ein unheimlicher Geſelle, bei dem dickthuende Verſchloſſenheit oft mit eben ſo geſuchter Treuherzigkeit wechſelte, der gern einen aufgeklärten Kopf vorgeſtellt hätte und ſtatt deſſen für einen fatalen, Händel ſuchenden Kerl galt, dem Jeder um ſo lieber aus dem Wege ging, je mehr er in das Alter trat, wo ohnehin beſchränkte Menſchen leicht an Anſprüchen gewinnen, was ſie an Brauchbarkeit ver-

lieren. Dennoch freute sich die arme Margareth, die sonst keinen der Ihrigen mehr am Leben hatte.

„Simon, bist du da?" sagte sie, und zitterte, daß sie sich am Stuhle halten mußte. „Willst du sehen, wie es mir geht und meinem schmutzigen Jungen?" — Simon betrachtete sie ernst und reichte ihr die Hand: „Du bist alt geworden, Margreth!" — Margreth seufzte: „Es ist mir derweil oft bitterlich gegangen mit allerlei Schicksalen." — „Ja, Mädchen, zu spät gefreit, hat immer gereut! Jetzt bist du alt und das Kind ist klein. Jedes Ding hat seine Zeit. Aber wenn ein altes Haus brennt, dann hilft kein Löschen." Ueber Margreths vergrämtes Gesicht flog eine Flamme, so roth wie Blut.

„Aber ich höre, dein Junge ist schlau und gewichst," fuhr Simon fort. — „Ei nun so ziemlich, und dabei fromm." — „Hum, 's hat mal Einer eine Kuh gestohlen, der hieß auch Fromm. Aber er ist still und nachdenklich, nicht wahr? er läuft nicht mit den andern Buben?" — „Er ist ein eigenes Kind," sagte Margreth wie für sich; „es ist nicht gut." Simon lachte hell auf: „Dein Junge ist scheu, weil ihn die andern ein paarmal gut durchgedroschen haben. Das wird ihnen der Bursche schon wieder bezahlen. Hülsmeyer war neulich bei mir, der sagte, es sei ein Junge wie 'n Reh."

Welcher Mutter geht das Herz nicht auf, wenn sie ihr Kind loben hört? Der armen Margreth ward selten so wohl, Jedermann nannte ihren Jungen tückisch und verschlossen. Die Thränen traten ihr in die Augen. „Ja, Gottlob, er hat gerade Glieder." — „Wie sieht er aus?" fuhr Simon fort. — „Er hat viel von dir, Simon, viel." Simon lachte: „Ei, das muß ein rarer Kerl sein, ich werde alle Tage schöner. An der Schule soll er sich wohl nicht verbrennen. Du läßt ihn die Kühe hüten? Eben so gut. Es ist doch nicht halb wahr, was der Magister sagt. Aber wo hütet er? Im Teigengrund? im Koderholze? im Teutoburger Wald? auch des Nachts und früh?" — „Die ganzen Nächte durch; aber wie meinst du das?"

Simon ſchien dies zu überhören; er reckte den Hals zur Thüre hinaus: „Ei da kommt der Geſell! Vatersſohn! er ſchlenkert gerade ſo mit den Armen wie dein ſeliger Mann. Und ſchau mal an! wahrhaftig, der Junge hat meine blonden Haare!“

In der Mutter Züge kam ein heimliches, ſtolzes Lächeln; ihres Friedrichs blonde Locken und Simons röthliche Borſten! Ohne zu antworten, brach ſie einen Zweig von der nächſten Hecke und ging ihrem Sohne entgegen, ſcheinbar, eine träge Kuh anzutreiben, im Grunde aber, ihm einige raſche, halbdrohende Worte zuzuraunen; denn ſie kannte ſeine ſtörriſche Natur, und Simons Weiſe war ihr heute einſchüchternder vorgekommen als je. Doch ging Alles über Erwarten gut; Friedrich zeigte ſich weder verſteckt, noch frech, vielmehr etwas blöde und ſehr bemüht, dem Ohm zu gefallen. So kam es denn dahin, daß nach einer halbſtündigen Unterredung Simon eine Art Adoption des Knaben in Vorſchlag brachte, vermöge deren er denſelben zwar nicht gänzlich der Mutter entziehen, aber doch über den größten Theil ſeiner Zeit verfügen wollte, wofür ihm dann am Ende des alten Junggeſellen Erbe zufallen ſolle, das ihm freilich ohnedieß nicht entgehen konnte. Margreth ließ ſich geduldig auseinanderſetzen, wie groß der Vortheil, wie gering die Entbehrung ihrerſeits bei dem Handel ſei. Sie wußte am beſten, was eine kränkliche Wittwe an der Hülfe eines zwölfjährigen Knaben entbehrt, den ſie bereits gewöhnt hat, die Stelle einer Tochter zu erſetzen. Doch ſie ſchwieg und gab ſich in Alles. Nur bat ſie den Bruder, ſtreng, doch nicht hart gegen den Knaben zu ſein.

„Er iſt gut,“ ſagte ſie, „aber ich bin eine einſame Frau; mein Sohn iſt nicht wie einer, über den Vaterhand regiert hat.“ Simon nickte ſchlau mit dem Kopf: „Laß mich nur gewähren, wir wollen uns ſchon vertragen, und weißt du was? gieb mir den Jungen gleich mit, ich habe zwei Säcke aus der Mühle zu holen; der kleinſte iſt ihm grad recht, und ſo lernt er mir zur Hand gehen. Komm, Fritzchen, zieh deine Holzſchuh an!“ — Und bald ſah Margreth den Beiden nach,

wie ſie fortſchritten, Simon voran, mit ſeinem Geſicht die Luft durchſchneidend, während ihm die Schöße des rothen Rocks wie Feuerflammen nachzogen. So hatte er ziemlich das Anſehen eines feurigen Mannes, der unter dem geſtohlenen Sacke büßt; Friedrich ihm nach, fein und ſchlank für ſein Alter, mit zarten, faſt edlen Zügen und langen blonden Locken, die beſſer gepflegt waren, als ſein übriges Aeußeres erwarten ließ; übrigens zerlumpt, ſonnenverbrannt und mit dem Ausdrucke der Vernachläſſigung und einer gewiſſen rohen Melancholie in den Zügen. Dennoch war eine große Familienähnlichkeit Beider nicht zu verkennen, und wie Friedrich ſo langſam ſeinem Führer nachtrat, die Blicke feſt auf denſelben geheftet, der ihn gerade durch das Seltſame ſeiner Erſcheinung anzog, erinnerte er unwillkürlich an Jemand, der in einem Zauberſpiegel das Bild ſeiner Zukunft mit verſtörter Aufmerkſamkeit betrachtet.

Jetzt nahten die Beiden ſich der Stelle des Teutoburger Waldes, wo das Brederholz den Abhang des Gebirges niederſteigt und einen ſehr dunkeln Grund ausfüllt. Bis jetzt war wenig geſprochen worden. Simon ſchien nachdenkend, der Knabe zerſtreut, und Beide keuchten unter ihren Säcken. Plötzlich fragte Simon: „Trinkſt du gern Branntwein?“ — Der Knabe antwortete nicht. „Ich frage, trinkſt du gern Branntwein? gibt dir die Mutter zuweilen welchen?“ — „Die Mutter hat ſelbſt keinen,“ ſagte Friedrich. — „So, ſo, deſto beſſer! — kennſt du das Holz da vor uns?“ — „Das iſt das Brederholz.“ — „Weißt du auch, was darin vorgefallen iſt?“ — Friedrich ſchwieg. Indeſſen kamen ſie der düſtern Schlucht immer näher.

„Betet die Mutter noch ſo viel?“ hob Simon wieder an. — „Ja, jeden Abend zwei Roſenkränze.“ — „So? und du beteſt mit?“ — Der Knabe lachte halb verlegen mit einem durchtriebenen Seitenblick. — „Die Mutter betet in der Dämmerung vor dem Eſſen den einen Roſenkranz, dann bin ich noch nicht wieder da mit den Kühen, und den andern im

Bette, dann ſchlaf ich gewöhnlich ein." — „So, ſo, Geſelle!" — Dieſe letzten Worte wurden unter dem Schirme einer weiten Buche geſprochen, die den Eingang der Schlucht überwölbte. Es war jetzt ganz finſter; das erſte Mondviertel ſtand am Himmel, aber ſeine ſchwachen Schimmer dienten nur dazu, den Gegenſtänden, die ſie zuweilen durch eine Lücke der Zweige berührten, ein fremdartiges Anſehen zu geben. Friedrich hielt ſich dicht hinter ſeinem Ohm; ſein Odem ging ſchnell, und wer ſeine Züge hätte unterſcheiden können, würde den Ausdruck einer ungeheuren, doch mehr phantaſtiſchen als furchtſamen Spannung darin wahrgenommen haben. So ſchritten Beide rüſtig voran, Simon mit dem feſten Schritt des abgehärteten Wanderers, Friedrich ſchwankend und wie im Traum. Es kam ihm vor, als ob Alles ſich bewegte und die Bäume in den einzelnen Mondſtrahlen bald zuſammen, bald von einander ſchwankten. Baumwurzeln und ſchlüpfrige Stellen, wo ſich das Waſſer geſammelt, machten ſeinen Schritt unſicher; er war einige Male nahe daran, zu fallen. Jetzt ſchien ſich in einiger Entfernung das Dunkel zu brechen, und bald traten Beide in eine ziemlich große Lichtung. Der Mond ſchien klar hinein und zeigte, daß hier noch vor Kurzem die Art unbarmherzig gewüthet hatte. Ueberall ragten Baumſtümpfe hervor, manche mehrere Fuß über der Erde, wie ſie gerade in der Eile am bequemſten zu durchſchneiden geweſen waren; die verpönte Arbeit mußte unverſehens unterbrochen worden ſein, denn eine Buche lag quer über dem Pfad, in vollem Laube, ihre Zweige hoch über ſich ſtreckend und im Nachtwinde mit den noch friſchen Blättern zitternd. Simon blieb einen Augenblick ſtehen und betrachtete den gefällten Stamm mit Aufmerkſamkeit. In der Mitte der Lichtung ſtand eine alte Eiche, mehr breit als hoch; ein blaſſer Strahl, der durch die Zweige auf ihren Stamm fiel, zeigte, daß er hohl ſei, was ihn wahrſcheinlich vor der allgemeinen Zerſtörung geſchützt hatte. Hier ergriff Simon plötzlich des Knaben Arm.

„Friedrich, kennst du den Baum? Das ist die breite Eiche.“ — Friedrich fuhr zusammen und klammerte sich mit kalten Händen an seinen Ohm. „Sieh,“ fuhr Simon fort, „hier haben Ohm Franz und der Hülsmeyer deinen Vater gefunden, als er in der Betrunkenheit ohne Buße und Oelung zum Teufel gefahren war.“ — „Ohm, Ohm!“ keuchte Friedrich. — „Was fällt dir ein? Du wirst dich doch nicht fürchten? Satan von einem Jungen, du kneipst mir den Arm! laß los, los!“ — Er suchte den Knaben abzuschütteln. „Dein Vater war übrigens eine gute Seele; Gott wird's nicht so genau mit ihm nehmen. Ich hatte ihn so lieb, wie meinen eigenen Bruder.“ — Friedrich ließ den Arm seines Ohms los; beide legten schweigend den übrigen Theil des Waldes zurück und das Dorf Brede lag vor ihnen, mit seinen Lehmhütten und den einzelnen besseren Wohnungen von Ziegelsteinen, zu denen auch Simons Haus gehörte.

Am nächsten Abend saß Margreth schon seit einer Stunde mit ihrem Rocken vor der Thür und wartete auf ihren Knaben. Es war die erste Nacht, die sie zugebracht hatte, ohne den Athem ihres Kindes neben sich zu hören, und Friedrich kam noch immer nicht. Sie war ärgerlich und ängstlich und wußte, daß sie beides ohne Grund war. Die Uhr im Thurm schlug sieben, das Vieh kehrte heim; er war noch immer nicht da und sie mußte aufstehen, um nach den Kühen zu schauen.

Als sie wieder in die dunkle Küche trat, stand Friedrich am Herde; er hatte sich vorn übergebeugt und wärmte die Hände an den Kohlen. Der Schein spielte auf seinen Zügen und gab ihnen ein widriges Ansehen von Magerkeit und ängstlichem Zucken. Margreth blieb in der Tennenthür stehen, so seltsam verändert kam ihr das Kind vor.

„Friedrich, wie geht's dem Ohm?“ Der Knabe murmelte einige unverständliche Worte und drängte sich dicht an die Feuermauer. — „Friedrich, hast du das Reden verlernt? Junge, thu' das Maul auf! du weißt ja doch, daß ich auf

dem rechten Ohr nicht gut höre." — Das Kind erhob seine Stimme und gerieth dermaßen ins Stammeln, daß Margreth es um nichts mehr begriff. —

„Was sagst du? einen Gruß von Meister Semmler? wieder fort? wohin? die Kühe sind schon zu Hause. Verfluchter Junge, ich kann dich nicht verstehen. Wart', ich muß einmal sehen, ob du keine Zunge im Munde hast!" — Sie trat heftig einige Schritte vor. Das Kind sah zu ihr auf mit dem Jammerblick eines armen, halbwüchsigen Hundes, der Schildwacht stehen lernt, und begann in der Angst mit den Füßen zu stampfen und den Nacken an der Feuermauer zu reiben.

Margreth stand still; ihre Blicke wurden ängstlich. Der Knabe erschien ihr wie zusammengeschrumpft, auch seine Kleider waren nicht dieselben, nein, das war ihr Kind nicht! und dennoch — „Friedrich, Friedrich!" rief sie.

In der Schlafkammer klappte eine Schrankthür und der Gerufene trat hervor, in der einen Hand eine sogenannte Holzschenvioline, d. h. einen alten Holzschuh, mit drei bis vier zerschabten Geigensaiten überspannt, in der andern einen Bogen, ganz des Instrumentes würdig. So ging er gerade auf sein verkümmertes Spiegelbild zu, seinerseits mit einer Haltung bewußter Würde und Selbstständigkeit, die in diesem Augenblicke den Unterschied zwischen beiden sonst merkwürdig ähnlichen Knaben stark hervortreten ließ.

„Da, Johannes!" sagte er und reichte ihm mit einer Gönnermiene das Kunstwerk; „da ist die Violine, die ich dir versprochen habe."

„Mein Spielen ist vorbei, ich muß jetzt Geld verdienen." — Johannes warf noch einmal einen scheuen Blick auf Margreth, streckte dann langsam seine Hand aus, bis er das Dargebotene fest ergriffen hatte, und brachte es wie verstohlen unter die Flügel seines armseligen Jäckchens.

Margreth stand ganz still und ließ die Kinder gewähren. Ihre Gedanken hatten eine andere, sehr ernste Richtung

genommen, und ſie blickte mit unruhigem Auge von Einem auf den Andern. Der fremde Knabe hatte ſich wieder über die Kohlen gebeugt mit einem Ausdruck augenblicklichen Wohlbehagens, der an Albernheit grenzte, während in Friedrichs Zügen der Wechſel eines offenbar mehr ſelbſtiſchen als gutmüthigen Mitgefühls ſpielte und ſein Auge in faſt glasartiger Klarheit zum erſtenmale beſtimmt den Ausdruck jenes ungebändigten Ehrgeizes und Hanges zum Großthun zeigte, der nachher als ſo ſtarkes Motiv ſeiner meiſten Handlungen hervortrat.

Der Ruf ſeiner Mutter ſtörte ihn aus Gedanken, die ihm eben ſo neu als angenehm waren.

Sie ſaß wieder am Spinnrade.

„Friedrich,“ ſagte ſie zögernd, „ſag' einmal —“ und ſchwieg dann. Friedrich ſah auf und wandte ſich, da er nichts weiter vernahm, wieder zu ſeinem Schützling. — „Nein, höre —“ und dann leiſer: „was iſt das für ein Junge? wie heißt er?“ — Friedrich antwortete eben ſo leiſe: „Das iſt des Ohms Simon Schweinehirt, der eine Botſchaft an den Hülsmeyer hat. Der Ohm hat mir ein paar Schuhe und eine Weſte von Drillich gegeben, die hat mir der Junge unterwegs getragen; dafür hab' ich ihm meine Violine verſprochen; er iſt ja doch ein armes Kind; Johannes heißt er.“ — „Nun?“ ſagte Margreth. — „Was willſt du, Mutter?“ — „Wie heißt er weiter?“ — „Ja — weiter nicht — oder, warte — doch: Niemand, Johannes Niemand heißt er. — Er hat keinen Vater,“ fügte er leiſer hinzu.

Margreth ſtand auf und ging in die Kammer. Nach einer Weile kam ſie heraus mit einem harten, finſtern Ausdruck in den Mienen. „So, Friedrich,“ ſagte ſie, „laß den Jungen gehen, daß er ſeine Beſtellung machen kann. — Junge, was liegſt du da in der Aſche? haſt du zu Hauſe nichts zu thun?“

Der Knabe raffte ſich mit der Miene eines Verfolgten ſo eilfertig auf, daß ihm alle Glieder im Wege ſtanden und die Holzſchenvioline bei einem Haar ins Feuer gefallen wäre.

„Warte, Johannes," ſagte Friedrich ſtolz, „ich will dir mein halbes Butterbrod geben, es iſt mir doch zu groß, die Mutter ſchneidet allemal über's ganze Brod."

„Laß doch," ſagte Margreth, „er geht ja nach Hauſe."

„Ja, aber er bekommt nichts mehr; Ohm Simon ißt um 7 Uhr." Margreth wandte ſich zu dem Knaben: „Hebt man dir nichts auf? Sprich, wer ſorgt für dich?" — „Niemand," ſtotterte das Kind. — „Niemand?" wiederholte ſie; „da nimm, nimm!" fügte ſie heftig hinzu; „du heißt Niemand und Niemand ſorgt für dich! Das ſei Gott geklagt! Und nun mach dich fort! Friedrich, geh nicht mit ihm, hörſt du, geht nicht zuſammen durch's Dorf." — „Ich will ja nur Holz holen aus dem Schuppen," antwortete Friedrich. — Als beide Knaben fort waren, warf ſich Margreth auf einen Stuhl und ſchlug die Hände mit dem Ausdruck des tiefſten Jammers zuſammen. Ihr Geſicht war bleich wie ein Tuch. „Ein falſcher Eid, ein falſcher Eid!" ſtöhnte ſie. „Simon, Simon, wie willſt du vor Gott beſtehen!"

So ſaß ſie eine Weile, ſtarr mit geklemmten Lippen, wie in völliger Geiſtesabweſenheit. Friedrich ſtand vor ihr und hatte ſie ſchon zweimal angeredet. „Was iſt's? was willſt du?" rief ſie auffahrend. — „Ich bringe Euch Geld," ſagte er, mehr erſtaunt als erſchreckt. — „Geld? wo?" Sie regte ſich und die kleine Münze fiel klingend auf den Boden. Friedrich hob ſie auf. — „Geld vom Ohm Simon, weil ich ihm habe arbeiten helfen. Ich kann mir nun ſelber was verdienen." — „Geld vom Simon? wirf's fort, fort! — nein, gib's den Armen. Doch nein, behalt's," flüſterte ſie kaum hörbar; „wir ſind ſelber arm; wer weiß, ob wir bei dem Betteln vorbeikommen!" — „Ich ſoll Montag wieder zum Ohm und ihm bei der Einſaat helfen." — „Du wieder zu ihm? nein, nein, nimmermehr!" Sie umfaßte ihr Kind mit Heftigkeit. „Doch," fügte ſie hinzu, und ein Thränenſtrom ſtürzte ihr plötzlich über die eingefallenen Wangen; „geh, er iſt mein einziger Bruder, und die Verläumdung iſt

groß! Aber halt Gott vor Augen und vergiß das tägliche Gebet nicht!"

Margreth legte das Geſicht an die Mauer und weinte laut. Sie hatte manche harte Laſt getragen, ihres Mannes üble Behandlung, noch ſchwerer ſeinen Tod und es war eine bittere Stunde, als die Wittwe das letzte Stück Ackerland einem Gläubiger zur Nutznießung überlaſſen mußte und der Pflug vor ihrem Hauſe ſtille ſtand. Aber ſo war ihr nie zu Muthe geweſen; dennoch, nachdem ſie einen Abend durchgeweint, eine Nacht durchwacht hatte, war ſie dahin gekommen, zu denken, ihr Bruder Simon könne ſo gottlos nicht ſein, der Knabe gehöre gewiß nicht ihm, Aehnlichkeiten wollen nichts beweiſen. Hatte ſie doch ſelbſt vor 10 Jahren ein Schweſterchen verloren, das genau dem fremden Hechelkrämer glich. Was glaubt man nicht gern, wenn man ſo wenig hat und durch Unglauben dies wenige verlieren ſoll!

Von dieſer Zeit an war Friedrich ſelten mehr zu Hauſe. Simon ſchien alle wärmeren Gefühle, deren er fähig war, dem Schweſterſohn zugewendet zu haben; wenigſtens vermißte er ihn ſehr und ließ nicht nach mit Botſchaften, wenn ein häusliches Geſchäft ihn auf einige Zeit bei der Mutter hielt. Der Knabe war ſeitdem wie verwandelt, das träumeriſche Weſen gänzlich von ihm gewichen, er trat feſt auf, fing an, ſein Aeußeres zu beachten und bald in den Ruf eines hübſchen, gewandten Burſchen zu kommen. Sein Ohm, der nicht wohl ohne Projekte leben konnte, unternahm mitunter bedeutende öffentliche Arbeiten, z. B. beim Wegbau, wobei Friedrich für einen ſeiner beſten Arbeiter und überall als ſeine rechte Hand galt; denn obgleich deſſen Körperkräfte noch nicht ihr volles Maß erreicht hatten, kam ihm doch nicht leicht Jemand an Ausdauer gleich. Margreth hatte bisher ihren Sohn nur geliebt, jetzt fing ſie an, ſtolz auf ihn zu werden und ſogar eine Art Hochachtung für ihn zu fühlen, da ſie den jungen Menſchen ſo ganz ohne ihr Zuthun ſich entwickeln ſah, ſogar ohne ihren Rath, den ſie, wie die meiſten Men-

schen, für unschätzbar hielt und deshalb die Fähigkeiten nicht hoch genug anzuschlagen wußte, die eines so kostbaren Förderungsmittels entbehren konnten.

In seinem achtzehnten Jahre hatte Friedrich sich bereits einen bedeutenden Ruf in der jungen Dorfwelt gesichert durch den Ausgang einer Wette, in Folge deren er einen erlegten Eber über zwei Meilen weit auf seinem Rücken trug, ohne abzusetzen. Indessen war der Mitgenuß des Ruhms auch so ziemlich der einzige Vortheil, den Margreth aus diesen günstigen Umständen zog, da Friedrich immer mehr auf sein Aeußeres verwandte und allmählig anfing, es schwer zu verdauen, wenn Geldmangel ihn zwang, irgend Jemand im Dorf darin nachzustehen. Zudem waren alle seine Kräfte auf den auswärtigen Erwerb gerichtet; zu Hause schien ihm, ganz im Widerspiel mit seinem sonstigen Rufe, jede anhaltende Beschäftigung lästig, und er unterzog sich lieber einer harten, aber kurzen Anstrengung, die ihm bald erlaubte, seinem früheren Hirtenamte wieder nachzugehen, was bereits begann, seinem Alter unpassend zu werden, und ihm gelegentlichen Spott zuzog, vor dem er sich aber durch ein paar derbe Zurechtweisungen mit der Faust Ruhe verschaffte. So gewöhnte man sich daran, ihn bald geputzt und fröhlich als anerkannten Dorfelegant an der Spitze des jungen Volkes zu sehen, bald wieder als zerlumpten Hirtenbuben einsam und träumerisch hinter den Kühen herschleichend, oder in einer Waldlichtung liegend, scheinbar gedankenlos und das Moos von den Bäumen rupfend.

Um diese Zeit wurden die schlummernden Gesetze doch einigermaßen aufgerüttelt durch eine Bande von Holzfrevlern, die unter dem Namen der Blaukittel alle ihre Vorgänger so weit an List und Frechheit übertraf, daß es dem Langmüthigsten zu viel werden mußte. Ganz gegen den gewöhnlichen Stand der Dinge, wo man die stärksten Böcke der Heerde mit dem Finger bezeichnen konnte, war es hier trotz aller Wachsamkeit bisher nicht möglich gewesen, auch nur ein In-

viduum namhaft zu machen. Ihre Benennung erhielten sie von der ganz gleichförmigen Tracht, durch die sie das Erkennen erschwerten, wenn etwa ein Förster noch einzelne Nachzügler im Dickicht verschwinden sah. Sie verheerten Alles wie die Wanderraupe, ganze Waldstrecken wurden in einer Nacht gefällt und auf der Stelle fortgeschafft, so daß man am andern Morgen nichts fand, als Späne und wüste Haufen von Topholz, und der Umstand, daß nie Wagenspuren einem Dorfe zuführten, sondern immer vom Flusse her und dorthin zurück, bewies, daß man unter dem Schutz und vielleicht mit dem Beistande der Schiffseigenthümer handelte. In der Bande mußten sehr gewandte Spione sein, denn die Förster konnten Wochen lang umsonst wachen; in der ersten Nacht, gleichviel, ob stürmisch oder mondhell, wo sie vor Uebermüdung nachließen, brach die Zerstörung ein. Seltsam war es, daß das Landvolk umher ebenso unwissend und gespannt schien, als die Förster selber.

Von einigen Dörfern ward mit Bestimmtheit gesagt, daß sie nicht zu den Blaukitteln gehörten, aber keines konnte als dringend verdächtig bezeichnet werden, seit man das verdächtigste von allen, das Dorf B. freisprechen mußte. Ein Zufall hatte dies bewirkt, eine Hochzeit, auf der fast alle Bewohner dieses Dorfes notorisch die Nacht zugebracht hatten, während zu eben dieser Zeit die Blaukittel eine ihrer stärksten Expeditionen ausführten.

Der Schaden in den Forsten war indeß allzugroß, deßhalb wurden die Maßregeln dagegen auf eine bisher unerhörte Weise gesteigert; Tag und Nacht wurde patrouillirt, Oberknechte, Hausbediente mit Gewehren versehen und den Forstbeamten zugesellt. Dennoch war der Erfolg nur gering und die Wächter hatten oft kaum das eine Ende des Forstes verlassen, wenn die Blaukittel schon zum andern einzogen. Das währte länger als ein volles Jahr, Wächter und Blaukittel, Blaukittel und Wächter, wie Sonne und Mond, immer abwechselnd im Besitz des Terrains und nie zusammentreffend.

Es war im Juli 1756 früh um drei Uhr; der Mond stand klar am Himmel, aber sein Glanz fing an zu ermatten und im Osten zeigte sich bereits ein schmaler gelber Streif, der den Horizont besäumte und den Eingang einer engen Thalschlucht wie mit einem Goldbande schloß. Friedrich lag im Grase, nach seiner gewohnten Weise, und schnitzelte an einem Weidenstabe, dessen knotigem Ende er die Gestalt eines ungeschlachten Thieres zu geben versuchte. Er sah übermüdet aus, gähnte, ließ mitunter seinen Kopf an einem verwitterten Stammknorren ruhen und Blicke, dämmeriger als der Horizont, über den mit Gestrüpp und Aufschlag fast verwachsenen Eingang des Grundes streifen. Ein paarmal belebten sich seine Augen und nahmen den ihnen eigenthümlichen glasartigen Glanz an, aber gleich nachher schloß er sie wieder halb und gähnte und dehnte sich, wie es nur faulen Hirten erlaubt ist. Sein Hund lag in einiger Entfernung nah bei den Kühen, die unbekümmert um die Forstgesetze eben so oft den jungen Baumspitzen als dem Grase zusprachen und in die frische Morgenluft schnaubten.

Aus dem Walde drang von Zeit zu Zeit ein dumpfer, krachender Schall; der Ton hielt nur einige Sekunden an, begleitet von einem langen Echo an den Bergwänden und wiederholte sich etwa alle 5 bis 8 Minuten. Friedrich achtete nicht darauf; nur zuweilen, wenn das Getöse ungewöhnlich stark oder anhaltend war, hob er den Kopf und ließ seine Blicke langsam über die verschiedenen Pfade gleiten, die ihren Ausgang in dem Thalgrunde fanden.

Es fing bereits stark zu dämmern an; die Vögel begannen leise zu zwitschern und der Thau stieg fühlbar aus dem Grunde. Friedrich war an dem Stamm hinabgeglitten und starrte, die Arme über den Kopf verschlungen in das leise einschleichende Morgenroth. Plötzlich fuhr er auf: über sein Gesicht fuhr ein Blitz, er horchte einige Sekunden mit vorgebeugtem Oberleib wie ein Jagdhund, dem die Luft Witterung zuträgt. Dann schob er schnell zwei Finger in den

Mund und pfiff gellend und anhaltend. — „Fidel, du verfluchtes Thier!“ Ein Steinwurf traf die Seite des unbesorgten Hundes, der vom Schlafe aufgeschreckt, zuerst um sich biß und dann heulend auf drei Beinen dort Troſt ſuchte, von wo das Uebel ausgegangen war.

In demſelben Augenblicke wurden die Zweige eines nahen Gebüſches faſt ohne Geräuſch zurückgeſchoben und ein Mann trat heraus, im grünen Jagdrock, den ſilbernen Wappenſchild am Arm, die geſpannte Büchſe in der Hand. Er ließ ſchnell ſeine Blicke über die Schlucht fahren und ſie dann mit beſonderer Schärfe auf dem Knaben verweilen, trat dann vor, winkte nach dem Gebüſch, und allmählig wurden 7 bis 8 Männer ſichtbar, alle in ähnlicher Kleidung, Waidmeſſer im Gürtel und die geſpannten Gewehre in der Hand.

„Friedrich, was war das?“ fragte der zuerſt Erſchienene. — „Ich wollte, daß der Racker auf der Stelle krepirte. Seinetwegen können die Kühe mir die Ohren vom Kopfe freſſen.“ — „Die Canaille hat uns geſehen,“ ſagte ein Anderer. — „Morgen ſollſt du auf die Reiſe mit einem Stein am Halſe,“ fuhr Friedrich fort und ſtieß nach dem Hunde. — „Friedrich, ſtell dich nicht an wie ein Narr! Du kennſt mich und du verſtehſt mich auch!“ Ein Blick begleitete dieſe Worte, der ſchnell wirkte. — „Herr Brandes, denkt an meine Mutter!“ — „Das thu' ich. Haſt du nichts im Walde gehört?“ — „Im Walde?“ — Der Knabe warf einen raſchen Blick auf des Förſters Geſicht. — „Eure Holzfäller, ſonſt nichts.“ — „Meine Holzfäller!“

Die ohnehin dunkle Geſichtsfarbe des Förſters ging in tiefes Braunroth über. „Wie viele ſind ihrer, und wo treiben ſie ihr Weſen?“ — „Wohin Ihr ſie geſchickt habt; ich weiß es nicht.“ — Brandes wandte ſich zu ſeinen Gefährten: „Geht voran; ich komme gleich nach.“

Als einer nach dem andern im Dickicht verſchwunden war, trat Brandes dicht vor den Knaben: „Friedrich,“ ſagte er mit dem Ton unterdrückter Wuth, „meine Geduld iſt zu Ende;

ich möchte dich prügeln wie einen Hund, und mehr seid ihr auch nicht werth. Ihr Lumpenpack, dem kein Ziegel auf dem Dach gehört! Bis zum Betteln habt ihr es, gottlob, bald gebracht, und an meiner Thür soll deine Mutter, die alte Hexe, keine verschimmelte Brodrinde bekommen. Aber vorher sollt ihr mir noch Beide in's Hundeloch." Friedrich griff krampfhaft nach einem Aste. Er war todtenbleich und seine Augen schienen wie Krystallkugeln aus dem Kopfe schießen zu wollen. Doch nur einen Augenblick. Dann kehrte die größte, an Erschlaffung grenzende Ruhe zurück. „Herr," sagte er fest, mit fast sanfter Stimme, „Ihr habt gesagt, was Ihr nicht verantworten könnt, und ich vielleicht auch. Wir wollen es gegen einander aufgeben lassen, und nun will ich Euch sagen, was Ihr verlangt. Wenn Ihr die Holzfäller nicht selbst bestellt habt, so müssen es die Blaukittel sein; denn aus dem Dorfe ist kein Wagen gekommen; ich habe den Weg ja vor mir, und vier Wagen sind es. Ich habe sie nicht gesehen, aber den Hohlweg hinauffahren hören." Er stockte einen Augenblick. —

„Könnt Ihr sagen, daß ich je einen Baum in Eurem Revier gefällt habe? überhaupt, daß ich je anderwärts gehauen habe, als auf Bestellung? Denkt nach, ob Ihr das sagen könnt?"

Ein verlegenes Murmeln war die ganze Antwort des Försters, der nach Art der meisten rauhen Menschen leicht bereute. Er wandte sich unwirsch und schritt dem Gebüsche zu. — „Nein Herr," rief Friedrich, „wenn Ihr zu den andern Förstern wollt, die sind dort an der Buche hinaufgegangen." — „An der Buche?" sagte Brandes zweifelhaft, „nein, dort hinüber, nach dem Mastergrunde." — „Ich sage Euch, an der Buche; des langen Heinrich Flintenriemen blieb noch am krummen Ast dort hängen; ich hab's ja gesehen!"

Der Förster schlug den bezeichneten Weg ein.

Friedrich hatte die ganze Zeit hindurch seine Stellung nicht verlassen; halb liegend, den Arm um einen dürren Ast ge-

ſchlungen, ſah er dem Fortgehenden unverrückt nach, wie er durch den halbverwachſenen Steig glitt, mit den vorſichtigen weiten Schritten ſeines Metiers, ſo geräuſchlos wie ein Luchs die Hühnerſtiege erklimmt. Hier ſank ein Zweig hinter ihm, dort einer; die Umriſſe ſeiner Geſtalt ſchwanden immer mehr. Da blitzte es noch einmal durch's Laub. Es war ein Stahlknopf ſeines Jagdrocks; nun war er fort. Friedrichs Geſicht hatte während dieſes allmähligen Verſchwindens den Ausdruck ſeiner Kälte verloren und ſeine Züge ſchienen zuletzt unruhig bewegt. Gereute es ihn vielleicht, den Förſter nicht um Verſchweigung ſeiner Angaben gebeten zu haben? Er ging einige Schritte voran, blieb dann ſtehen. „Es iſt zu ſpät," ſagte er vor ſich hin und griff nach ſeinem Hute. Ein leiſes Picken im Gebüſche, nicht zwanzig Schritte von ihm. Es war der Förſter, der den Flintenſtein ſchärfte. Friedrich horchte. — „Nein!" ſagte er dann mit entſchloſſenem Tone, raffte ſeine Siebenſachen zuſammen und trieb das Vieh eilfertig die Schlucht entlang.

Um Mittag ſaß Frau Margreth am Herd und kochte Thee. — Friedrich war krank heimgekommen, er klagte über heftige Kopfſchmerzen und hatte auf ihre beſorgte Nachfrage erzählt, wie er ſich ſchwer geärgert über den Förſter, kurz den ganzen eben beſchriebenen Vorgang, mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten, die er beſſer fand, für ſich zu behalten. Margreth ſah ſchweigend und trübe in das ſiedende Waſſer. Sie war es wohl gewohnt, ihren Sohn mitunter klagen zu hören, aber heute kam er ihr ſo angegriffen vor, wie faſt nie. Sollte wohl eine Krankheit im Anzuge ſein? ſie ſeufzte tief und ließ einen eben ergriffenen Holzblock fallen.

„Mutter!" rief Friedrich aus der Kammer. — „Was willſt du?" — „War das ein Schuß?" — „Ach nein, ich weiß nicht, was du meinſt." — „Es pocht mir wohl nur ſo im Kopfe," verſetzte er. Die Nachbarin trat herein und erzählte mit leiſem Flüſtern irgend eine unbedeutende Klatſcherei, die Margreth ohne Theilnahme anhörte. Dann ging ſie. —

„Mutter!“ rief Friedrich. Margreth ging zu ihm hinein. „Was erzählte die Hülsmeyer?“ — „Ach gar nichts, Lügen, Wind!“ — Friedrich richtete sich auf. — „Von der Gretchen Siemers; du weißt ja wohl die alte Geschichte; und ist doch nichts Wahres dran.“ — Friedrich legte sich wieder hin. „Ich will sehen, ob ich schlafen kann,“ sagte er.

Margreth saß am Herde; sie spann und dachte wenig Erfreuliches. Im Dorfe schlug es halb zwölf; die Thüre klinkte und der Gerichtsschreiber Kapp trat herein. —

„Guten Tag, Frau Mergel,“ sagte er; „könnt Ihr mir einen Trunk Milch geben? ich komme von M.“ — Als Frau Mergel das Verlangte brachte, fragte er: „Wo ist Friedrich?“ Sie war gerade beschäftigt, einen Teller hervorzulangen und überhörte die Frage. Er trank zögernd und in kurzen Absätzen. „Wißt Ihr wohl,“ sagte er dann, „daß die Blaukittel in dieser Nacht wieder im Masterholze eine ganze Strecke so kahl gefegt haben, wie meine Hand?“ — „Ei, du frommer Gott!“ versetzte sie gleichgültig. — „Die Schandbuben,“ fuhr der Schreiber fort, „ruiniren Alles; wenn sie noch Rücksicht nähmen auf das junge Holz, aber Eichenstämmchen wie mein Arm dick, wo nicht einmal eine Ruderstange drin steckt! Es ist, als ob ihnen anderer Leute Schaden eben so lieb wäre wie ihr Profit!“ — „Es ist Schade!“ sagte Margreth. Der Amtsschreiber hatte getrunken und ging noch immer nicht. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben. „Habt Ihr nichts von Brandes gehört?“ fragte er plötzlich. — „Nichts; er kommt niemals hier in's Haus.“ — „So wißt ihr nicht, was ihm begegnet ist?“ — „Was denn?“ fragte Margreth gespannt. — „Er ist todt!“ — „Todt!“ rief sie, „was, todt? Um Gotteswillen! er ging ja noch heute Morgen ganz gesund hier vorüber mit der Flinte auf dem Rücken!“ — „Er ist todt,“ wiederholte der Schreiber, sie scharf fixirend; „von den Blaukitteln erschlagen. Vor einer Viertelstunde wurde die Leiche in's Dorf gebracht.“

Margreth schlug die Hände zusammen. — „Gott im Himmel,

geh' nicht mit ihm in's Gericht! er wußte nicht, was er that!" — „Mit ihm!" rief der Amtsschreiber, „mit dem verfluchten Mörder, meint Ihr?" Aus der Kammer drang ein schweres Stöhnen. Margreth eilte hin und der Schreiber folgte ihr. Friedrich saß aufrecht im Bette, das Gesicht in die Hände gedrückt und ächzte wie ein Sterbender. — „Friedrich, wie ist dir?" sagte die Mutter. — „Wie ist dir?" wiederholte der Amtsschreiber. — „O mein Leib, mein Kopf!" jammerte er. — „Was fehlt ihm?" — „Ach Gott weiß es," versetzte sie; „er ist schon um vier mit den Kühen heimgekommen, weil ihm so übel war." — „Friedrich, Friedrich, antworte doch, soll ich zum Doctor?" — „Nein, nein," ächzte er, „es ist nur Kolik, es wird schon besser."

Er legte sich zurück; sein Gesicht zuckte krampfhaft vor Schmerz; dann kehrte die Farbe wieder. „Geht," sagte er matt; „ich muß schlafen, dann geht's vorüber." —

„Frau Mergel," sagte der Amtsschreiber ernst, „ist es gewiß, daß Friedrich um vier zu Hause kam, und nicht wieder fortging?" — Sie sah ihn starr an. „Fragt jedes Kind auf der Straße. Und Fortgehen? — wollte Gott, er könnt' es!" — „Hat er Euch nichts von Brandes erzählt?" — „In Gottes Namen, ja, daß er ihn im Walde geschimpft und unsere Armuth vorgeworfen hat, der Lump! — Doch Gott verzeih mir, er ist todt! Geht!" fuhr sie heftig fort; „seid Ihr gekommen, um ehrliche Leute zu beschimpfen? Geht!" — Sie wandte sich wieder zu ihrem Sohne; der Schreiber ging. — „Friedrich, wie ist dir?" sagte die Mutter; „hast du wohl gehört? schrecklich, schrecklich! ohne Beichte und Absolution!" —

„Mutter, Mutter, um Gotteswillen, laß mich schlafen; ich kann nicht mehr!"

In diesem Augenblicke trat Johannes Niemand in die Kammer; dünn und lang wie eine Hopfenstange, aber zerlumpt und scheu, wie wir ihn vor fünf Jahren gesehen. Sein Gesicht war noch bleicher als gewöhnlich. „Friedrich," stotterte er, „du sollst sogleich zum Ohm kommen; er hat Arbeit für

dich; aber sogleich." — Friedrich drehte sich gegen die Wand. — „Ich komme nicht," sagte er barsch, „ich bin krank." — „Du mußt aber kommen," keuchte Johannes; „er hat gesagt, ich müßte dich mitbringen." —

Friedrich lachte höhnisch auf: „das will ich doch sehen!" — „Laß ihn in Ruhe, er kann nicht," seufzte Margreth, „du siehst ja, wie es steht." — Sie ging auf einige Minuten hinaus; als sie zurückkam, war Friedrich bereits angekleidet. — „Was fällt dir ein?" rief sie, „du kannst, du sollst nicht gehen!" — „Was sein muß, schickt sich wohl," versetzte er und war schon zur Thüre hinaus mit Johannes. — „Ach Gott," seufzte die Mutter, „wenn die Kinder klein sind, treten sie uns in den Schooß, und wenn sie groß sind, in's Herz!"

Die gerichtliche Untersuchung hatte ihren Anfang genommen, die That lag klar am Tage; über den Thäter aber waren die Anzeigen so schwach, daß, obschon alle Umstände die Blaukittel dringend verdächtigten, man doch nicht mehr als Muthmaßungen wagen konnte. Eine Spur schien Licht geben zu wollen: doch rechnete man aus Gründen wenig darauf. Die Abwesenheit des Gutsherrn hatte den Gerichtschreiber genöthigt, auf eigene Hand die Sache einzuleiten. Er saß am Tische; die Stube war gedrängt voll von Bauern, theils neugierigen, theils solchen, von denen man in Ermangelung eigentlicher Zeugen einigen Aufschluß zu erhalten hoffte. Hirten, die in derselben Nacht gehütet, Knechte, die den Acker in der Nähe bestellt, Alle standen stramm und fest, die Hände in den Taschen, gleichsam als stillschweigende Erklärung, daß sie nicht einzuschreiten gesonnen seien.

Acht Forstbeamten wurden vernommen. Ihre Aussagen waren völlig gleichlautend: Brandes habe sie am zehnten Abends zur Runde bestellt, da ihm von einem Vorhaben der Blaukittel müsse Kunde zugekommen sein; doch habe er sich nur unbestimmt darüber geäußert. Um zwei Uhr in der Nacht seien sie ausgezogen und auf manche Spuren der Zerstörung gestoßen, die den Oberförster sehr übel gestimmt; sonst sei

Alles still gewesen. Gegen vier Uhr habe Brandes gesagt: „wir sind angeführt, laßt uns heimgehen.“ — Als sie nun um den Bremerberg gewendet und zugleich der Wind umgeschlagen, habe man deutlich im Masterholz fällen gehört und aus der schnellen Folge der Schläge geschlossen, daß die Blaukittel am Werk seien. Man habe nun eine Weile berathschlagt, ob es thunlich sei, mit so geringer Macht die kühne Bande anzugreifen, und sich dann ohne bestimmten Entschluß dem Schalle langsam genähert. Nun folgte der Auftritt mit Friedrich. Ferner: nachdem Brandes sie ohne Weisung fortgeschickt, seien sie eine Weile vorangeschritten und dann, als sie bemerkt, daß das Getöse im noch ziemlich weit entfernten Walde gänzlich aufgehört, stille gestanden, um den Oberförster zu erwarten.

Die Zögerung habe sie verdrossen, und nach etwa zehn Minuten seien sie weiter gegangen und so bis an den Ort der Verwüstung. Alles sei vorüber gewesen, kein Laut mehr im Walde, von zwanzig gefällten Stämmen noch acht vorhanden, die übrigen bereits fortgeschafft. Es sei ihnen unbegreiflich, wie man dieses in's Werk gestellt, da keine Wagenspuren zu finden gewesen.

Auch habe die Dürre der Jahrszeit und der mit Fichtennadeln bestreute Boden keine Fußstapfen unterscheiden lassen, obgleich der Grund ringsumher wie festgestampft war. Da man nun überlegt, daß es zu nichts nützen könne, den Oberförster zu erwarten, sei man rasch der andern Seite des Waldes zugeschritten, in der Hoffnung, vielleicht noch einen Blick von den Frevlern zu erhaschen. Hier habe sich einem von ihnen beim Ausgange des Waldes die Flaschenschnur in Brombeerranken verstrickt, und als er umgeschaut, habe er etwas im Gestrüpp blitzen sehen; es war die Gurtschnalle des Oberförsters, den man nun hinter den Ranken liegend fand, grad ausgestreckt, die rechte Hand um den Flintenlauf geklemmt, die andere geballt und die Stirn von einer Axt gespalten.

Dies waren die Aussagen der Förster; nun kamen die Bauern an die Reihe, aus denen jedoch nichts zu bringen war. Manche behaupteten, um vier Uhr noch zu Hause oder anderswo beschäftigt gewesen zu sein, und sie waren sämmtlich angesessene, unverdächtige Leute. Man mußte sich mit ihren negativen Zeugnissen begnügen.

Friedrich ward herein gerufen. Er trat ein mit einem Wesen, das sich durchaus nicht von seinem gewöhnlichen unterschied, weder gespannt noch keck. Das Verhör währte ziemlich lange und die Fragen waren mitunter ziemlich schlau gestellt; er beantwortete sie jedoch alle offen und bestimmt und erzählte den Vorgang zwischen ihm und dem Oberförster ziemlich der Wahrheit gemäß, bis auf das Ende, das er gerathener fand, für sich zu behalten. Sein Alibi zur Zeit des Mordes war leicht erwiesen.

Der Förster lag am Ausgange des Masterholzes; über dreiviertel Stunden Weges von der Schlucht, in der er Friedrich um vier Uhr angeredet und aus der dieser seine Heerde schon zehn Minuten später in's Dorf getrieben. Jedermann hatte dies gesehen; alle anwesenden Bauern beeiferten sich, es zu bezeugen; mit diesem hatte er geredet, jenem zugenickt.

Der Gerichtsschreiber saß unmuthig und verlegen da. Plötzlich fuhr er mit der Hand hinter sich und brachte etwas Blinkendes vor Friedrichs Auge. „Wem gehört dies?" — Friedrich sprang drei Schritt zurück. „Herr Jesus! ich dachte, Ihr wolltet mir den Schädel einschlagen." Seine Augen waren rasch über das tödtliche Werkzeug gefahren und schienen momentan auf einem ausgebrochenen Splitter am Stiele zu haften. „Ich weiß es nicht," sagte er fest. — Es war die Axt, die man in dem Schädel des Oberförsters eingeklammert gefunden hatte. — „Sieh sie genau an," fuhr der Gerichtsschreiber fort. Friedrich faßte sie mit der Hand, besah sie oben, unten, wandte sie um. „Es ist eine Axt wie andere," sagte er dann und legte sie gleichgültig auf den Tisch. Ein Blutfleck ward sichtbar; er schien zu schaudern, aber er wiederholte noch einmal

sehr bestimmt: „Ich kenne sie nicht.“ Der Gerichtsschreiber seufzte vor Unmuth. Er selbst wußte um nichts mehr, und hatte nur einen Versuch zu möglicher Entdeckung durch Ueberraschung machen wollen. Es blieb nichts übrig, als das Verhör zu schließen.

Denjenigen, die vielleicht auf den Ausgang dieser Begebenheit gespannt sind, muß ich sagen, daß diese Geschichte nie aufgeklärt wurde, obwohl noch viel dafür geschah und diesem Verhöre mehrere folgten. Den Blaukitteln schien durch das Aufsehen, das der Vorgang gemacht und die darauf folgenden geschärften Maßregeln der Muth genommen; sie waren von nun an wie verschwunden, und obgleich späterhin noch mancher Holzfrevler erwischt wurde, fand man doch nie Anlaß, ihn der berüchtigten Bande zuzuschreiben. Die Art lag zwanzig Jahre nachher als unnützes corpus delicti im Gerichtsarchiv, wo sie wohl noch jetzt ruhen mag mit ihren Roststecken. Es würde in einer erdichteten Geschichte Unrecht sein, die Neugier des Lesers so zu täuschen. Aber dies Alles hat sich wirklich zugetragen; ich kann nichts davon oder dazu thun.

Am nächsten Sonntage stand Friedrich sehr früh auf, um zur Beichte zu gehen. Es war Mariä Himmelfahrt und die Pfarrgeistlichen schon vor Tagesanbruch im Beichtstuhle.

Nachdem er sich im Finstern angekleidet, verließ er so geräuschlos wie möglich den engen Verschlag, der ihm in Simons Hause eingeräumt war.

In der Küche mußte sein Gebetbuch auf dem Sims liegen und er hoffte, es mit Hülfe des schwachen Mondlichtes zu finden; es war nicht da. Er warf die Augen suchend umher und fuhr zusammen; in der Kammerthür stand Simon, fast unbekleidet, seine dürre Gestalt, sein ungekämmtes, wirres Haar und die vom Mondschein verursachte Bläße des Gesichts gaben ihm ein schauerlich verändertes Ansehen. „Sollte er nachtwandeln?“ dachte Friedrich, und verhielt sich ganz still. — „Friedrich, wohin?“ flüsterte der Alte. — „Ohm, seid Ihr's? ich will beichten gehen.“ — „Das dacht ich mir; geh'

in Gottes Namen, aber beichte wie ein guter Christ." — „Das will ich," sagte Friedrich. — „Denk an die zehn Gebote: du sollst kein Zeugniß ablegen gegen deinen Nächsten." — „Kein falsches!" — „Nein, gar keines; du bist schlecht unterrichtet; wer einen andern in der Beichte anklagt, der empfängt das Sakrament unwürdig."

Beide schwiegen. — „Ohm, wie kommt Ihr darauf?" sagte Friedrich dann; „Eu'r Gewissen ist nicht rein; Ihr habt mich belogen." — „Ich? so?" — „Wo ist Eure Axt?" — „Meine Axt? auf der Tenne." — „Habt Ihr einen neuen Stiel hinein gemacht? wo ist der alte?" — „Den kannst du heute bei Tage im Holzschuppen finden."

„Geh," fuhr er verächtlich fort, „ich dachte du seiest ein Mann; aber du bist ein altes Weib, das gleich meint das Haus brenne, wenn ihr Feuertopf raucht. Sieh," fuhr er fort, „wenn ich mehr von der Geschichte weiß, als der Thürpfosten da, so will ich ewig nicht selig werden. Längst war ich zu Haus," fügte er hinzu. — Friedrich stand beklemmt und zweifelnd. Er hätte viel darum gegeben, seines Ohms Gesicht sehen zu können. Aber während sie flüsterten, hatte der Himmel sich bewölkt.

„Ich habe schwere Schuld," seufzte Friedrich, „daß ich ihn den unrechten Weg geschickt — obgleich — doch, dies hab' ich nicht gedacht, nein, gewiß nicht. Ohm, ich habe Euch ein schweres Gewissen zu danken." — „So geh', beicht!" flüsterte Simon mit bebender Stimme; „verunehre das Sacrament durch Angeberei und setze armen Leuten einen Spion auf den Hals, der schon Wege finden wird, ihnen das Stückchen Brod aus den Zähnen zu reißen, wenn er gleich nicht reden darf — geh!"

Friedrich stand unschlüssig; er hörte ein leises Geräusch; die Wolken verzogen sich, das Mondlicht fiel wieder auf die Kammerthür: sie war geschlossen. Friedrich ging an diesem Morgen nicht zur Beichte.

Der Eindruck, den dieser Vorfall auf Friedrich gemacht,

erlosch leider nur zu bald. Wer zweifelt daran, daß Simon Alles that, seinen Adoptivsohn dieselben Wege zu leiten, die er selber ging? Und in Friedrich lagen Eigenschaften, die dies nur zu sehr erleichterten: Leichtsinn, Erregbarkeit, und vor Allem ein grenzenloser Hochmuth, der nicht immer den Schein verschmähte, und dann Alles daran setzte, durch Wahrmachung des Usurpirten möglicher Beschämung zu entgehen. Seine Natur war nicht unedel, aber er gewöhnte sich, die innere Schande der äußern vorzuziehen. Man darf nur sagen, er gewöhnte sich zu prunken, während seine Mutter darbte.

Diese unglückliche Wendung seines Charakters war indessen das Werk mehrerer Jahre, in denen man bemerkte, daß Margreth immer stiller über ihren Sohn ward und allmählich in einen Zustand der Verkommenheit versank, den man früher bei ihr für unmöglich gehalten hätte. Sie wurde scheu, saumselig, sogar unordentlich, und Manche meinten, ihr Kopf habe gelitten. Friedrich ward desto lauter; er versäumte keine Kirchweih oder Hochzeit, und da ein sehr empfindliches Ehrgefühl ihn die geheime Mißbilligung Mancher nicht übersehen ließ, war er gleichsam unter Waffen, der öffentlichen Meinung nicht sowohl Trotz zu bieten, als sie den Weg zu leiten, der ihm gefiel. Er war äußerlich ordentlich, nüchtern, anscheinend treuherzig, aber listig, prahlerisch und oft roh, ein Mensch, an dem Niemand Freude haben konnte, am wenigsten seine Mutter, und der dennoch durch seine gefürchtete Kühnheit und noch mehr gefürchtete Tücke ein gewisses Uebergewicht im Dorfe erlangt hatte, das um so mehr anerkannt wurde, je mehr man sich bewußt war, ihn nicht zu kennen und nicht berechnen zu können, wessen er am Ende fähig sei. Nur ein Bursch im Dorfe, Wilm Hülsmeyer, wagte im Bewußtsein seiner Kraft und guter Verhältnisse ihm die Spitze zu bieten; und da er gewandter in Worten war als Friedrich, und immer, wenn der Stachel saß, einen Scherz daraus zu machen wußte, so war dies der Einzige, mit dem Friedrich ungern zusammentraf.

Vier Jahre waren verflossen; es war im October; der milde Herbst von 1760, der alle Scheunen mit Korn und alle Keller mit Wein füllte, hatte seinen Reichthum auch über diesen Erdwinkel strömen lassen, und man sah mehr Betrunkene, hörte von mehr Schlägereien und dummen Streichen als je. Ueberall gab's Lustbarkeiten; der blaue Montag kam in Aufnahme, und wer ein paar Thaler erübrigt hatte, wollte gleich eine Frau dazu, die ihm heute essen und morgen hungern helfen könne. Da gab es im Dorfe eine tüchtige, solide Hochzeit, und die Gäste durften mehr erwarten, als eine verstimmte Geige, ein Glas Branntwein und was sie an guter Laune selber mitbrachten. Seit früh war Alles auf den Beinen; vor jeder Thüre wurden Kleider gelüftet, und B. glich den ganzen Tag einer Trödelbude. Da viele Auswärtige erwartet wurden, wollte Jeder gern die Ehre des Dorfes oben halten.

Es war 7 Uhr Abends und Alles in vollem Gange; Jubel und Gelächter an allen Enden, die niedern Stuben zum Ersticken angefüllt mit blauen, rothen und gelben Gestalten, gleich Pfandställen, in denen eine zu große Heerde eingepfercht ist. Auf der Tenne ward getanzt, das heißt, wer zwei Fuß Raum erobert hatte, drehte sich darauf immer rund um und suchte durch Jauchzen zu ersetzen, was an Bewegung fehlte. Das Orchester war glänzend, die erste Geige als anerkannte Künstlerin prädominirt die zweite und eine große Baßviole mit drei Saiten, von Dilettanten ad libitum gestrichen; Branntwein und Kaffee im Ueberflusse, alle Gäste von Schweiß triefend; kurz, es war ein köstliches Fest.

Friedrich stolzirte umher wie ein Hahn, im neuen himmelblauen Rock, und machte sein Recht als erster Elegant geltend. Als auch die Gutsherrschaft anlangte, saß er gerade hinter der Baßgeige und strich die tiefste Saite mit großer Kraft und vielem Anstand.

„Johannes!" rief er gebieterisch, und heran trat sein Schützling von dem Tanzplatze, wo er auch seine ungelenken

Beine zu ſchlenkern und eins zu jauchzen verſucht hatte. Friedrich reichte ihm den Bogen, gab durch eine ſtolze Kopfbewegung ſeinen Willen zu erkennen und trat zu den Tanzenden. „Nun luſtig, Muſikanten: den Papen van Iſtrup!“ Der beliebte Tanz ward geſpielt und Friedrich machte Sätze vor den Augen ſeiner Herrſchaft, daß die Kühe an der Tenne die Hörner zurückzogen und Kettengeklirr und Gebrumme an ihren Ständern herlief. Fußhoch über die Andern tauchte ſein blonder Kopf auf und nieder, wie ein Hecht, der ſich im Waſſer überſchlägt; an allen Enden ſchrieen Mädchen auf, denen er zum Zeichen der Huldigung mit einer raſchen Kopfbewegung ſein langes Flachshaar in's Geſicht ſchleuderte.

„Jetzt iſt es gut!“ ſagte er endlich und trat ſchweißtriefend an den Kredenztiſch; „die gnädigen Herrſchaften ſollen leben und alle die hochadeligen Prinzen und Prinzeſſinnen, und wer's nicht mittrinkt, den will ich an die Ohren ſchlagen, daß er die Engel ſingen hört!“ Ein lautes Vivat beantwortete den galanten Toaſt. — Friedrich machte ſeinen Bückling. — „Nichts für ungut, gnädige Herrſchaften; wir ſind nur ungelehrte Bauersleute!“

In dieſem Augenblick erhob ſich ein Getümmel am Ende der Tenne, Geſchrei, Schelten, Gelächter, alles durcheinander. „Butterdieb, Butterdieb!“ riefen ein paar Kinder, und heran drängte ſich, oder vielmehr ward geſchoben, Johannes Niemand, den Kopf zwiſchen die Schultern ziehend und mit aller Macht nach dem Ausgange ſtrebend. — „Was iſt's? was habt ihr mit unſerm Johannes?“ rief Friedrich gebieteriſch.

„Das ſollt Ihr früh genug gewahr werden,“ keuchte ein altes Weib mit der Küchenſchürze und einem Wiſchhader in der Hand. — Schande! Johannes, der arme Teufel, dem zu Hauſe das Schlechteſte gut genug ſein mußte, hatte verſucht, ſich ein halbes Pfündchen Butter für die kommende Dürre zu ſichern, und ohne daran zu denken, daß er es, ſauber in ſein Schnupftuch gewickelt, in der Taſche geborgen,

war er an's Küchenfeuer getreten und nun rann das Fett schmählich die Rockschöße entlang.

Allgemeiner Aufruhr; die Mädchen sprangen zurück, aus Furcht, sich zu beschmutzen, oder stießen den Delinquenten vorwärts. Andere machten Platz, sowohl aus Mitleid als Vorsicht. Aber Friedrich trat vor: „Lumpenhund!“ rief er; ein paar derbe Maulschellen trafen den geduldigen Schützling; dann stieß er ihn an die Thür und gab ihm einen tüchtigen Fußtritt mit auf den Weg. Er kehrte niedergeschlagen zurück; seine Würde war verletzt, das allgemeine Gelächter schnitt ihm durch die Seele, ob er sich gleich durch einen tapfern Juchheschrei wieder in den Gang zu bringen suchte — es wollte nicht mehr recht gehen. Er war im Begriff, sich wieder hinter die Baßviole zu flüchten; doch zuvor noch ein Kunststückchen: er zog seine silberne Taschenuhr hervor, zu jener Zeit ein seltener und kostbarer Schmuck. „Es ist bald zehn,“ sagte er. „Jetzt den Brautmenuet! ich will Musik machen.“

„Eine prächtige Uhr!“ sagte der Schweinehirt und schob sein Gesicht in ehrfurchtsvoller Neugier vor.

„Was hat sie gekostet?“ rief Wilm Hülsmeyer, Friedrichs Nebenbuhler. — „Willst du sie bezahlen?“ fragte Friedrich. — „Hast du sie bezahlt?“ antwortete Wilm. Friedrich warf einen stolzen Blick auf ihn und griff in schweigender Majestät zum Fidelbogen. — „Nun, nun,“ sagte Hülsmeyer, „dergleichen hat man erlebt. Du weißt wohl, der Franz Ebel hatte auch eine schöne Uhr, bis der Jude Aaron sie ihm wieder abnahm.“ — Friedrich antwortete nicht, sondern winkte stolz der ersten Violine, und sie begannen aus Leibeskräften zu streichen.

Die Gutsherrschaft war indessen in die Kammer getreten, wo der Braut von den Nachbarfrauen das Zeichen ihres neuen Standes, die weiße Stirnbinde, umgelegt wurde. Das junge Blut weinte sehr, theils weil es die Sitte so wollte, theils aus wahrer Beklemmung. Sie sollte einem verworrenen Haushalt vorstehen, unter den Augen eines mürrischen alten

Mannes, den ſie noch obendrein lieben ſollte. Er ſtand neben ihr, durchaus nicht wie der Bräutigam des hohen Liedes, der „in die Kammer tritt wie die Morgenſonne.“ — „Du haſt nun genug geweint,“ ſagte er verdrießlich; „bedenk, du biſt es nicht, die mich glücklich macht, ich mache dich glücklich!“ — Sie ſah demüthig zu ihm auf, und ſchien zu fühlen, daß er Recht habe. — Das Geſchäft war beendigt; die junge Frau hatte ihrem Manne zugetrunken, junge Spaßvögel hatten durch den Dreifuß geſchaut, ob die Binde gerade ſitze und man drängte ſich wieder der Tenne zu, von wo unauslöſchliches Gelächter und Lärm herüberſchallte. Friedrich war nicht mehr dort. Eine große, unerträgliche Schmach hatte ihn getroffen, da der Jude Aaron, ein Schlächter und gelegentlicher Althändler aus dem nächſten Städtchen, plötzlich erſchienen war, und nach einem kurzen, unbefriedigenden Zwiegeſpräch ihn laut vor allen Leuten um den Betrag von zehn Thalern für eine ſchon um Oſtern gelieferte Uhr gemahnt hatte. Friedrich war wie vernichtet fortgegangen und der Jude ihm gefolgt, immer ſchreiend: „O weh mir! warum hab' ich nicht gehört auf vernünftige Leute! Haben ſie mir nicht hundertmal geſagt, Ihr hättet all Eu'r Gut am Leibe und kein Brod im Schranke!“ — Die Tenne tobte von Gelächter; manche hatten ſich auf den Hof nachgedrängt. — „Packt den Juden! wiegt ihn gegen ein Schwein!“ riefen Einige; Andere waren ernſt geworden. — „Der Friedrich ſah ſo blaß aus wie ein Tuch,“ ſagte eine alte Frau, und die Menge theilte ſich, wie der Wagen des Gutsherrn in den Hof lenkte. Herr von S. war auf dem Heimwege verſtimmt, die jedesmalige Folge, wenn der Wunſch, ſeine Popularität aufrecht zu erhalten, ihn bewog, ſolchen Feſten beizuwohnen. Er ſah ſchweigend aus dem Wagen. „Was ſind denn das für ein paar Figuren?“ — Er deutete auf zwei dunkle Geſtalten, die vor dem Wagen rannten wie Strauße. Nun ſchlüpften ſie in's Schloß. — Auch ein paar ſelige Schweine aus unſerm eigenen Stall!“ ſeufzte Herr von S. — Zu

Hause angekommen, fand er die Hausflur vom ganzen Dienstpersonal eingenommen, das zwei Kleinknechte umstand, welche sich blaß und athemlos auf der Stiege niedergelassen hatten. Sie behaupteten, von des alten Mergels Geist verfolgt worden zu sein, als sie durch's Brederholz heimkehrten. Zuerst hätte es über ihnen an der Höhe gerauscht und gekniſtert; darauf hoch in der Luft ein Geklapper, wie von aneinander schlagenden Stöcken; plötzlich ein gellender Schrei und ganz deutlich die Worte: „O weh, meine arme Seele!" hoch von oben herab. Der Eine wollte auch glühende Augen durch die Zweige funkeln gesehen haben, und Beide waren gelaufen, was ihre Beine vermochten.

„Dummes Zeug!" sagte der Gutsherr verdrießlich und trat in die Kammer, sich umzukleiden. Am andern Morgen wollte die Fontaine im Garten nicht springen, und es fand sich, daß Jemand eine Röhre verrückt hatte, augenscheinlich um nach dem Kopfe eines vor vielen Jahren hier verscharrten Pferdegerippes zu suchen, der für ein bewährtes Mittel wider allen Hexen- und Geisterspuck gilt. „Hm," sagte der Gutsherr, „was die Schelme nicht stehlen, das verderben die Narren."

Drei Tage später tobte ein furchtbarer Sturm. Es war Mitternacht, aber Alles im Schlosse außer dem Bett. Der Gutsherr stand am Fenster und sah besorgt in's Dunkle, nach seinen Feldern hinüber. An den Scheiben flogen Blätter und Zweige her; mitunter fuhr ein Ziegel hinab und schmetterte auf das Pflaster des Hofes. „Furchtbares Wetter!" sagte Herr von S. Seine Frau sah ängstlich aus. „Ist das Feuer auch gewiß gut verwahrt?" sagte sie; „Grethchen, sieh noch einmal nach, gieß es lieber ganz aus! Kommt, wir wollen das Evangelium Johannis beten." Alles kniete nieder und die Hausfrau begann:

„Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort." — Ein furchtbarer Donnerschlag. Alle fuhren zusammen; dann furchtbares Geschrei

und Getümmel die Treppe heran. — „Um Gotteswillen! brennt es?“ rief Frau von S. und sank mit dem Gesichte auf den Stuhl. Die Thüre ward aufgerissen und herein stürzte die Frau des Juden Aaron, bleich wie der Tod, das Haar wild um den Kopf, von Regen triefend. Sie warf sich vor dem Gutsherrn auf die Kniee. „Gerechtigkeit!“ rief sie, „Gerechtigkeit! mein Mann ist erschlagen!“ und sank ohnmächtig zusammen.

Es war nur zu wahr, und die nachfolgende Untersuchung bewies, daß der Jude Aaron durch einen Schlag an die Schläfe mit einem stumpfen Instrumente, wahrscheinlich einem Stabe, sein Leben verloren hatte durch einen einzigen Schlag. An der linken Schläfe war der blaue Fleck, sonst keine Verletzung zu finden. Die Aussagen der Jüdin und ihres Knechtes Samuel lauteten so: Aaron war vor drei Tagen am Nachmittage ausgegangen, um Vieh zu kaufen, und hatte dabei gesagt, er werde wohl über Nacht ausbleiben, da noch einige böse Schuldner in B. und S. zu mahnen seien. In diesem Falle werde er in B. beim Schlachter Salomon übernachten. Als er am folgenden Tage nicht heimkehrte, war seine Frau sehr besorgt geworden und hatte sich endlich heute um drei Uhr Nachmittags in Begleitung ihres Knechtes und des großen Schlächterhundes auf den Weg gemacht. Beim Juden Salomon wußte man nichts von Aaron; er war gar nicht da gewesen. Nun waren sie zu allen Bauern gegangen, von denen sie wußten, daß Aaron einen Handel mit ihnen im Auge hatte.

Nur zwei hatten ihn gesehen, und zwar an demselben Tage, an welchem er ausgegangen. Es war darüber sehr spät geworden. Die große Angst trieb das Weib nach Haus, wo sie ihren Mann wiederzufinden eine schwache Hoffnung nährte. So waren sie im Brederholz vom Gewitter überfallen worden und hatten unter einer großen, am Berghange stehenden Buche Schutz gesucht; der Hund hatte unterdessen auf eine auffallende Weise umhergestöbert und sich endlich,

trotz allem Locken, im Walde verlaufen. Mit einem Male sieht die Frau beim Leuchten des Blitzes etwas Weißes neben sich im Mooſe. Es iſt der Stab ihres Mannes, und faſt im ſelben Augenblicke bricht der Hund durch's Gebüſch und trägt etwas im Maule: es iſt der Schuh ihres Mannes. Nicht lange, ſo iſt in einem mit dürrem Laube gefüllten Graben der Leichnam des Juden gefunden.

Dies war die Angabe des Knechtes, von der Frau nur im Allgemeinen unterſtützt; ihre übergroße Spannung hatte nachgelaſſen und ſie ſchien jetzt halb verwirrt oder vielmehr ſtumpfſinnig. „Aug' um Auge, Zahn um Zahn!" dies waren die einzigen Worte, die ſie zuweilen hervorſtieß.

In derſelben Nacht noch wurden die Schützen aufgeboten, um Friedrich zu verhaften. Der Anklage bedurfte es nicht, da Herr von S. ſelbſt Zeuge eines Auftritts geweſen war, der den dringendſten Verdacht auf ihn werfen mußte; zudem die Geſpenſtergeſchichte von jenem Abende, das Aneinanderſchlagen der Stäbe im Brederholz, der Schrei aus der Höhe. Da der Amtsſchreiber gerade abweſend war, ſo betrieb Herr von S. ſelbſt alles raſcher, als ſonſt geſchehen wäre. Dennoch begann die Dämmerung bereits anzubrechen, bevor die Schützen ſo geräuſchlos wie möglich das Haus der armen Margreth umſtellt hatten. Der Gutsherr ſelber pochte an; es währte kaum eine Minute, bis geöffnet ward und Margreth völlig angekleidet in der Thüre erſchien. Herr von S. fuhr zurück; er hatte ſie faſt nicht erkannt, ſo blaß und ſteinern ſah ſie aus. „Wo iſt Friedrich?" fragte er mit unſicherer Stimme.

„Sucht ihn," antwortete ſie und ſetzte ſich auf einen Stuhl. Der Gutsherr zögerte noch einen Augenblick.

„Herein, herein!" ſagte er dann barſch; „worauf warten wir?" Man trat in Friedrichs Kammer. Er war nicht da, aber das Bett noch warm. Man ſtieg auf den Söller, in den Keller, ſtieß in's Stroh, ſchaute hinter jedes Faß, ſogar in den Backofen; er war nicht da. Einige gingen in den

Garten, sahen hinter den Zaun und in die Apfelbäume hinauf; er war nicht zu finden.

„Entwischt!“ sagte der Gutsherr mit sehr gemischten Gefühlen: der Anblick der alten Frau wirkte gewaltig auf ihn. „Gebt den Schlüssel zu jenem Koffer.“ — Margreth antwortete nicht. — „Gebt den Schlüssel!“ wiederholte der Gutsherr, und merkte jetzt erst, daß der Schlüssel steckte. Der Inhalt des Koffers kam zum Vorschein; des Entflohenen gute Sonntagskleider und seiner Mutter ärmlicher Staat; dann zwei Leichenhemden mit schwarzen Bändern, das eine für einen Mann, das andere für eine Frau gemacht. Herr von S. war tief erschüttert. Ganz zu unterst auf dem Boden des Koffers lag die silberne Uhr und einige Schriften von sehr leserlicher Hand, eine derselben von einem Manne unterzeichnet, den man in starkem Verdacht der Verbindung mit den Holzfrevlern hatte. Herr von S. nahm sie mit zur Durchsicht, und man verließ das Haus, ohne daß Margreth ein anderes Lebenszeichen von sich gegeben hätte, als daß sie unaufhörlich die Lippen nagte und mit den Augen zwinkerte.

Im Schlosse angelangt, fand der Gutsherr den Amtsschreiber, der schon am vorigen Abend heimgekommen war und behauptete, die ganze Geschichte verschlafen zu haben, da der gnädige Herr nicht nach ihm geschickt.

„Sie kommen immer zu spät,“ sagte Herr von S. verdrießlich. „War denn nicht irgend ein altes Weib im Dorfe, das Ihrer Magd die Sache erzählte? und warum weckte man Sie dann nicht?“ „Gnädiger Herr,“ versetzte Kapp, „allerdings hat meine Anne Marie den Handel um eine Stunde früher erfahren als ich; aber sie wußte, daß Ihre Gnaden die Sache selbst leiteten, und dann,“ fügte er mit klagender Miene hinzu, „daß ich so todtmüde war!“ — „Schöne Polizei!“ murmelte der Gutsherr, „jede alte Schachtel im Dorf weiß Bescheid, wenn es recht geheim zugehen soll.“ Dann fuhr er heftig fort: „Das müßte wahrhaftig ein dummer Teufel von Delinquenten sein, der sich packen ließe!“

Beide ſchwiegen eine Weile. „Mein Fuhrmann hatte ſich in der Nacht verirrt,“ hob der Amtsſchreiber wieder an; „über eine Stunde lang hielten wir im Walde; es war ein Mordwetter; ich dachte, der Wind werde den Wagen umreißen. Endlich, als der Regen nachließ, fuhren wir in Gottes Namen darauf los, immer in das Zellerfeld hinein, ohne eine Hand vor den Augen zu ſehen. Da ſagte der Kutſcher: „wenn wir nur nicht den Steinbrüchen zu nahe kommen!“ Mir war ſelbſt bange; ich ließ halten und ſchlug Feuer, um wenigſtens etwas Unterhaltung an meiner Pfeife zu haben. Mit einem Male hörten wir ganz nah, perpendicular unter uns die Glocke ſchlagen. Ew. Gnaden mögen glauben, daß mir fatal zu Muth wurde. Ich ſprang aus dem Wagen, denn ſeinen eigenen Beinen kann man trauen, aber denen der Pferde nicht. So ſtand ich, in Koth und Regen, ohne mich zu rühren, bis es Gottlob ſehr bald anfing zu dämmern. Und wo hielten wir? dicht an der Heerſer Tiefe und den Thurm von Heerſe gerade unter uns. Wären wir noch zwanzig Schritte weiter gefahren, wir wären alle Kinder des Todes geweſen.“ — „Das war in der That kein Spaß,“ verſetzte der Gutsherr, halb verſöhnt.

Er hatte unterdeſſen die mitgenommenen Papiere durchgeſehen. Es waren Mahnbriefe um geliehene Gelder, die meiſten von Wucherern. „Ich hatte nicht gedacht,“ murmelte er, „daß die Mergels ſo tief drin ſteckten.“ — „Ja, und daß es ſo an den Tag kommen muß,“ verſetzte Kapp; „das wird kein kleiner Aerger für Frau Margreth ſein.“ — „Ach Gott, die denkt jetzt daran nicht!“ Mit dieſen Worten ſtand der Gutsherr auf und verließ das Zimmer, um mit Herrn Kapp die gerichtliche Leichenſchau vorzunehmen. — Die Unterſuchung war kurz, gewaltſamer Tod erwieſen, der vermuthliche Thäter entflohen, die Anzeigen gegen ihn zwar gravirend, doch ohne perſönliches Geſtändniß nicht beweiſend, ſeine Flucht allerdings ſehr verdächtig. So mußte die gerichtliche Verhandlung ohne genügenden Erfolg geſchloſſen werden.

Die Juden der Umgegend hatten großen Antheil gezeigt. Das Haus der Wittwe ward nie leer von Jammernden und Rathenden.

Seit Menschengedenken waren nicht so viel Juden beisammen in L. gesehen worden.

Durch den Mord ihres Glaubensgenossen aufs Aeußerste erbittert, hatten sie weder Mühe noch Geld gespart, dem Thäter auf die Spur zu kommen. Man weiß sogar, daß einer derselben, gemeinhin der Wucherjoel genannt, einem seiner Kunden, der ihm mehrere Hunderte schuldete und den er für einen besonders listigen Kerl hielt, Erlaß der ganzen Summe angeboten hatte, falls er ihm zur Verhaftung des Mergel verhelfen wolle; denn der Glaube war allgemein unter den Juden, daß der Thäter nur mit guter Beihilfe entwischt und wahrscheinlich noch in der Umgegend sei. Als dennoch Alles nichts half und die gerichtliche Verhandlung für beendet erklärt worden war, erschien am nächsten Morgen eine Anzahl der angesehensten Israeliten im Schlosse, um dem gnädigen Herrn einen Handel anzutragen. Der Gegenstand war die Buche, unter der Aarons Stab gefunden und wo der Mord wahrscheinlich verübt worden war. - - „Wollt ihr sie fällen? so mitten im vollen Laube?“ fragte der Gutsherr.

„Nein, Ihro Gnaden, sie muß stehen bleiben im Winter und Sommer, so lange ein Span daran ist.“ — „Aber, wenn ich nun den Wald hauen lasse, so schadet es dem jungen Aufschlag.“ — „Wollen wir sie doch nicht um gewöhnlichen Preis.“ Sie boten 200 Thaler. Der Handel ward geschlossen und allen Förstern streng eingeschärft, die Judenbuche auf keine Weise zu schädigen.

Darauf sah man an einem Abende wohl gegen sechzig Juden, ihren Rabbiner an der Spitze, in das Brederholz ziehen, alle schweigend und mit gesenkten Augen.

Sie blieben über eine Stunde im Walde und kehrten dann ebenso ernst und feierlich zurück, durch das Dorf B. bis in

das Zellerfeld, wo ſie ſich zerſtreuten und Jeder ſeines Weges ging.

Am nächſten Morgen ſtand an der Buche mit dem Beil eingehauen:

עוֹ שֶׁה לִי אִם תַּעֲמֹד בַּמָּקוֹם הַזֶּה יִפָּגַע בְּךָ כַּאֲשֶׁר אַתָּה

Und wo war Friedrich? Ohne Zweifel fort, weit genug, um die kurzen Arme einer ſo ſchwachen Polizei nicht mehr fürchten zu dürfen. Er war bald verſchollen, vergeſſen. Ohm Simon redete ſelten von ihm, und dann ſchlecht; die Judenfrau tröſtete ſich am Ende und nahm einen andern Mann. Nur die arme Margreth blieb ungetröſtet.

Etwa ein halbes Jahr nachher las der Gutsherr einige eben erhaltene Briefe in Gegenwart des Amtsſchreibers.

„Sonderbar, ſonderbar!“ ſagte er. „Denken Sie ſich, Kapp, der Mergel iſt vielleicht unſchuldig an dem Morde. So eben ſchreibt mir der Präſident des Gerichtes zu P.: „Le vrai n'est pas toujours vraisemblable;“ das erfahre ich oft in meinem Berufe und jetzt neuerdings. Wiſſen Sie wohl, daß Ihr lieber Getreuer, Friedrich Mergel, den Juden mag eben ſo wenig erſchlagen haben, wie ich oder Sie? Leider fehlen die Beweiſe, aber die Wahrſcheinlichkeit iſt groß. Ein Mitglied der Schlemming'ſchen Bande (die wir jetzt, nebenbei geſagt, größtentheils unter Schloß und Riegel haben), Lumpenmoiſes genannt, hat im letzten Verhöre ausgeſagt, daß ihn nichts ſo ſehr gereue, als der Mord eines Glaubensgenoſſen, Aaron, den er im Walde erſchlagen und doch nur ſechs Groſchen bei ihm gefunden habe.

Leider ward das Verhör durch die Mittagsſtunde unterbrochen, und während wir tafelten, hat ſich der Hund von einem Juden an einem Strumpfbande erhängt. Was ſagen Sie dazu? Aaron iſt zwar ein verbreiteter Name u. ſ. w. —

„Was ſagen Sie dazu?“ wiederholte der Gutsherr: „und weshalb wäre der Eſel von einem Burſchen denn gelaufen?“

Der Amtsſchreiber dachte nach. — „Nun, vielleicht der

Holzfrevel wegen, mit denen wir ja gerade in Unterſuchung waren. Heißt es nicht: der Böſe läuft vor ſeinem eigenen Schatten? Mergels Gewiſſen war ſchmutzig genug auch ohne dieſen Flecken."

Dabei beruhigte man ſich. Friedrich war hin, verſchwunden und — Johannes Niemand, der arme, unbeachtete Johannes, am gleichen Tage mit ihm. — —

Eine ſchöne lange Zeit war verfloſſen, achtundzwanzig Jahre, faſt die Hälfte eines Menſchenlebens; der Gutsherr war ſehr alt und grau geworden, ſein gutmüthiger Gehülfe Kapp längſt begraben. Menſchen, Thiere und Pflanzen waren entſtanden, gereift, vergangen, nur Schloß B. ſah immer gleich grau und vornehm auf die Hütten herab, die wie alte hektiſche Leute immer fallen zu wollen ſchienen und immer ſtanden.

Es war am Vorabende des Weihnachtsfeſtes den 24. December 1788.

Tiefer Schnee lag in den Hohlwegen, wohl an 12 Fuß hoch, und eine durchdringende Froſtluft machte die Fenſterſcheiben in der geheizten Stube gefrieren. Mitternacht war nahe, dennoch flimmerten überall matte Lichtchen aus den Schneehügeln, und in jedem Hauſe lagen die Einwohner auf den Knieen, um den Eintritt des heiligen Chriſtfeſtes mit Gebet zu erwarten, wie dies in katholiſchen Ländern Sitte iſt, oder wenigſtens damals allgemein war. Da bewegte ſich von der Breder Höhe herab eine Geſtalt langſam gegen das Dorf; der Wanderer ſchien ſehr matt oder krank; er ſtöhnte ſchwer und ſchleppte ſich äußerſt mühſam durch den Schnee.

An der Mitte des Hanges ſtand er ſtill, lehnte ſich auf ſeinen Krückenſtab und ſtarrte unverwandt auf die Lichtpunkte. Es war ſo ſtill überall, ſo todt und kalt; man mußte an Irrlichter auf Kirchhöfen denken. Nun ſchlug es zwölf im Thurm; der letzte Schlag verdröhnte langſam und im nächſten Hauſe erhob ſich ein leiſer Geſang, der, von Hauſe zu Hauſe ſchwellend, ſich über das ganze Dorf zog:

Ein Kindelein so löbelich
Iſt uns geboren heute,
Von einer Jungfrau ſäuberlich,
Deß freu'n ſich alle Leute;
Und wär das Kindlein nicht gebor'n,
So wären wir alle zuſammen verlor'n:
Das Heil iſt unſer Aller.
O du mein liebſter Jeſu Chriſt,
Der du als Menſch geboren biſt,
Erlöß uns von der Hölle!

Der Mann am Hange war in die Knie geſunken und verſuchte mit zitternder Stimme einzufallen: es ward nur ein lautes Schluchzen daraus, und ſchwere, heiße Tropfen fielen in den Schnee. Die zweite Strophe begann; er betete leiſe mit; dann die dritte und vierte. Das Lied war geendigt und die Lichter in den Häuſern begannen ſich zu bewegen. Da richtete der Mann ſich mühſelig auf und ſchlich langſam hinab in das Dorf. An mehrern Häuſern leuchte er vorüber, dann ſtand er vor einem ſtill und pochte leiſe an.

„Was iſt denn das?" ſagte drinnen eine Frauenſtimme; „die Thüre klappert und der Wind geht doch nicht." — Er pochte ſtärker. — „Um Gotteswillen, laßt einen halberfrornen Menſchen ein, der aus der türkiſchen Sklaverei kommt!" — Geflüſter in der Küche. „Geht in's Wirthshaus," antwortete eine andere Stimme; „das fünfte Haus von hier!" — „Um Gottes Barmherzigkeit willen, laßt mich ein! ich habe kein Geld." —

Nach einigem Zögern ward die Thür geöffnet und ein Mann leuchtete mit der Lampe hinaus. — „Kommt nur herein;" ſagte er dann, „Ihr werdet uns den Hals nicht abſchneiden."

In der Küche befanden ſich außer dem Manne eine Frau in den mittlern Jahren, eine alte Mutter und fünf Kinder. Alle drängten ſich um den Eintretenden her und muſterten ihn mit ſcheuer Neugier. Eine armſelige Figur! mit ſchiefem

Halſe, gekrümmtem Rücken, die ganze Geſtalt gebrochen und kraftlos; langes, ſchneeweißes Haar hing um ſein Geſicht, das den verzogenen Ausdruck langen Leidens trug. Die Frau ging ſchweigend an den Herd und legte friſches Reiſig zu. — „Ein Bett können wir Euch nicht geben," ſagte ſie; „aber ich will hier eine gute Streu machen; Ihr müßt Euch ſchon ſo behelfen." — „Gott's Lohn!" verſetzte der Fremde; „ich bin's wohl ſchlechter gewohnt." — Der Heimgekehrte ward als Johannes Niemand erkannt, und er ſelbſt bethätigte, daß er derſelbe ſei, der einſt mit Friedrich Mergel entflohen.

Das Dorf war am folgenden Tage voll von den Abenteuern des ſo lange Verſchollenen.

Jeder wollte den Mann aus der Türkei ſehen, und man wunderte ſich beinahe, daß er noch ausſehe wie andere Menſchen. Das junge Volk hatte zwar keine Erinnerungen von ihm, aber die Alten fanden ſeine Züge noch ganz wohl heraus, ſo erbärmlich entſtellt er auch war.

„Johannes, Johannes, was ſeid Ihr grau geworden!" ſagte eine alte Frau. „Und woher habt Ihr den ſchiefen Hals?" — „Vom Holz und Waſſer tragen in der Sklaverei," verſetzte er.

„Und was iſt aus Mergel geworden? Ihr ſeid doch zuſammen fortgelaufen?"

„Freilich wohl; aber ich weiß nicht, wo er iſt, wir ſind von einander gekommen. „Wenn Ihr an ihn denkt, betet für ihn," fügte er hinzu, „er wird es wohl nöthig haben."

Man fragte ihn, warum Friedrich ſich denn aus dem Staube gemacht, da er den Juden doch nicht erſchlagen? — „Nicht?" ſagte Johannes und horchte geſpannt auf, als man ihm erzählte, was der Gutsherr gefliſſentlich verbreitet hatte, um den Fleck von Mergels Namen zu löſchen. — „Alſo ganz umſonſt," ſagte er nachdenkend, „ganz umſonſt ſo viel ausgeſtanden!" Er ſeufzte tief und fragte nun ſeinerſeits nach Manchem. Simon war lange todt, aber zuvor noch ganz verarmt, durch Prozeſſe und böſe Schuldner, die er nicht ge-

richtlich belangen durfte, weil es, wie man ſagte, zwiſchen ihnen keine reine Sache war.

Er hatte zuletzt Bettelbrod gegeſſen und war in einem fremden Schuppen auf dem Stroh geſtorben. Margreth hatte länger gelebt, aber in völliger Geiſtesſtumpfheit.

Die Leute im Dorf waren es bald müde geworden, ihr beizuſtehen, da ſie alles verkommen ließ, was man ihr gab, wie es denn die Art der Menſchen iſt, gerade die Hülfloſeſten zu verlaſſen, ſolche, bei denen der Beiſtand nicht nachhaltig wirkt und die der Hülfe immer gleich bedürftig bleiben. Dennoch hatte ſie nicht eigentlich Noth gelitten; die Gutsherrſchaft ſorgte ſehr für ſie, ſchickte ihr täglich das Eſſen und ließ ihr auch ärztliche Behandlung zukommen, als ihr kümmerlicher Zuſtand in völlige Abzehrung übergegangen war. In ihrem Hauſe wohnte jetzt der Sohn des ehemaligen Schweinehirten, der an jenem unglücklichen Abende Friedrichs Uhr ſo ſehr bewundert hatte. —

„Alles hin, Alles todt!“ ſeufzte Johannes.

Am Abend, als es dunkel geworden war und der Mond ſchien, ſah man ihn im Schnee auf dem Kirchhofe umherhumpeln; er betete bei keinem Grabe, ging auch an keines dicht hinan, aber auf einige ſchien er aus der Ferne ſtarre Blicke zu heften. So fand ihn der Förſter Brandes, der Sohn des Erſchlagenen, den die Gutsherrſchaft abgeſchickt hatte, ihn in's Schloß zu holen.

Beim Eintritt in das Wohnzimmer ſah er ſcheu umher, wie vom Licht geblendet, und dann auf den Baron, der ſehr zuſammengefallen in ſeinem Lehnſtuhl ſaß, aber noch immer mit den hellen Augen und dem rothen Käppchen auf dem Kopfe wie vor achtundzwanzig Jahren; neben ihm die gnädige Frau, auch alt, ſehr alt geworden.

„Nun, Johannes,“ ſagte der Gutsherr, „erzähl mir einmal recht ordentlich von deinen Abenteuern. Aber,“ er muſterte ihn durch die Brille, „du biſt ja erbärmlich mitgenommen in der Türkei!“ —

Johannes begann: wie Mergel ihn Nachts von der Heerde abgerufen und gesagt, er müsse mit ihm fort. — „Aber warum lief der dumme Junge denn? Du weißt doch, daß er unschuldig war?“ — Johannes sah vor sich nieder: „Ich weiß nicht recht, mich dünkt, es war wegen Holzgeschichten. Simon hatte so allerlei Geschäfte; mir sagte man nichts davon, aber ich glaube nicht, daß Alles war, wie es sein sollte.“ — „Was hat denn Friedrich dir gesagt?“ — „Nichts, als daß wir laufen müßten, sie wären hinter uns her. So liefen wir bis Heerse; da war es noch dunkel und wir versteckten uns hinter das große Kreuz am Kirchhofe, bis es etwas heller wurde, weil wir uns vor den Steinbrüchen am Zellerfelde fürchteten, und wie wir eine Weile gesessen hatten, hörten wir mit einemmale über uns schnauben und stampfen und sahen lange Feuerstrahlen in der Luft gerade über dem Heerser Kirchthurm.

Wir sprangen auf und liefen, was wir konnten in Gottes Namen gerade aus, und wie es dämmerte, waren wir wirklich auf dem rechten Wege nach P.“

Johannes schien noch vor der Erinnerung zu schaudern, und der Gutsherr dachte an seinen seligen Kapp und dessen Abenteuer am Heerser Hange. —

„Sonderbar!“ lachte er, „so nah wart ihr einander! aber fahr fort.“ —

Johannes erzählte nun, wie sie glücklich durch P. und über die Grenze gekommen.

Von da hatten sie sich als wandernde Handwerksbursche durchgebettelt bis Freiburg im Breisgau. „Ich hatte meinen Brodsack bei mir,“ sagte er, „und Friedrich ein Bündelchen; so glaubte man uns.“ — In Freiburg hatten sie sich von den Oestreichern anwerben lassen: ihn hatte man nicht gewollt, aber Friedrich bestand darauf. So kam er unter den Train. „Den Winter über blieben wir in Freiburg,“ fuhr er fort, „und es ging uns ziemlich gut; mir auch, weil Friedrich mich oft erinnerte und mir half, wenn ich etwas verkehrt machte.

Im Frühling mußten wir marſchiren, nach Ungarn, und im Herbſt ging der Krieg mit den Türken los. Ich kann nicht viel davon nachſagen, denn ich wurde gleich in der erſten Affaire gefangen und bin ſeitdem ſechsundzwanzig Jahre in der türkiſchen Sklaverei geweſen!" — „Gott im Himmel! das iſt doch ſchrecklich!" ſagte Frau v. S. — „Schlimm genug, die Türken halten uns Chriſten nicht beſſer als Hunde; das Schlimmſte war, daß meine Kräfte unter der harten Arbeit vergingen; ich ward auch älter und ſollte noch immer thun wie vor Jahren."

Er ſchwieg eine Weile.

„Ja," ſagte er dann, „es ging über Menſchenkräfte und Menſchengeduld; ich hielt es auch nicht aus. — Von da kam ich auf ein holländiſches Schiff." — „Wie kamſt du denn dahin?" fragte der Gutsherr. — „Sie fiſchten mich auf aus dem Bosporus," verſetzte Johannes. Der Baron ſah ihn befremdet an und hob den Finger warnend auf; aber Johannes erzählte weiter.

Auf dem Schiffe war es ihm nicht viel beſſer gegangen. „Der Skorbut riß ein; wer nicht ganz elend war, mußte über Macht arbeiten, und das Schiffstau regierte eben ſo ſtreng wie die türkiſche Peitſche."

„Endlich," ſchloß er, „als wir nach Holland kamen, nach Amſterdam, ließ man mich frei, weil ich unbrauchbar war, und der Kaufmann, dem das Schiff gehörte, hatte auch Mitleiden mit mir und wollte mich zu ſeinem Pförtner machen. Aber" — er ſchüttelte den Kopf — „ich bettelte mich lieber durch bis hieher." — „Das war dumm genug," ſagte der Gutsherr. Johannes ſeufzte tief: „O Herr, ich habe mein Leben zwiſchen Türken und Ketzern zubringen müſſen, ſoll ich nicht wenigſtens auf einem katholiſchen Kirchhofe liegen?" Der Gutsherr hatte ſeine Börſe gezogen: „Da Johannes, nun geh und komm bald wieder. Du mußt mir das Alles noch ausführlicher erzählen; heute ging es etwas konfus durch einander."

„Du biſt wohl noch ſehr müde?“ — „Sehr müde,“ verſetzte Johannes; „und,“ er deutete auf ſeine Stirn, „meine Gedanken ſind zuweilen ſo kurios, ich kann nicht recht ſagen, wie es ſo iſt.“ — „Ich weiß ſchon,“ ſagte der Baron, „von alter Zeit her. Jetzt geh. Hülsmeyers behalten dich wohl noch die Nacht über, morgen komm wieder.“

Herr von S. hatte das innigſte Mitleiden mit dem armen Schelm; bis zum folgenden Tage war überlegt worden, wo man ihn einmiethen könne; eſſen ſollte er täglich im Schloſſe, und für Kleidung fand ſich auch wohl Rath. — „Herr,“ ſagte Johannes, „ich kann auch noch wohl etwas thun; ich kann hölzerne Löffel machen, und Ihr könnt mich wohl auch als Boten ſchicken.“

Herr von S. ſchüttelte mitleidig den Kopf: „Das würde doch nicht ſonderlich ausfallen.“ — „O doch, Herr, wenn ich erſt im Gange bin — es geht nicht ſchnell, aber hin komme ich doch, und es wird mir auch nicht ſo ſauer, wie man denken ſollte.“ — „Nun,“ ſagte der Baron zweifelnd, „willſt du's verſuchen? hier iſt ein Brief nach P. Es hat keine ſonderliche Eile.“

Am folgenden Tage bezog Johannes ſein Kämmerchen bei einer Wittwe im Dorfe.

Er ſchnitzelte Löffel, aß auf dem Schloſſe und machte Botengänge für den gnädigen Herrn. Im Ganzen ging's ihm leidlich; die Herrſchaft war ſehr gütig, und Herr von S. unterhielt ſich oft lange mit ihm über die Türkei, den öſtreichiſchen Dienſt und die See.

„Der Johannes könnte viel erzählen,“ ſagte er zu ſeiner Frau, „wenn er nicht ſo grundeinfältig wäre.“ — „Mehr tiefſinnig als einfältig,“ verſetzte ſie; „ich fürchte immer, er ſchnappt noch über.“ — „Ei bewahre!“ antwortete der Baron, „er war ſein Lebenlang ein Simpel; ſimple Leute werden nie verrückt.“

Nach einiger Zeit blieb Johannes auf einem Botengange über Gebühr lange aus. Die gute Frau von S. war ſehr

besorgt um ihn und wollte schon Leute aussenden, als man ihn die Treppe heraufstelzen hörte.

„Du bist lange ausgeblieben, Johannes," sagte sie: „ich dachte schon, du hättest dich im Brederholz verirrt."

„Ich bin durch den Föhrengrund gegangen."

„Das ist ja ein weiter Umweg; warum gingst du nicht durch's Brederholz?"

Er sah trübe zu ihr auf: „Die Leute sagten mir, der Wald sei gefällt, und jetzt seien so viele Kreuz- und Querwege darin, da fürchtete ich, nicht wieder hinauszukommen. Ich werde alt und duselig," fügte er langsam hinzu. — „Sahst du wohl," sagte Frau von S. nachher zu ihrem Manne, „wie wunderlich und quer er aus den Augen sah? Ich sage dir, Ernst, das nimmt noch ein schlimmes Ende."

Indessen nahte der September heran. Die Felder waren leer, das Laub begann abzufallen und mancher Heltische fühlte die Scheere an seinem Lebensfaden. Auch Johannes schien unter dem Einflusse des nahen Aequinoctiums zu leiden; die ihn in diesen Tagen sahen, sagten, er habe auffallend verstört ausgesehen und unaufhörlich leise mit sich selber geredet, was er auch sonst mitunter that, aber selten. Endlich kam er eines Abends nicht nach Hause. Man dachte, die Herrschaft habe ihn verschickt; am zweiten auch nicht; am dritten ward seine Hausfrau ängstlich. Sie ging in's Schloß und fragte nach. — „Gott bewahre," sagte der Gutsherr, „ich weiß nichts von ihm; aber geschwind den Jäger gerufen und Försters Wilhelm! Wenn der armselige Krüppel," setzte er bewegt hinzu, „auch nur in einen trockenen Graben gefallen ist, so kann er nicht wieder heraus. Wer weiß, ob er nicht gar eines von seinen schiefen Beinen gebrochen hat! — Nehmt die Hunde mit," rief er den abziehenden Jägern nach, „und sucht vor Allem in den Gräben; seht in die Steinbrüche!" rief er lauter.

Die Jäger kehrten nach einigen Stunden heim; sie hatten keine Spur gefunden. Herr von S. war in großer Unruhe:

„Wenn ich mir denke, daß Einer so liegen muß wie ein Stein, und kann sich nicht helfen! Aber er kann noch leben; drei Tage hält's ein Mensch wohl ohne Nahrung aus.“ Er machte sich selbst auf den Weg; in allen Häusern wurde nachgefragt, überall in die Hörner geblasen, gerufen, die Hunde zum Suchen angehetzt — umsonst! — Ein Kind hatte ihn gesehen, wie er am Rande des Brederholzes saß und an einem Löffel schnitzelte; er schnitt ihn aber ganz entzwei,“ sagte das kleine Mädchen. Das war vor zwei Tagen gewesen. Nachmittags fand sich wieder eine Spur: abermals ein Kind, das ihn an der andern Seite des Waldes bemerkt hatte, wo er im Gebüsch gesessen, das Gesicht auf den Knieen, als ob er schliefe. Das war noch am vorigen Tage. Es schien, er hatte sich immer um das Brederholz herumgetrieben.

„Wenn nur das verdammte Buschwerk nicht so dicht wäre! da kann keine Seele hindurch,“ sagte der Gutsherr. Man trieb die Hunde in den jungen Schlag; man blies und hallohte und kehrte endlich mißvergnügt heim, als man sich überzeugt, daß die Thiere den ganzen Wald abgesucht hatten. — „Laßt nicht nach! laßt nicht nach!“ bat Frau von S.; „besser ein paar Schritte umsonst, als daß etwas versäumt wird.“ Der Baron war fast ebenso beängstigt wie sie. Seine Unruhe trieb ihn sogar nach Johannes Wohnung, obwohl er sicher war, ihn dort nicht zu finden. Er ließ sich die Kammer des Verschollenen aufschließen. Da stand sein Bett noch ungemacht, wie er es verlassen hatte, dort hing sein guter Rock, den ihm die gnädige Frau aus dem alten Jagdkleide des Herrn hatte machen lassen; auf dem Tische ein Napf, sechs neue hölzerne Löffel und eine Schachtel.

Der Gutsherr öffnete sie; fünf Groschen lagen darin, sauber in Papier gewickelt, und vier silberne Westenknöpfe; der Gutsherr betrachtete sie aufmerksam. „Ein Andenken von Mergel,“ murmelte er und trat hinaus, denn ihm ward ganz beengt in dem dumpfen, engen Kämmerchen.

Die Nachsuchungen wurden fortgesetzt, bis man sich über-

zeugt hatte, Johannes ſei nicht mehr in der Gegend, wenigſtens nicht lebendig.

So war er denn zum zweitenmal verſchwunden; ob man ihn wiederfinden würde — vielleicht einmal nach Jahren ſeine Knochen in einem trockenen Graben? ihn lebend wieder zu ſehen, dazu war wenig Hoffnung, und jedenfalls nach achtundzwanzig Jahren gewiß nicht.

Vierzehn Tage ſpäter kehrte der junge Brandes Morgens von einer Beſichtigung ſeines Reviers durch das Brederholz heim. Es war ein für die Jahreszeit ungewöhnlich heißer Tag; die Luft zitterte, kein Vogel ſang, nur die Raben krächzten langweilig aus den Aeſten und hielten ihre offenen Schnäbel der Luft entgegen. Brandes war ſehr ermüdet. Bald nahm er ſeine von der Sonne durchglühte Kappe ab, bald ſetzte er ſie wieder auf. Es war Alles gleich unerträglich, das Arbeiten durch den kniehohen Schlag ſehr beſchwerlich. Rings umher kein Baum außer der Judenbuche. Dahin ſtrebte er denn auch aus allen Kräften und ließ ſich todtmatt auf das beſchattete Moos darunter nieder. Die Kühle zog ſo angenehm durch ſeine Glieder, daß er die Augen ſchloß.

„Schändliche Pilze!“ murmelte er halb im Schlaf. Es gibt nämlich in jener Gegend eine Art ſehr ſaftiger Pilze, die nur ein paar Tage ſtehen, dann einfallen und einen unerträglichen Geruch verbreiten. Brandes glaubte ſolche unangenehme Nachbarn zu ſpüren, er wandte ſich ein paarmal hin und her, mochte aber doch nicht aufſtehen; ſein Hund ſprang unterdeſſen umher, kratzte am Stamm der Buche und bellte hinauf. „Was haſt du da, Bello? eine Katze?“ murmelte Brandes. Er öffnete die Wimper halb und die Judenſchrift fiel ihm in's Auge, ſehr ausgewachſen, aber doch noch ganz kenntlich. Er ſchloß die Augen wieder; der Hund fuhr fort zu bellen und legte endlich ſeinem Herrn die kalte Schnauze an's Geſicht.

„Laß mich in Ruh! was haſt du denn?“ Hiebei ſah Brandes, wie er ſo auf dem Rücken lag, in die Höhe, ſprang

dann mit einem Satze auf und wie beſeſſen in's Geſtrüpp hinein.

Todtenbleich kam er auf dem Schloſſe an: in der Judenbuche hänge ein Menſch; er habe die Beine gerade über ſeinem Geſichte hängen ſehen. — „Und du haſt ihn nicht abgeſchnitten, Eſel?“ rief der Baron.

„Herr,“ keuchte Brandes, „wenn Ew. Gnaden da geweſen wären, ſo wüßten Sie wohl, daß der Menſch nicht mehr lebt. Ich glaubte Anfangs, es ſeien die Pilze!“ — Dennoch trieb der Gutsherr zur größten Eile und zog ſelbſt mit hinaus.

Sie waren unter der Buche angelangt. „Ich ſehe nichts,“ ſagte Herr von S. — „Hierher müſſen Sie treten, hierher, an dieſe Stelle!“ — Wirklich, dem war ſo: der Gutsherr erkannte ſeine eigenen abgetragenen Schuhe.

„Gott, es iſt Johannes! — Setzt die Leiter an! — ſo — nun herunter! — ſacht, ſacht! laßt ihn nicht fallen! — Lieber Himmel, die Würmer ſind ſchon daran! Macht dennoch die Schlinge auf und die Halsbinde.“ Eine breite Narbe ward ſichtbar; der Gutsherr fuhr zurück.

„Mein Gott!“ ſagte er; er beugte ſich wieder über die Leiche, betrachtete die Narbe mit großer Aufmerkſamkeit und ſchwieg eine Weile in tiefer Erſchütterung.

Dann wandte er ſich zu dem Förſter: „Es iſt nicht recht, daß der Unſchuldige für den Schuldigen leide; ſage es nur allen Leuten: der da“ — er deutete auf den Todten — „war Friedrich Mergel.“

Die Leiche ward auf dem Schindanger verſcharrt.

Dies hat ſich nach allen Hauptumſtänden wirklich ſo begeben im September des Jahres 1788.

Die hebräiſche Schrift an dem Baume heißt:

„Wenn du dich dieſem Orte naheſt, ſo wird es dir ergehen, wie du mir gethan haſt.“

Bei uns zu Lande auf dem Lande.

Fragment.

I.

Der Edelmann aus der Lausitz und das Land seiner Vorfahren.

Soeben hat die Schloßglocke halb Zehn geschlagen — es ist eigentlich noch gar nicht Nacht — ein schmaler Luftstreifen steht im Westen und zuweilen fährt noch ein Vogel im Gebüsche drüben aus seinem Halbschlafe auf und träumt halbe Cadenzen seines Gesanges nach — dennoch ist's hier fast schon Nacht — soeben hat man mir eine schöne neue Talgkerze gebracht — Holz ans Kamin gelegt, um einen Ochsen zu braten und nun soll ich ohne Gnade in die Daunen. — Unmöglich, ich emancipire mich, heimlich, aber desto sicherer und Niemand sieht es mir Morgens an, daß ich allnächtlich den stillen Wohlthäter des Hauses mache und auf Wasser und Feuer zwar nicht achte, aber doch achten würde, wenn dergleichen Dinge hier zu Lande nicht unschädlich wären, wie ich wohl schließen muß, wenn ich jeden Abend Knecht und Magd mit flackernden Lampen in Heuboden und Ställen umherwirthschaften sehe. Diese alten Mauern, die doch wenigstens ihre drei Jahrhunderte auf dem Rücken zu tragen scheinen! seltsames schlummerndes Land! so sachte Elemente! so leise seufzender Strichwind, so träumende Gewässer, so kleine friedliche Donnerwetterchen ohne Widerhall! und so stille, blonde Leutchen, die niemals fluchen, selten singen oder pfeifen, aber denen der Mund immer zu einem behaglichen Lächeln

steht, wenn sie unter der Arbeit nach jeder fünften Minute die Wolken studiren und aus ihrem kurzen Stummelchen gen Himmel rauchen, mit dem sie sich im besten Einverständnisse fühlen. Vor einer Viertelstunde hörte ich die Zugbrücke aufknarren, ein Zeichen, daß Alles ab und todt ist und das Haus fortan unter dem Schutze Gottes und des breiten Schloßteiches steht, der, nebenbei gesagt, an einigen Stellen nur knietiefe Furthen hat; das macht aber nichts, es ist doch blankes Wasser, was darüber steht, und man könnte nicht durchwaten, ohne bedeutend naß zu werden: Schutz genug gegen Diebe und Gespenster! — Die Nacht wird sehr sternhell werden, ich sehe zahllose milchigte Punkte allmählig hervordämmern, — drei Hühnerhunde und zwei Dachse lagern auf dem Estrich unter meinem Fenster und schnappen nach den Mücken, die die dekretirte Nacht noch nicht wollen gelten lassen. Aus den Ställen dröhnt zuweilen das leise Murren einer schlaftrunkenen Kuh oder der Hufschlag eines Pferdes, das mit Fliegen kämpft — im Zimmer meines guten Vetters von Noahs Arche her brennt das einzige Nachtlicht; was soll ein ehrlicher Lausitzer machen, der um Elf seine letzte Piquetpartie anzufangen gewohnt ist? Um mich liegen zwar die Schätze der Bibliothek: Hochbergs adeliges Landleben, Kerssenbrocks Geschichte der Wiedertäufer, Werner Rolevinks de moribus Westphalorum, und meines Wirthes nicht genug zu preisendes liber mirabilis — aber mir geht es wie den Israeliten, die sich bei dem blanken Manna nach den Fleischtöpfen Egyptens sehnten; o Dresdener Staatszeitung, o Frankfurter Postreiter, die ihr mich so manches Mal in den Schlaf gewiegt habt, wann werden meine Augen euch wiedersehen? Können die Heringe und Schellfische des Münsterschen Intelligenzblattes meine politischen Stockfische ersetzen?

Aber warum schreibe ich nicht, oder vielmehr, warum habe ich nicht geschrieben diese zwei Monate lang? Bin ich nicht im Lande meiner Vorfahren? Das Land, das mein Ahn, Hans Everwin, so betrübten Herzens verließ und in

ſauberem Mönchslatein beſang, wie eine Nachtigall in der Perrücke? O Angulus ridens! o prata frondesque susurro etc. etc.

Ich weiß es, wie mich einſt freuen wird, dieſe Blätter zu leſen, wenn dieſes fremdartige Intermezzo meines Lebens weit hinter mir liegt; vielleicht mehr, als ich jetzt noch glaube, denn es iſt mir zuweilen, als wolle das zwanzigfach verdünnte weſtfäliſche Blut ſich noch geltend in mir machen. Gott bewahre! ich bin ein echter Lauſitzer — vive la Lusace! und nun — das hat Mühe gekoſtet, bis ich an dieſen Kamin gelangt bin — ſchlechte, ſchlechte Wege habe ich durchackert und Gefahren ausgeſtanden zu Waſſer und Lande. Dreimal hab' ich den Wagen gebrochen und einmal dabei auf dem Kopfe geſtanden, was weder angenehm, noch maleriſch war. Mit einem Spitzſpann (ſo nennt man hier ein Dreigeſpann) von langhaarigen Bauernpferden habe ich mich durch den Sand gewühlt und mit einem Male den vordern Renner in einer ſogenannten Welle verſinken ſehen, einer tückiſchen wandernden Race von Quellen, die ich ſonſt nirgends angetroffen und die hier ſo manche Fahrwege unſicher macht, ſich das ganze Jahr ſtille hält, um im Frühlinge irgend eine gute Seele zu packen, zur Strafe der Sünde, die ſie nicht begangen hat. Ich bin aus dem Wagen geſprungen wie ein Pfeil, denn — bei Gott — mir war ſo confus, daß ich an die Nordſee und Unterſpülen dachte — von meinem Pferdchen war nur noch ein Stück Naſe und die Ohren ſichtbar, mit denen es erbärmlich zwinkerte. Zum Glück waren Bauern in der Nähe, die Haidraſen ſtachen, und geſchickt genug Hand anlegten: He, Hans! up! up! Ja, Hans konnte nicht auf und krebste ſich immer tiefer hinein; endlich ward er doch herausgegabelt und zog niedergeſchlagen und kläglich triefend weiter voran, wie der bei der Serenade übel begoſſene Philiſter. Ich fand vorläufig den Boden unter meinen Füßen ſicherer und ſtapfte nebenher durch das feuchte Haidekraut, immer an unſern Ahn denkend und ſein horaziſches: O An-

gulus ridens .... und was denn hier wohl lachen möge? der Sand? oder das kothige Pferd? oder mein Fuhrmann in seinem bespritzten Kittel, der das Ave Maria pfiff, daß die Haidschnucken davon melancholisch werden sollten? oder vollends ich, der wie ein Storch von einem Maulwurfshügel zum andern stelzte? — Doch — ich war es, der am Ende lachend in den Wagen stieg, dreimal selig, schon vor Jahrhunderten im kleinsten Keime diesem glückseligen Arabien entflohen zu sein; was sich mir in diesem Augenblicke von dem classischen durch nichts zu unterscheiden schien, als nur durch den Mangel an Straßen und Ueberfluß an Pfützen. O Gott! dachte ich, wie mag die Halle deiner Väter beschaffen sein, Du guter Everwin!

Eine halbe Tagereise weiter, und die Gegend klärte sich allmählig auf; die Haiden wurden kleiner, blumigt und beinahe frisch, und fingen an, sich mit ihren auffallend bunten Viehheerden und unter Baumgruppen zerstreuten Wohnungen fast idyllisch auszunehmen; rechts und links Gehölz und so weit ich es unterscheiden konnte, frischer kräftiger Baumschlag; aber überall traten dem Blicke mannshohe Erdwälle entgegen, die vom Gebüsch überschattet jeden Fahrweg unerläßlich einengten — wozu? wahrscheinlich um den Koth desto länger zu conserviren; ich befragte meinen Fuhrmann, einen gereisten Mann, der sogar einmal Düsseldorf gesehen hatte und mich mindestens immer um mein drittes Wort verstand. „O Herr," sagte er, „wenn wir keine Wallhecken hätten, was würden wir dann für schelmhaftige Wege haben." Vivat Westphalia, dachte ich! — Wir ackerten voran — aus allen Häusern bellten uns Kläffer an, die ich allemal, die langhaarigen „Rüden," die glatten ohne Ausnahme „Teckel" locken hörte; vor den Eingängen einzelner größerer Höfe zerwütheten sich gräuliche Cerberusse an ihrer Kette, und es schien mir unmöglich, unzerrissen hinein oder herauszukommen. — Was man nicht Alles bemerkt auf einer Tagfahrt zwischen Wallhecken, den Himmel über, die Pfütze unter sich! der

Wagen hielt einen Augenblick an, vier kleine Buben, sämmtlich in Troddelmützen und drei Kamisöler übereinander, roth wie Aepfelchen, stolperten eilig herzu und langten mit der Hand nach dem Schlage; ich suchte nach ein paar Stübern und Matieren, die man mir auf der letzten Station zugewechselt und rief, indem ich sie aus dem Wagen warf: „Habt Acht, Ihr Buben!“ Da aber nahmen sie Reißaus, und wie verscheuchte Hasen krabbelten sie den Erdwall hinan. „Gottes Wunder, was mochte das für ein Krabat oder Slowak sein, der kein Deutsch konnte und sein Geld in den Dreck warf?“ Ich sah sie noch lange aus ihrem Hasen meinem Wagen nachstarren, wie, sans comparaison, einem abziehenden Kameele. Einem war beim Ansatz zur Flucht sein Holzschuh abhanden gekommen und ich hörte ihn unter dem Rade ein unzeitiges Ende nehmen; mein Trost waren die herrenlosen Stüber und Matiere, mit denen sich das dicke Henrichjännchen oder Jannberndchen (so heißt hier nämlich immer der dritte Mann) bezahlt machen konnte, wenn dieses nicht außer seinem Gedankenkreise lag. Jetzt weiß ich, daß die armen Dinger mir nur eine Kußhand gaben, und schon damals begriff ich, daß sie mindestens nicht betteln wollten. Ueberhaupt sah ich keine Straßenbettler am Wege und das Land meiner Vorfahren fing an, mir mindestens ganz nährend und behaglich vorzukommen, obwohl meine Augen noch immer vergeblich nach dem „Fette der Erde“ ausschauten, bei dem die Leute so vollständig runde Köpfe und stämmige Schultern ansetzen konnten, bis ich durch die Lücken der Wallhecken über die schweren Schlagbäume weg in das Geheimniß der Kämpe und Wiesengründe drang, wo ich die eigentliche Elite der Ställe erblickte: schönes, schweres Vieh, ostfriesischer Race, das übersatt und schnaubend in dem wie von einem Goldregen überzitterten Graswalde lag. Ich bin zu sehr Landwirth, als daß dieser Anblick mich unbewegt gelassen hätte; ich dachte an mein liebes Dobbritz und meine krauslockigen Lämmerchen und fühlte das Blut meines Ahns den Urenkeln

seiner Ställe entgegenrollen — seltsam! ich kann dieß niederschreiben, als dächte ich noch heute so, und doch ist mir so gar anders zu Muthe.

Nun weiter — zum Ziele! Wenn die Lehmchausseen meiner so müde sind, als ich ihrer, so werden sie sich freuen, daß wir auseinander kommen und ich fühle mich noch innerlich zerschlagen von der Erinnerung, und schmachte dem Ziele entgegen; doch zuvor noch ein Reiseabenteuer, kein kleines für meinen Fuhrmann — und was mir den ersten dämmernden Begriff von dem Charakter dieses Volkes gab. Wir hatten einen derben Choc überstanden — unsere Pferde verschnauften in der Haide und dampften aus Nüstern und Flanken — mein Bauer schlug Feuer an einer Art Lunte in messingener Scheide, die er seinen „perfect guten Tüntelpott" nannte; in der Ferne bewegte sich etwas grell Rothes zwischen den Kühen und kam näher — es war ein Mensch in Scharlachlinnen, von grauschwarzer Gesichtsfarbe — ich sagte nichts und beobachtete meinen Bauer; der nahm langsam die Pfeife aus dem Munde, zog langsam einen Rosenkranz aus seiner Tasche, griff nach seinem Hute zweimal, ohne ihn zu lüften, und sah noch nicht auf, als das Unding ihm fast parallel war — es stand — es redete ihn an in fremdartigem Dialect: „Wo führt der Weg nach Lasbeck?" Mein Bauer winkte mit der Hand einen breidünnen Fahrweg entlang; der Schwarze schüttelte den Kopf und sah auf seine Stiefeln, die schon Schlimmeres überstanden hatten. — „Kann ich denn nicht dort herunter?" sagte er, auf einen Fußweg deutend, der dieselbe Richtung directer nahm. — „Das möchte nicht gut sein," sagte der Fuhrmann bedächtig. — „Warum nicht?" mein Schwarzer kurz angebunden, cholerischen Temperaments. — Nie werde ich den Ausdruck von, ich möchte sagen, ruhigem Schauder und tiefem Mitleid vergessen, mit dem mein Bauer erwiderte: „Da steht ein Crucifix!" Der Mohr stieß ein Paar Sacredieu's und Coquins hervor und fort trabte er mit seinem Briefbündel unterm Arm. Ist das nun lächer-

lich oder rührend? Es kommt darauf an, wie man es auffaßt — ich gestehe, daß ich meinem Weißkittel gern irgend eine Güte angethan hätte in diesem Augenblick, und seine religiöse Scheu ohne Furcht und Haß, seine tiefe, überschwängliche Gutmüthigkeit, die selbst den Teufel nicht ins Labyrinth führen möchte, lag so rührend vor mir, daß ich seinem breiten Rücken, wie er langsam, den Rosenkranz abzählend neben den Pferden herschritt, die ersten Liebesblicke in diesem Lande zugewendet habe. Möge Gott dich behüten, du gutes, patriarchalisches Ländchen, Land meiner Vorfahren, wie ich dich gerne nenne, wenn man mir mein Antheil Lausitzer Blut ungekränkt läßt, mit der Ironie ist's ab und todt.

Ich fahre durch die lange, weite Eichenhalle, wo die schlanken Stämme ihre noch schwachbelaubten Wipfel über mich breiten; ich sehe zwischen den Lücken der Bäume einen weiten Wasserspiegel, graue Thürme vortreten; bei Gott! es war mir doch seltsam zu Muthe, als ich über die Zugbrücke rollte und über dem Thore den steinernen Kreuzritter mit seinem Hunde sah, dessen der alte Everwin so wehklagend gedenkt: „Eques vexillum unsis sublevans, cum molosso ad aquam hiante“ — alter Hans Heinrich! schwenkst du deine Fahne auch schützend über deinen verarteten Zweig, dem dein Glaube und dein Land fremd geworden sind? Im Schlosse war ich so halbwege erwartet, d. h. so im Bausch und Bogen, wo es auf eine Handvoll Wochen nicht ankommt; ein schlau aussehender, schwärzlicher Bursche in himmelblau und gelber Livree, streng nach dem Wappenbuch, öffnete den Schlag und erkannte mich sofort für den fremden Vetter, als ich vom „Schlosse“ redete, und nach dem „Baron“ fragte. „Der Herr sind auf dem Vogelsang, aber die gnädige Frau sind zu Hause!“ Zugleich hörte ich drinnen: „Ihro Gnaden, he is do, he is do, de Herr ut de Lauswid!“ und sah beim Eintritt noch zwei dicke, passablement himmelblaue Beine.

Das war also der Eintritt in die Halle meiner Väter; ja, hört, wie es erging, ihr Wände, meine ich und du,

jammernder Scheit im Kamin — denn auf die drei Spione und zwei Dachse kann ich nicht rechnen, da das Fenster geschlossen ist; die gnädige Frau empfing mich stattlich, aber verlegen, das Bäschen stumm verlegen, der junge Vetter neugierig verlegen, der eigentliche Herr, der fast mit mir zugleich eintrat und bei unserer ersten Bewillkommnung einen piependen und flatternden Vogel in der Hand hielt, war auch verlegen, aber auf eine überaus theilnehmende Weise. Verlegen waren Alle, und so blieb mir nichts übrig, als es am Ende mit zu werden; man sah, wie in Allen eine unterdrückte Herzlichkeit kämpfte, mit einem Etwas, das ich nicht ergründen konnte, bis ich mich verstohlen vom Kopfe bis zu den Füßen musterte. Meine Augen hatten den rechten Weg eingeschlagen — der galonirte Rock — die Ringe an den Fingern, so tragen sich hier zu Lande die Windbeutel, und womit ich, unter uns gesagt, diesen Leuten an der Welt Ende zu imponiren glaubte und auf der letzten Station wenigstens eine gute Stunde verwendet hatte, das gab mir hier das Ansehen Eines, der nächstens zum Bankerott umklippen will und Credit auf seine Tressen sucht. Hier ist Alles so feststehend, man weiß so genau, was Jeder gilt, daß dergleichen Nachhilfe und Augenverblendung immer nur wie Nothschüsse herauskommen, und ich bin jetzt überzeugt, daß mein guter Vetter unter seinen Grüßen und Verbeugungen, alle seine Gefälle und Zehnten überzählte, und wie viel davon wohl zur Aushilfe eines verlorenen Sohnes im zwanzigsten Gliede möchte ritterlich, christlich und doch ohne Unverstand zu verwenden sein. Jetzt weiß ich dieses, und es demüthigt mich nicht; hätte ich es damals gewußt, so würde es mich allerdings in einen kläglichen, innern Zustand von Scham und Zorn versetzt haben. Dennoch ging der erste Tag mühsam hin, obwohl der Vetter mich in alle seine Freuden und Schätze einweihte: seine nie gesehenen Blumenarten eigener Fabrik, seine Rüstkammer, seine landwirthschaftlichen Reichthümer, sogar den Augapfel seines Geistes, sein unschätzbares

liber mirabilis — ich dachte zu meiner Unterhaltung — jetzt weiß ich aber, daß es ein schlauer Streich vom alten Herrn war, der mir so heimlich auf den Zahn fühlte, wie es mit adeligen Künsten bei mir beschaffen sei — nämlich mit Latein, Oekonomie und Ritterschaftsverhältnissen. Mir ging's, wie dem Nachtwandler, und ich trat je blinder, um deste sicherer auf. Acht Tage kann ich auf mein Noviziat rechnen, wo täglich eine neue Schleuse des Wohlwollens sich zögernd öffnete, das eigentümliche milde Lächeln des Herrn täglich milder, die scharfen Augen seiner Frau täglich strahlender und offener wurden, und als mich am achten Tage der junge Herr Everwin auf seine Stube geführt und Fräulein Sophie Abends aus freien Stücken ein schönes, etwas altmodisches Lied zum Clavier gesungen hatte, da war ich absolvirt und fortan ein Kind und Bruder des Hauses. Ich fühlte dieses, als ich am nächsten Morgen von Abreise sprach, um meinem Bleiben einen festen Boden zu geben, der auch sogleich unter mir aufstieg. „Mich dünkt, sagte der alte Herr (der „Herr," sagt man hier kurzweg, „Baron" ist ausländisch und windbeutelig) mit einem triumphirenden Lächeln, „mich dünkt, Sie bleiben hier in Nummer Sicher, bis Sie Ihr Recht in der Tasche haben. Der Hund des alten Hans Heinrich hat uns so manchen Proceß weggebellt, der wird Ihnen auch keinen durch's Thor lassen." Ich dachte an meine Gedanken, als ich unter dem Steinbilde einfuhr, und der alte Herr mußte mir etwas dergleichen ansehen, denn er schüttelte meine Hand und sagte: „Lieber Herr Vetter!" So bin ich denn nun seit zwei Monaten hier, Boten gehen und kommen, und meine Geschäfte ziehen sich in die Länge; ich helfe dem Herrn botanisiren, Vögel fangen und sein liber mirabilis auslegen, wobei ich schlecht genug bestehe und manche Eselsbrücke schlage, die der Vetter gütig unbemerkt läßt; besser komme ich fort in den gelegentlichen Gesprächen über ernste Gegenstände und classische Wissenschaften, in denen der alte Herr vortrefflich beschlagen ist und ich aber auch kein Hund

bin — was mich aber zumeiſt ergötzt, iſt die lebendige, friſche Theilnahme, die kräftige Phantaſie, mit der Alles meinen Erzählungen von Städten, Ländern und vor Allem von den Wundern des grünen Gewölbes horcht. Dieſe ſtillen Leute ſitzen unbewußt auf dem Pegaſus, ich will ſagen, ſie leben in einer innern Poeſie, die ihnen im Traume mehr von Dem gibt, was ihre leiblichen Augen nie ſehen werden, als wir andern überſättigten Menſchen mit unſern Händen davon ergreifen können. Ich bin gern hier, es wäre Faxheit, es zu leugnen und Undank zugleich; auch langweile ich mich keineswegs, man treibt hier allerlei Gutes, etwas altfränkiſch und beengt, aber gründlich. Auch gibt es hier von den ſeltſamſten Originalen und zwar rein naturwüchſigen, ſich völlig unbewußten; wenn ich bedenke, was ich noch Alles nachzuholen und zu erläutern habe, ehe ich wieder bis zu dieſem Abende, dieſem Kamin und dieſen Mücken gelange, die mich unbarmherzig moleſtiren, ſo ſcheinen mir alle Gänſeflügel auf dem Hofe in Gefahr, — aber jetzt iſt's ſpät, — meine Kerze hat ſich mehr ſchön als dauerhaft bewieſen; ſie iſt mehr verlaufen, als verbrannt, und auf dem Tiſche ſchwimmt's von Talge, den ich noch vor Schlafengehen mit eigenen Händen reinigen muß, um nicht morgen von meinem Freunde Dirk als der ſchmierige Herr aus der Lauswick bezeichnet zu werden. Das Licht des Vetters brennt dämmerig wie ein Traum — die Sterne ſind deſto klarer, welch ſchöne Nacht!

II.

Der Herr und seine Familie.

Honneur aux dames! Ich fange an mit der gnädigen Frau, einem fremden Gewächs auf diesem Boden, wo sie sich mit ihrer südlichen Färbung, dunkeln Haaren, dunklen Augen ausnimmt wie eine Burgundertraube, die in einen Pfirsichkorb gerathen ist; sie stammt aus einer der reichen rheinländischen Familien, die man hier für ebenbürtig gelten läßt, und der Vetter, der vor zwanzig Jahren nach Düsseldorf landtagen ging und von einer plötzlichen Lust, die Welt zu sehen, befallen wurde, lernte sie in Cöln vor dem Schreine der heiligen drei Könige kennen, und fühlte dort zuerst den vorläufig noch äußerst embryonischen Wunsch, sie zur Königin seines Hauses zu machen. Das ist sie denn auch im vollen Sinne des Wortes: eine kluge, rasche, tüchtige Hausregentin, die dem Kühnsten wohl zu imponiren versteht und, was ihr zur Ehre gereicht, eine so warme, bis zur Begeisterung anerkennende Freundin des Mannes, der eigentlich keinen Willen hat, als den ihrigen, daß alle Frauen, die Hosen tragen, sich wohl daran spiegeln möchten. — Es ist höchst angenehm, dieses Verhältniß zu beobachten; ohne Frage steht diese Frau geistig höher, als ihr Mann, aber selten ist das Gemüth so vom Verstande hochgeachtet worden; sie verbirgt ihre Obergewalt nicht wie schlaue Frauen wohl thun, sondern sie ehrt den Herrn wirklich aus Herzensgrunde, weiß jede klarere Seite seines Verstandes, jede festere seines Charakters mit dem Scharfsinn der Liebe aufzufassen und hält die Zügel nur, weil der Herr eben zu gut sei, um mit der schlimmen Welt auszukommen.

Nie habe ich bemerkt, daß ein Mangel an Welterfahrung seinerseits sie verlegen gemacht hätte, dagegen strahlen ihre schwarzen Augen wie Sterne, wenn er seine guten Kenntnisse

entwickelt, Latein wie Deutsch, und sich in alten Tröstern bewandert zeigt, wie ein Cicerone. — Die gnädige Frau hat südliches Blut, sie ist heftig, ich habe sie sogar schon sehr heftig gesehen, wenn sie bösen Willen voraussetzt, aber sie faßt sich schnell und trägt nie nach. Sehr stattlich und vornehm sieht sie aus, muß sehr schön gewesen sein, und wäre dies vielleicht noch, wenn ihre bewegten Gefühle sie etwas mehr Embonpoint ansetzen ließen; so sieht sie aus wie ein edles, arabisches Pferd; ihr neues Vaterland hat sie liebgewonnen und macht gern dessen Vorzüge geltend, nur mit der Art Ueberschätzung, die oft geschiedten Leuten von starker Phantasie eigen ist: so hat sie alle alten, mitunter verwunderlichen Gewohnheiten und Rechte des Hauses bestehen lassen und wacht über Ordnung und ein billiges Gleichgewicht; ich werde noch auf die respectablen Müßiggänger kommen, über die man hier bei jedem Schritte fällt und die ich bei mir zu Hause würde mit dem Ochsenziemer bedienen lassen; hier möchte ich sie selbst nicht gekränkt sehen. Bettler in dem Sinne wie anderwärts gibt es hier keine, aber arme Leute, alte oder schwache Personen, denen wöchentlich und öfter eine Kost so wie den Dienstboten gereicht wird; ich sehe sie täglich zu Dreien oder Mehren auf der Stufe der steinernen Flurtreppe gelagert, ärmlich, aber ehrbar, und Keinen vorübergehen, ohne sie zu grüßen. Die gnädige Frau thut mehr, sie geht herunter und macht die schönste Conversation mit ihnen über Weltbändel, Witterung, die ehrbare Verwandtschaft und wovon man sich sonst nachbarlich unterhält, darum gilt sie denn auch für eine brave, „gemeine" Frau, was so viel heißt, als populär, und sie ist immer mit gutem Rath zur Hand, wo sie denn auch, wie billig, der Ausführung nachhilft. Sehr habe ich ihre Geduld bewundern müssen mit einem Verrückten, dem Sohne des Müllerhauses, dessen Licht ich eben durch die Mauerlucke herüberscheinen sehe. Der arme Mensch ist irre geworden über eine Heirathsgeschichte, obwohl nicht eben aus Liebe. Seine Verlobte nahm auf Drängen ihrer Eltern einen

Andern — ſolchen Schimpf konnte er nicht verwinden; zugleich drängte ihn die Mutter, deren Kräfte ſchnell abnahmen, zum Heirathen — zwei neue Pläne, die übereilt angelegt waren, ſchlugen fehl. Franz hatte einen tiefen, heimlichen Hochmuth auf ſeine ehrenwerthe Familie, die ſeit vielen Generationen des Herrn Mühle mit Lob verſehen hatte, und noch mehr, weil er als älterer Spielkamerad und halber Aufſeher der Herrſchaft aufgewachſen war und noch jetzt zu den Auserwählten gehörte, die auf Hochzeiten mit den Fräuleins einen Tanz machten. Die Scham quälte ihn, das Drängen ſeiner Mutter und die Furcht, eine ſchlimme Wahl zu treffen, oder gar mit einem neuen Weibe aufzuziehen, ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe; ſeine Augen bekamen nach und nach etwas Stieres im Blick, und mit einemmale fing er an, allerlei wirres Zeug zu reden. Jetzt iſt er ganz irre, obwohl voll Höflichkeit und wenn man ihn auf ganz fremde Gegenſtände lenkt, von recht verſtändigem Urtheile; aber dazu kommt es ſelten, ſeine fixen Ideen halten ihn wie mit eiſernen Klammern und fahren in jedes beruhigende Geſpräch, wie Sporenſtiche, hinein. Jetzt iſt ſeine größte Noth eine Prinzeſſin von England, die man ihm zufreien will, was ihn als guten Katholiken ängſtigt; er hält ſich ihr ganz ebenbürtig, doch hat er ein halbes Bewußtſein von ihrer hohen Stellung und daß ſie ihn, wenn er ſich ſperrt, könnte wohl einſtecken oder auf die Tortur bringen laſſen, und er bereitet ſich durch Leſen in der Bibel auf ſein einſtiges Martyrthum vor, dem er doch wo möglich noch entſchlüpfen möchte; darüber hält er denn täglich mit der gnädigen Frau lange Berathungen, die mit himmliſcher Geduld ihm ſchlaue Ausflüchte erfinden hilft und wirklich, wie ich glaube, allein bis dahin ihn vor völliger Raſerei gerettet hat. Mich durchrieſelt jedesmal ein Schauder, wenn ich dieſes Angſtbild ſehe; hier erregt es nur tiefe ruhige Theinahme. — Aber ich bin von meinem Thema abgekommen, alſo der junge Herr — Everwin heißt er, in getreuer Reihenfolge wie die Heinriche von Reuß — ſtatt

noch ein wenig in der Schale. Neunzehn Jahre iſt er alt und lang aufgeſchoſſen wie eine Erle, blond, mit hellblauen Augen, durch die man glaubt bis in's Gehirn ſehen zu können. Ich höre ihn oft im Nebenzimmer gefährlich ſtöhnen und räuſpern über den Claſſikern und alten Geſchichtswerken, an denen er eine Mühe hat, daß ihm Mittags zuweilen die Haare davon zu Berge ſtehen. Ich profitire auch zur vollen Genüge von ſeinem Geigenſpiel, zuweilen, wenn ich gerade gut gelaunt und recht im dolce far niente bin, nicht ohne Vergnügen: er ſtreicht ſeinen Viotti ſo ſanft und reinlich ab, und an manchen Stellen mit ſo kindlich mildem Ausdruck, daß ich oft denke: er iſt doch der Papa en herbe, der nur noch nicht zum Durchbruch kommen kann — dieſes geringe, leider an Werth verlierende Vergnügen wird mir aber reichlich verſalzen durch die Uebungsſtunden, wo abſichtlich zu Schwieriges vorgenommen wird; von all dem Waſſer, was mir dieſe Doppelpaſſagen, bei denen immer ein falſcher Ton nebenher läuft, ſchon in die Zähne getrieben haben, könnten wenigſtens zwei Mühlen gehen; zuweilen gibt Caro, des Vetters ſehr geliebter Spion, noch die dritte Stimme dazu, und dann iſt der Moment da, wo ein ſpleeniger Engländer ſich ohne Gnade erhängen würde. Mein Zimmer iſt indeſſen der Ehrenplatz im Hauſe, und Hoffahrt will Noth leiden; zudem kann mir nicht entgehen, daß Everwin, wo es ohrengefährlich wird, den Bogen ſo leiſe anſetzt, wie ein menſchlicher Wundarzt die Sonde, und ſogar zuweilen mir zu Liebe ſeinem Caro einen Fußtritt gibt, der ihm gewiß ſelber wie ein Pfahl durch's Herz geht; er iſt überhaupt ein beſcheidener jüngferlicher Nachbar, der Morgens auf den Zehen umherſchleicht und ſich Abends gleichſam in's Bett ſtiehlt, daß ich kaum die Decken riſpeln höre!

Fräulein Sophie gleicht ihrem Bruder auf's Haar, iſt aber mit ihren achtzehn Jahren bedeutend ausgebildeter, und könnte intereſſant ſein, wenn ſie den Entſchluß dazu faßte — ob ich ſie hübſch nenne? Sie iſt es zwanzigmal im Tage, und ebenſo oft wieder faſt das Gegentheil; ihre ſchlanke,

immer etwas gebückte Geſtalt gleicht einer überſchoſſenen Pflanze, die im Winde ſchwankt; ihre nicht regelmäßigen aber ſcharf geſchnittenen Züge haben allerdings etwas höchſt Adeliges und können ſich, wenn ſie meinen Erzählungen von blauen Wundern lauſcht, bis zum Ausdruck einer Seherin ſteigern, aber das geht vorüber und dann bleibt nur etwas Gutmüthiges und faſt peinlich Sittſames zurück; einen eigenen Reiz und gelegentlichen Nichtreiz gibt ihr die Art ihres Teints, der für gewöhnlich bleich, bis zur Entfärbung der Lippen, ganz vergeſſen macht, daß man ein Mädchen vor ſich hat — aber bei der kleinſten Erregung, geiſtiger, ſo wie körperlicher, fliegt eine leichte Röthe über ihr ganzes Geſicht, die unglaublich ſchnell kömmt, geht und wiederkehrt, wie das Aufzucken eines Nordlichtes über den Winterhimmel; dies iſt vorzüglich der Fall, wenn ſie ſingt, was jeden Nachmittag zur Ergötzung des Papa's geſchieht. Ich bin kein natürlicher Verehrer der Muſik, ſondern ein künſtlicher — mein Geſchmack iſt, ich geſtehe es, ein im Opernhauſe mühſam eingelernter, dennoch meine ich, das Fräulein ſingt ſchön, — über ihre Stimme bin ich ſicher, daß ſie voll, biegſam, aber von geringem Umfange iſt, da läßt ſich ein Maßſtab anlegen, — aber dieſes ſeltſame Moduliren, dieſe kleinen, nach der Schule verbotenen, Vorſchläge, dieſer tief traurige Ton, der eher heiſer als klar, eher matt als kräftig, ſchwerlich Gnade auswärts fände, können vielleicht nur für einen gebornen Laien, wie mich, den Eindruck von gewaltſam Bewegendem machen; die Stimme iſt ſchwach, aber ſchwach wie fernes Gewitter, deſſen verhaltene Kraft man fühlt — tief, zitternd, wie eine ſterbende Löwin: es liegt etwas Außernatürliches in dieſem Ton, ſonderlich im Verhältniß zu dem zarten Körper. Ich bin kein Arzt, aber wäre ich der Vater, ich ließe das Fräulein nicht ſingen; unter jeder Pauſe ſtößt ein leiſer Huſten ſie an und ihre Farbe wechſelt, bis ſie ſich in rothen, kleinen Fleckchen feſtſetzt, die bis in die Halskrauſe laufen — mir wird todtangſt dabei, und ich ſuche dem Geſange oft vorzubeugen.

Und so komme ich zu der Gestalt meines guten Vetters, den ich mir, als einen Bissen pour la bonne bouche, in diesem Abschnitt zuletzt aufgehoben habe. — Gott segne ihn alle Stunden seines Lebens — ein Unglück kann ihn nur zur Läuterung treffen, verdient hat er es nie und nimmer — ich halte es für unmöglich, diesen Mann nicht lieb zu haben — seine Schwächen selbst sind liebenswürdig. Denkt Euch einen großen, stattlichen Mann, gegen dessen breite Schultern und Brust fast weibliche Hände und der kleinste Fuß seltsam abstechen, ferner eine sehr hohe, freie Stirn, überaus lichte Augen, eine starke Adlernase und darunter Mund und Kinn eines Kindes, die weißeste Haut, die je ein Männergesicht entstellte und der ganze Kopf voll Kinderlöckchen, aber grauen, und das Ganze von einem Strome von Milde und gutem Glauben überwallt, daß es schon einen Viertelscheim reizen müßte, ihn zu betrügen und doch einem doppelten es fast unmöglich macht; gar adlig sieht der Herr dabei aus, gnädig und lehnsherrlich, trotz seines grauen Landrocks, von dem er sich selten trennt, und er hat Muth für Drei: ich habe ihn bei einem Spaziergange, wo man auf verbotene Wege gerathen war, fast fünf Minuten lang einen wüthenden Stier mit seinem Bambusrohr pariren sehen, bis Alle sich hinter Wall und Graben gesichert hatten, und da sah, wie Wilhelm, der Neffe des Rentmeisters sagt, der mit seinem Spazierstöckchen zu Hülfe herbeirannte, der Herr aus wie ein Leonidas bei den Thermopylen. Er ist ein leidenschaftlicher Zeitungsleser und Geschichtsfreund und liebt das gedruckte Blutvergießen. Eugen und Marlborough sind Namen, die seine Augen wie Laternen leuchten lassen, dennoch bin ich zweifelhaft, ob im vorkommenden Falle der Herr den Feind tapferlich erschlagen oder sich selbst lieber gefangen geben würde, um keinen Mord auf seine Seele zu laden. Von Räubern und Mordbrennern träumt er gerne, und wenn die Hofhunde Nachts ungewöhnlich anschlagen und gegen irgend einen dunkeln Winkel vor- und rückwärtsfahren, hat man ihn wohl schon unbegleitet im Schlaf-

rock mit blankem Degen in das verdächtige Verließ dringen sehen, mit wahrhaft acharnirter Wuth den Schelm zu packen und einzuspunden, den er dann freilich am anderen Morgen hätte laufen lassen. Den Verstand des Herrn habe ich anfangs zu gering angeschlagen, er hat sein reichliches Antheil an der stillnährenden Poesie dieses Landes, der den Mangel an eigentlichem Geiste fast ersetzt, dabei ein klares Judicium und jenes haarfeine Ahnen des Verdächtigen, was aus eigner Reinheit entspringt: sein erstes Urtheil ist immer überraschend richtig, sein zweites schon bedeutend vom Mantel der christlichen Liebe verdunkelt, und wer ihm heute als erklärter Filou erscheint, ist morgen vielleicht ein gewandter Mann, den man etwas weniger schlau wünschen möchte. Der Herr liest viel, täglich mehrere Stunden und immer Belehrendes, Sprachliches, Geschichtliches, zur Abwechslung Reisebeschreibungen, wo seine naive Phantasie immer den Autor überflügelt und er heimlich auf jedem Blatte ein neues Eldorado oder die Entdeckung des Paradiesgartens erwartet; überhaupt kömmt mir diese Familie vor wie die Scholastiker des Mittelalters mit ihrem rastlosen, gründlichen Fleiße und bodenlosen Dämmerungen. — Alles bildet an sich und lernt zu bis in die grauen Haare hinein und Alles glaubt an Hexen, Gespenster und den ewigen Juden.

Ich habe schon gesagt, wie stark die Musik hier getrieben wird — die Anregung geht zumeist von der gnädigen Frau aus, die gern aus den Leuten Alles holen möchte, was irgend darin steckt — das Talent aber vom Herrn, und es ist nichts lieblicher, als ihn Abends in der Dämmerung auf dem Claviere phantasiren zu hören: ein wahres adliges Idyll, denn eine gewisse Grandezza fährt immer in diese unschuldige, reizende Musik hinein und Stöße ritterlicher Courage im Marschtempo. Es wird mir nie zu lang zuzuhören und allerlei Bilder steigen in mir auf aus Thomson's Jahreszeiten, aus den Kreuzzügen. Sonst hat der Herr noch viele Liebhabereien, alle von der kindlichsten Originalität; zuerst eine lebende

Ornithologie (denn der Herr greift Alles wissenschaftlich an); neben seiner Studirstube ist ein Zimmer mit fußhohem Sand und grünen Tannenbäumchen, die von Zeit zu Zeit erneuert werden. Die immer offenen Fenster sind mit Draht verwahrt und darin piept und schwirrt das ganze Sängervolk des Landes, von jeder Art ein Exemplar, von der Nachtigall bis zur Meise; es ist dem Herrn eine Sache von Wichtigkeit, die Reihe vollständig zu erhalten; der Tod eines Hänflings ist ihm wie der Verlust eines Blattes aus einem naturhistorischen Werke. Er treibt ein wahres Spioniren nach jedem seltenen Durchzügler: früh um fünf Uhr sehe ich ihn schon über die Brücken schreiten nach seinen Weidenklippen und Leimstangen, und wieder in der brennenden Mittagshitze, sieben bis acht Mal in einem Tage; möchte ich ihm zuweilen die Mühe abnehmen und verspreche, die Klippe wohlgeschlossen zu lassen oder den Vogel mit sammt der Leimstange in mein Schnupftuch gewickelt fein sauber herzutragen, so gibt er mir wohl nach, um mir keine Schmach anzuthun, aber er trabt nebenher und es ist, als ob er meinte, meine profane Gegenwart allein könne schon den erwischten Vogel echappiren machen. Dann ist der Herr ein gründlicher Botanikus und hat schon manche schöne Tulpe und Schwertlilie in seinem Garten; das ist ihm aber nicht genug, seine reiche, innere Poesie verlangt nach dem Wunderbaren, Unerhörten — er möchte gern eine Art unschuldigen Hexenmeisters spielen und ist auf die seltsamsten Einfälle gerathen, die sich mitunter glücklich genug bewähren und für die Wissenschaft nicht ohne Werth sein möchten: so trägt er mit einem feinen Sammetbürstchen den Blumenstaub sauber von der blauen Lilie zur gelben, von der braunen zur röthlichen und die hieraus entspringenden Spielarten sind sein höchster Stolz, die er mit einem wahren Prometheusansehen zeigt; die wilden Blumen, seine geliebten Landsleute, deren Verkanntsein er bejammert, pflegt er nach allen Verschiedenheiten in netten Beetchen, wie Reihen Grenadiere. Manchen Schweißtropfen hat der gute Herr vergossen, wenn

BIBL. UNIVERS. LIPS.

er mit seinem kleinen Spaten halbe Tage lang nach einer seltenen Orchis suchte, und Manches in seiner Domaine ist ihm dabei sichtbar geworden, was er sonst nie weder gesucht noch gefunden hätte; darum lieben die Bauern auch nichts weniger, als des Herrn botanische Excursionen, bei denen er immer heimlich auf Unerhörtes hofft, z. B. ein scharlachrothes Vergißmeinnicht oder blaues Maßliebchen, obwohl er als ein verständiger Mann dies nicht eigentlich glaubt, aber, man kann nicht wissen! Die Natur ist wunderbar. Nichts zeigt die reiche, kindlich frische Phantasie des Herrn deutlicher als sein schon oft genanntes liber mirabilis, eine mühsam zusammengetragene Sammlung alter, prophetischer Träume und Gesichte, von denen dieses Land wie mit einem Flor überzogen ist: fast der zehnte Mann ist hier ein Prophet — ein Vorkieker (Vorschauer, wie man es nennt) — und wie ich fürchte, Einer oder der Andere dem Herrn zu lieb! — Seltsam ist's, daß diese Menschen alle eine körperliche Aehnlichkeit haben: ein lichtblaues, geisterhaftes Auge, was fast ängstlich zu ertragen ist; ich meine, so müsse Swedenborg ausgesehen haben; sonst sind sie einfach, häufig beschränkt, des Betruges unfähig, in keiner Weise von andern Bauern unterschieden. Ich habe mit Manchem von ihnen geredet, und sie gaben mir anständigen Bescheid über Wirthschaft und Witterung, aber sobald meine Fragen über's Alltägliche hinausgingen, waren sie ihnen unverständlich, und doch verrathen manche dieser s. g. Prophezeihungen und Gesichte eine großartige Einbildungskraft, streifen an die Allegorie und gehen überall weit über das Gewöhnliche, so daß ich gezwungen bin, eine momentane geistige Steigerung anzunehmen — wie Mesmer sie jetzt in seiner neuen Theorie aufstellt. Der Vetter nun hat alle diese in der That merkwürdigen Träumereien gesammelt und theils aus scholastischem Triebe, theils, um sie für alle Zeiten verständlich zu erhalten, in sehr fließendes Latein übersetzt und sauber in einer buchförmigen Kapsel verwahrt, und liber mirabilis steht breit auf dem Rücken mit

goldenen Lettern; dies iſt ſein Schatz und Orakel, bei dem er anfrägt, wenn es in den Welthändeln confus ausſieht, und was nicht damit übereinſtimmt, wird vorläufig mit Kopfſchütteln abgefertigt. Guter Vetter, Du haſt mir Deinen Schatz anvertraut, obwohl ich weiß, daß du lieber ein Maal auf Deinem Geſicht, als einen Flecken auf den Blättern erträgſt; da liegt er roth, golden und ſtattlich, wie ein engliſcher Stabsofficier, und ich ſitze hier wie ein ſchlechter Spion und nehme eine geheime Karte von Deiner Perſon, — gute Nacht! würde ich ſagen, aber Du haſt immer gute Nächte, denn Du biſt geſund und reinen Herzens. — Ich muß früh auf, — wir haben ſieben Meiſenkaſten abzuſuchen.

Der Morgen war ſo ſchön! Nachtigallen rechts und links antworteten ſich ſo ſchmetternd aus dem blühenden Geſträuch und Hagen, daß ich um fünf Uhr im engſten Sinne des Wortes davon geweckt worden bin, und es mir unmöglich war, wieder einzuſchlafen; ſo habe ich denn bis zum Frühſtück mich in den Anlagen umhergetrieben und die erſte Blüthe an des Herrn neuſter Iris mit einem profanen Auge eher erblickt, als der gute Prometheus ſelbſt. Es war in dieſen Tagen viel Rede und Erwartung wegen dieſer Blume aus des Herrn Fabrik, die mir nur etwas tiefer blau ſcheint als die gewöhnliche Schwertlilie, ich denke aber, er wird ſie atropurpurea oder mirabilissima taufen, jedenfalls ſah die Blume in ihrem Thauperlenſchleier reizend genug aus und überall hatten die Anlagen in ihrem jungen, von der Sonne vergoldeten Grün, ihrem Thau und Blüthenſtaat eine ſolche beauté du diable, daß ich glaubte, nie etwas Lieblicheres geſehen zu haben. Der feuchte Boden iſt dem Blumenwuchs und den Singvögeln ſo zuträglich, daß man in der ſchönen Jahreszeit von Düften, Farbe und Geſang berauſcht vergißt, daß Alles fehlt, was man ſonſt von ſchöner Gegend zu

fordern pflegt — Gebirg, Strom, Felſen. Ich muß der Seltſamkeit wegen anerkennen, daß mir ganz poetiſch zu Muthe ward und ich mich beinah auf den naſſen Raſen geſetzt hätte. Beim Heimzuge fand ich den Rentmeiſter Frieſe in Hemdärmeln am Brunnen vor dem Nebengebäude, eifrig bemüht, ſeine Stubenfenſter mit Hülfe eines Strohwiſches und endloſer Waſſergüſſe zu ſäubern; ſeine Glatze glänzte wie friſcher Speck und ich hörte ihn ſchon auf dreißig Schritt ſtöhnen, wie ein dämpfiges Pferd. Er ſah mich nicht und ſo konnte ich den wunderlichen Mann mit Muße in ſeinem Negligé betrachten, das an allen Stellen, die der Rock ſonſt in Verborgenheit bringt, mit den vielfarbigſten Lappen reparirt war und ihm das Anſehen einer Muſterkarte gab. Es iſt mir ſelten ein mehr harpagonähnliches Geſicht vorgekommen! ſpitz wie ein Scheermeſſer, mit Lippen wie Zwirnfäden, die faſt immer geſchloſſen ſind, als fürchteten ſie, etwas Brauchbares entwiſchen zu laſſen, und nur wenn er gereizt wird, Funken ſprühen wie ein Kater, den man gegen den Strich ſtreichelt; dennoch iſt Frieſe ein redlicher Mann, dem jeder Groſchen aus ſeines Herrn Taſche wie ein Blutstropfen vom Herzen fällt, aber ein Speculant ſonder Gleichen, der mit Allem, was als unbrauchbar verdammt iſt: Lumpen, Knochen, verlöſchten Kohlen, roſtigen Nägeln, den weißen Blättern an verworfenen Briefen, Handel treibt und ſich im Verlauf von dreißig Jahren ein hübſches rundes Sümmchen aus dem Kehricht gewühlt haben ſoll. Seine Kammer iſt Niemandem zugänglich, als ſeinen Handelsfreunden und dem Neffen Wilhelm; er fegt ſie ſelber, macht ſein Bett ſelber, die reine Wäſche muß ihm an's Thürſchloß gehängt werden. Nitimur in vetitum, ich wagte einen Sturm, nahte mich höflich und bat um ein paar geſchnittene Federn; er wurde doch blutroth und zog ſich wie ein Krebs der Thüre zu, um ſeine Hinterſeite zu verbergen; ich ihm nach und ließ ihm nur ſo weit den Vortritt, daß ihm gelingen konnte, in ſeinen grauen Flaus zu fahren; dann ſtand ich vor ihm, er ſah mich an mit einem

Blick des Entſetzens, wie weiland der Hoheprieſter ihn auf den Tempelſchänder, der in das Allerheiligſte drang, mag geſchleudert haben, deckte haſtig eine baumwollene Schlafmütze über ein Etwas in der babyloniſchen Verwirrung ſeines Tiſches, ſuchte nach einem Federbunde, dann, in verdrießlicher Eile, nach einem Federmeſſer — es war nicht da — er mußte ſich entſchließen, in einen Alcoven zu treten, ich warf ſchnell meine Augen umher — das ganze weite Zimmer war wie mit Maulwurfshügeln bedeckt, durch die ein Labyrinth von Pfaden führte, ſaubere Knöchelchen für die Drechsler, Lumpen für die Papiermühle, altes Eiſen, auf dem Tiſche leere Nadelbriefe, ſchon zur Hälfte wieder gefüllt mit Stecknadeln, denen man es anſah, daß ſie gerade gebogen und neu angeſchliffen waren; ich hörte ihn einen Schrank öffnen und hob leiſe den Zipfel der blauen Mütze: beſchriebene Hefte in den verſchiedenſten Formaten, offenbar „Memoiren“: „Heute hat der lutheriſche Herr wieder eine ganze Flaſche Franzwein getrunken, das Faß à 48 Thaler iſt faſt leer“ — ich ſtand ſteif wie eine Schildwache, denn Herr Frieſe trat herein und ich machte mich dann bald davon, ſo triumphirend wie ein begoſſener Hund; — guter Vetter, wird Dir Deine Freundlichkeit ſo ſchändlich controlirt!

Bilder aus Westphalen.

(1840.)

I.

Die Physiognomie des Landes Paderborn, Münster, der Grafschaft Mark und des Herzogthums Westphalen.

Wenn wir von Westphalen reden, so begreifen wir darunter einen großen, sehr verschiedenen Landstrich, verschieden nicht nur den weit auseinanderliegenden Stammwurzeln seiner Bevölkerung nach, sondern auch in Allem, was die Physiognomie des Landes bildet, oder wesentlich darauf zurückwirkt, in Klima, Naturform, Erwerbsquellen, und, als Folge dessen, in Cultur, Sitten, Charakter, und selbst Körperbildung seiner Bewohner: daher möchten wohl wenige Theile unseres Deutschlands einer so vielseitigen Beleuchtung bedürfen.

Zwar gibt es ein Element, das dem Ganzen, mit Ausnahme einiger kleinen Grenzprovinzen, für den oberflächlichen Beobachter einen Anhauch von Gleichförmigkeit verleiht, ich meine das des gleichen (katholischen) Religionscultus und des gleichen früheren Lebens unter den Krummstäben, was in seiner festen Form und gänzlicher Beschränkung auf die nächsten Zustände, immer dem Volkscharakter und selbst der Natur einen Charakter von bald beschaulicher, bald in sich selbst arbeitender Abgeschlossenheit gibt, den wohl erst eine lange Reihe von Jahren, und die Folge mehrerer, unter fremden Einflüssen herangebildeter Generationen völlig verwischen dürften. Das schärfere Auge wird indessen sehr bald von Abstufungen angezogen, die in ihren Endpunkten sich fast zum

Contraste steigern, und, bei der noch großentheils erhaltenen Volksthümlichkeit, dem Lande ein Interesse zuwenden, was ein vielleicht besserer, aber zerflossener Zustand nicht erregen könnte. — Gebirg und Fläche scheinen auch hier, wie überall die schärferen Grenzlinien bezeichnen zu wollen; doch haben, was das Volk betrifft, Umstände die gewöhnliche Folgenreihe gestört, und statt aus dem flachen, haidigen Münsterland, durch die hügelige Grafschaft Mark und das Bisthum Paderborn, bis in die, dem Hochgebirge naheſtehenden Berglegel des Sauerlandes (Herzogthum Westphalen) sich der Natur nachzumetamorphosiren, bildet hier vielmehr der Sauerländer den Uebergang vom friedlichen Haidebewohner zum wilden, fast südlich durchglühten Insassen des Teutoburger Waldes. — Doch lassen wir dies beiläufig bei Seite und fassen die Landschaft in's Auge, unabhängig von ihren Bewohnern, insofern die Einwirkung derselben (durch Cultur ꝛc.) auf deren äußere Form dies erlaubt.

Wir haben bei Wesel die Ufer des Niederrheins verlassen und nähern uns durch das, auf der Karte mit Unrecht Westphalen zugezählte, noch echt rheinische Herzogthum Cleve, den Grenzen jenes Landes. Das allmähliche Verlöschen des Grüns und der Betriebsamkeit; das Zunehmen der glänzenden Sanddünen und einer gewissen lauen träumerischen Atmosphäre, sowie die aus den seltenen Hütten immer blonder und weicher hervorschauenden Kindergesichter sagen uns, daß wir sie überschritten haben, — wir sind in den Grenzstrichen des Bisthums Münster. — Eine trostlose Gegend! unabsehbare Sandflächen, nur am Horizonte hier und dort von kleinen Waldungen und einzelnen Baumgruppen unterbrochen. — Die von Seewinden geschwängerte Luft scheint nur im Schlafe aufzuzucken. — Bei jedem Hauche geht ein zartes, dem Rauschen der Fichten ähnliches Gerieſel über die Fläche, und säet den Sandkies in glühenden Streifen bis an die nächste Düne, wo der Hirt in halb somnambüler Beschaulichkeit seine Socken strickt und sich so wenig um uns kümmert, als sein

gleichfalls ſomnambüler Hund und ſeine Haidſchnucken. Schwärme badender Krähen liegen quer über den Pfad, und flattern erſt auf, wenn wir ſie faſt greifen könnten, um einige Schritte ſeitwärts wieder niederzufallen, und uns im Vorübergehen mit einem weiſſagenden Auge, „oculo torvo sinistroque“ zu betrachten. Aus den einzelnen Wachholderbüſchen dringt das klagende mövenartige Geſchrill der jungen Kibitze, die wie Taucher-Vögel im Schilf in ihrem ſtachlichen Aſyle umſchlüpfen, und bald hier bald dort ihre Federbüſchel hervorſtrecken. Dann noch etwa jede Meile eine Hütte, vor deren Thür ein paar Kinder ſich im Sande wälzen und Käfer fangen, und allenfalls ein wandernder Naturforſcher, der neben ſeinem überfüllten Torniſter kniet und lächelnd die zierlich verſteinerten Muſcheln und Seeigel betrachtet, die wie Modelle einer früheren Schöpfung hier überall verſtreut liegen, — und wir haben Alles genannt, was eine lange Tagereiſe hindurch eine Gegend belebt, die keine andere Poeſie aufzuweiſen hat, als die einer faſt jungfräulichen Einſamkeit und einer weichen, traumhaften Beleuchtung, in der ſich die Flügel der Phantaſie unwillkürlich entfalten. Allmählich bereiten ſich indeſſen freundlichere Bilder vor, — zerſtreute Grasflächen in den Niederungen, häufigere und friſchere Baumgruppen begrüßen uns als Vorpoſten nahender Fruchtbarkeit, und bald befinden wir uns in dem Herzen des Münſterlandes, in einer Gegend, die ſo anmuthig iſt, wie der gänzliche Mangel an Gebirgen, Felſen und belebten Strömen dieſes nur immer geſtattet, und die wie eine große Oaſe in dem ſie von allen Seiten, nach Holland, Oldenburg, Cleve zu, umſtäubenden Sandmeer liegt. In hohem Grade friedlich, hat ſie doch nichts von dem Charakter der Einöde, vielmehr mögen wenige Landſchaften ſo voll Grün, Nachtigallenſchlag und Blumenflor angetroffen werden, und der aus minder feuchten Gegenden Einwandernde wird faſt betäubt vom Geſchmetter der zahlloſen Singvögel, die ihre Nahrung auf dem weichen Kleiboden finden. Die wüſten Steppen

haben ſich in mäßige, mit einer Haideblumendecke farbig überhauchte Weideſtrecken zuſammengezogen, aus denen jeder Schritt Schwärme blauer, gelber und milchweißer Schmetterlinge aufſtäuben läßt. Faſt jeder dieſer Weidegründe enthält einen Waſſerſpiegel, von Schwertlilien umkränzt, an denen Tauſende kleiner Libellen wie bunte Stäbchen hängen, während die der größeren Art bis auf die Mitte des Weihers ſchnurren, wo ſie in die Blätter der gelben Nymphäen wie goldene Schmucknadeln in emaillirte Schalen niederfallen, und dort auf die Waſſerinſekten lauern, von denen ſie ſich nähren. Das Ganze umgrenzen kleine, aber zahlreiche Waldungen. Alles Laubholz, und namentlich ein Eichenbeſtand von tadelloſer Schönheit, der die holländiſche Marine mit Maſten verſieht — in jedem Baume ein Neſt, auf jedem Aſte ein luſtiger Vogel und überall eine Friſche des Grüns und ein Blätterduft, wie dieſes anderwärts nur nach einem Frühlingsregen der Fall iſt. Unter den Zweigen lauſchen die Wohnungen hervor, die langgeſtreckt, mit tief niederragendem Dache, im Schatten Mittagsruhe zu halten und mit halbgeſchloſſenem Auge nach den Rindern zu ſchauen ſcheinen, welche hellfarbig und geſcheckt, wie eine Damwildheerde ſich gegen das Grün des Waldbodens, oder den blaſſen Horizont abzeichnen, und in wechſelnden Gruppen durcheinander ſchieben, da dieſe Haiden immer Almenden ſind, und jede wenigſtens ſechzig Stück Hornvieh und darüber enthält. — Was nicht Wald und Haide iſt, iſt Kamp, d. h. Privateigenthum; zu Acker und Wieſengrund benutzt, und, um die Beſchwerde des Hütens zu vermeiden, je nach dem Umfange des Beſitzes oder der Beſtimmung, mit einem hohen, von Laubholz überflatterten Erdwalle umhegt. — Dieſes begreift die fruchtbarſten Grundſtrecken der Gemeinde, und man trifft gewöhnlich lange Reihen ſolcher Kämpe nach- und nebeneinander, durch Stege und Pförtchen verbunden, die man mit jener angenehmen Neugier betritt, mit der man die Zimmer eines dachloſen Hauſes durchwandert. Wirklich geben auch vorzüglich die Wieſen

einen äußerst heitern Anblick durch die Fülle und Mannigfaltigkeit der Blumen und Kräuter, in denen die Elite der Viehzucht, schwerer ostfriesischer Race, übersättigt wiederkäut, und den Vorübergehenden so träge und hochmüthig anschnaubt, wie es nur der Wohlhäbigkeit auf vier Beinen erlaubt ist. Gräben und Teiche durchschneiden auch hier, wie überall, das Terrain, und würden, wie alles stehende Gewässer, widrig sein, wenn nicht eine weiße, von Vergißmeinnicht umwucherte Blüthendecke und der aromatische Duft des Münzkrautes dem überwiegend entgegenwirkten; auch die Ufer der träg schleichenden Flüsse sind mit dieser Zierde versehen, und mildern so das Unbehagen, das ein schläfriger Fluß immer erzeugt. — Kurz diese Gegend bietet eine lebhafte Einsamkeit, ein fröhliches Alleinsein mit der Natur, wie wir es anderwärts noch nicht angetroffen. — Dörfer trifft man alle Stunden Weges höchstens eines, und die zerstreuten Höfe liegen so versteckt hinter Wallhecken und Bäumen, daß nur ein ferner Hahnenschrei, oder ein aus seiner Laubperrücke winkender Heiligenschein sie dir andeutet, und du dich allein glaubst mit Gras und Vögeln, wie am vierten Tage der Schöpfung, bis ein langsames „Holt" oder „Haar" hinter der nächsten Hecke dich aus dem Traume weckt, oder ein grellanschlagender Hofhund dich auf den Dachstreifen aufmerksam macht, der sich gerade neben dir, wie ein liegender Balken durch das Gesträpp des Erdwalles zeichnet. — So war die Physiognomie des Landes bis heute, und so wird es nach vierzig Jahren nimmer sein. Bevölkerung und Luxus wachsen sichtlich, mit ihnen Bedürfnisse und Industrie. Die kleinern malerischen Haiden werden getheilt; die Cultur des langsam wachsenden Laubwaldes wird vernachlässigt, um sich im Nadelholze einen schnelleren Ertrag zu sichern, und bald werden auch hier Fichtenwälder und endlose Getreideseen den Charakter der Landschaft theilweise umgestaltet haben, wie auch ihre Bewohner von den uralten Sitten und Gebräuchen mehr und mehr ablassen; fassen wir deshalb das Vorhandene noch zu-

letzt in seiner Eigenthümlichkeit auf, ehe die schlüpfrige Decke, die allmählich Europa überfließt, auch diesen stillen Erdwinkel überleimt hat.

Wir haben diesen Raum des Münsterlandes eine Oase genannt, so sind es auch wieder Steppen, Sand und Fichtenöden, die uns durch Paderborn, die ehemalige Residenz und Grenzstadt, in das Bisthum gleichen Namens führen, wo die Ebene allmählich zu Hügeln anschwillt, von denen jedoch die höchsten — der jenseitigen Grenze zu — die Höhe eines mäßigen Berges nicht übersteigen. — Hier ist die Physiognomie des Landes bei weitem nicht so anziehend, wie die seiner Bewohner, sondern ein ziemlich reizloser Uebergang von der Fläche zum Gebirge, ohne die Milde der ersteren oder die Großartigkeit des letzteren; — unabsehbare Getreidefelder, sich über Thal und Höhen ziehend, welche die Fruchtbarkeit des Bodens bezeugen, aber das Auge ermüden, — Quellen und kleine Flüsse, die recht munter laufen, aber gänzlich ohne Geräusch und die phantastischen Sprünge der Bergwässer, — steinigter Grund, der, wo man nur den Spaten einstößt, treffliches Baumaterial liefert, aber nirgends eine Klippenwand vorstreckt, außer der künstlichen des Steinbruchs, — niedere Berge von gewöhnlicher Form, unter denen nur die bewaldeten auf einige Anmuth Anspruch machen können, bilden zusammen ein wenig hervorstechendes Ganze. Selbst der classische Teutoburger Wald, das einzige, zwar nicht durch Höhe, aber durch seine Ausdehnung und mitunter malerischen Formen imposante Waldgebirge, ist in neueren Zeiten so durchlichtet und nach der Schnur beforstet worden, daß wir nur mit Hilfe der rothen (eisenhaltigen) Erde, die fortwährend unter unsern Tritten knistert, sowie der unzähligen fliegenden Leuchtwürmchen, die hier in Sommernächten an jeden Zweig ihr Laternchen hängen, und einer regen Phantasie von „Stein, Gras und Grein" träumen können. Doch fehlt es dem Lande nicht an einzelnen Punkten, wo das Zusammentreffen vieler kleiner Schönheiten wirklich reizende Partieen

hervorbringt, an hübschen grünen Thalschluchten z. B., von Quellen durchrieselt, wo es sich recht anmuthig und sogar ein wenig schwindelnd durch die schlanken Stämme bergauf schauen läßt; liegt nun etwa noch ein Schlößchen droben, und gegenüber ein Steinbruch, der für's Auge so ziemlich die Klippen ersetzt, so wird der wandernde Maler gewiß sein Album hervorlangen, und der benachbarte Flachländer kehrt von seiner Ferienreise mit Stoff zu langen Erzählungen und Nachentzückungen heim; ein Dorf am Fuße des Berges kann übrigens das Bild nur verderben, da das Bisthum Paderborn hiervon ausgemacht die elendesten und rauchigsten Exemplare Westphalens aufzuweisen hat, ein Umstand, zu dem Uebervölkerung und Leichtsinn der Einwohner in gleichen Theilen beitragen.

Haben wir die paderbornsche Grenze — gleichviel ob zur Rechten oder zur Linken — überschritten, so beginnt der hochromantische Theil Westphalens, links das geistliche Fürstenthum Corvey, rechts die Grafschaft Mark; ersteres die mit Recht berühmten Weserlandschaften, das andere die gleich schönen Ruhr- und Lenne-Ufer umschließend. Diese beiden Provinzen zeigen, obwohl der Lage nach getrennt, eine große Verwandtschaft der Natur, nur daß die eine durch segelnde Fahrzeuge, die andere durch das Pochen der Hämmer und Gewerke belebt wird; beide sind gleich lachend und fruchtbar, mit gleich wellenförmigen, üppig belaubten Bergrücken geschmückt, in die sich nach und nach kühnere Formen und Klippenwände drängen, bis die Weserlandschaft, wie eine Schönheit, die ihren Scheitelpunkt erreicht hat, allmählich wieder einsinkt und gleichsam abwelkt, während von der Ruhr aus immer kühnere Gebirgsformen in das Herz des Sauerlandes dringen, und sich durch die höchste romantische Wildheit bis zur Oede steigern. Daß die vielbesprochene Porta Westphalica nur einen geringen Beitrag zu jener Bilderreihe steuert, und nur den letzten zweifelhaften beau jour der bereits verblichenen Weserschönheit ausmacht, ist schon öfters

gesagt worden; desto reizender ist der Strombord in seinem Knospen, Erblühen und Reifen, das Corveyer Ländchen und die anschließenden Striche entlang bis zur kurhessischen Grenze; so sanfte Berghänge und verschwimmende Gründe, wo Wasser und Land sich zu haschen und einander mit ihrer Frische anzuhauchen scheinen; so angenehme Kornfluren im Wechsel mit Wiese und Wald; so kokette Windungen des Stroms, daß wir in einem Garten zu wandeln glauben. — Immer mannichfaltiger wird die Landschaft, immer reicher schattirt von Laub- und Nadelholz, scharfen und wellenschlagenden Linien. — Hinter dem alten Schlosse Wehern und der Türkenruine hebt der Wildberg aus lustigen Hügeln, die ihn wie vom Spiel ermüdete Kinder umlagern, seinen stachlichen Sargrücken, und scheint nur den Cathagenberg gegenüber, der ihn wie das Knochengebäude eines vorweltlichen Ungeheuers aus rothen Augenhöhlen anstarrt, seiner Beachtung werth zu halten. Von hier an beginnen die Ufer steil zu werden, mit jeder Viertelstunde steiler, hohler und felsiger, und bald sehen wir von einer stundenlangen, mit Mauern und Geländern eingehegten Klippe die Schiffe unter uns gleiten, klein wie Kinderspielzeug, und hören den Ruf der Schiffer, dünn wie Mövengeschrei, während hoch über uns von der Feldterrasse junge Laubzweige niederwinken, wie die Hände schöner Frauen von Burgzinnen. — Bei dem neuantiken Schlosse Herstelle hat die Landschaft ihren Höhepunkt erreicht, und geht, nach einer reichen Aussicht die Weser entlang, und einem schwindelnden Niederblicke auf das hessische Grenzstädtchen Carlshafen, der Verflachung und überall dem Verfall entgegen.

Diesen ähnliche Bilder bietet die Grafschaft Mark, von gleicher theils sanfter, theils kräftiger auftretenden Romantik, und durch die gleichen Mittel. Doch ist die Landschaft hier belebter, reicher an Quellengeräusch und Echo, die Flüsse kleiner und rascher, und statt Segel bei uns vorbeigleiten zu lassen, schreiten wir selbst an schäumenden Wehren und Mühl-

rädern vorüber, und hören ſchon weit her das Pochen der Gewerke, denn wir ſind in einem Fabrikſande. — Auch iſt die Gegend anfangs, von der Nähe des Münſterlandes angehaucht, noch milder, die Thäler träumeriſcher, und tritt dagegen, wo ſie ſich dem eigentlichen Sauerlande nähert, ſchon kühner auf, als die Weſer. Das „Felſenmeer" unweit Menden z. B., ein Thal, wo Rieſen mit wüſten Felswürfeln geſpielt zu haben ſcheinen — und die Bergſchlucht unter der Schloßruine und der bekannten Tropfſteinhöhle Klusenſtein dürfen unbezweifelt einen ehrenvollen Platz im Gebiete des Wildromantiſchen anſprechen, ſonderlich das Letzte und eben dieſe ſtarr gegeneinander rückenden Felswände, an denen ſich der kaum fußbreite Ziegenpfad windet — oben das alte Gemäuer, in der Mitte der ſchwarze Höllenſchlund, unten im Keſſel das Getöſe und Geſchäum der Mühle, zu der man nur vermittelſt Planken und Stege gelangt, und wo es immer dämmert — ſollen dem weiland vielgeleſenen Spieß den Rahmen zu einem ſeiner ſchlimmſten Schauerromane (ich glaube die Teufelsmühle im Höllenthal) geliefert haben. — Doch ſind dieſes Ausnahmen, die Landſchaften durchgängig ſanft, und ſie würden, ohne die induſtrielle Regſamkeit ihrer Bewohner, entſchieden träumeriſch ſein. Sobald wir die Fläche überſchritten, verliert ſich indeſſen das Milde mehr und mehr, und bald begegnet es uns nur noch in einzelnen, gleichſam verirrten Partieen, die uns jetzt durch ihre Seltenheit ſo überraſchend anregen, wie früher die kühneren Formen, von denen wir fortan durch tagelange Wanderungen faſt überſättigt werden. Der Sauerländer rühmt ſich eines glorreichen Urſprungs ſeiner Benennung — dieſes iſt mir ein ſaures Land geworden, ſoll Karl der Große geſagt haben — und wirklich, wenn wir uns durch die mit Felsblöcken halb verrammelten Schluchten des Binnenlandes winden, unter Wänden her, deren Unerſteiglichkeit wir mit ſchwindelndem Auge meſſen und aus denen ſich koloſſale Balkone ſtrecken, breit und feſt genug, eine wilde Berghorde zu tragen,

ſo zweifeln wir nicht an der Wahrheit dieſes Worts, mag es nun geſagt ſein oder nicht. Das Gebirge iſt waſſerreich, und in den Thalſchlünden das Getöſe der niederrauſchenden und brodelnden Quellen faſt betäubend, wogegen der Vogelgeſang in den überhand nehmenden Fichtenwaldungen mehr und mehr erſtirbt, bis wir zuletzt nur Geier und Habichte die Felszacken umkreiſen ſehen, und ihre grellen Diebspfeifen ſich hoch in der Luft antworten hören. Ueberall ſtarren uns die ſchwarzen Eingänge der Stollen, Spalten und Stalaktitenhöhlen entgegen, deren Senkungen noch zum Theil nicht ergründet ſind, und an die ſich Sagen von Wegelagerern, Berggeiſtern und verhungerten Verirrten knüpfen. Das Ganze ſteht den wildeſten Gegenden des Schwarzwaldes nicht nach; ſonderlich, wenn es zu dunkeln beginnt, gehört viel kaltes Blut dazu, um ſich eines mindeſtens poetiſchen Schauers zu erwehren, wenn das Volk der Eulen und Schuhu's in den Spalten lebendig wird, und das Echo ihr Gewimmer von Wand zu Wand laufen läßt, und wenn die Hohöfen wie glühende Rachen aus den Schluchten gähnen, wirre Funkenſäulen über ſich aufblaſen und Baum und Geſtein umher mit rothem Brandſcheine überzittern. In dieſem Style nimmt die Landſchaft immer an Wildheit zu, zuletzt Klippen bietend — auf denen man ſchon verirrte Ziegen hat tagelang umherſchwanken ſehen — bis die Zackenform der Berge allmählich kahlen Kegeln weicht, an denen noch wohl im hohen Mai Schneeflecke lagern, der Baumwuchs faſt gänzlich eingeht und endlich bei „Winterberg" die Gegend nur noch das Bild troſtloſer Oede beut, — kahle Zuckerhutformen, an denen hier und dort ein Fleckchen magerer Haferſaat mehr gilbt als grünt.

II.

Handelsgeiſt im Sauerlande. — Wilde Poeſie in Paderborn. — Die Barackenbewohner. — Ihre Ehen. — Die Branntweinpeſt. — Sittenverderbniß. — Alte Gebräuche. — Aberglauben. — Beſprechungen. — Raufluſt. — Eine Gerichtsſcene.

Wir haben im Vorhergehenden den Charakter der Eingebornen bereits flüchtig angedeutet, und geſagt, daß, dem gewöhnlichen Einfluſſe der Natur auf ihre Zöglinge entgegen, am verhältnißmäßig in einem zahmen Lande aufgenährten Paderborner der Stempel des Bergbewohners, ſowohl moraliſch als körperlich, weit entſchiedener hervortritt, als an dem, durch ſeine Umgebung weit mehr dazu berechtigten Sauerländer. Der Grund liegt nahe; in den Handelsverhältniſſen des Letzteren, die ſeine Heimath dem Fremden öffnen, und ihn ſelbſt der Fremde zutreiben, wo unter kaufmänniſcher Cultur die Sitten, durch auswärtige Heirathen das Blut ſeines Stammes ſich täglich mehr verdünnen, und wir müſſen uns eher über die Kraft einer Ader wundern, die, von ſo vielen Quellen verwäſſert, doch noch durchgängig einen ſcharfen, feſten Strich zeichnet, wie der Rhein durch den Bodenſee. Der Sauerländer iſt ungemein groß und wohlgebaut, vielleicht der größte Menſchenſchlag in Deutſchland, aber von wenig geſchmeidigen Formen; koloſſale Körperkraft iſt bei ihm gewöhnlicher, als Behendigkeit anzutreffen. Seine Züge, obwohl etwas breit und verflacht, ſind ſehr angenehm, und bei vorherrſchend lichtbraunem oder blondem Haare haben doch ſeine langbewimperten blauen Augen alle den Glanz und den dunkeln Blick der ſchwarzen. — Seine Phyſiognomie iſt kühn und offen, ſein Anſtand ungezwungen, ſo daß man geneigt iſt, ihn für ein argloſeres Naturkind zu halten, als irgend einen ſeiner Mitweſtphalen; dennoch iſt nicht leicht ein Sauerländer ohne einen ſtarken Zuſatz von Schlauheit, Ver-

schlossenheit und praktischer Verstandesschärfe und selbst der sonst Beschränkteste unter ihnen wird gegen den gescheidtesten Münsterländer fast immer praktisch im Vortheil stehen. — Er ist sehr entschlossen, stößt sich dann nicht an Kleinigkeiten, und scheint eher zum Handel und gutem Fortkommen geboren, als dadurch und dazu herangebildet. Seine Neigungen sind heftig aber wechselnd, und so wenig er sie Jemandes Wunsch zu Liebe aufgibt, so leicht entschließt er sich aus eigener Einsicht oder Grille hierzu. — Er ist ein rastloser und zumeist glücklicher Spekulant, vom reichen Fabrikherrn, der mit Vieren fährt, bis zum abgerissenen Herumstreicher, der „Kirschen für Lumpen" ausbietet; und hier findet sich der einzige Adel Westphalens, der sich durch Eisenhämmer, Papiermühlen und Salzwerke dem Kaufmannsstande anschließt. — Obwohl der Confession nach katholisch, ist das Fabrikvolk doch an vielen Orten bis zur Gleichgültigkeit lau, und lacht nur zu oft über die Schaaren frommer Wallfahrer, die vor seinen Gnadenbildern bestäubt und keuchend ihre Litaneien absingen, und an denen ihm der Klang des Geldes, das sie einführen, bei weitem die verdienstvollste Musik scheint. — Uebrigens besitzt der Sauerländer manche anziehende Seite; er ist muthig, besonnen, von scharfem aber kühlem Verstande, obwohl im Allgemeinen berechnend, doch aus Ehrgefühl bedeutender Aufopferungen fähig; und selbst der geringste besitzt einen Anflug ritterlicher Galanterie und einen naiven Humor, der seine Unterhaltung äußerst angenehm für denjenigen macht, dessen Ohren nicht allzu zart sind. — Daß in einem Lande, wo drei Viertel der Bevölkerung, Mann, Weib und Kind, ihren Tag unter fremdem Dache (in den Fabrikstuben) zubringen, oder auf Handelsfüßen das Land durchziehen, die häuslichen Verhältnisse sehr locker, gewissermaßen unbedeutend sind, begreift sich wohl; so wie aus dem Gesagten hervorgeht, daß dort nicht der Hort der Träume und Mährchen, der charakteristischen Sitten und Gebräuche zu suchen ist; denn obwohl die Sage manche Kluft und

unheimliche Höhle mit Berggeistern, und den Gespenstern Ermordeter, oder in den Irrgängen Verschmachteter bevölkert hat, so lacht doch jedes Kind darüber, und nur der minder beherzte oder phantasiereichere Reisende fährt zusammen, wenn ihm in dem schwarzen Schlunde etwa eine Eule entgegenwimmert, oder ein kalter Tropfen von den Steinzapfen in seinen Nacken rieselt. Kurz der Sohn der Industrie besitzt vom Bergbewohner nur die eiserne Gesundheit, Körperkraft und Entschlossenheit, aber ohne den romantischen Anflug und die Phantasie, welche sich an großartigen Umgebungen zu entwickeln pflegen, — er liebt sein Land, ohne dessen Charakter herauszufühlen; er liebt seine Berge, weil sie Eisen und freien Athemzug; seine Felsen, weil sie vortreffliches Material und Fernsichten, seine rauschenden Wasserfälle, weil sie den Fabrikrädern rascheren Umschwung geben, und das Ganze endlich, weil es seine Heimath und in dessen Luft ihm am wohlsten ist. — Seine Festlichkeiten sind nach den Umständen des Gastgebers, den städtischen möglichst nachgebildet; seine Trachten desgleichen. — Alles wie anderwärts, staubende Caussen mit Frachtwagen und Einspännern bedeckt — Wirthshäuser mit Kellern und gedruckten Speisezetteln; einzelne Dörfer im tiefsten Gebirge sind noch strohdachig und verfallen genug, die meisten jedoch, nett wie alle Fabrikorte, erhalten allein durch die schwarze Schieferbekleidung und die mit Steinplatten beschwerten Dächer, die man hier der Rauhigkeit des Klima's entgegensetzen muß, einen schwachen Anstrich von Ländlichkeit, und nur die Kohlenbrenner in den Waldungen, die bleichen Hammerschmiede vor ihren Höllenfeuern, und die an den Stollen mit Lederschurz und blitzendem Bleierz auf ihrem Kärrchen aus- und einfahrenden Bergknappen geben der Landschaft hier und dort eine passende Staffage.

Anders ist es im Hochstifte Paderborn, wo der Mensch eine Art wilder Poesie in die sonst nüchterne Umgebung bringt und uns in die Abruzzen versetzen würde, wenn wir Phantasie genug hätten, jene Gewitterwolke für ein mächtiges Ge-

birge, jenen Steinbruch für eine Klippe zu halten. — Nicht groß von Geſtalt, hager und ſehnig, mit ſcharfen, ſchlauen, tiefgebräunten und vor der Zeit von Mühſal und Leidenſchaft durchfurchten Zügen fehlt dem Paderborner nur das brandſchwarze Haar zu einem entſchieden ſüdlichen Ausſehen. — Die Männer ſind oft hübſch und immer maleriſch, die Frauen haben das Schickſal der Südländerinnen, eine frühe üppige Blüthe und ein frühes, zigeunerhaftes Alter. Nirgends gibt es ſo rauchige Dörfer, ſo dachluckige Hüttchen, als hier, wo ein ungeſtümes Temperament einen ſtarken Theil der Bevölkerung übereilten Heirathen zuführt, ohne ein anderes Kapital, als vier Arme und ein Dutzend zuſammengebettelter und zuſammengeſuchter Balken, aus denen dann eine Art von Koben zuſammengeſetzt wird, eben groß genug für die Herdſtelle, das Ehebett und allenfalls einen Verſchlag, der den ſtolzen Namen Stube führt, in der That aber nur ein ungewöhnlich breiter und hoher Kaſten mit einem oder zwei Fenſtergläſern iſt. — Beſitzt das junge Paar Fleiß und Ausdauer, ſo mögen nach und nach einige Verſchläge angezimmert werden; hat es ungewöhnlichen Fleiß und Glück zugleich, ſo dürfte endlich eine beſcheidene Menſchenwohnung entſtehen, häufig aber laſſen Armuth und Nachläſſigkeit es nicht hierzu kommen, und wir ſelbſt ſahen einen bejahrten Mann, deſſen Palaſt zu kurz war um ausgeſtreckt darin zu ſchlafen, ſeine Beine ein gutes Ende in die Straße recken. — Selbſt der Rohſte iſt ſchlau und zu allen Dingen geſchickt, weiß jedoch ſelten nachhaltigen Vortheil daraus zu ziehen, da er ſein Talent gar oft in kleinen Pfiffigkeiten, deren Ertrag er ſofort vergeudet, erſchöpft, und ſich dem Einfluſſe von Winkeladvokaten hingibt, die ihm über jeden Zaunpfahl einen Prozeß einfädeln, der ihn völlig ausſaugt, faſt immer zur Auspfändung, und häufig von Hof und Haus bringt. — Große Noth treibt ihn zu großen Anſtrengungen, aber nur bis das dringendſte Bedürfniß geſtillt iſt, — jeder erübrigte Groſchen, den der Münſterländer ſorglich zurücklegen, der Sauerländer

in irgend ein Geschäft stecken würde, wird hier am liebsten von dem Kind der Armuth sofort dem Wirthe und Kleinhändler zugetragen, und die Schenken sind meist gefüllt mit Glückseligen, die sich einen oder ein paar blaue Montage machen, um nachher wieder auf die alte Weise fort zu hungern und zu taglöhnern. — So verleben leider Viele, obwohl in einem fruchtbaren Lande und mit allen Naturgaben ausgerüstet, die sonst in der Welt voran bringen, ihre Jugend in Armuth und gehen einem elenden Alter am Bettelstabe entgegen. — In seiner Verwahrlosung dem Aberglauben zugeneigt, glaubt der Unglückliche sehr fromm zu sein, während er seinem Gewissen die ungebührlichsten Ausdehnungen zumuthet. Wirklich stehen auch manche Pflichten seinen mit der Muttermilch eingesogenen Ansichten von eigenem Rechte zu sehr entgegen, als daß er sie je begreifen sollte — jene gegen den Gutsherrn zum Beispiel, den er nach seinem Naturrecht gern als einen Erbfeind oder Usurpator des eigentlich ihm zuständigen Bodens betrachtet, dem ein ächtes Landeskind nur aus List, um der guten Sache willen, schmeichle, und übrigens Abbruch thun müsse, wo es immer könne. — Noch empörender scheinen ihm die Forst- und Jagdgesetze, da ja „unser Herrgott das Holz von selbst wachsen läßt, und das Wild aus einem Lande in das andere wechselt." Mit diesem Spruche im Munde glaubt der Frevelnde sich völlig berechtigt, jeden Förster, der ihn in flagranti überrascht, mit Schnupftabak zu blenden, und wie er kann mit ihm fertig zu werden. — Die Gutsbesitzer sind deshalb zu einem erschöpfenden Aufwande an Forstbeamten gezwungen, die den ganzen Tag und manche Nacht durchpatrouilliren, und doch die massivsten Forstfrevel, z. B. das Niederschlagen ganzer Waldstrecken in einer Nacht, nicht immer verhindern können. — Hier scheitern alle Anstrengungen der sehr ehrenwerthen Geistlichkeit, und selbst die Versagung der Absolution im Beichtstuhle verliert ihre Kraft, wie bei dem Corsen, wenn es eine Vendetta gilt. — Noch vor dreißig Jahren war es etwas sehr gewöhnliches, beim Neun-

ſcheine langen Wagenreihen zu begegnen, neben denen dreißig bis vierzig Männer dertrabten, das Beil auf der Schulter, den Ausdruck lauernder Entſchloſſenheit in den gebräunten Zügen und der nächſte Morgen brachte dann gewiß — je nachdem ſie mit den Förſtern zuſammen getroffen, oder ihnen glücklich ausgewichen waren — die Geſchichte eines blutigen Kampfes, oder eines grandioſen Waldfrevels. — Die Ueberwachung der preußiſchen Regierung hat allerdings dieſer Oeffentlichkeit ein Ziel geſetzt, jedoch ohne bedeutende Reſultate in der Sache ſelbſt, da die Frevler jetzt durch Liſt erſetzen, was ſie an Macht einbüßten, und es iſt leider eine Thatſache, daß die Holzbedürftigen, ſogar Beamte, von Leuten, denen doch, wie ſie ganz wohl wiſſen, kein rechtlicher Splitter eigen iſt, ihren Bedarf ſo ruhig nehmen, wie aller Orts Strandbewohner ihren Kaffee und Zucker von den Schmugglern zu nehmen pflegen. Daß auch dieſer letztere Erwerbzweig hier dem Charakter des Beſitzloſen zu ſehr zuſagt, als daß er ihn vernachläſſigen ſollte, ſelbſt wenn die mehrſtündige Entfernung der Grenze ihn mühſam, gefahrvoll und wenig einträglich zugleich macht, läßt ſich wohl vorausſetzen und faſt bis im Herzen des Landes ſehen wir bei abendlichen Spaziergängen kleine Truppen von Fünfen oder Sechſen haſtig und ohne Gruß an uns vorüber der Weſergegend zuſtapfen und können ſie in der Morgendämmerung mit kleinen Bündeln ſchweißtriefend und nicht ſelten mit verbundenem Kopfe oder Arme, wieder in ihre Baracken ſchlüpfen ſehen. Zuweilen folgen die Zollbeamten ihnen ſtundenweit; die Dörfer des Binnenlandes werden durch nächtliche Schüſſe und wüſtes Geſchrei aufgeſchreckt, — am nächſten Morgen zeigen Gänge durchs Kornfeld, in welcher Richtung die Schmuggler geflohen; zerſtampfte Flächen, wo ſie ſich mit den Zöllnern gepackt haben, und ein halbes Dutzend Taglöhner läßt ſich bei ſeinem Dienſtherrn krank melden. — Ihre Ehen, meiſt aus Leidenſchaft und mit gänzlicher Rückſichtsloſigkeit auf äußere Vortheile geſchloſſen, würden anderwärts für höchſt unglücklich gelten, da kaum

eine Barackenbewohnerin ihr Leben beſchließt, ohne Bekanntſchaft mit dem ſogenannten „braunen Heinrich,“ dem Stocke nämlich, gemacht zu haben. Sie aber finden es ländlich, ſittlich, und leben der Ueberzeugung, daß eine gute Ehe wie ein gutes Gewebe zuerſt des Einſchlags bedarf, um nachher ein tüchtiges Hausleinen zu liefern. Wollten wir eine Zuſammenſtellung der unteren Volksklaſſen nach den drei Hauptfarben Weſtphalens wagen, ſo würden wir ſagen: der Sauerländer freit wie ein Kaufmann, nach Geld und Geſchicklichkeit und führt auch ſeine Ehe ſo — kühl und auf gemeinſchaftlichen Erwerb gerichtet. — Der Münſterländer freit wie ein Herrnhuther, gutem Rufe und dem Willen ſeiner Eltern gemäß, und liebt und trägt ſeine Ehe, wie ein aus Gottes Hand gefallenes Loos, in friedlicher Pflichterfüllung. — Der Paderborner Wildling aber, hat Erziehung und Zucht nichts an ihm gethan, wirbt wie ein derbes Naturkind mit allem Ungeſtüm ſeines heftigen Bluts. Mit ſeinen und den Eltern ſeiner Frau muß es daher auch oft zu heftigen Auftritten kommen. Er geht unter die Soldaten, oder läuft Gefahr zu verkommen, wenn ſeine Neigung unerwiedert bleibt. Die Ehe wird in dieſen dürftigen Hütten den Frauen zum wahren Fegfeuer, bis ſie ſich zurechtgefunden; Flüche und Schimpfreden haben, wie bei den Matroſen, einen großen Theil ihrer Bedeutung verloren, und laſſen eine rohe Art aufopfernder Liebe wohl neben ſich beſtehen. Ueber das Verderbniß der dienenden Klaſſen wird ſehr geklagt: jedes noch ſo flüchtige Verhältniß zwiſchen den zwei Geſchlechtern müſſe ſtreng überwacht werden von denen, welche ihr Haus rein von Scandal zu erhalten wünſchen; ſelbſt die Unteraufſeher, Leute von geſetzten Jahren und ſonſt ſtreng genug, ſcheinen taub und blind ſobald, nicht ein wirkliches Verlöbniß, ſondern nur der Glaube an eine ernſtliche Abſicht vorhanden ſei: „die Beiden freien ſich“ — und damit ſeien alle Schranken gefallen, obwohl aus zwanzig ſolcher Freiereien kaum eine Ehe hervorgehe und die Folgen davon den Gemeinden zur Laſt fielen. Auch die Branntwein-

peſt fordert hier nicht wenige Opfer, und bei dieſem heftigen Blut wirkt das Uebermaß um ſo wilder und gefährlicher. Dieſe Verwahrloſung iſt um ſo mehr zu beklagen, da es auch dem Letzten nicht leicht an Talenten und geiſtigen Mitteln gebricht, und ſeine ſchlaue Gewandtheit, ſein Muth, ſeine tiefen einwohnenden Leidenſchaften, und vor Allem ſeine reine Nationalität, verbunden mit dem markirten Aeußern, ihn zu einem allerdings würdigen Gegenſtande der Aufmerkſamkeit machen. — Alter Gebräuche bei Feſtlichkeiten gibt es wenige und in ſeltener Anwendung, da der Paderborner jedem Zwange zu abgeneigt iſt, als daß er ſich eine Luſt durch etwas, das nach Ceremoniell ſchmeckt, verderben ſolle. — Bei den Hochzeiten z. B. fällt wenig Beſonderes vor, das allerwärts bekannte Schlüſſel- und Brod-Ueberreichen findet auch hier ſtatt, d. h. wo es, außer einer alten Truhe, etwas gibt, was des Schlüſſels bedarf, — nachher gebt Jeder ſeinem Jubel bei Tanz und Flaſche nach, bis ſich alles zum „Papen von Iſtrup“ ſtellt, einem beliebten Nationaltanz, einem Durcheinanderwirbeln und Verſchlingen, das erſt nach dem Lichtanzünden beginnt, und dem „Reiſenden für Völker- und Länderkunde“ den Zeitpunkt angibt, wo es für ihn gerathener ſein möchte, ſich zu entfernen, da fortan die Aufregung der Gäſte bis zu einer Höhe ſteigt, deren Culminationspunkt nicht voraus zu berechnen iſt. — Iſt die Braut eine echte „Flüggebraut,“ eine Braut in Kranz und fliegenden Haaren, ſo tritt ſie gewiß ſtolz wie eine Fürſtin auf, und dieſes glorreiche Familienereigniß wird noch der Ruhm ihrer Nachkommen, die ſich deſſen wohl zu rühmen wiſſen, wie ſtattlich ſie mit Spiegeln und Flittergold in den Haaren einhergeſtrahlt ſei. Lieber als eine Hochzeit iſt dem Paderborner noch die Faſtnacht, an deren erſtem Tage (Sonntag Esto mihi) der Burſche daherſteigt, in der Hand, auf goldenem Apfel, einen befiederten Hahn aus Brodteig, den er ſeiner Liebſten verehrt, oder auch der Edelfrau, nämlich wenn es ihm an Geld für die kommenden naſſen Tage fehlt. — Am Montag iſt der Jubel im

tollſten Gange, ſelbſt Bettler, die nichts anderes haben, hängen ihr geflicktes Betttuch über den Kopf, und binden einen durchlöcherten Papierbogen vor's Geſicht, und dieſe machen, wie ſie mit ihren, aus der weißen Umrändung blitzenden Augen und langen Naſenſchnäbeln die Mauern entlang taumeln, einen noch grauſigeren Eindruck wie die eigentlichen Maskenzüge, die in ſcheußlichen Verkleidungen mit Gebeul und Hurrah auf Ackergäulen durch die Felder galoppiren, alle hundert Schritte einen Sandreiter zurücklaſſend, der ihnen wüſt nachjohlt, oder als ein hinkendes Ungethüm in's Dorf zurückkrächzt. Sehr beliebt iſt auch das Schützenfeſt, zum Theil der Ironie wegen, da an dieſem Tage der „Wildſchütz" vor dem Auge der ſein Gewerb ignorirenden Herrſchaft mit ſeinem ſicheren Blicke und ſeiner feſten Hand paradiren darf, und oft der ſchlimmſte Schelm, dem die Förſter ſchon wochenlang nachſtellten, dem gnädigen Fräulein Strauß und Ehrenſchärpe als ſeiner Königin überreicht und mit ihr die Ceremonie des erſten Tanzes durchmacht. — Ihm folgt am nächſten Tage das Frauenſchießen, eine galante Sitte, die man hier am wenigſten ſuchen ſollte, und die ſich anmuthig genug ausnimmt. Morgens in aller Frühe ziehen alle Ehefrauen der Gemeinde, unter ihnen manche blutjunge und hübſche, vor dem Erbhofe auf, in ihren goldenen Häubchen und Stirnbinden, bebändert und beſtraußt, jede mit dem Gewehr ihres Mannes über der Schulter. Voran die Frau des Schützenkönigs, mit den Abzeichen ihrer Würde, dem Säbel an der Seite, wie weiland Maria Thereſia auf den Kremnitzer Ducaten; ihr zunächſt die Fähndrichin mit der weißen Schützenfahne; auf dem Hofe wird Halt gemacht, die Königin zieht den Säbel, kommandirt — rechts — links — kurz alle militäriſchen Evolutionen; dann wird die Fahne geſchwenkt, und das blanke Regiment zieht mit einem feinen Hurrah dem Schießplatze zu, wo jede — Manche mit der zierlichſten Koketterie — ihr Gewehr ein paarmal abfeuert, um unter klingendem Spiele nach der Schenke zu marſchiren, wo es heute keinen König gibt, ſondern nur eine Königin

und ihren Hof, die alles anordnen, und von denen ſich die Männer heute Alles gefallen laſſen. Einen gleich ſtarken Gegenſatz zu den derben Sitten des Landes gibt der Beginn des Erntefeſtes. Dieſes wird nur auf Edelhöfen und großen Pachtungen im altherkömmlichen Style gefeiert. Der voranſchreitenden Muſik folgt der Erntewagen mit dem letzten Fuder, auf deſſen Garben die Großmagd thront, über ſich auf einer Stange den funkelnden Erntekranz; dann folgen ſämmtliche Dienſtleute, paarweiſe mit gefalteten Händen, die Männer baarhaupt, ſo ziehen ſie langſam über das Feld dem Edelhofe zu, das Te Deum nach der ſchönen alten Melodie des katholiſchen Ritus abſingend, ohne Begleitung, aber bei jedem dritten Verſe von den Blasinſtrumenten abgelöst, was ſich überaus feierlich macht, und gerade bei dieſen Menſchen, und unter freiem Himmel etwas wahrhaft Ergreifendes hat. Im Hofe angelangt, ſteigt die Großmagd ab, und trägt ihren Kranz mit einem artigen Spruche zu jedem Mitgliede der Familie, vom Hausherrn an bis zum kleinſten Junkerchen auf dem Schaukelpferde, dann wird er über das Scheuerthor an die Stelle des vorigjährigen gehängt, und die Luſtbarkeit beginnt. — Obwohl ſich keiner ausgezeichneten Singorgane erfreuend, ſind die Paderborner doch überaus geſangliebend; überall — in Spinnſtuben — auf dem Felde — hört man ſie quinkeliren und pfeifen, — ſie haben ihre eigenen Spinn-, ihre Acker-, Flachsbrech- und Rauflieder, das letzte iſt ein ſchlimmes Spottlied, das ſie nach dem Takte des Raufens jedem Vorübergehenden aus dem Stegreif zuſingen. — Sonderlich junge Herren, die ſich, den Verhältniſſen nach, zu Freiern ihrer Fräulein qualifiziren, können darauf rechnen, nicht ungeneckt vorbei zu kommen, und ſich von zwanzig bis dreißig Stimmen nachkrähen zu hören: „He! he! he! er iſt ihr zu dick, er hat kein Geſchick,“ — oder, „er iſt ihr zu arm, daß Gott erbarm! Den Kuinkel den kuank, der Vogel der ſang, das Jahr iſt lang, oh! oh! oh! laßt ihn gehn!“ Ueberhaupt rühmen ſie ſich gern, wo es ihnen Anlaß zum

Streit verſpricht, ihrer Herrſchaft, als ob ſie aus Gold wäre; ſtehen auch in ernſteren Fällen aus demſelben Grunde bisweilen zu ihr gleich dem Beſten, und es iſt hier, wie bei der Pariſer Polizei, nichts Ungewöhnliches, die ſchlimmſten „Wildſchützen" nach einigen Jahren als Forſtgehülfen wieder zu finden, denen es alsdann ein Herzensgaudium iſt, ſich mit ihren alten Kameraden zu raufen, und den bekannten Liſten neue entgegen zu ſetzen; und noch vor Kurzem packten ein Dutzend ſolcher Praktiker ihren Herzensfreund, den Dorfſchulmeiſter, der ſie früher in der Taktik des „Holzſuchens" unterrichtet hatte, wie er eben daran war, die dritte oder vierte Auflage der Rekruten einzuüben, etwa achtzig baarfüßige Schlingel nämlich, die, wie junge Wölfe zuerſt mit dem Blutausſaugen anfangen, mit ihren krummen Meſſern kunſtfertig in dem jungen Schlag wütheten, während der Pädageg, von einer breiten Buche herab, das Commando führte. Wir haben bereits den Volksaberglauben erwähnt; dieſer äußert ſich, neben der Geſpenſterfurcht und dem Hexenglauben, vorzugsweiſe in ſympathetiſchen Mitteln und dem ſogenannten Beſprechen, einem Act, der Manches zu denken gibt und deſſen wirklich ſeltſame Erfolge ſich durch bloßes Hinwegläugnen keineswegs beſeitigen laſſen. Wir ſelbſt müſſen geſtehen, Zeugen unerwarteter Reſultate geweſen zu ſein. — Auf die Felder, die der Beſprecher mit ſeinem weißen Stäbchen umſchritten, und worauf er die Scholle eines verpfändeten Ackers geworfen hat, wagt ſich in der That kein Sperling, kein Wurm, fällt kein Mehlthau, und es iſt überraſchend, die Strecken mit ſchweren, niederhangenden Aehren zwiſchen weiten Flächen leeren Strohes zu ſehen. Ferner: ein prächtiger Schimmel, arabiſcher Race, und überaus feurig, war, zu einem übermäßigen Sprunge geſpornt, geſtürzt und hatte ſich die Zunge dicht an der Wurzel durchgebiſſen. — Da das Schlagen des wüthenden Thieres es in den erſten Tagen unmöglich machte, der Wunde beizukommen, war der Brand hinzugetreten, und ein ſehr geſchickter Arzt erklärte das ſchöne Pferd für rettungslos ver-

loren. — Jetzt ward zur „Waffenſalbe“ geſchritten, keinem Arzneimittel, wie man wahrſcheinlich glauben wird, ſondern einem geheimnißvollen, mir unbekannt gebliebenen, Gebrauch, zu deſſen Behuf dem mehrere Stunden entfernten Beſprecher nur ein von dem Blut des Thieres befleckes Tuch geſandt wurde. — Man kann ſich denken, welches Vertrauen ich in dieſes Mittel ſetzte! Am nächſten Tage wurde das Thier jedoch ſo ruhig, daß ich dieſes als ein Zeichen ſeiner nahenden Auflöſung anſah; — am folgenden Morgen richtete es ſich auf, zerbiß und verſchluckte, obwohl etwas mühſam, einige Brodſcheiben ohne Rinde, — am dritten Morgen ſahen wir zu unſerm Erſtaunen, daß es ſich über das in der Raufe befindliche Futter hergemacht, und einen Theil deſſelben bereits verzehrt hatte, während nur ein behutſames Auswählen der weicheren Halme und ein leiſes Zucken um Lippen und Nüſtern die Empfindlichkeit der, wie wir uns durch den Augenſchein überzeugen mußten, völlig geſchloſſenen Wundſtelle andeuteten; und ſeitdem habe ich den ſchönen Araber manchesmal friſch und feurig, wie zuvor, mit ſeinem Reiter durchs Feld ſtolziren ſehen. — Dergleichen und Aehnliches fällt oft vor und hierbei iſt die Annäherung des Beſprechers oder ſeines Mittels an den zu beſprechenden Gegenſtand immer ſo gering (in manchen Fällen, wie dem eben genannten, fällt ſie gänzlich fort), daß eine Erklärung durch natürlich wirkende Eſſenzen hier keine Statt haben kann, ſo wie die vielbeſprochene Macht der Phantaſie bei Thieren, Kräutern und ſelbſt Geſtein wegfallen muß, und dem Erklärer wohl nur die Kraft des menſchlichen Glaubens, die magnetiſche Gewalt eines feſten Willens über die Natur als letztes Auskunftsmittel bleiben dürfte. — Folgenden Vorfall haben wir aus dem Munde eines glaubwürdigen Augenzeugen: In dem Garten eines Edelhofes hatte die grüne Kohlraupe dermaßen überhand genommen, daß der Beſitzer, obwohl Proteſtant, in ſeinem Ueberdruſſe endlich zum Beſprecher ſchickte. — Dieſer fand ſich alsbald ein, umſchritt die Gemüſefelder, leiſe vor ſich hinmurmelnd, wobei er mit

ſeinem Stäbchen hier und dort einen Kohlkopf berührte. Nun ſtand unmittelbar am Garten ein Stallgebäude, an deſſen ſchadhaftem Dache einige Arbeiter flickten, die ſich den Spaß machten, den Zauberer durch Spottreden, hinabgeworfene Kalkſtückchen ꝛc. zu ſtören. — Nachdem dieſer ſie wiederholt gebeten hatte, ihn nicht zu irren, ſagte er endlich: „Wenn ihr nicht Ruhe haltet, ſo treibe ich euch die Raupen auf das Dach.“ und als die Neckereien dennoch nicht aufhörten, ging er an die nächſte Hecke, ſchnitt eine Menge fingerlanger Stäbchen, ſtellte ſie horizontal an die Stallmauer und entfernte ſich. — Alsbald verließen ſämmtliche Raupen ihre Pflanzen, krochen in breiten grünen Colonnen über die Sandwege an den Stäbchen die Mauer aufwärts, und nach einer halben Stunde hatten die Arbeiter das Feld geräumt und ſtanden im Hofe, mit Ungeziefer beſäet, und nach dem Dache deutend, das wie mit einer grünen wimmelnden Decke überzogen war. — Wir geben das Ebenerzählte übrigens keineswegs als etwas Beſonderes, da die oben berührte Erklärung durch auf den Geruch wirkende Eſſenzen hier am erſten ſtattfinden dürfte, ſondern nur als ein kleines Genrebild aus dem Thun und Treiben eines phantaſiereichen und eben beſprochenen Volkes.

Ehe wir von dieſem zu anderen übergehen, erlauben wir uns noch zum Schluſſe die Mittheilung einer vor etwa vierzig Jahren vorgefallenen Scene, die allerdings unter der jetzigen Regierung nicht mehr ſtattfinden könnte, jedoch den Charakter des Volks zu anſchaulich darſtellt, als daß wir ſie am ungeeigneten Orte glauben ſollten. — Zu jener Zeit ſtand den Gutsbeſitzern die niedere Gerichtsbarkeit zu und wurde mitunter ſtreng gehandhabt, wobei ſich, wie es zu gehen pflegt, der Untergebene mit der Härte des Herrn, der Herr mit der Böswilligkeit des Untergebenen entſchuldigte, und in dieſer Wechſelwirkung das Uebel ſich fortwährend ſteigerte. Nun ſollte der Vorſteher (Meier) eines Dorfes, allzugrober Betrügereien und Diebſtähle halber ſeines Amtes entſetzt werden. — Er hatte ſich Manchen verpflichtet, Manchen be-

drückt und die Gemeinde war in zwei bittere Parteien geſpalten. — Schon ſeit mehreren Tagen war eine tückiſche Stille im Dorfe bemerkt worden, und als am Gerichtstage der Gutsherr, aus Veranlaſſung des Unwohlſeins, ſeinen Geſchäftsführer bevollmächtigte, in Verein mit dem eigentlichen Juſtitiar die Sache abzumachen, war den beiden Herren dieſe Abänderung keineswegs angenehm, da ihnen recht wohl bewußt war, daß der Bauer ſeine Herrſchaft zwar haßt, jeden Städter aber und namentlich „das Schreibervolk" aus tiefſter Seele verachtet. Ihre Beſorgniß ward nicht gemindert, als einige Stunden vor der Sitzung ein Schwarm baarfüßiger Weiber in den Schloßhof zog, wahre Poiſſarden, mit fliegenden Haaren und Kindern auf dem Arm, ſich vor dem Hauptgebäude zuſammendrängte und wie ein Neſt junger Teufel zu krähen anfing: „Wir revoltiren! wir proteſtiren! wir wollen den Meier behalten! unſere Kerle ſind auf dem Felde und mähen, und haben uns geſchickt, wir revoltiren!" Der Gutsherr trat ans Fenſter und rief hinaus: „Weiber! macht euch fort, der Amtmann (Juſtitiar) iſt noch nicht da," worauf der Schwarm ſich allmählich, unter Geſchrei und Fluchen verlor. Als nach einigen Stunden die Sitzung begonnen hatte, und die bereits abgehaltenen Verhöre verleſen wurden, erhob ſich unter den Fenſtern des Gerichtslokals ein dumpfes, vielſtimmiges Gemurmel, das immer zunahm, — dann drängten ſich ein paar ſtarkknochige Männer in die Stube, — wieder andere, in Kurzem war ſie zum Erſticken überfüllt. Der Juſtitiar, an ſolche Auftritte gewöhnt, befahl ihnen mit ernſter Stimme hinauszugehen; — ſie gehorchten wirklich, ſtellten ſich aber, wie er ſehr wohl ſah, vor der Thür auf; zugleich bemerkte er, daß Einige, mit grimmigem Blicke auf die Gegenpartei, ihre Kittel lüfteten und kurze ſchwere Knittel ſichtbar werden ließen, was von der anderen Seite mit einer ähnlichen Pantomime erwidert wurde. — Dennoch las er das Urtheil mit ziemlicher Faſſung ab, und ſchritt dann, ſeinen Gefährten am Kleide zupfend, haſtig der

Thür zu. — Dort aber drängten ſich die Außenſtehenden hinein, und ließen ihre Knittel ſpielen, und — daß wir es kurz machen — die heilige Juſtiz mußte froh ſein, die Nähe eines Fenſters zu einem etwas unregelmäßigen Rückzuge benutzen zu können. — Dem Gutsherrn war indeſſen durch den ſich allmählig nach Außen ziehenden Tumult die Lage der Dinge bereits klar geworden, und er hatte die Schützengilde aufbieten laſſen, lauter Angehörige der Betheiligten, die ſich freuten, bei dieſer ſchönen Gelegenheit auch einmal darauf loswaſchen zu können. — Sie waren eben aufmarſchirt, als die Sturmglocke erſchallte. — Einige Schützen rannten nun ſpornſtreichs in den Thurm, wo ſie ein altes Weib fanden, das aus Leibeskräften den Strang zog, ſofort aber gepackt und auf Umwegen in's Hundeloch ſpedirt wurde. Indeſſen ſtand der Gutsherr am Fenſter, und überwachte mit ſeinem Tubus die Wege, welche zu den berüchtigſten Dörfern führten, und nicht lange, ſo ſah er es von allen Bergen herunter wimmeln, wie die Beduinenſchwärme, er konnte deutlich die Knittel in ihren Händen unterſcheiden und an ihren Gebärden ſehen, wie ſie ſich einander riefen und zuwinkten. Schnell beſonnen warf er einen Blick auf die Windfahne des Schloßthurmes, und nachdem er ſich überzeugt hatte, daß die Luft den Lärm nicht bis zu der Stelle führe, wo die Kommenden etwa in einer Viertelſtunde angelangt ſein konnten, wurden eilends einige zuverläſſige Leute abgefertigt, die in Hemdärmeln mit Senſe und Rechen, wie Arbeiter, die aufs Feld ziehen, den verſchiedenen Trupps entgegen ſchlendern und ihnen erzählen mußten, das Geläute im Dorfe habe einem brennenden Schlote gegolten, der aber bereits gelöſcht ſei. Die Liſt gelang, alle trollten ſich fluchend heim, während drinnen die Schützengilde auch ihr Beſtes mit Fauſt und Kolben that, und ſo der ganze Scandal mit einigen ernſtlich Verwundeten und einem Dutzend in's Loch Geſteckten endigte, zwei Drittel der Gemeinde aber eine Woche lang wie mit Peſtbeulen behaftet ausſahen, und eine beſondere Schwer-

fälligkeit in ihren Bewegungen zeigten. — Aehnliche Auftritte waren früher ſo gewöhnlich, wie das tägliche Brod; noch heute, trotz des langjährigen Zwanges, iſt der gemeine Mann innerlich nicht um ein Haar breit von ſeinen Gelüſten und Anſichten abgewichen, er kann wohl niedergehalten werden, die Gluth wird aber unter der Aſche immer fortglimmen. — Erhöhter Wohlſtand würde Einiges mildern, wären nicht Leichtſinn und die Leidenſchaft, welche zuerſt eine dürftige Bevölkerung zu Wege bringen, deren geringes Eigenthum Schenkwirthen und Winkeladvokaten zur Beute wird. — Dennoch kann man ſich des Bedauerns mit einem Volke nicht enthalten, das mit Kraft, Scharfſinn und Ausdauer begabt und im Beſitze eines geeigneten Bodens, in ſo vielen ſeiner Glieder den traurigſten Verhältniſſen anheimgefallen iſt.

III.

Die Grenze. — Münſterſches Stilleben. — Patriarchaliſches Weſen. — Brautwerbung und Hochzeitsgebräuche. — Frömmigkeit und harmloſer Aberglaube. — Die Vorgeſchichte. — Duldender Muth und Herzensgüte.

Selten mögen wenige Meilen einen ſo raſchen Uebergang hervorbringen, als jene, welche die Grenzſtriche Paderborns und ſeines frommen Nachbarlandes, des Bisthums Münſter, bilden. — Noch vor einer Stunde, hinter dem nächſten Hügel, haben kleine ſchwarzbraune Schlingel, die, im halben Naturzuſtande, ihre paar mageren Ziegen weniger hüteten, als bei ihnen diebswegen Wache ſtanden, auf deine Frage nach dem Wege dich zuerſt durch verſtelltes Mißverſtehen und Wipeleien gehöhnt, und dir dann unfehlbar einen Pfad angegeben, wo du wie eine Unke im Sumpfe, oder wie Abrahams Widder in den Dornen geſteckt haſt, — d. h. wenn du nicht mit

Geld klimperſt, denn in dieſem Falle haben nicht einer, ſondern ſämmtliche Buben ihre Ziegen, um ſie deſto ſicherer wiederzufinden, in's Kornfeld getrieben und mindeſtens ein Dutzend Zäune zerbrochen und Pfähle ausgeriſſen, um dir den nächſten Weg zu bahnen, und du haſt dich, gut oder übel, zu einer vierfachen Abfindung entſchließen müſſen, — und jetzt ſtehſt du wie ein Amerikaner, der ſo eben den Wigwams der Irokeſen entſchlüpft iſt, und die erſten Einfriedigungen einer Herrnhuterkolonie betritt, vor ein paar runden Flachsköpfen, in mindeſtens vier Kamiſölern, Zipfelmützen, Wollſtrümpfen und den landesüblichen Holzſchuhen, die ihre Kuh ängſtlich am Strick halten und vor Schrecken aufſchreien, wenn ſie nach einer Aehre ſchnappt. Ihre Züge, deren Milchhaut die Sonne kaum hat etwas anhaben können, tragen ſo offen den Ausdruck der gutmüthigſten Einfalt, daß du dich zu einer nochmaligen Nachfrage entſchließeſt. „Herr!“ ſagt der Knabe, und reicht dir eine Kußhand, „das Ort weiß ich nicht.“ — Du wendeſt dich an ſeinen Nachbar, der gar nicht antwortet, ſondern dich nur anblinzt, als dächte er, du wolleſt ihn ſchlagen. — „Herr!“ nimmt der Erſtere wieder das Wort, „der weiß es auch nicht;“ verdrießlich trabſt du fort, aber die Knaben haben zuſammen geflüſtert und der große Redner kömmt dir nachgeklappert: „Meint der Herr vielleicht —? (hier nennt er den Namen des Orts im Volksdialekt); auf deine Bejahung ſtapft er herzhaft vor dir her, immer nach ſeinen Kameraden umſchauend, die ihm mit ihren Augen den Rücken decken, bis zum nächſten Kreuzweg; dann haſtig mit der Hand eine Richtung bezeichnend, ſpringt er fort, ſo ſchnell es ſich in Holzſchuhen galoppiren läßt, und du ſteckſt deinen Dreier wieder ein, oder wirfſt ihn in den Sand, wo die kleinen Haidläufer, die dich aus der Ferne beobachten, ihn ſchon nicht werden umkommen laſſen. — In dieſem Zuge haſt du den Charakter des Landvolkes in Kürze. — Gutmüthigkeit, Furchtſamkeit, tiefes Rechtsgefühl und eine ſtille Ordnung und Wirthlichkeit, die, trotz ſeiner geringen

Anlage zur Speculation und glücklichen Gedanken, ihm doch einen Wohlſtand zu Wege gebracht hat, der ſelbſt den ſeines gewerbtreibenden Nachbars, des Sauerländers, weit übertrifft. Der Münſterländer heirathet ſelten, ohne ein ſicheres Einkommen in der Hand zu haben, und verläßt ſich, wenn ihm dieſes nicht beſchieden iſt, lieber auf die Milde ſeiner Verwandten oder ſeines Brodherrn, der einen alten Diener nicht verſtoßen wird; und wirklich gibt es keine, einigermaßen bemittelte Wirthſchaft, ohne ein paar ſolcher Segenbringer, die ihre müden Knochen auf dem beſten Platze am Herde auswärmen. — Die illegitime Bevölkerung iſt gar nicht in Anſchlag zu bringen, obwohl jetzt eher, als wie vor dreißig Jahren, wo wir in einer Pfarre von fünftauſend Seelen ein einziges uneheliches Kind antrafen.

Bettler gibt es unter dem Landvolke nicht, weder dem Namen, noch der That nach, ſondern nur in jeder Gemeinde einige „arme Männer oder Frauen," denen in bemittelten Häuſern nach der Reihe die Koſt gereicht wird, wo dann die nachläſſigſte Mutter ihr Kind ſtrafen würde, wenn es an dem „armen Mann" vorüberging, ohne ihn zu grüßen. — So iſt Raum, Nahrung und Frieden für Alle da. — Die Regierung möchte gern zu einer ſtärkeren Bevölkerung anregen, die aber gewiß traurige Folgen haben würde bei einem Volke, das wohl ein Eigenthum verſtändig zu bewirthſchaften weiß, dem es aber zum Gewerbe mit leerer Hand gänzlich an Geſchick und Energie fehlt, und das Sprichwort: „Noth lehrt beten" (resp. arbeiten), würde ſich ſchwerlich hinlänglich hier bewähren, wo ſchon die laue, feuchte Luft den Menſchen träumeriſch macht, und ſeine Schüchternheit zum Theil körperlich iſt, ſo daß man ihn nur anzuſehen braucht, um das langſame Rollen ſeines Bluts gleichſam mitzufühlen.

Der Münſterländer iſt groß, fleiſchig, ſelten von großer Muskelkraft; ſeine Züge ſind weich, oft äußerſt lieblich, und immer durch einen Ausdruck von Güte gewinnend, aber nicht leicht intereſſant, da ſie immer etwas Weibliches haben und

ſelbſt ein alter Mann oft frauenhafter ausſieht, als eine Paderbörnerin in den mittleren Jahren; die helle Haarfarbe iſt durchaus vorherrſchend; man trifft alte Flachsköpfe, die vor Blondheit nicht haben ergrauen können.

Dieſes und alles dazu Gehörige — die Hautfarbe — blendendweiß und roſig und den Sonnenſtrahlen bis in's überreife Alter widerſtehend, die lichtblauen Augen ohne kräftigen Ausdruck, das feine Geſicht mit faſt lächerlich kleinem Munde, hierzu ein oft ſehr anmuthiges und immer wohlwollendes Lächeln und ſchnelles Erröthen, ſtellen die Schönheit beider Geſchlechter auf ſehr ungleiche Wage, — es gibt nämlich faſt keinen Mann, den man als ſolchen wirklich ſchön nennen könnte, während unter zwanzig Mädchen wenigſtens fünfzehn als hübſch auffallen und zwar in dem etwas faden, aber doch lieblichen Geſchmacke der engliſchen Kupferſtiche. — Die weibliche Landestracht iſt mehr wohlthätig als wohlſtehend; recht viele Tuchröcke mit dicken Falten, recht ſchwere Goldhauben und Silberkreuze an ſchwarzem Sammetbande, und bei den Ehefrauen Stirnbänder an möglichſt breiter Spitze, bezeichnen hier den Grad des Wohlſtandes, da ſelten Jemand in den Laden geht ohne die nöthigen blanken Thaler in der Hand, und noch ſeltener durch Putzſucht das richtige Verhältniß zwiſchen der Kleidung und dem ungeſchnittenen Leinen und anderen häuslichen Schätzen geſtört wird. — Der Hausſtand in den zumeiſt vereinzelt liegenden Bauerhöfen iſt groß und in jedem Betracht reichlich, aber durchaus bäuriſch. — Das lange Gebäude von Ziegelſteinen, mit tief niederragendem Dache, und von der Tenne durchſchnitten, an der zu beiden Seiten eine lange Reihe Hornvieh, oſtfrieſiſcher Race, mit ſeinen Ketten klirrt, — die große Küche, hell und ſauber, mit gewaltigem Kamine, unter dem ſich das ganze Hausperſonal bergen kann; das viele zur Schau geſtellte blanke Geſchirr und die abſichtlich an den Wänden der Fremdenſtube aufgethürmten Flachsvorräthe erinnern ebenfalls an Holland, dem ſich überhaupt

diese Provinz, was Wohlstand und Lebensweise betrifft, bedeutend nähert, obwohl Abgeschlossenheit und gänzlich auf den inneren Verkehr beschränktes Wirken ihre Bevölkerung von all den sittlichen Einflüssen, denen handelnde Nationen nicht entgehen können, so frei gehalten haben, wie kaum einen anderen Landstrich. Ob starke Reibungen mit der Außenwelt dem Münsterländer den Muth und die Betriebsamkeit des Batavers, — ein patriarchalisches Leben diesem die Sitteneinfalt und Milde des Münsterländers geben könnten, müssen wir dahin gestellt sein lassen, bezweifeln es aber; jetzt mindestens sind sie sich in den Zügen, die man als die nationalsten Beider anzusehen pflegt, fast feindlich entgegengesetzt, und verachten sich auch gegenseitig, wie es Nachbarn zukömmt. — Wir haben schon früher von dem überaus friedlichen Eindrucke eines Münsterischen Gehöftes gesprochen. In den Sommermonaten, wo das Vieh im Felde ist, vernimmst du keinen Laut, außer dem Bellen des sich an seiner Kette abzappelnden Hofhundes, und, wenn du dicht an der offenen Hausthür herschreitest, dem leisen Zirpen der in den Mauernesseln aus- und einschlüpfenden Küchlein und dem gemessenen Pendelschwung der Uhr, mit dessen Gewichten ein paar junge Kätzchen spielen; — die im Garten jätenden Frauen sitzen so still gekauert, daß du sie nicht ahntest, wenn ein zufälliger Blick über den Hagen sie dir nicht verräth — die schönen schwermüthigen Volksballaden, an denen diese Gegend überreich ist, hörst du etwa nur auf einer nächtlichen Wanderung durch das Schnurren der Spinnräder, wenn die blöden Mädchen sich vor jedem Ohre gesichert glauben. — Auch auf dem Felde kannst du im Gefühl der tiefsten Einsamkeit gelassen fortträumen, bis ein zufälliges Räuspern oder das Schnauben eines Pferdes dir verräth, daß der Schatten, in den du soeben trittst, von einem halbbeladenen Erndtewagen geworfen wird, und du mitten durch zwanzig Arbeiter geschritten bist, die sich weiter nicht wundern, daß der „nachdenkende Herr" ihr Hutabnehmen nicht beachtet hat,

da er nach ihrer Meinung „andächtig" ist, das heißt den Rosenkranz aus dem Gedächtnisse hersagt. — Diese Ruhe und Einfalt, die aus dem Innern hervorgehen, verbreiten sich auch über alle Lebensverhältnisse. — Die Todten werden mäßig betrauert, aber nie vergessen, und alten Leuten treten noch Thränen in die Augen, wenn sie von ihren verstorbenen Eltern reden. An den Eheschlüssen hat frühere Neigung nur selten Theil; Verwandte und achtbare Freunde empfehlen ihre Lieblinge einander und das Fürwort des Geachtetsten gibt in der Regel den Ausschlag — so kömmt es, daß manches Ehepaar sich vor der Copulation kaum einmal gesehen hat, und unter der französischen Regierung kam nicht selten der lächerliche Fall vor, daß Sponsen, die meilenweit hergetrabt waren, um für ihre Braut die nöthigen Scheine bei der Behörde zu lösen, weder Vor- noch Zunamen derjenigen anzugeben wußten, die sie in der nächsten Woche zu heirathen gedachten, und sich höchlich wunderten, daß die Bezeichnung als Magd oder Nichte irgend eines angesehenen Gemeindegliedes nicht hinreichend gefunden wurde. — Daß unter diesen Umständen die möglichst große Anzahl der Anträge noch ehrenvoller und für den Ruf entscheidender ist, als anderwärts, begreift sich, und wir selbst wohnten der Trauung eines wahren Kleinodes von Brautpaare bei, wo der Bräutigam unter achtundzwanzigen, die Braut unter zweiunddreißigen gewählt hatte. Trotz der vorläufigen Verhandlung ist jedoch selbst der Glänzendste hier seines Erfolges nicht sicher, da die Ehrbarkeit ein bestimmtes Eingehen auf die Anträge des Brautwerbers verbietet, und jetzt beginnt die Aufgabe des Freiers. Er tritt an einem Nachmittage in das Haus der Gesuchten und zwar jedesmal unter dem Vorwande, seine Pfeife anzuzünden — die Hausfrau setzt ihm einen Stuhl und schürt schweigend die Gluth auf, dann knüpft sie ein gleichgültiges Gespräch an vom Wetter, den Kornfrüchten ꝛc. und nimmt unterdessen eine Pfanne vom Gesimse, die sie sorgfältig scheuert und über die Kohlen hängt. Jetzt ist der

entſcheidende Augenblick gekommen. — Sieht der Freier die Vorbereitungen zu einem Pfannenkuchen, ſo zieht er ſeine dicke ſilberne Uhr hervor und behauptet, ſich nicht länger aufhalten zu können; werden aber Speckſchnitzel und Eier in die Pfanne gelegt, ſo rückt er kühnlich mit ſeinem Antrage heraus, die junger Leute wechſeln die „Treue," nämlich ein Paar alte Schaumünzen, und der Handel iſt geſchloſſen.

Einige Tage vor der Hochzeit macht der Gaſtbitter mit ellenlangem Spruche ſeine Runde, oft meilenweit, da hier, wie bei den Schotten, das verwandte Blut bis in das entfernteſte Glied und bis zum Aermſten hinab geachtet wird. — Nächſt dieſem dürfen vor Allen die ſogenannten Nachbarn nicht übergangen werden, drei oder vier Familien nämlich, die vielleicht eine halbe Meile entfernt wohnen, aber in uralten Gemeinderegiſtern, aus den Zeiten einer noch viel ſparſameren Bevölkerung, als „Nachbarn" verzeichnet ſtehen, und gleich Prinzen von Geblüt vor den näheren Seitenverbindungen, ſo auch ihre Rechte und Verpflichtungen vor den, vielleicht erſt ſeit ein paar hundert Jahren Näherwohnenden wahren. — Am Tage vor der Hochzeit findet der „Gabenabend" ſtatt — eine freundliche Sitte, um den jungen Anfängern über die ſchwerſte Zeit wegzuhelfen. Abends, wenn es bereits ſtark dämmert, tritt eine Magd nach der andern in's Haus, ſetzt mit den Worten: „Gruß von unſerer Frau" einen mit weißem Tuch bedeckten Korb auf den Tiſch und entfernt ſich ſofort; dieſer enthält die Gabe: Eier, Butter, Geflügel, Schinken — je nach den Kräften eines Jeden — und die Geſchenke fallen oft, wenn das Brautpaar unbemittelt iſt, ſo reichlich aus, daß dieſes um den nächſten Wintervorrath nicht ſorgen darf. — Eine liebenswürdige, das Volk bezeichnende Höflichkeit des Herzens verbietet die Ueberbringung der Gabe durch ein Familienmitglied; wer keine Magd hat, ſchickt ein fremdes Kind. — Am Hochzeitmorgen, etwa um acht, beſteigt die Braut den mit einer weißen, goldflinkernden Fahne geſchmückten Wagen, der ihre Ausſtattung enthält; —

ſie ſitzt allein zwiſchen ihren Schätzen, im beſten Staate, aber ohne beſonderes Abzeichen und weint auf's Jämmerlichſte; auch die auf dem folgenden Wagen gruppirten Brautjungfern und Nachbarinnen beobachten eine ernſte, verſchämte Haltung, während die auf dicken Ackergäulen nebenher trabenden Burſche durch Hutſchwenken und hier und dort ein ſchwerfälliges Juchhei ihre Luſtigkeit auszudrücken ſuchen, und zuweilen eine alte blindgeladene Flinte knallen laſſen. — Erſt vor der Pfarrkirche findet ſich der Bräutigam mit ſeinem Gefolge ein, beſteigt aber nach der Trauung nicht den Wagen der Braut, ſondern trabt als einziger Fußgänger nebenher bis zur Thür ſeines Hauſes, wo die junge Frau von der Schwiegermutter empfangen und mit einem „Gott ſegne deinen Ein- und Ausgang" feierlich über die Schwelle geleitet wird. — Lebt die Mutter nicht mehr, ſo vertritt der Pfarrer ihre Stelle, oder, wenn er zufällig gegenwärtig iſt, der Gutsherr, was für eine ſehr glückliche Vorbedeutung gehalten wird, die den Neuvermählten und ihren Nachkommen den ungeſtörten Genuß des Hofes ſichert, nach dem Spruche: „Wen die Herrſchaft einleitet, den leitet ſie nicht wieder heraus." Während dieſer Ceremonie ſchlüpft der Bräutigam in ſeine Kammer und erſcheint alsbald in Kamiſol, Zipfelmütze und Küchenſchürze. In dieſem Aufzuge muß er an ſeinem Ehrentage den Gäſten aufwarten, nimmt auch keinen Theil am Hochzeitsmahle, ſondern ſteht, mit dem Teller unterm Arme, hinter der Braut, die ihrerſeits keinen Finger rührt und ſich wie eine Prinzeſſin bedienen läßt. — Nach Tiſche beginnen auf der Tenne die althergebrachten Tänze: „der halbe Mond," „der Schuſtertanz," „hinten im Garten", manche mit den anmuthigſten Verſchlingungen. — Das Orcheſter beſteht aus einer oder zwei Geigen und einer invaliden Baßgeige, die der Schweinehirt oder Pferdeknecht aus dem Stegreif ſtreicht. — Iſt das Publikum ſehr muſikliebend, ſo kommen noch wohl ein Paar Topfdeckel hinzu und eine Kornſchwinge, die abwechſelnd von den Gäſten mit einem Spane aus Leibeskräften wider den

Strich gekratzt wird. — Nimmt man hiezu das Gebrüll und Kettengeklirr des Viehes, das erschrocken an seinen Ständern stampft, so wird man zugeben, daß die unerschütterliche Gravität der Tänzer mindestens nicht dem Mangel an aufregendem Geräusche zuzuschreiben ist. Hier und dort läßt wohl ein Bursche ein Juchhei los, was aber so einsam klingt, wie ein Eulenschrei in einer Sturmnacht. — Bier wird mäßig getrunken, Branntwein noch mäßiger, aber siedender Kaffee „zur Abkühlung" in ganzen Strömen, und mindestens sieben blanke Zinnkessel sind in steter Bewegung. — Zwischen dem Tanzen verschwindet die Braut von Zeit zu Zeit und kehrt allemal in einem andern Anzuge zurück, so viel ihr derer zu Gebote stehen, vom Traustaate an bis zum gewöhnlichen Sonntagsputze, in dem sie sich noch stattlich genug ausnimmt, in der damastenen Kappe mit breiter Goldtresse, dem schweren Seidenhalstuche und einem so imposanten Körperumfange, als ihn mindestens vier Tuchröcke über einander hervorbringen können. Sobald die Hängeuhr in der Küche Mitternacht geschlagen hat, sieht man die Frauen sich von ihren Bänken erheben und mit einander flüstern; gleichzeitig drängt sich das junge Volk zusammen, nimmt die Braut in seine Mitte und beginnt einen äußerst künstlichen Schneckentanz, dessen Zweck ist, im raschen Durcheinanderwimmeln immer eine vierfache Mauer um die Braut zu erhalten, denn jetzt gilt's den Kampf zwischen Ehe und Jungfrauschaft. — So wie die Frauen anrücken, wird der Tanz lebhafter, die Verschlingungen bunter, die Frauen suchen von allen Seiten in den Kreis zu dringen, die Junggesellen durch vorgeschobene Paare sie wegzudrängen; die Parteien erhitzen sich, immer rascher wirbelt die Musik, immer enger zieht sich die Spirallinie, Arme und Kniee werden zu Hilfe genommen, die Burschе glühen wie Oefen, die ehrwürdigen Matronen triefen von Schweiß, und man hat Beispiele, daß die Sonne über dem unentschiedenen Kampfe aufgegangen ist; endlich hat eine Veteranin, die schon einige zwanzig Bräute in den Ehestand gezerrt hat, ihre

Beute gejagt; plötzlich verſtummt die Muſik, der Kreis ſtäubt auseinander und Alles ſtrömt den Siegerinnen und der weinenden Braut nach, die jetzt zum letzten Male umgekleidet und mit Anlegung der fraulichen Stirnbinde ſymboliſch von ihrem Mädchenthum geſchieden wird — ein Ehrendienſt, welcher den (ſogenannten) Nachbarinnen zuſteht, an dem ſich aber jede anweſende Ehefrau, die Gattin des Gutsherrn nicht ausgenommen, durch irgend eine kleine Dienſtleiſtung betheiligt. Die Braut erſcheint nun barhäuptig und in Hemdärmeln, gleichſam eine bezwungene und fortan zum Dienen willige Brunhildis, greift aber dennoch nach ihres Mannes bereitliegendem Hute und ſetzt ihn auf; die Frauen thun desgleichen, und zwar jede den Hut ihres eigenen Mannes, den er ihr ſelbſt ehrerbietig reicht und eine ſtattliche Frauenmenuett beſchließt die Feier und gibt zugleich die Vorbedeutung eines ehrenhaften, fleißigen, friedlichen Eheſtandes, in dem die Frau aber nie vergißt, daß ſie am Hochzeitstage ihres Mannes Hut getragen. Noch bleibt den Gäſten, bevor ſie ſich zerſtreuen, eine ſeltſame Aufgabe: der Bräutigam iſt nämlich während der Menuett unſichtbar geworden, — er hat ſich verſteckt, offenbar aus Furcht vor der behuteten Braut, und das ganze Haus wird umgekehrt, ihn zu ſuchen; man ſchaut in und unter die Betten, raſchelt im Stroh und Heu umher, durchſtöbert ſogar den Garten, bis endlich Jemand in einem Winkel voll alten Gerümpels den Quaſt ſeiner Zipfelmütze oder ein Endchen der Küchenſchürze entdeckt, wo er dann ſofort gefaßt und mit gleicher Gewalt und viel weniger Anſtand als ſeine ſchöne Hälfte der Brautkammer zugeſchleppt wird. — Bei Begräbniſſen fällt wenig Ungewöhnliches vor, außer daß der Tod eines Hausvaters ſeinen Bienen angeſagt werden muß, wenn nicht binnen Jahresfriſt alle Stöcke abzehren und verziehen ſollen, weshalb, ſobald der Verſcheidende den letzten Athemzug gethan, ſofort der Gefaßteſte unter den Anweſenden an den Stand geht, an jeden Korb pocht und vernehmlich ſpricht: „Einen Gruß von

der Frau, der Herr iſt todt," worauf die Bienen ſich chriſtlich in ihr Leid finden und ihren Geſchäften nach wie vor obliegen. Die Leichenwacht, die in Stille und Gebet abgehalten wird, iſt eine Pflicht jener entfernten Nachbarn, ſo wie das Leichenmahl ihr Recht und ſie ſorgen mit dafür, daß der Todte ein feines Hemd erhält, recht viele ſchwarze Schleifen und einen recht flimmernden Kranz und Strauß von Spiegeln, Rauſchgold und künſtlichen Blumen, da er unfehlbar am jüngſten Tage in demſelben Aufzuge erſcheinen wird, wo ſie dann Lob und Tadel mit den Hinterlaſſenen zu theilen haben. Der Münſterländer iſt überhaupt ſehr abergläubiſch, ſein Aberglaube aber ſo harmlos, wie er ſelber. Von Zauberkünſten weiß er nichts, von Hexen und böſen Geiſtern wenig, obwohl er ſich ſehr vor dem Teufel fürchtet, jedoch meint, daß dieſer wenig Veranlaſſung finde, im Münſterlande umzugehen. Die häufigen Geſpenſter im Moor, Haide und Wald ſind arme Seelen aus dem Fegefeuer, deren täglich in vielen tauſend Roſenkränzen gedacht wird, und ohne Zweifel mit Nutzen, da man zu bemerken glaubt, daß die „Sonntagsſpinnerin" ihre blutigen Arme immer ſeltener aus dem Gebüſche ſtreckt, der „diebiſche Torfgräber" nicht halb ſo kläglich mehr im Moore ächzt und vollends der „kopfloſe Geiger" ſeinen Sitz auf dem Waldſtege gänzlich verlaſſen zu haben ſcheint. Von den ebenfalls häufigen Hausgeiſtern in Schlöſſern und großen Bauernhöfen denkt man etwas unklar, aber auch nicht ſchlimm und glaubt, daß mit ihrem völligen Verſchwinden die Familie des Beſitzers ausſterben oder verarmen werde. Dieſe beſitzen weder die häuslichen Geſchicklichkeiten, noch die Tücke anderer Kobolde, ſondern ſind einſamer, träumeriſcher Natur, ſchreiten, wenn es dämmert, wie in tiefen Gedanken langſam und ſchweigend an irgend einer verſpäteten Milchmagd oder einem Kinde vorüber und ſind ohne Zweifel echte Münſterländer, da man kein Beiſpiel hat, daß ſie Jemanden beſchädigt oder abſichtlich erſchreckt hätten. Man unterſcheidet ſie in „Timphüte"

und „Langhüte.“ Die erſteren kleine runzliche Männchen, in altmodiſcher Tracht, mit eisgrauem Barte und dreieckigem Hütchen; die anderen übernatürlich lang und hager, mit langem Schlapphut, aber beide gleich wohlwollend, nur daß der Timphut beſtimmten Segen bringt, der Langhut dagegen nur Unglück zu verhüten ſucht. Zuweilen halten ſie nur in den Umgebungen, den Alleen des Schloſſes, dem Wald- und Wieſengrunde des Hofes ihre philoſophiſchen Spaziergänge; gewöhnlich haben ſie jedoch außerdem einen Speicher oder eine wüſte Bodenkammer inne, wo man ſie zuweilen Nachts auf- und abgehen, oder einen knarrenden Haspel langſam umdrehen hört. Bei Feuersbrünſten hat man den Hausgeiſt ſchon ernſthaft aus den Flammen ſchreiten und einen Feldweg einſchlagen ſehen, um nie wiederzukehren, und es war dann hundert gegen eins zu wetten, daß die Familie bei dem Neubau in einige Verlegenheit und Schulden gerathen würde.

Größere Aufmerkſamkeit als dieſes verdient das ſogenannte „Vorgeſicht,“ ein bis zum Schauen oder mindeſtens deutlichen Hören geſteigertes Ahnungsvermögen, ganz dem Second sight der Hochſchotten ähnlich, und hier ſo gewöhnlich, daß, obwohl die Gabe als eine höchſt unglückliche eher geheim gehalten wird, man doch überall auf notoriſch damit Behaftete trifft, und im Grunde faſt kein Eingeborner ſich gänzlich davon freiſprechen dürfte. — Der Vorſchauer (Vorgucker) im höheren Grade iſt auch äußerlich kenntlich an ſeinem hellblonden Haare, dem geiſterhaften Blitze der waſſerblauen Augen, und einer blaſſen oder überzarten Geſichtsfarbe; übrigens iſt er meiſtens geſund und im gewöhnlichen Leben häufig beſchränkt und ohne eine Spur von Ueberſpannung. — Seine Gabe überkommt ihn zu jeder Tageszeit, am Häufigſten jedoch in Mondnächten, wo er plötzlich erwacht, und von fieberhafter Unruhe ins Freie oder ans Fenſter getrieben wird; dieſer Drang iſt ſo ſtark, daß ihm kaum Jemand widerſteht, obwohl Jeder weiß, daß das Uebel durch Nachgeben bis zum Unerträglichen, zum völligen Entbehren

der Nachtruhe gesteigert wird; wogegen fortgesetzter Widerstand es allmählig abnehmen, und endlich gänzlich verschwinden läßt. — Der Vorschauer sieht Leichenzüge — lange Heerescolonnen und Kämpfe — er sieht deutlich den Pulverrauch und die Bewegungen der Fechtenden, beschreibt genau ihre fremden Uniformen und Waffen, hört sogar Worte in fremder Sprache, die er verstümmelt wiedergibt, und die vielleicht erst lange nach seinem Tode auf demselben Flecke wirklich gesprochen werden. — Auch unbedeutende Begebenheiten muß der Vorschauer unter gleicher Beängstigung sehen, z. B. einen Erndtewagen, der nach vielleicht zwanzig Jahren auf diesem Hofe umfallen wird; er beschreibt genau die Gestalt und Kleidung der jetzt noch ungebornen Dienstboten, die ihn aufzurichten suchen; die Abzeichen des Fohlens oder Kalbes, das erschreckt zur Seite springt, und in eine jetzt noch nicht vorhandene Lehmgrube fällt ꝛc. — Napoleon grollte noch in der Kriegsschule zu Brienne mit seinem beengten Geschicke, als das Volk schon von „silbernen Reitern" sprach, mit silbernen Kugeln auf den Köpfen, von denen „ein langer, schwarzer Pferdeschweif" flatterte, so wie von wunderlich aufgeputztem Gesindel, das auf „Pferden wie Katzen" (ein üblicher Ausdruck für kleine zottige Rosse) über Hecken und Zäune fliege, in der Hand eine lange Stange mit eisernem Stachel daran. — Ein längst verstorbener Gutsbesitzer hat viele dieser Gesichte verzeichnet, und es ist höchst anziehend, sie manchem späteren entsprechenden Begebnisse zu vergleichen. Der minder Begabte und nicht bis zum Schauen Gesteigerte „hört" — er hört den dumpfen Hammerschlag auf dem Sargdeckel und das Rollen des Leichenwagens, hört den Waffenlärm, das Wirbeln der Trommeln, das Trappeln der Rosse und den gleichförmigen Tritt der marschirenden Colonnen. — Er hört das Geschrei der Verunglückten, und an Thür oder Fensterladen das Anpochen desjenigen, der ihn oder seinen Nachfolger zur Hilfe auffordern wird. — Der Nichtbegabte steht neben dem Vorschauer und ahnet Nichts,

während die Pferde im Stalle ängſtlich ſchnauben und ſchlagen, und der Hund jämmerlich heulend, mit eingeklemmtem Schweife ſeinem Herrn zwiſchen die Beine kriecht. — Die Gabe ſoll ſich jedoch übertragen, wenn ein Nebenſtehender dem Vorgucker über die linke Schulter ſieht, wo er zwar für dieſes Mal nichts bemerkt, fortan aber für den anderen die nächtliche Schau halten muß. — Wir ſagen dieß faſt ungern, da dieſer Zuſatz einem unläugbaren und höchſt merkwürdigen Phänomen den Stempel des Lächerlichen aufdrückt. — Wir haben den Münſterländer früher furchtſam genannt, dennoch erträgt er den eben berührten Verkehr mit der überſinnlichen Welt mit vieler Ruhe, wie überall ſeine Furchtſamkeit ſich nicht auf paſſive Zuſtände erſtreckt. — Gänzlich abgeneigt, ſich ungeſetzlichen Handlungen anzuſchließen, kommt ihm doch an Muth, ja Hartnäckigkeit des Duldens für das, was ihm recht ſcheint, Keiner gleich, und ein geiſtreicher Mann verglich dieſes Volk einmal mit den Hindus, die, als man ihnen ihre religiöſen und bürgerlichen Rechte ſchmälern wollte, ſich zu vielen Tauſenden verſammelten, und auf den Grund gehockt, mit verhüllten Häuptern, ſtandhaft den Hungertod erwarteten. — Dieſer Vergleich hat ſich mitunter als ſehr treffend erwieſen.

Unter der franzöſiſchen Regierung, wo Eltern und, nachdem dieſe ausgeplündert waren, auch Geſchwiſter mit ihren Habſeligkeiten für diejenigen einſtehen mußten, die ſich der Militairpflicht entzogen hatten, haben ſich zuweilen alle Zweige eines Stammes, ohne Rückſicht auf ihre unmündigen Kinder, zuerſt bis zum letzten Heller exequiren, und dann bis aufs Hemde auspfänden laſſen, ohne daß es einem eingefallen wäre, dem Verſteckten nur mit einem Worte den Wunſch zu äußern, daß er aus ſeinem Bretterverſchlage oder Heuſchober hervorkriechen möge, und ſo verhaßt, ja entſetzlich Jedem damals der Kriegsdienſt war, dem manche ſogar durch freiwillige Verſtümmelung, z. B. Abhacken eines Fingers, zu entgehen ſuchten, ſo häufig trat doch der Fall ein, daß ein

Bruder sich für den andern stellte, wenn er dachte, die
werde den Strapazen erliegen, er aber möge noch mit d
Leben davonkommen. — Kurz der Münsterländer besitzt d
Muth der Liebe, und einer unter dem Schein des Phlegm
versteckten schwärmerischen Religiösität, so wie er überhau
durch Eigenschaften des Herzens ersetzt, was ihm an Geist
schärfe abgeht, und der Fremde verläßt mit Theilnahme
Volk, das ihn zwar mitunter langweilte, dessen häusli
Tugenden ihm aber immer Achtung einflößen und zuweil
ihn tief gerührt haben. — Müssen wir noch hinzufügen, d
alles bisher Gesagte nur das Landvolk angeht? — ich glaub
„nein", Städter sind ja überall gleich, Kleinstädter wie Gro
städter. — Oder, daß alle diese Zustände am Verlöschen sin
und nach vierzig Jahren vielleicht wenig mehr davon anz
treffen sein möchte? — Auch leider „nein," es geht ja übe
all so!

Deutſche

Volksbibliothek.

Vierte Reihe.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1879.

Geſammelte Schriften

von

Annette Freiin von Droſte-Hülshoff.

Herausgegeben von

Levin Schücking.

Dritter Theil.

Das geiſtliche Jahr. — Geiſtliche Lieder.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1879.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Die erste Hälfte des Geistlichen Jahres, vom Neujahrstage bis zum Ostermontage einschließlich, wurde von der Dichterin in einer sehr ernsten, obwohl erfrischten Stimmung der Genesung von einer schweren Krankheit abgefaßt. Doch war es schon damals ihr Vorhaben, auch die zweite Hälfte zu vollenden. Im Jahre 1846 oder 1847 las sie auch diese zweite Hälfte einigen Freunden vor. Bei ihrer letzten Anwesenheit in Münster versprach sie dem Professor C. B. Schlüter, dem sie schon vor Jahren die sauber geschriebene und allein vollständige Handschrift der ersten Hälfte geschenkt hatte, das Fehlende bald zu vollenden. Sie erklärte ihm zugleich ernst und entschieden, sie werde in Kurzem sterben, und beauftragte ihn, das Geistliche Jahr ganz oder zum Theil zu veröffentlichen und dabei nur seiner Ueberzeugung zu folgen. In dem folgenden Winter ließ sie sich dann den ersten Theil des Geistlichen Jahres zusenden, und mit seinem Beirath war es, daß sie an den zweiten Theil die letzte Hand angelegt. Aber schon im Frühjahr wurde sie Allen, nur ihr nicht, unerwartet schnell zu einem bessern Leben abberufen. In ihrem Nachlasse fanden sich auf nicht ganz drei Bogen die

siebenundvierzig Gedichte der zweiten Hälfte zusammengedrängt, meist wie in größter Eile geschrieben und zum Theil mit Lesarten und Verbesserungen überſäet. Von den Angehörigen beauftragt, übernahmen nun C. B. Schlüter und W. Junkmann die Herausgabe des Geiſtlichen Jahres.

Der nachfolgende Text iſt mit gewiſſenhafter Sorgfalt hergeſtellt; nur in wenigen Wörtern möchte es vielleicht nicht gelungen ſein, das Rechte zu leſen oder zu treffen. Manche dunkele Stelle würde die letzte Hand der edlen Dichterin klarer hergeſtellt oder ausgemerzt haben, jetzt muß ſie hieſür die gütige Nachſicht der Leſer in Anſpruch nehmen.

Die geiſtlichen Lieder ſind Jugendgedichte.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Mit den vorstehenden Worten wurde die erste Auflage des Geistlichen Jahres eingeleitet. Bei dieser zweiten, welche seitdem die Theilnahme, die das Büchlein fand, nöthig machte, ist nur hinzuzufügen, daß eine neue, überaus sorgliche Durchforschung der schwierigen Handschrift, der sich ein junger Gelehrter und Landsmann der Verstorbenen, Hr. Dr. Eschmann, aus Liebe zu diesen ihren Dichtungen unterzog, zu wesentlichen Verbesserungen des Textes, namentlich auch in so fern führte, als manche der Gedichte eine ganz neue Ordnung der Strophenfolge erhalten haben.

Zur vorliegenden Ausgabe.

Den Vorworten, mit denen der Freund der Dichterin, welchem diese die Veröffentlichung ihres „Geistlichen Jahres“ anvertraute, die ersten Auflagen dieses Buchs begleitete, hat der Herausgeber der Gesammtausgabe hinzuzufügen, daß der im zweiten Vorwort erwähnte Gelehrte, Hr. Dr. Eschmann, sich seitdem um weitere Verbesserungen des Textes bemühte, dem eine so schwer zu entzifferude Handschrift zu Grunde liegt. Eine in der biographischen Einleitung bereits angeführte kleine Veröffentlichung desselben giebt Zeugniß von der philologischen Akribie, womit er diese Aufgabe verfolgte, und Professor Schlüter und der Herausgeber vereinigten sich deshalb in dem Wunsche, für die vorliegende Gesammtausgabe Hrn. Dr. Eschmann die Feststellung und die Correctur des Textes des Geistlichen Jahres übernehmen zu sehen; dieser unterzog sich bereitwillig dieser schwierigen und oft überaus mühevollen Arbeit, so daß die wesentlich verbesserte Gestalt der vorliegenden Ausgabe ganz sein Verdienst ist und ihm an dieser Stelle der lebhafteste Dank ausgesprochen werden muß.

L. S.

Inhalt.

Das geistliche Jahr.

	Seite
Am Neujahrstage	3
Am Feste der heiligen drei Könige	6
Am ersten Sonntage nach heil. drei Könige	9
Am Feste vom süßen Namen Jesus	11
Am dritten Sonntage nach heil. drei Könige	13
Am vierten Sonntage nach heil. drei Könige	16
Am Feste Mariä Lichtmeß	18
Am fünften Sonntage nach heil. drei Könige	21
Fastnacht	24
Am Aschermittwochen	27
Am ersten Sonntag in der Fasten	30
Am zweiten Sonntag in der Fasten	33
Am dritten Sonntag in der Fasten	36
Am vierten Sonntag in der Fasten	39
Am fünften Sonntag in der Fasten	42
Am Feste Mariä Verkündigung	45

Seite

Am Palmsonntage 48
Am Montag in der Charwoche 50
Am Dienstag in der Charwoche 53
Am Mittwochen in der Charwoche 56
Am Grünendonnerstage 58
Am Charfreitage 61
Am Charsamstage 64
Am Ostersonntage 67
Am Ostermontage 70
Am ersten Sonntage nach Ostern 73
Am zweiten Sonntage nach Ostern 75
Am dritten Sonntage nach Ostern 77
Am vierten Sonntage nach Ostern 80
Am fünften Sonntage nach Ostern 82
Christi Himmelfahrt 84
Am sechsten Sonntage nach Ostern 87
Pfingstsonntag 90
Pfingstmontag 92
Am ersten Sonntage nach Pfingsten 94
Am Fronleichnamstage 96
Am zweiten Sonntage nach Pfingsten 98
Am dritten Sonntage nach Pfingsten 100
Am vierten Sonntage nach Pfingsten 102
Am fünften Sonntage nach Pfingsten 104
Am sechsten Sonntage nach Pfingsten 107
Am siebenten Sonntage nach Pfingsten 109
Am achten Sonntage nach Pfingsten 112
Am neunten Sonntage nach Pfingsten 114

Seite
Am zehnten Sonntage nach Pfingsten 116
Am elften Sonntage nach Pfingsten 118
Am zwölften Sonntage nach Pfingsten 120
Am dreizehnten Sonntage nach Pfingsten 122
Am vierzehnten Sonntage nach Pfingsten 124
Am fünfzehnten Sonntage nach Pfingsten 126
Am sechzehnten Sonntage nach Pfingsten 128
Am siebenzehnten Sonntage nach Pfingsten 131
Am achtzehnten Sonntage nach Pfingsten 133
Am neunzehnten Sonntage nach Pfingsten 136
Am zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten 139
Am einundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten . . 142
Am zweiundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten . . 145
Am dreiundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten . . 148
Am Allerheiligentage 151
Am Allerseelentage 154
Am vierundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten . . 156
Am fünfundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten . . 158
Am sechsundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten . . 161
Am siebenundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten . 164
Am ersten Sonntage im Advent 167
Am zweiten Sonntage im Advent 170
Am dritten Sonntage im Advent 172
Am vierten Sonntage im Advent 174
Am Weihnachtstage 176
Am zweiten Weihnachtstage 179
Am Sonntage nach Weihnachten 182
Am letzten Tage des Jahres 185

Geistliche Lieder.

		Seite
I.	Der Morgen	189
II.	Der Abend	191
III.	Die Nacht	194
IV.	Liebe	197
V.	Am Morgen	199
VI.	Für die armen Seelen	201
VII.	Glaube	204
VIII.	Hoffnung	207
IX.	Gethsemane	210

Nachwort.

Zur Durchsicht des Textes 215

Das geiſtliche Jahr.

Am Neujahrstage.

Das Auge sinkt, die Sinne wollen scheiden;
Fahr wohl, du altes Jahr, mit Freud und Leiden!
Der Himmel schenkt ein neues, wenn er will.
So neigt der Mensch sein Haupt an Gottes Güte,
Die alte fällt, es keimt die neue Blüte,
Aus Eis und Schnee die Pflanze Gottes still.

Die Nacht entflieht, der Schlaf den Augenlidern;
Willkommen junger Tag mit deinen Brüdern!
Wo bist du denn, du liebes neues Jahr?
Da steht es in des Morgenlichtes Prangen,
Es hat die ganze Erde rings umfangen
Und schaut ihm in die Augen ernst und klar.

„Gegrüßt du Menschenherz mit deinen Schwächen,
Du Herz voll Kraft und Reue und Gebrechen,
Ich bringe neue Prüfungszeit vom Herrn!"
Gegrüßt du neues Jahr mit deinen Freuden,
Das Leben ist so süß, und wären's Leiden,
Ach, Alles nimmt man mit dem Leben gern.

„O Menschenherz, wie ist dein Haus zerfallen!
Wie magst du doch, du Erbe jener Hallen,
Wie magst du wohnen in so wüstem Graus?"
O neues Jahr, ich bin ja nie daheime,

Ein Wandersmann durchzieh' ich ferne Räume,
Es heißt wohl ſo, es iſt doch nicht mein Haus.

„O Menſchenherz, was haſt du denn zu treiben,
Daß du nicht kannſt in deiner Heimath bleiben
Und halten ſie bereit für deinen Herrn?"
O neues Jahr, du mußt noch viel erfahren;
Kennſt du nicht Krieg und Seuchen und Gefahren?
Und meine liebſten Sorgen wohnen fern.

„O Menſchenherz, kannſt du denn Alles zwingen?
Muß dir der Himmel Thau und Regen bringen?
Und öffnet ſich die Erde deinem Wort?"
Ach nein, ich kann nur ſehn und mich betrüben,
Es iſt noch leider nach wie vor geblieben,
Und geht die angewieſ'nen Wege fort.

„O tückiſch Herz, du willſt es nur nicht ſagen,
Die Welt hat ihre Zelte aufgeſchlagen,
Drin labt ſie dich mit ihrem Taumelwein."
Der bittre Becher mag mich nicht erfreuen,
Sein Schaum heißt Sünde, und ſein Trank Gereuen,
Zudem läßt mich die Sorge nie allein.

„Hör' an, o Herz, ich will es dir verkünden,
Willſt du den Pfeil in ſeinem Fluge binden?
Du ſiehſt ſein Ziel nicht, hat er darum keins?"
Ich weiß es wohl, uns iſt ein Tag bereitet,
Da wird es klar, wie Alles wohl geleitet
Und all' die tauſend Ziele dennoch Eins.

„O Herz, du biſt von Thorheit ganz befangen!
Dies Alles weißt du, und dir kann noch bangen?
O böſer Diener, treulos aller Pflicht!
Ein jeglich Ding füllt ſeinen Platz mit Ehren,

Geht ſeinen Weg und läßt ſich nimmer ſtören,
Dein Gleichniß gibt es auf der Erde nicht.

„Du haſt den Frieden freventlich vertrieben!
Doch Gottes Gnad' iſt grundlos wie ſein Lieben:
O kehre heim in dein verödet Haus!
Kehr' heim in deine dunkle wüſte Zelle,
Und waſche ſie mit deinen Thränen helle,
Und lüfte ſie mit deinen Seufzern aus!

„Und willſt du treu die Blicke aufwärts wenden,
So wird der Herr ſein heilig Bild dir ſenden,
Daß du es hegſt in Glauben und Vertraun.
Dann darf ich einſt an deinem Kranze winden,
Und ſollte dich das neue Jahr noch finden,
So mög' es in ein Gotteshäuslein ſchaun!“

Am Feſte der heiligen drei Könige.

Durch die Nacht drei Wandrer ziehn,
Um die Stirnen Purpurbinden,
Tiefgebräunt von heißen Winden
Und der langen Reiſe Mühn.
Durch der Palmen ſäuſelnd Grün
Folgt der Diener Schaar von weiten;
Von der Dromedare Seiten
Goldene Kleinode glühn,
Wie ſie klirrend vorwärts ſchreiten,
Süße Wohlgerüche fliehn.

Finſterniß hüllt ſchwarz und dicht
Was die Gegend mag enthalten;
Rieſig drohen die Geſtalten:
Wandrer, fürchtet ihr euch nicht?
Doch eh tauſend Schleier flicht
Loſ' und leicht die Wolkenaue:
Siegreich durch das zarte Graue
Sich ein funkelnd Sternlein bricht.
Langſam wallt es durch das Blaue,
Und der Zug folgt ſeinem Licht.

Horch, die Diener flüſtern leis:
Will noch nicht die Stadt erſcheinen
Mit den Tempeln und den Hainen,
Sie, der ſchweren Mühe Preis?

Ob die Wüste brannte heiß,
Ob die Nattern uns umschlangen,
Uns die Tiger nachgegangen,
Ob der Glutwind dörrt den Schweiß:
Augen an den Gaben hangen
Für den König stark und weiß.

Sonder Sorge, sonder Acht,
Wie drei stille Monde ziehen
Um des Sonnensternes Glühen,
Ziehn die Dreie durch die Nacht.
Wenn die Staublawine kracht,
Wenn mit grausig schönen Flecken
Sich der Wüste Blumen strecken,
Schaun sie still auf jene Macht,
Die sie sicher wird bedecken,
Die den Stern hat angefacht.

O ihr hohen heil'gen Drei!
In der Finsterniß geboren
Hat euch kaum ein Strahl erkoren,
Und ihr folgt so fromm und treu!
Und du meine Seele, frei
Schwelgend in der Gnade Wogen,
Mit Gewalt an's Licht gezogen,
Suchst die Finsterniß auf's Neu!
O wie hast du dich betrogen;
Thränen blieben dir und Reu.

Dennoch, Seele, fasse Muth!
Magst du nimmer gleich ergründen,
Wie du kannst Vergebung finden:
Gott ist über Alles gut!
Hast du in der Reue Flut
Dich gerettet aus der Menge,

Ob ſie dir das Mark verſenge
Siedend in geheimer Glut,
Läßt dich nimmer dem Gedränge,
Der dich warb mit ſeinem Blut.

Einen Strahl bin ich nicht werth,
Nicht den kleinſten Schein von oben.
Herr, ich will dich freudig loben,
Was dein Wille mir beſcheert!
Sei es Gram, der mich verzehrt,
Soll mein Liebſtes ich verlieren,
Soll ich keine Tröſtung ſpüren,
Sei mir kein Gebet erhört:
Kann es nur zu dir mich führen,
Dann willkommen Flamm und Schwert!

Am ersten Sonntage nach heil. drei Könige.

Evang.: Jesus lehrt im Tempel.

Und sieh, ich habe dich gesucht mit Schmerzen,
Mein Herr und Gott, wo werde ich dich finden?
Ach nicht im eignen ausgestorbnen Herzen,
Wo längst dein Ebenbild erlosch in Sünden;
Da tönt aus allen Winkeln, ruf' ich dich,
Mein eignes Echo wie ein Spott um mich.

Wer einmal hat dein göttlich Bild verloren,
Was ihm doch eigen war wie seine Seele,
Mit dem hat sich die ganze Welt verschworen,
Daß sie dein heilig Antlitz ihm verhehle;
Und wo der Fromme dich auf Tabor schaut,
Da hat er sich im Thal sein Haus gebaut.

So muß ich denn zu meinem Graun erfahren
Das Räthsel, das ich nimmer konnte lösen,
Als mir in meinen hellen Unschuldsjahren
Ganz unbegreiflich schien, was da vom Bösen,
Daß eine Seele, wo dein Bild geglüht,
Dich gar nicht mehr erkennt, wenn sie dich sieht.

Rings um mich tönt der klare Vogelreigen:
„Horch auf, die Vöglein singen seinem Ruhme!"
Und will ich mich zu einer Blume neigen:
„Sein mildes Auge schaut aus jeder Blume."
Ich habe dich in der Natur gesucht,
Und weltlich Wissen war die eitle Frucht.

Und muß ich ſchauen in des Schickſals Gange,
Wie oft ein gutes Herz in dieſem Leben
Vergebens zu dir ſchreit aus ſeinem Drange,
Bis es verzweifelnd ſich der Sünd' ergeben:
Dann ſcheint mir alle Liebe wie ein Spott,
Und keine Gnade fühl' ich, keinen Gott.

Und ſchlingen ſich ſo wunderbar die Knoten,
Daß du in Licht erſcheinſt dem treuen Blicke:
Da hat der Böſe ſeine Hand geboten
Und baut dem Zweifel eine Nebelbrücke,
Und mein Verſtand, der nur ſich ſelber traut,
Der meint gewiß, ſie ſei von Gold gebaut.

Ich weiß es, daß du biſt, ich muß es fühlen
Wie eine ſchwere kalte Hand mich drücken,
Daß einſt ein dunkles Ende dieſen Spielen,
Daß jede That ſich ihre Frucht muß pflücken;
Ich fühle der Vergeltung mich geweiht,
Ich fühle dich, doch nicht mit Freudigkeit.

Wo find' ich dich in Hoffnung und in Lieben!
Denn jene ernſte Macht, die ich erloren,
Das iſt der Schatten nur, der mir geblieben
Von deinem Bilde, da ich es verloren.
O Gott, du biſt ſo mild und biſt ſo licht!
Ich ſuche dich in Schmerzen, birg dich nicht!

Am Feſte vom ſüßen Namen Jeſus.

Was iſt ſüß wie Honigſeim,
Wenn er ſich der Wab' entgießt?
Süßer iſt des Lebens Keim,
Der durch unſre Adern fließt.
Doch dein Name, lieber Jeſu — mein,
Der iſt über Alles mild und ſüß!
Daß der Tod vergißt die herbe Pein,
Wo ein frommer Mund ihn tönen ließ.

Was iſt gleich des Löwen Kraft
Wenn er durch die Wälder kreiſ't?
Stärker iſt die Leidenſchaft,
Iſt der widerſpänſt'ge Geiſt.
Doch dein Name, lieber Jeſu mein,
Der iſt über Alles voll der Macht!
Daß er zwängt zu milden Lichtes Schein,
Was die Welt bedräut in Flammenpracht.

Was iſt reich wie Meeresfahrt,
Gleich des Schachtes goldner Hut?
Reicher iſt, wer ſich bewahrt
Seiner Ehre köſtlich Gut.
Doch dein Name, lieber Jeſu mein,
Der iſt mehr und reicher als das all'!
Ach um ihn erträgt man ganz allein
Schmach, Verkennung, aller Ehre Fall.

Was iſt ſchön wie Morgenlicht,
Gleich dem Sternendom der Nacht?
Ach, ein lieblich Angeſicht,
Und im Aug' des Geiſtes Pracht!
Doch dein Name, lieber Jeſu mein,
Der iſt über Alles mild und ſchön!
Wer ihn trägt im ſtillen Antlitz ſein,
Der iſt hold, was auch Natur verſehn.

Was iſt freudig wie zu ziehn
In die reiche Welt hinaus?
Ach, viel freud'ger, was wir fliehn,
Das verkannte Elternhaus!
Doch dein Name, lieber Jeſu mein,
Der iſt über Alles voll der Luſt!
O, wer gäb nicht um die Freuden ſein
Heimath, Freiheit, was ihm nur bewußt!

Ja, dein Name, Jeſus Chriſt,
Der iſt ſtark und reich und mild!
Wer den Namen nie vergißt,
Der kennt aller Leiden Schild.
Und ich ſoll, o liebſter Jeſu mein,
Ich, die Arme, treulos aller Pflicht,
Dennoch deines Namens Erbin ſein:
Gott, du willſt den Tod des Sünders nicht!

Am dritten Sonntage nach heil. drei Könige.

Evang.: Vom Aussätzigen und Hauptmann.

Geh hin, und dir geschieh, wie du geglaubt!
Ja, wer da glaubt, dem wird sein Heil geschehen;
Was aber ihm, dem in verborgnen Wehen
Das Leben hat sein Heiliges geraubt?

Herr, sprich ein Wort, so wird dein Knecht gesund!
Herr, sprich das Wort, ich kann ja nichts als wollen;
Die Liebe kann das Herz dir freudig zollen,
Der Glaube wird ja nur als Gnade kund!

Wie kömmt es, da ich dich am Abend rief,
Da ich am Morgen ausging dich zu finden,
Daß du in Lauheit und des Zweifels Sünden
Mich sinken ließest, tiefer stets und tief?

Ist nicht mein Ruf in meiner höchsten Noth
Zu dir empor geschollen aus der Tiefe?
Und war es nicht, als ob ich Felsen riefe?
Indeß mein Auge stets von Thränen roth.

Verzeih, o Herr, was die Bedrängniß spricht!
Ich habe dich doch oft und süß empfunden,
Ich war ja Eins mit dir zu ganzen Stunden,
Und in der Noth gedacht ich dessen nicht!

Und iſt mir nun, als ſei ich ganz allein
Von deinem weiten Gnadenmahl verloren,
Der ausgeſperrte Bettler vor den Thoren,
O Gott, die Schuld iſt doch gewißlich mein!

Fühlt' ich in Demuth, wie ich nimmer werth,
Daß ich dein Wort in meinem Geiſt empfangen,
Daß meine Seufzer an dein Ohr gelangen,
Daß meine Seele dich erkennt und ehrt?

Mein Herr, gedenke meiner Sünden nicht!
Wie oft hab' ich auf ſelbſtgewähltem Pfade
Geſchrien im Dunkel, Gott, um deine Gnade
Wie um ein Recht und wie um eine Pflicht!

O hätt' ich ihre Gaben nicht verſäumt,
Hätt' ich ſie nicht zertreten und verachtet!
Ich ſtände nicht ſo grauenvoll umnachtet,
Daß das entflohʼne Licht mir wie geträumt.

Wie oft iſt nicht, noch eh' die That geſchah,
Die als Gedanke lüſtern mich umflogen,
In milder Warnung ſtill vorbeigezogen
Dein Name mir, dein Bild auf Golgatha!

Und wenn ich nun mich frevelnd abgewandt,
Die Sünde die ich klar erkannt begangen,
Wie haſt du dann in reuigem Verlangen
Nicht oft in meiner Seele nachgebrannt!

Ach, viel und ſchwere Sünden übt' ich ſchon,
Noch mehr der Fehle, klein in ihren Namen,
Doch groß in der Verderbniß tiefſtem Samen,
Taub für des jammernden Gewiſſens Ton!

Nun iſt mir endlich alles Licht dahin
Und öfters deine Stimme ganz verſchollen;
Doch wirf mich, o du ſiehſt ich kann noch wollen,
Nicht zu den Todten, weil ich lebend bin!

Mein Jeſu, ſieh, ich bin zu Tode wund
Und kann in der Zerrüttung nicht geſunden!
Mein Jeſu, denk' an deine bittern Wunden
Und ſprich ein Wort, ſo wird dein Knecht geſund!

Am vierten Sonntage nach heil. drei Könige.

Evang.: Von den Arbeitern im Weinberge.

Ich kann nicht ſagen:
„Keiner hat mich gedingt.“
Wem ſoll ich klagen,
Wenn es mich niederzwingt
In meine ſchmählich ſelbſtgeflochtnen Bande!
Vor Millionen haſt du mich erwählt,
Mir unermeßnes Handgeld zugezählt
In deiner Taufe heil'gem Unterpfande.

Ich kann nicht ſagen:
„Siehe des Tages Laſt
Hab' ich getragen!“
Wenn nun zu Duſt erblaßt
Mich meine matte Sonne will verlaſſen,
Mein Garten liegt ein übergrüntes Moor,
Und blendend ſteigt das Irrlicht draus empor,
Den Wandrer leitend in den Tod, den naſſen.

Ich kann nicht ſagen:
„Siehe wer ſtand mir bei?
Ich mußte zagen;
Um mich die Wüſtenei
Und das Gethier, ſo nimmer dich erkennet.“
O Gott, du haſt zur Arbeit mir geſellt
Viel liebe Seelen rings um mich geſtellt,
Worin dein Name unauslöſchlich brennet!

Ich kann nicht ſagen:
„Sieh deine Stimme ſprach,
Ich mußte wagen,
Und meine Kraft zerbrach;
Was haſt du meine Nahrung mir entzogen?“
Mein Gott, und liegt wohl tief es in der Bruſt,
Doch bin ich großer Kräfte mir bewußt,
Und in der Angſt hab' ich mir ſelbſt gelogen!

Ich muß verſchwinden
Bis in die tiefſte Kluft,
Zergehn in Winden
Wie einer Wolke Duft,
Wenn dein Gericht vor meinem Geiſt wird ſtehen.
Du haſt mich über Vieles eingeſetzt,
Und ganz verarmt erſchein ich und zerfetzt,
Die Güter dein ließ ich zu Koth vergehen.

Nichts kann ich ſagen,
Denn meine Hand iſt leer.
Soll ich es wagen
Gegen die Wagſchal' ſchwer
Zu legen meiner Reue ſpäte Triebe?
Und iſt es nur wie des Erſatzes Spott,
Nichts hab' ich ſonſt, doch du, o milder Gott,
Du haſt ein großes, großes Wort der Liebe!

Am Feſte Mariä Lichtmeß.

Durch die Gaſſen geht Maria,
In dem Arm den Sohn, den lieben,
Hält ihn feſt und hält ihn linde,
Und ihr Auge ſchaut auf ihn.
Wie die Englein ihn geſungen,
Ihn die Hirten angebetet,
Huldigten die grauen Weiſen,
Läßt ſie ſtill vorüber ziehn.

Aber Joſeph ihr zur Seiten
Iſt in Sorgfalt ganz befangen,
Prüfend frägt er alle Steine,
Ob ihr Fuß zu kühn ſich wagt;
Weiß nicht was er wird erleben,
Aber wunderbare Dinge
Haben aus des Kindleins Augen
Sich ihm heimlich angeſagt.

O Maria, Mutter Chriſti!
Nicht zu dir will ich mich wagen;
Denn du biſt mir viel zu helle,
Meine Seel' ergraut vor dir;
Biſt mir faſt wie zum Entſetzen
In der fleckenloſen Reine,
Die du ſiegreich haſt bewahret,
Da du wandelteſt gleich mir.

Will viel lieber vor dein Kindlein
Treten, weinend und zerſchlagen,
Iſt er wohl mein Herr und Richter,
Und du ſtehſt mir minder weit;
Einer Thorheit muß ich zollen,
Soll ich nicht in Furcht zerſtäuben,
Hat er doch nicht überwunden,
Iſt der Held von Ewigkeit!

Liebſter Herr, du haſt geſchaffen
Meine arme kranke Seele,
Wie den Reiz, den vielgeſtalten,
Der auf breite Straßen führt;
Und du weißt daß, wie vor Andern
Friſcher Hauch in meiner Seele,
So mich auch vor Andern glühend
Jede Erdenluſt berührt.

Haſt du mir zu reichen Kräften
Auch ein reiches Amt verliehen,
Reiche Güter zu verwalten
Und ein hohes reiches Schloß;
Und nun liegt es in Zerſtörung,
Graunvoll in der öden Größe,
Wie ein knöchern Ungeheuer,
Wie ein todter Meerkoloß.

Und da ich nach vielen Tagen,
Sonder Glauben, voll der Liebe,
Angſtvoll prüfte ſeine Mauern,
Siehe da! ſie ſtanden feſt.
O mein Herr, willſt du mich hören,
Aufthun deine Gnadenſchätze:
Sieh' ich will getreulich bauen
Meines Lebens trüben Reſt!

Muß mein Haus gleich ſtehen eine
Oede warnende Ruine,
Ach, nur dort mag ſich geſtalten
Was ſo rettungslos zerſtört.
Kann ich nur ein Stübchen bauen,
Ausgeſchmückt mit ſtillen Werken,
Wo ich, Herr, dich kann bewirthen,
Wenn du bei mir eingekehrt!

Aus den Hallen tritt Maria,
In dem Arm den Sohn, den lieben,
Hält ihn feſt und hält ihn linde,
Und auf ihm ihr Auge ruht.
O! ſie hat das Glück getragen
Durch neun wonnevolle Monde;
Was verkündet jene Frommen,
Trug ſie längſt im glühnden Muth.

Aber Joſeph ſtillen Schrittes
Tritt nicht mehr an ihre Seite,
Da das liebe liebe Kindlein
Nun der Herr der ganzen Welt.
Doch wie höher ſteigt die Sonne,
Schleicht er leiſ' an ihre Schulter,
Und er zupft an ihrem Mantel,
Daß der Schleier niederfällt.

Am fünften Sonntage nach heil. drei Könige.

Evang.: Vom Samen so unter die Dornen fiel.

In die Dornen ist dein Wort gefallen,
In die Dornen, die mein Herz zerrissen;
Du, mein Gott, nur du allein kannst wissen,
Wie sie schmerzlich sind vor andern allen;
In die Dornen meiner bittern Reue,
Die noch keine Tröstung will empfangen;
So verbarg ich es in finstrer Scheue,
Und so ist es trübe aufgegangen.

Und so wächst es auf in bittrer Wonne,
Und die Dornen lassen es gedeihen;
Ach! mein Boden ist zu hart, im Freien
Leckt den Thau vom Felsen ihm die Sonne.
Kann es gleich nur langsam sich entfalten,
Schirmen sie es treulich doch vor Stürmen
Und dem Hauch der Luft, dem todeskalten,
Und wenn sich des Zweifels Wolken thürmen.

In die Dornen ist dein Wort gefallen,
Und sie werden blut'ge Rosen tragen;
Soll ich einst dir zu vertrauen wagen,
Darf ich nur in ihrem Kranze wallen.
Wenn er recht erstrahlt im Feuerglanze
Und das Haupt mir sengt mit tiefen Wunden,
Dann gedeiht die zarte Gottespflanze,
Muß an seinem Schmerzenstrahl gesunden.

In Entſagung ſchwinden muß mein Leben,
In Betrachtung meine Zeit erſterben,
So nur kann ich um das Höchſte werben;
Meine Augen darf ich nicht erheben.
Ach! ich habe ſie mißbraucht zu Sünden
Und verſcherzt des Aufblicks reine Freude;
Dann nur kann ich noch den Himmel finden,
So ich ihn in Scham zu ſchauen meide.

Wenn ich blicke in die milden Mienen,
O, wie ſchmerzlich muß es mich betrüben,
Denen noch das theure Recht geblieben
Ihrem Gott in Freudigkeit zu dienen!
Muß auch hier die trüben Augen lenken,
Muß erglühend ſie zur Erde ſchlagen;
In ein reines Auge ſie zu ſenken
Kann ich nimmer ſonder Frevel wagen.

Und wie tief neig' ich die Stirn, die trübe,
Wenn die Sünde rauſcht an mir vorüber,
Meinen Manche, daß mich Abſcheu triebe,
Und gewinnen lieber mich und lieber;
Iſt es oft nur mein vergangnes Leben,
Grauenhaft zum zweitenmal geboren;
Ach! und oft empfind' ich gar mit Beben,
Wie der Finſtre noch kein Spiel verloren.

Aber, was er auch für Tücke hege,
Kämpfen will ich um des Himmels Gränzen,
Meine Augen ſollen freudig glänzen,
Wenn ich mich in meine Dornen lege,
Daß die Welt nicht meinen Kampf darf rügen,
Oder gar mit eitelm Lob geleiten;
Wohl, ich kann durch Gottes Wunder ſiegen,
Aber nimmer mit zwei Feinden ſtreiten.

Ob ein Tag mir ſteigen wird auf Erden,
Wo ich frei mich zu den Deinen zähle?
Wo kein Schwert mehr fährt durch meine Seele,
Wenn mir deine Hände ſichtbar werden?
Herr, und ſoll der Tag mir nimmer ſcheinen,
Dürft' ich ihn in Ewigkeit nicht hoffen,
Dennoch muß ich meine Schulden weinen,
O, der Sünder hat ſich ſelbſt getroffen!

Faſtnacht.

Evang.: Vom Blinden am Wege.

Herr, gib mir daß ich ſehe!
Ich weiß es, daß der Tag iſt aufgegangen,
Im klaren Oſten ſtehn fünf blut'ge Sonnen,
Und daß das Morgenroth mit ſtillem Prangen
Sich ſpiegelt in der Herzen hellen Bronnen.
Ich ſehe nicht, ich fühle ſeine Nähe,
Herr, gib mir daß ich ſehe!

Und wie ich einſam ſtehe,
Sich um mich regt ein mannigfaches Klingen;
Ein Jeder will ein lichtes Plätzchen finden,
Und alle von der Luſt der Sonnen ſingen.
Ich nimmer kann die Herrlichkeit ergründen,
Und wird mir nur ein unergründlich Wehe.
Herr, gib mir daß ich ſehe!

Wie ich die Augen drehe
Verlangend durch der Lüfte weite Reiche,
Und meine doch, ein Schimmer müſſe fallen
In ihrer armen Kreiſe öde Bleiche,
Weil deine Strahlen mächtig doch vor allen;
Doch feſter ſchließt die Rinde ſich, die zähe.
Herr, gib mir daß ich ſehe!

Gleich dem getroffnen Rehe
Möcht' ich um Hülfe rennen durch die Erde;
Doch kann ich nimmer deine Wege finden.

Ich weiß, daß ich im Moor verſinken werde,
Wenn nicht der Wolf zuvor verſchlang den Blinden;
Auch droht des Stolzes Klippe mir, die jähe.
Herr, gib mir daß ich ſehe!

So bleib' ich auf der Höhe,
Wo du zum Schutz gezogen um die Deinen
Des frommen Glaubens zarte Aetherhalle,
Worin ſo klar die rothen Sonnen ſcheinen,
Und harre, daß dein Thau vom Himmel falle,
Worin ich meine kranken Augen bähe.
Herr, gib mir daß ich ſehe!

Wie ſich die Nacht auch blähe,
Als ſei ich ihrer ſchwarzen Macht verbündet,
Weil mir verſchloſſen deine Strahlenfluten:
Hat ſich doch ihre Nähe mir verkündet,
Empfind' ich doch, wie lieblich ihre Gluten.
So weiß ich, daß ich nicht vergeblich flehe.
Herr, gib mir daß ich ſehe!

Und wie mich Mancher ſchmähe,
Als ſoll' ich nie zu deinem Strahl gelangen,
Dieweil ich meine Blindheit ſelbſt verſchuldet,
Da ich in meiner Kräfte üpp'gem Prangen
Ein furchtbar blendend Feuerlicht geduldet;
Mir ſei ſchon recht, und wer geſä't der mähe:
Herr, gib mir daß ich ſehe!

Herr, wie du willſt, geſchehe!
Doch nicht von deinem Antlitz will ich gehen;
In dieſen Tagen, wo die Nacht regieret,
Will ich allein in deinem Tempel ſtehen,
Von ihrem kalten Zepter unberühret,

Ob ich den Funken deiner Huld erſpähe.
Herr, gib mir daß ich ſehe!

Daß mich dein Glanz umwehe,
Das fühl' ich wohl durch alle meine Glieder,
Die ſich in ſchauderndem Verlangen regen.
O milder Herr, ſieh mit Erbarmen nieder!
Kann ein unendlich Flehn dich nicht bewegen?
Ob auch der Hahn zum drittenmale krähe,
Herr, gib mir daß ich ſehe!

Am Aſchermittwochen.

Auf meiner Stirn dies Kreuz
Von Aſche grau:
O ſchnöder Lebensreiz,
Wie biſt du ſchlau
Uns zu betrügen!
Mit Farben hell und bunt,
Mit Weiß und Roth
Deckſt du des Moders Grund;
Dann kömmt der Tod
Und ſtraft dich Lügen.

Und wer es nicht bedacht
Und wohl gewußt,
Sein Leben hingelacht
In eitler Luſt,
Der muß dann weinen;
Er achtet nicht was lieb,
Und was ihm werth,
Das flieht ihn wie ein Dieb,
Fällt ab zu Erd'
Und zu Gebeinen.

Was ſchmückt ſich denn ſo hold
In bunter Seid'?
Was tritt einher in Gold
Und Perlgeſchmeid'?

O Herr! ich haſche
Nach Allem was nicht gut,
Nach Wahn und Traum,
Und hänge Erd' und Blut
Und Meeresſchaum
Um bunte Aſche.

Was wird ſo heiß geliebt?
Was legt in Band,
Ob's gleich nur Schmerzen gibt,
Sinn und Verſtand?
O Herr, verzeihe!
Die Seele minnt man nicht,
Die edle Braut,
Und wagt um ein Geſicht
Aus Staub gebaut
Die ew'ge Reue!

Stellt ein Geripp' ſich dar
Vor meinem Blick,
So ſträubt ſich mir das Haar,
Ich fahr' zurück
Vor dem was ich einſt bleibe:
Und werd' es ſelber noch,
Und weiß es ſchon,
Und trag' es ſelber doch
Zu bitterm Hohn
Im eignen Leibe!

Fühl' ich des Pulſes Schlag
In meiner Hand,
Worüber ſinn ich nach?
O leerer Tand:
Ob ich geſunde!
Und denke nicht bethört,

Daß für und für
Ein jeder Pulsſchlag zehrt
Am Leben mir,
Schlägt Todeswunde!

Du ſchnöder Körper, der
Mich oft verführt,
Mit Welt und Sünde ſchwer
Mein Herz gerührt,
Noch haſt du Leben!
Bald liegſt du ſtarr wie Eis,
Der Würmer Spott,
Den Elementen preis;
O möge Gott —
Die Seele heben!

Am erſten Sonntag in der Faſten.

Evang.: Von der Verſuchung Chriſti.

„Sprich, daß dieſe Steine Brode werden!
Laß dich deine Engel niedertragen!
Sieh die Reiche dieſer ganzen Erden!
Willſt du deinem Schöpfer nicht entſagen?“
Dunkler Geiſt, und warſt du gleich befangen,
Da du deinen Gott und Herrn verſucht:
Ach, in deinen Netzen zahllos hangen
Sie, verloren an die tück'ſche Frucht.

Ehrgeiz, Hoffahrt, dieſer Erde Freuden,
Götzen, denen theure Seelen ſterben.
O mein Gott, laß mich nicht ewig ſcheiden!
Laß mich ſelber nicht den Tod erwerben!
Ganz verwirrt weiß ich mich nicht zu faſſen,
Drohend ſchwankt um mich der falſche Grund;
Ach, der eignen ſchwachen Kraft gelaſſen,
Tret' ich ſinnlos in den loſen Schlund.

Jeſu mein, zu dir ſteigt auf mein Flehen,
Auf der Kreuzesleiter meine Stimme!
Du berührſt die Meere, ſie vergehen,
Und die Berge rauchen deinem Grimme;
Doch mit tauſend Himmelszweigen blühet
Dein unendlich Gnadenwort empor;
Du verlöſcheſt nicht den Docht der glühet,
Und zerbrichſt nicht das geknickte Rohr.

Herr, ich bin ein arm und kaum noch glühend
Döchtlein am Altare deiner Gnade;
Sieh, mich löſcht ein mattes Lüftchen fliehend,
Mich ein Tropfen von der Welt Geſtade!
Ach, wenn nicht in meinem Herzen bliebe
Nur ein einzig leuchtend Pünktlein noch,
Jener heiße Funken deiner Liebe,
Wie ſo ganz erſtorben wär' ich doch!

Herr, du haſt vielleicht noch viel beſchloſſen
Für dies kurze ruheloſe Leben,
Ob ich ſoll in Qualen hingegoſſen,
Ob ich ſoll in allen Freuden weben;
Darf ich wählen, und will Luſt mich trennen,
Brenne mich in Leidensflammen rein!
O, die Noth lehrt deinen Namen nennen!
Doch die Ehre ſteht ſo gern allein.

Lauſcht vielleicht verborgen eine Spitze
In dem Lob, das mir die Menſchen bringen,
Daß ich noch die letzte Kraft beſitze
Dich zu rühmen, deinen Preis zu ſingen?
Sind auch hier die Netze aufgeſchlagen,
Wo der Mund zu deiner Ehre ſchafft,
Und ich wär' zu ſchwach das Lob zu tragen,
Und es bräche meine letzte Kraft?

Herr! Du weißt, wie trüb in meiner Seele,
Wie verloren die Gebete ſtehen,
Daß ich möchte wie um große Fehle
Büßen, daß ich es gewagt zu flehen.
Mein Gebet iſt wie von einem Todten,
Iſt ein kalter Dunſt vor deinem Thron;
Herr, du haſt es ſelber mir geboten,
Und du hörteſt den verlornen Sohn!

Laß mich, Herr, es immerdar empfinden,
Wie ich tief geſunken unter Allen,
Laß mich nicht zu allen meinen Sünden
Noch in frevelhafte Thorheit fallen!
Meine Pflichten ſtehen über Vielen,
Unter Allen meiner Tugend Kraft.
Ach, ich mußte wohl die Kraft verſpielen
In dem Spiel mit Sünd' und Leidenſchaft!

Willſt du mehr der Erdengüter ſchenken,
Soll ich die beſeſſenen verlieren —
Laß in Luſt und Jammer mich bedenken,
Was der fremden Armuth mag gebühren!
Trag ich alles Erdenglück zu Grabe,
Es erſteht vielleicht unſterblich mir,
Wenn ich treulich meine arme Habe
In Entbehrung theile für und für.

Selber kann ich dieſen Kampf nicht wagen.
Deine Gnaden hab' ich all' verloren;
Wenn du mich verläßt, ich darf nicht klagen,
Hab' ich doch die Finſterniß erkoren,
Hoffahrt, Ehrgeiz, dieſer Erde Freuden.
O mein Jeſu, ziehe mich zurück!
Ach, was hab' ich denn, um ſie zu meiden,
Als zu dir den angſterfüllten Blick?

Am zweiten Sonntag in der Faſten.

Evang.: Vom Cananäiſchen Weibe.

Liebſter Jeſu, nur Geduld!
Wie ein Hündlein will ich ſpüren
Nach den Brocken deiner Huld,
Will mich lagern an die Thüren,
Ob von deinen Kindern keines
Mir ein Krüſtlein reichen will,
Hungerglühend, doch in meines
Tiefen Jammers Kunde ſtill.

Um Geduld fleh ich zu dir:
Denn ich muß in großen Peinen
Einſam liegen vor der Thür,
Wenn von deinen klaren Weinen,
Deinen lebensfriſchen Gaben
Mir der Duft hinüberzieht.
Ach, ein Tropfen kann mich laben,
Meine Zunge iſt verglüht!

Weil ich faſt in meiner Pein
Schaue wie aus Kindesaugen,
Meinen oft die Diener dein,
Daß ich mag zum Gaſte taugen.
In Erbarmen ganz vermeſſen
Reichen ſie die Schüſſeln hin;
Doch ich will es nicht vergeſſen,
Daß ich wie ein Hündlein bin.

O, zum allergrößten Heil
Muß es mir bei dir gereichen,
Daß dir, o mein einzig Theil,
Nichts an Langmuth zu vergleichen!
Denn es will mir öfters fahren
Durch die Glieder wie ein Blitz,
Deinen Kindern mich zu paaren,
Raſch erringend einen Sitz.

Kann ich dir, du Rächer groß,
Doch in Ewigkeit nicht lügen!
Und mir würd' ein ſchmählich Loos,
So die Diener dein zu trügen;
Weil mir weich die Augen brennen
In der ungeſtillten Luſt,
Ich mich will ein Kindlein nennen,
Mit der ſchuldgebrochnen Bruſt.

Wie ein Hündlein bin ich nur,
Und ſo will ich nimmer weichen,
Feſt auf deiner Kinder Spur,
Ob ſie mir den Biſſen reichen,
Wenn die Sonne aufgegangen,
Wenn ſie blutet in den Tod,
Will an ihrem Munde hangen,
So du reichſt das Abendbrod.

Iſt es deinen Kindern recht
Nur ein Krüſtlein mir zu ſpenden:
Wohl! es iſt mir nichts zu ſchlecht,
Kömmt von übermilden Händen,
Birgt ſich reiche Nahrung drinnen,
Nur in ernſter Glut erſtarrt.
Ach, und meinen ſtumpfen Sinnen
Wär' ein Kieſel nicht zu hart!

O, es iſt ein bittres Loos,
Wer ein lieber Gaſt geweſen,
Um die eignen Sünden groß
Nun die Brocken aufzuleſen!
Nicht um des Gerichtes Strenge,
Das mir noch dereinſtens dräut,
Nein, im eigenen Gedränge
Inniger Verſunkenheit.

Daß um meiner Sehnſucht Brand
Neu die Sinne mir gegeben,
Aber nicht, ſo lang ein Band
Leib und Seele hält umgeben,
Darauf ruht mein einzig Hoffen.
Und ſo leb' ich langſam hin; —
Meine Sinne ſtehen offen,
Aber ihnen fehlt der Sinn.

Muß in Qual das Morgenroth,
Muß das Abendlicht mich ſehen,
O, wie lieblich iſt der Tod!
Und um ſeinen Troſt zu flehen
Darf mich dennoch nicht erkühnen,
Wie er winkt, ſo lockend mild;
Denn ich muß unendlich ſühnen,
Und das Leben iſt mein Schild.

Am dritten Sonntag in der Faſten.

Evang.: Jeſus treibt den Teufel aus.

„Mein Nam' iſt Legion, denn unſerer ſind Viele!“
So ſpricht der finſtre Geiſt.
Sein Nam' iſt Legion, weh mir, daß ich es fühle!
Daß es mich zittern heißt!

Wo kindlich dem Gemüth in Einfalt und Vertrauen
Nichts als ſein Jeſu kund,
Da kann der Finſtre nicht die wirren Höhlen bauen
Im einfach lichten Grund.

Doch du, mein ſchuldvoll Herz, in deinem eitlen Wiſſen,
In deinem irren Thun:
Wie ſind dir tauſend brand'ge Stellen aufgeriſſen,
Worin die Nacht kann ruhn!

Und raff' ich mich empor, und will ich mich erkühnen
Zu heil'gen Namens Schall,
O, könnte nicht vielleicht mein guter Wille dienen
Zu neuem ſchwerem Fall!

Denn daß die Welt mich nicht, die Menſchen mich nicht kennen,
Die gleißend wie das Meer,
Daß ſie mich oft ſogar noch hell und freudig nennen,
Das ſenkt unendlich ſchwer!

Mich kennen muß die Welt, ich muß Verachtung tragen,
Wie ich ſie ſtets verdient;
Ich Wurm, der den, den Engel kaum zu nennen wagen,
Zu preiſen mich erkühnt!

Laß in Zerknirſchung mich, laß mich in Furcht dich ſingen,
Mein Heiland und mein Gott!
Daß nicht mein Lied entrauſcht, ein kunſtvoll ſündlich Klingen,
Ein Frevel und ein Spott.

Ach, wer ſo leer wie ich in Worten und in Werken,
An Sinnen ſo verwirrt,
Deß Lied kann nur des Herrn barmherzig Wunder ſtärken,
Daß es zum Segen wird.

Iſt nicht mein ganzer Tag nur eine Reihe Sünden?
Muß oft in Traumeswahn,
Oft wachend die Begier nicht zahllos Wege finden,
Nur nie die Himmelsbahn?

Tönt nicht der Kampfgeſang der Luft von allen Seiten?
Und bringt er nicht den Sieg?
Iſt nicht mein Leben nur ein flüchtig kraftlos Streiten,
Ein ſchmachbedeckter Krieg?

Und mein' ich eine Zeit, daß ich den Sieg errungen,
Weil die Begierde ſchwand:
Da bin ich ausgeſchlürft wie von Empuſenzungen,
Wie eine todte Hand!

Und iſt mir's eine Zeit, als will das Leben ziehen
Ins Herze gar erſtarrt:
Da muß mit ihm zugleich der Uebermuth entglühen,
Der eines Hauchs geharrt.

Und wird mir's endlich klar, umſprüht von Leidensfunken,
Wie klein, wie Nichts ich bin;
Da bin ich ausgebrannt, zu Aſche eingeſunken,
Verglüht an Geiſt und Sinn.

Das haſt du ſelber dir, du ſchuldvoll Herz, zu danken;
Mein Jeſu lieb und traut,
Wärſt du nur irgend treu, er würde nimmer wanken
Von der geliebten Braut.

Doch daß du ſchlummernd läßt durch alle Thore ziehen
Den grauſen Höllenbund,
Daß überall für ihn die Siegeskränze blühen
Aus deinem eignen Grund;

Daß du dich thöricht wähnſt in vollem hellem Laube,
Du armer dürrer Zweig!
Daß du, indeß der Feind frohlockt in deinem Raube,
Dich herrlich wähnſt und reich:

Das iſt warum du ſtirbſt, daß du in Wahnes Gluten
Nicht kennſt den eignen Schmerz,
O, fühlteſt du dich ſelbſt aus allen Adern bluten,
Du thöricht frevelnd Herz!

So ſchaue deine Noth! Noch fielen nicht die Schranken
Der dunklen Ewigkeit.
„Sein Nam' iſt Legion," o faſſe den Gedanken!
Es iſt die letzte Zeit!

Am vierten Sonntag in der Faſten.

(Joſephsfeſt.)

Gegrüßt in deinem Scheine,
Du Abendſonne reine,
Du alter Lilienzweig,
Der du noch haſt getragen
In deinen grauen Tagen
So mildes Blüthenreich!

Je mehr es ſich entfaltet,
Zum Ehrenkranz geſtaltet,
Der deine Stirn umlaubt:
Je mehr haſt du geneiget,
In Ehrfurcht ganz gebeuget
Dein gnadenſchweres Haupt.

Wie iſt zu meinem Frommen
Dein freundlich Feſt gekommen
In dieſe ernſte Zeit!
Ich war faſt wie begraben;
Da kömmſt du mich zu laben
Mit ſeltner Freudigkeit.

Zu dir will ich mich flüchten,
Mein ſcheues Leben richten,
O Joſeph, milder Hauch!
Du haſt gekannt die Fehle

In deiner ſtarken Seele,
Und die Vergebung auch!

Was haſt du nicht geduldet,
Da in Geheim verſchuldet
Maria dir erſchien?
Und konnteſt ihr nicht trauen,
Worauf die Himmel bauen,
Und haſt ihr doch verziehn!

Und da du mußteſt ſcheiden
Mit deinen lieben Beiden,
Wie groß war deine Noth!
Die Wüſte ſchien dir lange;
Doch war vom Untergange
Dein liebes Kind bedroht.

Und da Er glanzumkrönet,
Wie biſt du nicht gehöhnet
Um ſeine Gotteskraft!
Wie mag, den Groll zu laben,
Dich nicht geläſtert haben
Die arge Prieſterſchaft!

Und gar, wenn gottdurchdrungen
Dich grüßten fromme Zungen
Und prieſen laut und weit:
Wie haſt du nicht in Zagen
An deine Bruſt geſchlagen
In deiner Sündlichkeit!

So haſt du viel getragen,
Unendlich viele Plagen,
Mit freundlicher Geduld,
Und iſt in all den Jahren

Manch Seufzer dir entfahren
Und manche kleine Schuld.

Du frommer Held im Glauben,
Den ſchrecklich dir zu rauben
Sich alle Welt verband,
Haſt können nicht erhalten
Ein unbeflecktes Walten
An deines Jeſu Hand.

Was ſoll ich denn nicht hoffen,
Da noch der Himmel offen,
Und meine Seele ſtill?
Will ſich die Gnade nahen:
Ich kann ſie wohl empfahen —
So Gott mir helfen will.

Zerriſſen in den Gründen
Bin ich um meine Sünden,
Und meine Reu iſt groß!
O hätt' ich nur Vertrauen,
Die Hütte mein zu bauen
In meines Jeſu Schooß!

Am fünften Sonntag in der Faſten.

Evang.: Die Juden wollen Jeſum ſteinigen.

Die Propheten ſind begraben,
Abraham iſt todt!
Millionen, Greis und Knaben
Und der Mägdlein roth,
Viele, die mir Liebe gaben,
Denen ich ſie bot:
Alle, alle ſind begraben,
Alle ſind ſie todt!

Herr, du haſt es mir verkündet,
Und dein Wort ſteht feſt,
Daß nur der das Leben findet,
Der das Leben läßt.
Ach, in meiner Seele windet
Es ſich dumpf gepreßt;
Doch du haſt es mir verkündet,
Und dein Wort ſteht feſt.

Aber von mir ſelbſt bereitet
Leb' ich oft der Pein;
Alles ſcheint mir wohl geleitet
Und der Menſch allein,
Der dein Ebenbild bedeutet,
Jammervoll zu ſein;
Sieh, ſo hab ich mir bereitet
Namenloſe Pein.

Hab' ich grauſend es empfunden,
Wie in der Natur
An ein Fäſerchen gebunden,
Eine Nerve nur,
Oft dein Ebenbild verſchwunden
Auf die letzte Spur:
Hab' ich keinen Geiſt gefunden,
Einen Körper nur!

Seh' ich dann zu Staub zerfallen,
Was ſo warm gelebt,
Ohne daß die Muskeln wallen,
Eine Nerve bebt,
Da die Seele doch an allen
Innig feſt geklebt:
Möcht' ich ſelbſt zu Staub zerfallen,
Daß ich nie gelebt!

Schrecklich über alles Denken
Iſt die dumpfe Nacht,
Drin ſich kann ein Geiſt verſenken,
Der allein gedacht,
Der ſich nicht von dir ließ lenken,
Helle Glaubensmacht!
Ach, was mag der Finſtre denken,
Als die finſtre Nacht?

Meine Lieder werden leben,
Wenn ich längſt entſchwand:
Mancher wird vor ihnen beben,
Der gleich mir empfand.
Ob ein Andrer ſie gegeben,
Oder meine Hand:
Sieh, die Lieder durften leben,
Aber ich entſchwand!

Bruder mein, ſo laß uns ſehen
Feſt auf Gottes Wort!
Die Verwirrung wird vergehen,
Dies lebt ewig fort.
Weißt du, wie ſie mag entſtehen
Im Gehirne dort?
Ob wir einſt nicht lächelnd ſehen
Der Verſtörung Wort?

Wie es hing an einem Faden,
Der zu hart geſpannt,
Mit entflammtem Blut beladen,
Sich der Stirn entwand?
Flehen wir zu Gottes Gnaden,
Flehn zu ſeiner Hand,
Die die Fädchen und die Faden
Liebreich ausgeſpannt!

Am Feste Mariä Verkündigung.

Ja, seine Macht hat keine Grenzen,
Bei Gott unmöglich ist kein Ding!
Das soll mir wie mein Nordlicht glänzen,
Da meine Sonne unterging.
Und wie auf blauen Eisesküsten
Steh' ich zu starrer Winterzeit:
Wie soll ich noch das Leben fristen!
Ach, keine Flamme weit und breit!
Und sieh, wer winkt dem milden Lenzen,
Daß er die todte Erd' umfing?
Ja, seine Macht ist ohne Grenzen,
Bei Gott unmöglich ist kein Ding!

O sehet, wie von warmen Zähren
Der Erde hartes Herz zerquillt,
Wie sie, die Blumen sein zu nähren,
Mit Thau die grauen Wimpern füllt!
Auch in die längsterstorbnen Aeste
Gießt sich ein Leben wunderbar,
Und alle harren seiner Gäste,
Der Blätter lebensfroher Schaar.
Was soll ich denn der Hoffnung wehren,
Daß meiner Zähren Flehn gestillt,
Da ja sogar von warmen Zähren
Der Erde hartes Herz zerquillt?

Kannst du die Millionen Blätter
Aus diesen todten Aesten ziehn

Und aus dem ausgebrannten Wetter
Der Lavafelſen friſches Grün:
Was ſoll mein Herz zu hart dir ſcheinen,
Wo doch der gute Wille brennt,
Das ſich dir glühend möchte einen,
Wenn es ſich ſtarrend von dir trennt?
Und ſoll nicht, mein allmächt'ger Retter,
Auch mir ein farblos Kraut entblühn,
Da du die Millionen Blätter
Kannſt aus den todten Aeſten ziehn!

O, möchte nur die Demuth keimen!
Vertrocknet iſt die Herrlichkeit.
Wohl durft' ich ſonſt mir Andres träumen;
Doch wie ein Blitz iſt jene Zeit.
Zwar kann ich mich in Reue ſehnen,
Ich kann verwerfen meine That,
Doch nicht erfriſchen meine Thränen,
Sie fallen ſengend auf die Saat;
Und Froſt und Hitze muß ſich reimen,
Daß keine Blume mir gedeiht.
O, möchte nur die Demuth keimen!
Vertrocknet iſt die Herrlichkeit.

So iſt doch von den Blumen allen
Marienblümlein milder Art;
Die Blätter erſt, die Flocken fallen,
Doch freudig blüht es fort und zart.
Wenn ſich des Winters Stürme brechen,
Gleich blickt es freundlich durch den Schnee,
Und naht der Lenz in Regenbächen,
Da ſteht es in dem kalten See.
O, könnt' ich gläubig niederfallen,
Bis mir das Blümlein offenbart!

Es iſt ja von den Blumen allen
Marienblümlein milder Art.

Doch wie das Volk einſt vor den Schranken
Um Horebs gottgeweihte Höhn,
So fliehen bebend die Gedanken,
Da ſie dies reine Bild erſpähn.
Was ſeh ich nur die Feuerſäule,
Und nicht die Gnade Gottes drin,
Daß unermeßlich ſcheint die Steile
Und wie ein Abgrund, wo ich bin?
O Jeſus, laß aus dieſem Schwanken
Nur nicht das goldne Kalb entſtehn,
Wie jenem Volke vor den Schranken
Um Horebs gottgeweihte Höhn!

Und kann ich denn kein Leben bluten,
So blut' ich Funken wie ein Stein!
Ich weiß es wo ſie ſtille ruhten,
Ich ſcheuchte ſie in Schlummer ein,
Da ich geſucht, was Leben kündet.
Doch haſt du, Herr, mich auserſehn,
Daß ich ſoll ſtarr, doch feſtgegründet
Wie deine Felſenmauern ſtehn:
So brenne mich in Thatengluten
Wie den Asbeſt des Felſen rein!
Und kann ich dann kein Leben bluten,
So blut' ich Funken wie ein Stein.

Am Palmſonntage.

Der Morgenthau will ſteigen;
Sind denn die Palmen grün?
Auf, laßt mit hellen Zweigen
Uns Ihm entgegen ziehn!
Er will in unſer Haus,
In unſre Kammern kommen;
Schon ziehen rings die Frommen
Mit Lobgeſang heraus.

Ich kann nicht mit euch gehen,
Mir iſt der Odem ſchwer;
Die Kreuzesfahnen wehen,
Ich folge nimmermehr.
Wie wird ſo klar die Luft?
O Jeſu, ſüße Helle,
Du kömmſt in meine Zelle,
In meine Modergruft!

Was ſoll ich dir bereiten,
Du wunderlieber Gaſt?
Ich möchte dich verleiten
Zu langer Liebesraſt.
Wohlan, ich ſchmücke dich,
Will dich mit Blumen binden;
Du ſollſt dich nicht entwinden,
Das weiß ich ſicherlich.

Aus deiner Mutter Rechten
Will ich um deinen Fuß

Die reine Lilie flechten
Mit demuthsvollem Gruß.
Daß ich dich feßle ganz
Mit Liebesblumenringen,
Will um dein Haupt ich ſchlingen
Den heil'gen Roſenkranz.

Den Boden will ich ſtreuen
Mit Palmen ganz und gar,
Mein Leiden dir zu weihen,
Was ich in dieſem Jahr
Oft ſtill, oft ſchwerer trug.
Es liegt zu deinen Füßen,
Es ſoll mich nicht verdrießen,
Dein Will' iſt mir genug!

Wie ſoll ich mich doch finden
In deine Liebesmacht,
Daß du an meine Sünden
So gar nicht haſt gedacht!
Ich laſſe nicht von dir,
Mußt du gleich wieder ſcheiden,
Ich fühl' es wohl in Freuden,
Du kömmſt noch oft zu mir.

Am Montag in der Charwoche.

Evang.: Vom verdorrten Feigenbaume.

Wie ſtehſt du doch ſo dürr und kahl,
Die trocknen Adern leer,
O Feigenbaum!
Ein Todtenkranz von Blättern fahl
Hängt raſſelnd um dich her
Wie Wellenſchaum.
O Menſch, ich muß hier ſtehn, ich muß
Dich grüßen mit dem Todesgruß,
Daß du das Leben faſſeſt,
Es nicht entlaſſeſt!

Wie halt ich denn das Leben feſt,
Daß es mir nicht entrinnt,
O Feigenbaum?
O Menſch, der Wille iſt das Beſt,
Die wahre Treu gewinnt!
Hältſt du im Zaum
Die Hoffahrt und die Zweifelſucht,
Die Lauheit auch in guter Zucht:
Muß dir in dieſem Treiben
Das Leben bleiben.

Wie biſt du denn ſo völlig todt,
So ganz und gar dahin,
O Feigenbaum?
O Menſch, wie üpp'ges Morgenroth

Ließ ich mein Leben ziehn
Am Erdenſaum,
Und weh, und dachte nicht der Frucht!
Da hat mich Gott der Herr verflucht,
Daß ich muß allem Leben
Ein Zeugniß geben.

Wer hat dir Solches zubereit
Durch heimlichen Verrath,
O Feigenbaum?
O Menſch, des Herren Aug ſieht weit,
Es ſieht des Würmleins Pfad
In Blattes Flaum!
Ihm kannſt du nicht entdecken noch
Entziehn, er ſieht und weiß es doch;
Es lag ſchon auf der Wage
Am erſten Tage.

Du ſtarbeſt wohl vor langer Zeit,
Weil du ſo dürr und leer,
O Feigenbaum?
O Menſch, des Herren Hand reicht weit,
Und iſt ſo ſchnell und ſchwer,
Du ſiehſt es kaum!
Er nimmt dir ſeines Lebens Hauch,
Du mußt vergehn wie Dunſt und Rauch,
Er braucht nicht Wort noch Stunden,
Du biſt verſchwunden.

Wo bleibt denn ſeine große Huld,
Was fruchtet denn die Reu,
O Feigenbaum?
O Menſch, gedenk an deine Schuld,
Gedenk an ſeine Treu!
Schau, in den Raum

Hat er mich gnadenvoll geſtellt,
Daß ich durch ſeine weite Welt
Aus meines Elends Tiefe
Dir warnend riefe.

Steht denn kein Hoffen mehr bei dir,
Kein Hoffen in der Noth,
O Feigenbaum?
O Menſch, kein Hoffen ſteht bei mir;
Denn ich bin todt, bin todt!
O Lebenstraum,
Hätt ich dein ſchweres Sein gefühlt,
Hätt ich nicht frech mit dir geſpielt:
Ich ſtände nicht gerichtet,
Weh mir, vernichtet!

Am Dienſtag in der Charwoche.

Evang.: Von der Nächſtenliebe.

„Gleich deiner eignen Seelen
Sollſt du den Nächſten lieben!“
O Herr, was wird noch fehlen,
Bevor dein Wort erfüllt!
So muß denn all mein Denken
Mich rettungslos betrüben;
Wie ſich die Augen lenken,
Steht nur der Thorheit Bild.

Mein Herr, ich muß bekennen,
Daß, wenn in tiefſten Gründen
Oft meine Sünden brennen,
Mich dieſe nie gequält;
So iſt denn all den Flecken,
Die meine Bruſt entzünden,
Des Uebermuthes Schrecken
Noch tödtend beigezählt!

Und haſt du mich verlaſſen,
Mein rügendes Gewiſſen,
Weil ich dich wie zu haſſen
In meinen Aengſten ſchien?
O ſchärfe deine Qualen,
Und laß mich ganz zerriſſen,
Bedeckt mit blut'gen Malen,
Vor Gottes Augen glühn!

Sprich! wollteſt du mich trügen?
Und kann der Heller Klingen
Dein feiles Wort beſiegen,
Die ich der Armuth bot?
O Gold, o ſchnöde Gabe,
Die Alles ſoll erringen,
So trägſt du mir zu Grabe
Mein Letztes in der Noth!

Wie oft drang die Verſtockte,
Die Sinnlichkeit, zu ſpenden,
Wenn mich ein Antlitz ſchreckte,
Vom Elend ganz verzerrt;
Und mußt es bald entrinnen
Den arbeitloſen Händen,
Den rathlos irren Sinnen,
In Jammer ausgedörrt.

O Gold, o ſchnöde Gabe,
Wie wenig magſt du frommen!
Magſt läuten nur zu Grabe
Das letzte Gnadenwehn.
So haſt du ſonder Gleichen
Die Liebe mir genommen,
Daß ich kann lächelnd reichen,
Wo Gottes Kinder ſehn.

Ihr Sinne ſprecht, ihr ſcheuen,
Was habt ihr euch entzogen?
Muß euch nicht Alles freuen,
Was euch nur freuen mag?
In flatterndem Verlangen
Habt ihr die Luſt geſogen,
Indeß die Noth vergangen
An eurem Jubeltag!

So hab' ich deine Pfunde
In Frevelmuth vergeudet,
Und für der Armuth Wunde
War mir ein Heller gut!
Das wird an mir noch zehren,
Wenn Leib und Seele ſcheidet,
Wird kämpfen mir zu wehren
Den letzten Todesmuth.

Ich müßte wohl verzagen,
Ich habe viel verbrochen.
Doch da du mich getragen,
Mein Gott, bis dieſen Tag,
Wo meiner Seele Grauen
In fremder Kraft gebrochen:
Wie ſoll ſie dem nicht trauen,
Der ihre Bande brach!

Am Mittwochen in der Charwoche.

Evang.: Von der Auferſtehung der Todten.

Wohl, ſo will ich vorwärts gehen
Mit der ſchwergepreßten Bruſt;
Wird doch Alles mir bewußt,
Wenn die Todten auferſtehen.
Und ſo lange muß ich tragen,
Dies iſt meine größte Noth,
All' die übermüth'gen Fragen,
Die mich drücken in den Tod.

Wie ein Leib, der längſt entfaltet
Durch der Pflanze milden Saft
In erneuter Lebenskraft
In den zweiten Leib geſtaltet,
Wie er wieder mag erſcheinen,
Von dem Andern unverwehrt,
Der ihn trug in den Gebeinen,
Und vom Dritten längſt verzehrt?

Was vom Guten, was vom Böſen
In der Seele mannigfalt?
Wie die heiligſte Gewalt
Sich in Erdenluſt will löſen,
Daß in jenen zarten Stunden,
Wo wir wie mit Gott vereint,
Uns am ſchwächſten oft gefunden
Jener ewig rege Feind?

Und noch viele andre Dinge,
Die mir nicht zu wiſſen Noth

Und mich drücken in den Tod,
Ach, dem Frommen gar geringe!
Doch in meinem leeren Herzen,
Sonder Wahrheit, sonder Rast,
Lagern sie zu dumpfen Schmerzen,
Eine spitze Felsenlast.

Herr, ich kann sie nicht verbannen,
Nur verschließen fest und treu;
Und das Leben rauscht vorbei,
Und dein Tag treibt sie von dannen!
Sieh, so kann ich gläubig sagen;
Aber meine Seele bebt,
Wenn der Tag von allen Tagen
Furchtbar mir vorüber geht.

Wie wenn in beklemmter Schwüle
Eine schwarze Wolkenmacht
Schwärzer dunkelt durch die Nacht,
Daß wir um des Wetters Mühle
Flehn mit allen seinen Schrecken:
Liegt in deiner Ewigkeit,
Wie ein heißer dunkler Flecken,
Jene namenlose Zeit.

Aber wie mit Eisenketten
Schließ' ich meine Augen fest,
An die Felsenwand gepreßt,
Vor dem Schwindel mich zu retten.
Und so will ich vorwärts gehen
Mit der schwerbeladnen Brust;
Wenn die Todten auferstehen,
Wird doch Alles mir bewußt.

Am Grünendonnerstage.

Evang.: Von der Fußwaſchung.

O Wundernacht, ich grüße!
Herr Jeſus wäſcht die Füße.
Die Luft ganz ſtille ſtand;
Man hört den Athem hallen
Und wie die Tropfen fallen
Von ſeiner heil'gen Hand.

Da Jeſus ſich thut beugen,
Ins tiefe Meer ſich neigen
Wohl Inſeln dieſem Gruß.
Iſt er ſo tief geſtiegen,
So muß ich ewig liegen
Vor meines Nächſten Fuß.

Herr, ob ſich gleich bethöret
Die Seel: mein empöret
Vor aller Niedrigkeit,
Daß ich vielmehr mein Leben
In Qualen aufzugeben
Für deinen Ruhm bereit:

So gib, daß ich nicht klage,
Wenn du in meine Tage
Haſt alle Schmach gebannt;
Laß brennen meine Wunden,

So du mich ſtark befunden
Zu ſolchem harten Stand!

O Gott, ich kann nicht bergen,
Wie angſt mir vor den Schergen,
Die du vielleicht geſandt
In Krankheit oder Grämen
Die Sinne mir zu nehmen,
Zu tödten den Verſtand!

Es iſt mir oft zu Sinnen,
Als wolle ſchon beginnen
Dein ſchweres Strafgericht;
Als dämmre eine Wolke,
Doch unbewußt dem Volke,
Um meines Geiſtes Licht.

Doch wie die Schmerzen ſchwinden,
Die mein Gehirn entzünden,
So flieht der Nebelduft,
Und mit geheimem Glühen
Fühl' ich mich neu umziehen
Die friſche ſtarke Luft.

Mein Jeſu, darf ich wählen,
Ich will mich lieber quälen
In aller Schmach und Leid,
Als daß mir ſo benommen,
Ob auch zu meinem Frommen,
Die Menſchenherrlichkeit.

Doch iſt er ſo vergiftet,
Daß es Vernichtung ſtiftet,
Wenn er mein Herz umfleußt:
So laß mich ihn verlieren,

Die Seele heimzuführen,
Den reichbegabten Geiſt.

Haſt du es denn beſchloſſen,
Daß ich ſoll ausgegoſſen
Ein todt Gewäſſer ſtehn
Für dieſes ganze Leben:
So will ich denn mit Beben
An deine Prüfung gehn.

Am Charfreitage.

Weinet, weinet, meine Augen,
Rinnt nur lieber gar zu Thränen;
Ach, der Tag will euch nicht taugen,
Und die Sonne will euch höhnen!
Seine Augen ſind geſchloſſen,
Seiner Augen ſüßes Scheinen;
Weinet, weinet, unverdroſſen,
Könnt doch nie genugſam weinen!

Als die Sonne das vernommen,
Hat ſie eine Trauerhülle
Um ihr klares Aug' genommen,
Ihre Thränen fallen ſtille.
Und ich will noch Freude ſaugen
Aus der Welt, der hellen, ſchönen?
Weinet, weinet, meine Augen,
Rinnt nur lieber gar zu Thränen!

Still, Geſang und alle Klänge,
Die das Herze fröhlich machen!
Kreuz'ge, kreuz'ge, brüllt die Menge,
Und die Phariſäer lachen.
Jeſu mein, in deinen Schmerzen
Kränkt dich ihre Schuld vor Allen;
Ach, wie ging es dir zu Herzen,
Daß ſo Viele mußten fallen!

Und die Vöglein arm, die kleinen,
Sind ſo ganz und gar erſchrocken,

Daß ſie lieber möchten weinen,
Wären nicht die Aeuglein trocken,
Sitzen traurig in den Zweigen,
Und kein Laut will rings erklingen.
Herz, die armen Vöglein ſchweigen,
Und du mußt den Schmerz erzwingen!

Weg mit goldenen Pokalen,
Süßem Wein vom edlen Stamme!
Ach, ihn ſengt in ſeinen Qualen
Noch des Durſtes heiße Flamme,
Daß er laut vor Schmerz muß klagen,
Erd' und Himmel muß erbleichen,
Da die Henkersknecht' es wagen
Gall' und Eſſig ihm zu reichen.

Weiche Polſter, ſeidne Kiſſen,
Kann mir noch nach euch verlangen,
Da mein Herr ſo gar zerriſſen
Muß am harten Kreuze hangen?
O wie habt ihr ihn getroffen,
Dorn und Nagel, Ruth' und Spieße!
Doch das Schuldbuch liegt ja offen,
Daß ſein heilig Blut es ſchließe.

In der Erde alle Todten
Fahren auf wie mit Entſetzen,
Da ſie mit dem heil'gen rothen
Blute ſich beginnt zu netzen;
Können nicht mehr ruhn, die Todten,
Wo ſein köſtlich Blut gefloſſen;
Viel zu heilig iſt der Boden,
Der ſo theuren Trank genoſſen.

Er, der Herr in allen Dingen,
Muß die eigne Macht beſiegen,

Daß er mit dem Tod kann ringen
Und dem Tode unterliegen.
Gänzlich muß den Kelch er trinken;
Menſchenkind, kannſt du's ertragen?
Seine ſüßen Augen ſinken,
Und ſein Herz hört auf zu ſchlagen.

Als nun Jeſu Herz thut brechen,
Bricht die Erd' in ihren Gründen,
Bricht das Meer in ſeinen Flächen,
Bricht die Höll' in ihren Schlünden;
Und der Felſen harte Herzen
Brechen all' mit lautem Knalle;
Ob in Wonne, ob in Schmerzen?
Bricht's der Rettung, bricht's dem Falle?

Und für wen iſt denn gerungen
In den qualenvollen Stunden,
Und der heil'ge Leib durchdrungen
Mit den gnadenvollen Wunden?
Herz, mein Herz, kannſt du nicht ſpringen
Mit den Felſen und der Erde,
Nur, daß ich mit blut'gen Ringen
Neu an ihn gefeſſelt werde!

Haſt du denn ſo viel gegeben,
Herr, für meine arme Seele,
Iſt ihr ewig, ewig Leben
Dir ſo werth trotz Schuld und Fehle:
Ach, ſo laß ſie nicht gefunden
Sein, um tiefer zu vergehen!
Laß ſie deine heil'gen Wunden
Nicht dereinſt mit Schrecken ſehen!

Am Charſamſtage.

Tiefes, ödes Schweigen,
Die ganze Erd' wie todt!
Die Lerchen ohne Lieder ſteigen,
Die Sonne ohne Morgenroth.
Auf die Welt ſich legt
Der Himmel matt und ſchwer,
Starr und unbewegt
Wie ein gefrornes Meer.
O Herr, erhalt' uns!

Meereswogen brechen,
Sie toben ſonder Schall;
Nur die Menſchenkinder ſprechen,
Doch ſchaurig ſchweigt der Widerhall.
Wie verſteinet ſteht
Der Aether um uns her,
Dringt wohl kein Gebet
Durch ihn zum Himmel mehr.
O Herr, erhalt' uns!

Sünden ſind geſchehen
Für jedes Wort zu groß,
Daß die Erde müßt' vergehen,
Trüg ſie nicht Jeſu Leib' im Schooß.
Noch im Tod voll Huld
Erhält ſein Leib die Welt,
Daß in ihrer Schuld

Sie nicht zu Staub zerfällt.
O Herr, verschon' uns!

Jesus liegt im Grabe,
Im Grabe liegt mein Gott!
Was ich von Gedanken habe,
Ist doch dagegen nur ein Spott.
Kennt in Ewigkeit
Kein Jesus mehr die Welt?
Keiner der verzeiht,
Und keiner der erhält?
O Herr, errett' uns!

Ach, auf jene Frommen,
Die seines Heils geharrt,
Ist die Glorie gekommen
Mit seiner süßen Gegenwart.
Harrten seiner Huld,
Vergangenheit die Zeit,
Gegenwart Geduld,
Zukunft die Ewigkeit.
O Herr, erlös' uns!

Lange, lange Zeiten
In Glauben und Vertraun
Durch die unbekannten Weiten
Nach unbekanntem Heil sie schaun;
Dachten sich so viel,
Viel Seligkeit und Pracht;
Ach, es war wie Spiel,
Von Kindern ausgedacht.
O Herr, befrei uns!

Herr, ich kann nicht sprechen
Vor deinem Angesicht!

Laß die ganze Schöpfung brechen,
Dieſen Tag erträgt ſie nicht!
Ach, was naht ſo ſchwer?
Iſt es die ew'ge Nacht?
Iſt's ein Sonnenmeer
In tauſend Strahlenpracht?
O Herr, erhalt uns!

Am Oſterſonntage.

O jauchze, Welt, du haſt ihn wieder,
Sein Himmel hielt ihn nicht zurück!
O jauchzet, jauchzet, ſinget Lieder!
Was dunkelſt du, mein ſel'ger Blick?

Es iſt zu viel, man kann nur weinen,
Die Freude ſteht wie Kummer da;
Wer kann ſo großer Luſt ſich einen,
Der all ſo große Trauer ſah?

Unendlich Heil hab ich erfahren
Durch ein Geheimniß voller Schmerz,
Wie es kein Menſchenſinn bewahren,
Empfinden kann kein Menſchenherz.

Vom Grabe iſt mein Herr erſtanden
Und grüßet Alle die da ſein;
Und wir ſind frei von Tod und Banden
Und von der Sünde Moder rein.

Den eignen Leib hat er zerriſſen,
Zu waſchen uns mit ſeinem Blut;
Wer kann um dies Geheimniß wiſſen
Und ſchmelzen nicht in Liebesglut?

Ich ſoll mich freun an dieſem Tage
Mit deiner ganzen Chriſtenheit,

Und iſt mir doch, als ob ich wage,
Da Unnennbares mich erfreut.

Mit Todesqualen hat gerungen
Die Seligkeit von Ewigkeit;
Gleich Sündern hat das Graun bezwungen
Die ewige Vollkommenheit.

Mein Gott, was konnte dich bewegen
Zu dieſer grenzenloſen Huld!
Ich darf nicht die Gedanken regen
Auf unſre unermeßne Schuld.

Ach, ſind denn aller Menſchen Seelen,
Wohl ſonſt ein überköſtlich Gut,
Sind ſie es werth, daß Gott ſich quälen,
Erſterben muß in Angſt und Glut?

Und ſind nicht aller Menſchen Seelen
Vor ihm nur eines Mundes Hauch?
Und ganz befleckt von Schmach und Fehlen,
Wie ein getrübter dunkler Rauch?

Mein Geiſt, o wolle nicht ergründen,
Was einmal unergründlich iſt;
Der Stein des Falles harrt des Blinden,
Wenn er die Wege Gottes mißt.

Mein Jeſus hat ſie werth befunden
In Liebe und Gerechtigkeit;
Was will ich ferner noch erkunden?
Sein Wille bleibt in Ewigkeit!

So darf ich glauben und vertrauen
Auf meiner Seele Herrlichkeit!

So darf ich auf zum Himmel ſchauen
In meines Gottes Aehnlichkeit!

Ich ſoll mich freun an dieſem Tage:
Ich freue mich, mein Jeſu Chriſt!
Und wenn im Aug' ich Thränen trage,
Du weißt doch, daß es Freude iſt.

Am Oſtermontage.

Evang.: Von den Jüngern, die nach Emmaus gingen.

Herr, eröffne mir die Schrift,
Deiner Worte Liebesmorgen,
Daß er leiſ' im Herzen trifft,
Was gewißlich drinn verborgen.
Weiß es ſelber nicht zu finden,
Bin doch aller Hoffnung voll:
O, die Wolken werden ſchwinden,
Wenn die Sonne ſcheinen ſoll!

Soll der Glaube ferne ſein,
Da die Liebe nicht verloren,
Da in Nächten ſtiller Pein
Mir die Hoffnung neu geboren?
Du mein Gott der Huld und Treue,
Den des Würmleins Krümmen rührt,
Hätteſt du umſonſt die Reue
In dies ſtarre Herz geführt?

Nein, mein Herr, das haſt du nicht,
Deine Seelen ſind dir theuer;
Wo nur noch ein Fünklein ſpricht,
Nahſt du gern mit deinem Feuer.
O, ich fühl es wohl, wie leiſe
Sich das neue Leben regt,
An der Gnade zarte Speiſe
Seine ſchwachen Lippen legt.

Manches iſt mir wunderbar,
Manches muß mir dunkel ſcheinen;
Doch in deiner Liebe klar
Wird ſich Alles freudig einen.
War der Nebel nur des Böſen,
Was als Nacht mich zagen ließ:
Wie ſich meine Sünden löſen,
Tret ich aus der Finſterniß.

Herr, mit Thränen dank ich dir
Für dein übergnädig Walten,
Daß du deinen Glauben mir
In der Sünde vorenthalten;
Ach, ich hätte wie im Grimme
Neue Frevel nur erſpäht,
Bis mir des Gewiſſens Stimme
Von dem Sturme überweht.

Deine Gnad iſt weich und warm,
Mag der Sorgfalt nicht entbehren,
Und mein Herz war kalt und arm
Solchen zarten Gaſt zu nähren.
Aber wie die Quellen ſpringen,
Losgeriſſen von dem Weh,
Taucht ſie ſich mit milden Schwingen
In den heißen rothen See.

Herr, ich habe viel geweint,
Daß ich oft wie zu zergehen
In der Seelennoth gemeint,
Und wie iſt mir heut geſchehen!
Daß ich gar ſo voll der Freuden
Und mich keine Angſt bezwingt,
Ob mir gleich das alte Leiden
Rieſig an die Seele dringt.

Und bei deinem heil'gen Buch,
Was mir heute faſt wie offen,
Denk ich keinen einz'gen Fluch,
Kann nur lieben, kann nur hoffen,
Seh dich nur als Kindlein neigen,
Alles lieblich, Alles lind;
Deine harten Worte ſchweigen,
Und ich weiß nicht, wo ſie ſind.

Das iſt nur für dieſen Tag,
O, viel anders wird es kommen;
Denn zu groß iſt meine Schmach,
Solche Luſt kann ihr nicht frommen;
Haſt nur deinen Blitz geſendet,
Daß nicht irr in meiner Pein
Ich mich wieder zugewendet
Dem verlaſſnen Götzenhain.

Du unendlich ſüßes Glück,
Muß ich wieder dich verlieren,
Laß mir nur dein Bild zurück,
In dem Grolle mich zu rühren!
Oder, Herr, ſoll dieſer Stunde
Ueberſchwenglich Heil erflehn,
O, ſo laß des Grolles Wunde
Mir als Trauer offen gehn!

Am erſten Sonntage nach Oſtern.

Evang.: Jeſus geht durch verſchloſſene Thüren und ſpricht: Der Friede ſei mit Euch!

Und haſt du deinen Frieden denn gegeben
An Alle, die ſich ſehnen um dein Heil,
So will ich meine Stimme auch erheben:
Hier bin ich, Vater, gib mir auch mein Theil!
Warum ſollt' ich, ein ausgeſchloſſnes Kind,
Allein verſchmachtend um mein Erbe weinen?
Warum nicht ſollte deine Sonne ſcheinen,
Wo doch im Boden gute Keime ſind?

Oft mein ich zwar, zum Beten ſei genommen
Mir alles Recht, da es ſo trüb und lau;
Mir könne nur geduldig Harren frommen
Und ſtarrer Aufblick zu des Himmels Blau:
Doch Herr, der du dem Zöllner dich geſellt,
O laß nicht zu, daß ich in Nacht verſchwimme;
Dem irren Lamme ruft ja deine Stimme,
Und um den Sünder kamſt du in die Welt.

Wohl weiß ich, wie es ſteht in meiner Seelen,
Wie glaubensarm, wie trotzig und verwirrt.
Wohl weiß ich, daß ſich manches mochte hehlen:
Ich fühle, wie es durch die Nerven ſchwirrt,
Und kraftlos folg' ich ſeiner trüben Spur.
Mein Helfer, was ich nimmer mag ergründen,
Du kennſt es wohl, du weißt es wohl zu finden,
Du biſt der Arzt, ich bin der Kranke nur.

Und haſt du tief geſchaut in meine Sünden,
Wie nicht ein Menſchenauge ſchauen kann;
Haſt du geſehn, wie in den tiefſten Gründen
Noch ſchlummert mancher wüſte, dunkle Wahn:
Doch weiß ich auch, daß keine Thrän' entſchleicht,
Die deine treue Hand nicht hat gewogen,
Und daß kein Seufzer dieſer Bruſt entflogen,
Der dein barmherzig Ohr nicht hat erreicht.

Du, der verſchloßne Thüren kann durchdringen,
Sieh, meine Bruſt iſt ein verſchloßnes Thor.
Zu matt bin ich, die Riegel zu bezwingen;
Doch ſiehſt du, wie ich angſtvoll ſteh' davor.
Brich ein, brich ein! O komm mit deiner Macht,
Gieb mir die Kräfte, die du mir entzogen;
O laß mich ſchauen deinen Friedensbogen,
Und deine Sonne leucht' in meine Nacht!

Nicht weich' ich, eh ich einen Schein geſehen,
Und wär er ſchwach wie Wurmes Flimmer auch;
Und nicht von dieſer Schwelle will ich gehen,
Bis ich vernommen deiner Stimme Hauch.
So ſprich, mein Vater, ſprich denn auch zu mir
Mit jener Stimme, die Maria nannte,
Als ſie verkennend, weinend ab ſich wandte,
O ſprich: „Mein Kind, der Friede ſei mit dir!"

Am zweiten Sonntage nach Ostern.

Evang.: Vom guten Hirten.

Ein guter Hirt läßt seine Schafe nimmer!
O wehe, Hirt! den ein verkümmert Lamm
Einst klagend nennen wird mit Angstgewimmer,
Ein blutend wundes, eins voll Wust und Schlamm.
Was willst du sagen? Schweig!
Dein Wort ist todt, der Stirne Zeichen Cains gleich.

Weh' Fürsten euch! die ihr des Volkes Seelen
Gen Vortheil wägt und irdisches Gedeihn.
Weh', Eltern! denen Kindes glänzend Fehlen
Weit lieber ist, als Einfalt sonder Schein.
Ihr warbt euch das Gericht;
Sprecht nicht von Ehre! Eure kennt man drüben nicht.

Hausväter, wehe! die ein dienend Wesen
Nur an sich nahmen wie gedingten Leib;
Unwürdig seid zu Hirten ihr erlesen
Freundlosem Manne, unberathnem Weib.
Habt ihr gewußt und schwiegt?
Seht, jeder Flecken brandig an der Hand euch lügt!

Und wehe, wehe Allen! deren Händen
Ward anvertraut ein überschwenglich Gut.
Weh' Lehrer euch! die Herzen, leicht zu wenden,
Vergiftet habt mit Hohn und Uebermuth.
Die Pfund', euch vorgestreckt,
Nicht wohl vergrubt ihr sie, habt sie mit Rost befleckt.

Doch biſt du frei? darfſt du ſo kühn denn ſprechen
Das Bannwort über tauſend Menſchen aus?
Wem Kron' und Macht, wem Haus und Hof gebrechen,
Schließt ihn die Pflicht von ihren Schranken aus?
Denk' nach, ſchwer iſt die Frag';
Um dein und fremde Seele gilt's: denk' nach!

Wenn Kinderohr an deinen Lippen hänget,
Wenn Kinderblick in deinen Augen lieſt,
Wenn jedes kecke Wort, das vor ſich drängt,
Wie glühend Blei in zarte Ohren fließt:
Biſt du dann nicht der Hirt?
Iſt dein die Schuld nicht, wenn das arme Lamm verirrt?

Und wenn ein ſchwach Gemüth, ein ſtumpfes Sinnen
Neugierig horcht auf jedes Wort von dir,
Um alles möchte Gleichheit ſich gewinnen,
Aufzeichnet jede Miene mit Begier:
O, ſpricht nicht dies Geſicht:
Ich acht' auf dich, bei Gott! verdirb mich nicht?

Haſt du mir, Herr, an dieſem Tag erſchloſſen,
Wem nie ſo ernſt zuvor ich nachgedacht,
So ruf' ich denn, in Flehen hingegoſſen:
Hier iſt der Wille, gib mir nun die Macht;
Der Sinn ſo raſch und leicht —
Leg' deine ſchwere Hand auf ihn, bis er entweicht!

Gewitter kannſt mit deinem Hauch du hemmen,
Aus dürrem Sande Palmeninſeln ziehn;
O hilf auch mir den wilden Strom zu dämmen,
Laß nicht an meiner Stirn das Cainszeichen glühn!
Und ſteht vielleicht es dort,
Nimm meine Thränen, Herr, und löſch' es fort!

Am dritten Sonntage nach Oſtern.

„Ueber ein Kleines werdet ihr mich ſehen.“

Ich ſeh dich nicht!
Wo biſt du denn, o Hort, o Lebenshauch?
Kannſt du nicht wehen, daß mein Ohr es hört?
Was wirbelſt, was verflatterſt du wie Rauch,
Wenn ſich das Aug nach deinen Zeichen kehrt?
Mein Wüſtenlicht,
Mein Aaronsſtab, der lieblich könnte grünen,
Du thuſt es nicht;
So muß ich eigne Schuld und Thorheit ſühnen.

Heiß iſt der Tag;
Die Sonne prallt von meiner Zelle Wand.
Ein traulich Vöglein flattert ein und aus;
Sein glänzend Auge fragt mich unverwandt:
Schaut nicht der Herr zu dieſen Fenſtern aus?
Was fragſt du nach?
Die Stirne muß ich ſenken und erröthen.
O bittre Schmach!
Mein Wiſſen mußte meinen Glauben tödten.

Die Wolke ſteigt,
Und langſam über den azurnen Bau
Hat eine Schwefelhülle ſich gelegt.
Die Lüfte wehn ſo ſeufzervoll und lau,
Und Angſtgeſtöhn ſich in den Zweigen regt;
Die Heerde leucht.
Was fühlt das ſtumpfe Thier? Iſt's deine Schwüle?

Ich ſteh' gebeugt;
Mein Herr, berühre mich, daß ich dich fühle!

Ein Donnerſchlag!
Entſetzen hat den kranken Wald gepackt.
Ich ſehe, wie im Neſt mein Vogel duckt,
Wie Aſt an Aſt ſich ächzend reibt und knackt,
Wie Blitz an Blitz durch Schwefelgaſſen zuckt.
Ich ſchau' ihm nach;
Iſt's deine Leuchte nicht, gewaltig Weſen?
Warum denn, ach,
Warum nur fällt mir ein, was ich geleſen?

Das Dunkel weicht,
Und wie ein leiſes Weinen fällt herab
Der Wolkenthau; Geflüſter fern und nah.
Die Sonne ſenkt den goldnen Gnadenſtab,
Und plötzlich ſteht der Friedensbogen da.
Wie? Wird denn feucht
Mein Auge? Iſt nicht Dunſtgebild der Regen?
Mir wird ſo leicht!
Wie? Kann denn Halmes Reibung mich bewegen?

Auf Bergeshöhn
Stand ein Prophet und ſuchte dich wie ich:
Da brach ein Sturm der Rieſenfichte Aſt,
Da fraß ein Feuer durch die Wipfel ſich;
Doch unerſchüttert ſtand der Wüſte Gaſt.
Da kam ein Wehn
Wie Gnadenhauch, und zitternd überwunden
Sank der Prophet
Und weinte laut und hatte dich gefunden.

Hat denn dein Hauch
Verkündet mir, was ſich im Sturme barg,

Was nicht im Blitze ſich enträthſelt hat:
So will ich harren auch. Schon wächst mein Sarg,
Der Regen fällt auf meine Schlummerſtatt!
Dann wird wie Rauch
Entſchwinden eitler Weisheit Nebelſchemen,
Dann ſchau ich auch,
Und meine Freude wird mir niemand nehmen.

Am vierten Sonntage nach Oſtern.

„Ich gehe zu Dem, der mich geſandt hat.“

Nicht eine Gnadenflamme hehr
Vor deinem Volke ſoll ich gehn;
Nein, ein verſteinert Leben ſchwer
Wie Sodoms Säule muß ich ſtehn
Und um mich her
Die Irren träumend ſchwanken ſehn.

Und ob auch Oede mich umgibt,
Und ob mich würgt der Nebel faſt,
Mir Wirbelſand die Augen trübt,
Doch weiß ich, daß mein Sinn dich faßt,
Daß er dich liebt,
Und daß du mich geſendet haſt.

Den Lebenshauch halt ich von dir,
Unſterblich haſt du mich gemacht;
Nicht Glut, nicht Dürre ſchadet mir.
Ich weiß, ich bin in deiner Wacht,
Und muß ich hier
Auch ſtehn wie ein Prophet der Nacht.

Ich hebe meine Stimme laut
Ein Wüſtenherold für die Noth:
Wacht auf, ihr Träumer, aufgeſchaut!
Am Himmel ſteigt das Morgenroth.
Nur aufgeſchaut!
Nur nicht zurück, dort ſteht der Tod!

Nur aufgeſchaut, nur nicht zurück!
Laßt Menſchenweisheit hinter euch!
Sie iſt der Tod; ihr ſchnödes Glück
Iſt übertünchtem Grabe gleich.
O hebt den Blick!
Der Himmel iſt ſo mild und reich.

Könnt ich mein Auge heben nur,
Mein ſteinern Auge zu dem Blau:
Wie ſög' ich aus der Himmelsflur
So liebekrank den milden Thau!
Doch hat Natur
Und Schuld verſchloſſen mir die Brau.

Ob nimmer ſich die Rinde hebt?
Ach einmal, einmal muß es ſein!
Wenn Sodoms Säule ſich belebt,
Dann bricht auch meine Stunde ein,
Wenn es durchbebt
Den armen blutberaubten Stein.

Dann ſoll ich wiſſen, was ich bin,
Warum ſo todesſtarr und matt;
Dann weiß ich, was den klaren Sinn
Getrieben zu der öden Statt;
Dann knie ich hin
Vor dem, der mich geſendet hat.

Am fünften Sonntage nach Oſtern.

„Aber Solches habe ich zu Euch geredet, damit, wenn die Stunde kömmt, Ihr daran gedenket, daß ich es Euch geſagt habe.“

Erwacht! der Zeitenſeiger hat
Auf die Minute ſich geſtellt;
Dem roſtigen Getriebe matt
Ein neues Rad iſt zugeſellt;
Die Feder ſteigt, der Hammer fällt.

Wie den Soldaten auf der Wacht
Die Ronde ſchreckt aus dumpfer Ruh,
So durch gewitterſchwüle Nacht
Ruft uns die Glockenſtimme zu:
Wie nennſt du dich? Wer biſt denn du?

Und Mancher, der im langen Traum
Den eignen Namen faſt verſchlief,
Stieß nun von ſich den ſchnöden Flaum
Und haſtig die Parole rief,
So ernſt die Glocke ſprach und tief.

Wer möchte ſich in ſolcher Zeit
Von deinem Heere ſchließen aus?
Was Lenz und Sonne hat zerſtreut,
Das ſucht im Sturme wohl ſein Haus,
Nur Vagabunden bleiben draus.

Dem Kleinſten ward ſein wichtig Theil,
Umſonſt hat Keiner ſeinen Stand.

Mag, was da hoch, zu Kraft und Heil
Uns leuchten von der Zinne Rand,
Doch nur die Masse schützt das Land.

Ist es ein schwacher Posten auch,
Auf den mich deine Hand gestellt:
So ward mir doch des Wortes Hauch,
Das furchtlos wandelt durch die Welt,
Gleich ob es dunkelt oder hellt.

Thu nur ein Jeder, was er kann,
Daß hülfreich stehe Schaft an Schaft;
Der Niedre schließe treulich an,
Der Hohe zeige seine Kraft:
Dann weiß ich wohl, wer Rettung schafft!

Chriſti Himmelfahrt.

Er war ihr eigen drei und dreißig Jahr.
Die Zeit iſt hin, iſt hin!
Wie iſt ſie doch nun alles Glanzes bar,
Die öde Erd, auf der ich athm' und bin!
Warum durft' ich nicht leben, als ſein Hauch
Die Luft verſüßte, als ſein reines Aug
Geſegnet jedes Kraut und jeden Stein?
Warum nicht mich? warum nicht mich allein?
O Herr, du hätteſt mich geſegnet auch!

Dir nachgeſchlichen wär' ich überall
Und hätte ganz von fern,
Verborgen von gebüſchesgrünem Wall,
Geheim betrachtet meinen liebſten Herrn.
Zu Martha hätt ich bittend mich gewandt
Um einen kleinen Dienſt für meine Hand:
Vielleicht den Herd zu ſchüren dir zum Mahl,
Zum Quell zu gehn, zu lüften dir den Saal —
Du hätteſt meine Liebe wohl erkannt.

Und draußen in des Volkes dichtem Schwarm
Hätt' ich verſteckt gelauſcht,
Und deine Worte, lebensreich und warm,
So gern um jede andre Luſt getauſcht;
Mit Magdalena hätt' ich wollen knien,
Auch meine Thräne hätte ſollen glühn
Auf deinem Fuß; vielleicht dann, ach vielleicht

Wohl hätte mich dein ſelig Wort erreicht:
Geh hin, auch deine Sünden ſind verziehn!

Umſonſt! Und zwei Jahrtauſende nun faſt
Sind ihrem Schluſſe nah,
Seitdem die Erde ihren ſüßen Gaſt
Zuletzt getragen in Bethania.
Schon längſt ſind deine Märtyrer erhöht,
Und lange Unkraut hat der Feind geſät;
Geſpalten längſt iſt deiner Kirche Reich,
Und trauernd hängt der mühbeladne Zweig
An deinem Baume; doch die Wurzel ſteht.

Geboren bin ich in bedrängter Zeit;
Nach langer Glaubenskraft
Hat nun verſchollner Frevel ſich erneut;
Wir tragen wieder faſt vergeßne Laſt,
Und wieder deine Opfer ſtehn geweiht.
Ach iſt nicht Lieben ſeliger im Leid?
Biſt du nicht näher, wenn die Trauer weint,
Wo Drei in deinem Namen ſind vereint,
Als Tauſenden im Schmuck und Feierkleid?

'S iſt ſichtbar, wie die Glaubensflamme reich
Empor im Sturme ſchlägt,
Wie Mancher, der zuvor Nachtwandlern gleich,
Jetzt friſch und kräftig ſeine Glieder regt.
Geſundet ſind die Kranken; wer da lag
Und träumte, ward vom Stundenſchlage wach;
Was ſonſt zerſtreut, verflattert in der Welt,
Das hat um deine Fahne ſich geſtellt,
Und jeder alte, zähe Firniß brach.

Was will ich mehr? Iſt es vergönnt dem Knecht,
Die Gabe ſeines Herrn

Zu meiſtern? Was du thuſt, das ſei ihm recht!
Und iſt dein Lieben auch ein Flammenſtern,
Willſt läutern du durch Glut, wie den Asbeſt,
Dein Eigenthum von fauler Flecken Peſt:
Wir ſehen deine Hand und ſind getroſt,
Ob über uns die Wetterwolke toſt,
Wir ſehen deine Hand und ſtehen feſt.

Am ſechſten Sonntage nach Oſtern.

„Ihr ſollt in meinem Namen bitten. —
Jetzt wiſſen wir, daß Du Alles weißt."

In ſeinem Namen darf ich beten,
Er hat es ſelber mir geſagt;
Mit ſeinem Gnadenſtempel treten
Vor ihren Schöpfer darf die Magd.
O ſüßes Anrecht mir gegeben!
O Zuverſicht, die ihm entſprießt!
Wie weiß ich heut von keinem Beben,
Wo mich ſein Sonnenſchein umfließt!

So tret' ich denn in Jeſu Namen,
Mein Schöpfer, vor dein Angeſicht;
Wo ſtehn die Blinden und die Lahmen,
Dort iſt mein Platz und mein Gericht.
Und bin ich der Geringſten Eine,
Die knieen unter ſeinem Schild:
Für Alle, Alle iſt ja deine
So überreiche Hand gefüllt.

Vertrauend will ich zu dir nahen,
Und ſpräch auch Thörichtes mein Mund,
Nur Gnädiges werd' ich empfahen,
Du wirſt mir geben was geſund.
Ob ſchwach und irrend die Gedanken,
Vertrauend bring' ich ſie dir dar,
Und ziehen wirſt du ſelbſt die Schranken
Und treu mein Beſtes nehmen wahr.

Ich bitte nicht um Glück der Erden,
Nur um ein Leuchten nun und dann,
Daß ſichtbar deine Hände werden,
Ich deine Liebe ahnden kann;
Nur in des Lebens Kümmerniſſen
Um der Ergebung Gnadengruß:
Dann wirſt du ſchon am beſten wiſſen,
Wie viel ich tragen kann und muß.

Auch nicht um Ruhm will ich dich bitten,
Dem meine Schultern viel zu ſchwach;
Nur in der Menſchenſtimmen Mitten
Mir bleibe das Bewußtſein wach,
Daß, wie die Meinung kreiſt und rennet,
Doch Einer iſt, der nimmer irrt,
Und jedes Wort, das ihn nicht kennet,
Mich tauſendfach gereuen wird.

Geſundheit, theures Erdenleben,
Ach, ſchmerzlich hab' ich dich entbehrt!
Doch nur um dieſes mag ich flehen:
Die Seele bleibe ungeſtört,
Daß nicht die wirbelnden Gedanken
Der kranke Dunſt bezwingen mag,
Daß durch der bängſten Nebel Schranken
Ich immer ahnde deinen Tag.

Nicht arm bin ich an Freundesliebe;
Denn Leidenden iſt Jeder gut.
Ob ſtärken, mindern ſich die Triebe,
Das ſtell' ich all in deine Hut.
Nur ſchütze mich vor jener Milde,
Die meinen Mängeln viel zu ſtill;
Halt du den Spiegel mir zum Bilde,
Wenn Freundes Rechte zögern will!

Ich möchte noch um Vieles bitten,
Doch beſſer ſchweigend knie ich hier;
Er, der für mich am Kreuz gelitten,
Mein milder Anwalt ſteht bei mir.
Ich wandle ſtets in Finſterniſſen,
Er war es ſtets, der Strahlen warf:
Der Alles weiß, ſollt' er nicht wiſſen,
Was ſeine arme Magd bedarf?

Pfingſtſonntag.

Still war der Tag, die Sonne ſtand
So klar an unbefleckten Tempelhallen;
Die Luft, von Orientes Brand
Wie ausgedörrt, ließ matt die Flügel fallen.
Ein Häuflein ſieh, ſo Mann als Greis,
Auch Frauen knieend; keine Worte hallen,
Sie beten leis!

Wo bleibt der Tröſter, treuer Hort,
Den ſcheidend doch verheißen du den Deinen?
Nicht zagen ſie, feſt ſteht dein Wort,
Doch bang und trübe muß die Zeit uns ſcheinen.
Die Stunde ſchleicht; ſchon vierzig Tag
Und Nächte harrten wir in ſtillem Weinen
Und ſahn dir nach.

Wo bleibt er nur, wo? Stund an Stund,
Minute will ſich reihen an Minuten.
Wo bleibt er denn? Und ſchweigt der Mund,
Die Seele ſpricht es unter leiſem Bluten.
Der Wirbel ſtäubt, der Tiger ächzt
Und wälzt ſich keuchend durch die ſandgen Fluten,
Die Schlange lechzt.

Da, horch, ein Säuſeln hebt ſich leicht!
Es ſchwillt und ſchwillt und ſteigt wie Sturmes Rauſchen.
Die Gräſer ſtehen ungebeugt;
Die Palme ſtarr und ſtaunend ſcheint zu lauſchen.
Was zittert durch die fromme Schaar,

Was läßt sie bang und glühe Blicke tauschen?
Schaut auf! Nehmt wahr!

Er ist's, er ist's; die Flamme zuckt
Ob jedem Haupt; welch wunderbares Kreisen,
Was durch die Adern quillt und ruckt!
Die Zukunft bricht; es öffnen sich die Schleusen,
Und unaufhaltsam strömt das Wort
Bald Heroldsruf und bald im flehend leisen
Geflüster fort.

O Licht, o Tröster, bist du, ach,
Nur jener Zeit, nur jener Schaar verkündet?
Nicht uns, nicht überall, wo wach
Und Trostes baar sich eine Seele findet?
Ich schmachte in der schwülen Nacht;
O leuchte, eh' das Auge ganz erblindet!
Es weint und wacht.

Pfingſtmontag.

„Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ihr ſeinen eingeborenen Sohn geſandt hat, damit Keiner, der an ihn glaubt, verloren gehe. — Wer aber nicht glaubt, der iſt ſchon gerichtet."

Iſt es der Glaube nur, dem du verheißt,
Dann bin ich todt.
O Glaube, der wie Lebensodem kreißt,
Er thut mir Noth;
Ich hab ihn nicht.
Ach nimmſt du ſtatt des Glaubens nicht die Liebe
Und des Verlangens thränenſchweren Zoll,
So weiß ich nicht, wie mir noch Hoffnung bliebe.
Gebrochen iſt der Stab, das Maß iſt voll
Mir zum Gericht.

Mein Heiland, der du liebſt, wie Niemand liebt
Fühlſt du denn kein
Erbarmen, wenn ſo krank und tiefbetrübt
Auf hartem Stein
Dein Ebenbild
In ſeiner Angſt vergehend kniet und flehet?
Iſt denn der Glaube nur dein Gotteshauch?
Haſt du nicht tief in unſre Bruſt geſäet
Mit deinem eignen Blut die Liebe auch?
O ſei doch mild!

Ein hartes, ſchweres Wort haſt du geſagt:
Daß, wer nicht glaubt,
Gerichtet iſt. Ich ſeh nicht, wo es tagt;
Doch ſo beraubt

Läßt er mich nicht,
Der hingab ſeinen Sohn, den eingebornen,
Für Sünder wie für Fromme allzugleich.
Zu ihm ich ſchau, die Aermſte der Verlornen,
Nur um ein Hoffnungswort; er iſt ſo reich,
Mein Gnadenlicht.

Du, der die Taufe der Begierde hat
So gnädiglich
Beſiegelt ſelbſt an Sacramentes Statt:
Nicht zweifle ich,
Du haſt gewiß
Den Glauben des Verlangens, Sehnens Weihe
Geſegnet auch, ſonſt wärſt du wahrlich nicht
So groß an Milde und ſo ſtark an Treue,
Brächſt du ein Zweiglein, draus die Knospe bricht
Und Frucht verhieß.

Was durch Verſtandes Irren ich verbrach,
Ich hab es doch
Gebüßt ſo manche Nacht und manchen Tag;
Was ſoll ich noch?
Nach meiner Kraft,
Die freilich ich geknickt durch eigne Schulden,
Doch einmal aufzurichten nicht vermag,
Will hoffen ich, will ſehnen ich, will dulden;
Dann gibſt du Treuer wohl den Glauben nach,
Der Hülfe ſchafft.

Am erſten Sonntage nach Pfingſten.

(Dreifaltigkeit.)

„Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet ſie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes; und lehret ſie Alles halten, was ich Euch geſagt habe; und ſehet, ich bin bei Euch bis ans Ende der Welt.“

Bin ich getauft in deinem Zeichen,
Du heilige Dreifaltigkeit,
Nun bleibt es mir und kann nicht weichen,
In dieſer nicht und jener Zeit.
Ich fühle durch Verſtandes Froſt,
Durch Menſchenwortes Nebelrennen
Es wie ein klares Funkeln brennen
Und zehren an dem alten Roſt.

In deinem Tempel will ſich's regen,
Wo ich als deine Magd erſchien,
Und unter deines Prieſters Segen
Fühl' ich es leiſe Nahrung ziehn.
Wenn eine theure Mutterhand
Das Kreuz mir zeichnet auf die Stirne,
Dann zuckt's lebendig im Gehirne,
Und meine Sinne ſtehn in Brand.

Ja ſelbſt zu Nacht, wenn Alle ſchlafen
Und über mich die Angſt ſich legt,
In der Gedanken öden Hafen
Der Zweifel ſeine Flagge trägt:

Wie eine Phosphorpflanze noch
Fühl' ich es warm und leuchtend ſchwellen,
Und über die verſtörten Wellen
Legt ſich ein leiſer Schimmer doch.

Und muß mir zum Gericht gereichen
Die Lebenspflanze mir geſellt,
Die ich verſäumte ſonder Gleichen
Und dürrem Holze gleichgeſtellt:
So iſt ſie in der Sünden Bann,
Des Geiſtes ſchwindelnden Getrieben
Mein heimlich Kleinod doch geblieben,
Und angſtvoll hängt mein Herz daran.

Ob ich vor deiner Geißel zage:
Nichts kömmt doch dem Bewußtſein gleich,
Daß dennoch ich dein Zeichen trage
Und blute unter deinem Streich.
Fluch Allem, was von dir mich ſtößt!
Dein will ich ſein, von dir nur ſtammen:
Viel lieber ſollſt du mich verdammen,
Als daß ein Andrer mich erlöſt.

Am Fronleichnamstage.

„Mein Fleiſch iſt wahrhaftig eine Speiſe, und mein Blut iſt wahrhaftig ein Trank.“

O faſſe Muth; er iſt dir nah!
Du haſt ſein Fleiſch, ſein heilig Blut
Genoſſen ja.
O meine arme Seele, faſſe Muth;
Er iſt ja dein, er ward dein Fleiſch und Blut.

Nicht, wie ich ſollte, reich und warm
Kam freilich ich zu ſeinem Mahl:
Ich war ein arm
Zerlumpter Gaſt; doch zitterte die Qual
In mir des Sehnens; Thränen ſonder Zahl

Hab' ich vergoſſen in der Angſt,
Die dennoch Freudeſchauer war.
Sprich, warum bangſt
Du vor der Arzenei ſo ſüß und klar,
Die Leben dir und Frieden bietet dar?

Wohl iſt es furchtbar, ſeinen Gott
Zu einen mit dem ſünd'gen Leib;
Es klingt wie Spott.
O Herr, ich bin ein ſchwach und wirres Weib,
Und ſtärker als die Seele iſt der Leib!

So hab ich ſchuldbeladen dir
In meiner Sünde mich vereint;

Doch riefst du mir
So laut wie Einem, der um Leben weint;
So ist es Gnade, was von oben scheint.

Und hast du des Verstandes Fluch
Zu meiner Prüfung, mir gestellt:
Er ist ein Trug.
Doch hast du selber ja, du Herr der Welt,
Hast selber den Verführer mir gesellt.

Drum trau ich, daß du dessen nicht
Vergessen wirst an jenem Tag,
Daß dein Gericht
Mir sprechen wird: Den Irren seh ich nach;
Dein Herz war willig, nur dein Kopf war schwach.

Am zweiten Sonntage nach Pfingſten.

„Der Eine ſprach: ich habe ein Landhaus gekauft; der Andere ſprach: ich habe ein Weib genommen, deshalb kann ich nicht kommen."

Ein Haus hab' ich gekauft, ein Weib hab' ich genommen,
Drum, Herr, kann ich nicht kommen.
Das Haus mein Erdenleib,
Deß ich in Ruh muß pflegen,
Die Poeſie das Weib,
Dem ich zu Füßen legen
Will meiner Liebe Frommen
Zu ſüßem Zeitvertreib.

Gebrechlich iſt mein Haus, bedarf gar ſehr der Stützen,
Soll es mir ferner nützen.
So lieblich iſt die Frau,
Sie zieht mich ohne Maßen
Zu ihrer Schönheit Schau.
Ach ihr mag ich wohl laſſen
Der lichten Stunden Blitzen,
Der Träume Dämmerthau.

Was fühl' ich denn ſo heiß in meinem Buſen quellen,
Als wollt es ihn zerſchellen?
Was flüſtert an mein Ohr?
Mich dünkt es, eine Stimme
Dring' aus dem Bau hervor
Wie in verhaltnem Grimme,
Wie zorngen Meeres Wellen,
Und ſpricht: O Thor, du Thor!

Kein Haus haſt du gekauft, es ward dir nur verpfändet,
Bis jener Faden endet,
Deß Dauer Keiner kennt
Und Keiner mag verlängen,
Die Spindel rollt und rennt.
Ach, jener Stunde Drängen
Hat Keiner noch gewendet,
So tief die Angſt ihn brennt!

Nicht lieblich iſt die Frau, 's iſt eine ſtrenge Norne;
Erzittre ihrem Zorne,
Sie ſchlürft dein Leben auf.
Und muß es dann entrinnen,
So thu den beſten Kauf:
Wohl magſt du dir gewinnen,
Was aller Leiden Dorne
Wiegt überſchwenglich auf.

Drum ſorge ferner nicht um deines Hauſes Wände:
Des Eigenthümers Hände
Sind ſchützend drauf gelegt;
Und wie ein Wucherer handle,
Um was dein Herz bewegt;
Mit jener Frau verwandle
In Himmelshauch die Spende,
Der dich nach oben trägt!

Am dritten Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Vom reichen Manne.

Doch zu dem Reichen
Sprach Abraham: Und hörten nie
Sie Moſen noch Prophetenſchaar,
Dann wahrlich nimmer glauben ſie,
Stellt ſich ein Todter ihnen dar.
So ward die Scheidewand gelegt,
Und auf den Grabſtein hat geprägt
Die Ewigkeit ihr ſtummes Zeichen.

Wie brünſtig flehend
Hab' ich ſo oft in mancher Nacht
An meine Todten mich gewandt,
Wie manchen Stundenſchlag bewacht,
Wenn grau und wirbelnd lag das Land!
Und nicht ein Zeichen ward mir je,
Kein Kniſtern in des Lagers Näh',
Kein Schimmer längs den Wänden gehend.

Hab ich's gefunden
Doch hart und liebloſ manchesmal,
Daß das, dem ich ſo heiß geneigt,
Nicht einen Laut für meine Qual,
Kein Zeichen hatte loſ und leicht.
An ihrer Statt, ſo dünkte mich,
Würd' Alles, Alles wagen ich,
Zu lindern des Geliebten Wunden.

Ihr konntet's nimmer!
Ausfechten ſollen wir den Kampf

Und bleiben dem Geſchick die Macht.
Ich fühl es wohl, der Seele Krampf
Zerrinnen müßte mit der Nacht;
Ja mit dem letzten Nebeltraum
Zerfließen muß des Böſen Schaum:
Drum bleibt die Wahrheit nur ein Schimmer.

O mög' uns bleiben
In dieſem grau und trüben Stand,
Wo Schatten lagern überm Licht,
Nur reiner Liebesfackel Brand;
Dann ſind wir auch verlaſſen nicht!
Und wie das Schiff in wüſter See
Vertrauend auf des Pharus Näh'
Mag unſer Kahn zum Hafen treiben.

Dem reichen Manne
Sprach nicht ein Wort von Zweifels Noth
Die ſchreckliche Verdammniß aus,
Nein, nur das ungebrochne Brod,
Als ächzend lag vor ſeinem Haus
Der Arm' und Siecke. Dies allein
Hat laſtend wie ein Mühlenſtein
Ihn fortgewälzt zu Pein und Banne.

Hier ſteht die Stelle:
„Und als er in die Qualen kam,
Da hob die Augen er empor,
Sah in der Ferne Abraham,
Umgeben von der Heilgen Chor,
Und Lazarum in ſeinem Schooß,
Der Schwären frei, der Leiden los;
Er aber — er war in der Hölle."

Am vierten Sonntage nach Pfingſten.

„Wahrlich, ſage ich Euch, im Himmel wird mehr Freude ſein über Einen Sünder, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte.“

So iſt aus deines heil'gen Buches Schein
Gefallen denn ein Strahl in meine Nacht,
In meines Herzens modergrauen Schacht.
Du gabſt ihn, Herr, du haſt mir ſelbſt gebracht,
Was ewig meiner Hoffnung Edelſtein.

Es iſt zu viel, zu viel, ich faß es kaum:
Um meine ganz verſunkne Seele, weh,
So öd' und aſchig wie Gomorrha's See,
Um ſie ſoll Freude ſein in deiner Höh'!
Es iſt zu viel, weh mir, es iſt ein Traum!

Kann wachſen denn wie des Polypen Arm
Aus Thränen die verlorne Eigenſchaft?
Zieht mit der Reue wieder ein die Kraft?
Iſt es genug, wenn todt die Leidenſchaft
Zerfreſſen liegt wie von Inſektenſchwarm?

Iſt es genug vor deiner Gnad' und Lieb',
Wenn über das Gebäude ausgebrannt
Sich ſehnſuchtsvoll und betend ſtreckt die Hand,
Die Hand, ſo alle Uebel ausgeſandt,
Die Hand, der ach das brand'ge Zeichen blieb?

Und doch haſt du ein heilig Wort geſandt
Uns bindend mit gewalt'ger Gnadenpflicht,

Zu glauben gegen eigenes Gericht,
Was ſtöhnend aus des Herzens Kammern bricht
Und ſelber die Verwerfung ſich erkannt.

Zu glauben, ach wie ſüß und ach wie ſchwer!
Weh, nicht auf meine Sünden darf ich ſchaun,
Soll nicht in ihrem Schlamme das Vertraun
Erſticken wie ein Wild in Sumpfesgraun,
Wie ein Gevögel ob dem todten Meer.

Was du geſprochen, Herr, wer meiſtert's kühn?
Biſt gnäd'ger du, als Menſchenſinn ermißt,
So biſt du, Herr, der Heiland und der Chriſt;
Und ich, die nur ein matter Schatten iſt,
Was darf ich anders thun als glaubend knien?

Am fünften Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Vom Splitter und Balken.

Ein Abgrund hat ſich aufgethan
Dem Auge meiner Seele;
Verdorrt ſteht meines Lebens Bahn,
Wie ich es mir verhehle;
Die Wahrheit alle Schleier bricht:
Weh mir, die Liebe hab' ich nicht!

Hat ſich mein Herz ſo manchesmal
Verzweifelnd dran gehangen,
Wenn meine Sünden ohne Zahl
Geſpenſtig auf mich drangen:
Es iſt doch wahr und iſt kein Traum,
Mein Lieben war nur Dunſt und Schaum.

Wem biſt du reich? Iſt es nicht nur
Der Arme, ſo ſich beuget?
Haſt jemals freudiger Natur
Du milde dich geneiget?
Demüthig nur und kummervoll
Erpreßt man dir den ſchnöden Zoll.

Kalt wie der Tod kannſt, wehe dir,
Die Hülfe du verſagen,
Wo nur ein üppig Zweiglein dir
Scheint freudig aufzuragen;
Du, den des Nächſten Splitter ſticht,
Und ſiehſt den eignen Balken nicht!

Freiwillig haſt du nicht gefühlt,
Wie dich die Nerven zwangen,
Wenn, wie elektriſch Feuer ſpielt,
Die fremden Schmerzen drangen
In deines Körpers ſchwachen Bau
In ſchnöder ird'ſcher Thränen Thau.

Freiwillig kam es dir nicht ein,
Daß, ob die Lippe ſchweiget,
Ob unter zarter Demuth Schein
Sich mild die Rechte zeiget,
Es gibt kein ſüßer Hochmuthsſpiel
Als eigner Güte Selbſtgefühl.

Ja ſoll noch Rettung dir geſchehn,
Du mein unſterblich Weſen,
Mußt feſt du in den Spiegel ſehn,
Mußt ohne Zucken leſen
In deiner Bruſt die dunkle Schrift;
Viel beſſer Dolch als ſchleichend Gift!

Greif an, es iſt die höchſte Zeit,
Greif an mit muth'gen Händen;
Des Richters Wage liegt bereit,
Dein Lauf wird ſchleunig enden!
Zeigt jeder Athemzug nicht an,
Wie kurz gemeſſen deine Bahn?

Wie elend ich nur bin und ſchwach,
Nie hab' ich es empfunden,
Als da die letzte Stütze brach
In dieſen ſchweren Stunden.
Doch Einen gibt es, Einen doch,
Der Eine kann mich retten noch.

So laß, du aller Sünden Damm,
Du treuſter Freund von Allen,
Mich nicht als modermorſchen Stamm
So unverſehens fallen!
O flöße einen Tropfen Saft
In meine Adern, höchſte Kraft!

Daß nur zu den Lebend'gen ich
Darf ganz zuletzt mich ſtellen,
Nur eben zu den Todten mich
Verzweifelnd nicht geſellen,
Ein Tropfen für die Adern leer,
Du biſt ja aller Gnaden Meer!

Am ſechſten Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Vom Fiſchfang Petri.

Die ganze Nacht hab ich gefiſcht
Nach einer Perl in meines Herzens Grund
Und nichts gefangen.
Wer hat mein Weſen ſo gemiſcht,
Daß Will gen Willen ſteht zu aller Stund
In meiner Bruſt wie Tauben gegen Schlangen?

Daß ich dir folgen möchte, ach
Es iſt doch wahr, ich darf es ſonder Trug
Mir ſelber ſagen.
Was ſchleicht mir denn geſpenſtig nach
Und hält wie an den Fittigen den Flug,
Der ach zu dir, zu dir mich ſollte tragen?

Herr, geh von mir, ich bin ein arm
Und gar zu ſündig Weſen; laß mich los,
Ach laß mich liegen!
Weiß ich, wovon mein Buſen warm?
Ob Sehnens Glut, ob nicht die Drangſal bloß
So heiß und zitternd läßt die Pulſe fliegen?

Wenn ſich die Sünde ſelber ſchlägt,
Wenn aus der Noth nach Rettung Sehnen keimt,
Iſt das die Reue?
Haſt du den Richter doch gelegt
In unſer Blut, das gen die Sünde ſchäumt,
Daß es vom wüſten Schlamme ſich befreie.

Dies Winden, Jedem zuerkannt,
Wo irgend noch ein Lebenshedem ſteigt,
Wird es mir frommen?
Ja als verlöſcht der Sonne Brand,
Da hat Aegypten ſich vor dir gebeugt,
Und ſeine Sünde ward ihm nicht genommen.

Und haſt Gewiſſens Stachel du
Mir auch vielleicht geſchärft als Andern mehr:
Ich werd es büßen,
Dringt nicht der rechte Stich hinzu,
Der Freiheit gibt dem warmen, reinen Meer,
Daraus die echten Reuethränen fließen.

O eine echte Perle nur
Aus meiner Augen überſteintem Quell,
Sie wär ein Segen!
Du Meiſter jeglicher Natur,
Brich ein; du Retter, lös die Ströme hell!
Ich kann ja ohne dich mich nimmer regen.

Du, der geſprochen: Fürcht dich nicht!
So laß mich denn vertraun auf deine Hand
Und nicht ermüden.
Ja auf dein Wort, mein Hoffnungslicht,
Will werfen ich das Netz; ach ſteigt ans Land
Die Perle endlich dann und bringt mir Frieden?

Am ſiebenten Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Von der Gerechtigkeit der Phariſäer.

Wo biſt du, der noch unverſöhnt mit mir?
Gern will ich freudig meine Hand dir reichen.
Nicht weiß ich es, was ich verbrach an dir;
Verſchwunden alte Zeiten, alte Zeichen.
Zerronnen ſind mir Jahre wie ein Traum,
Und rückwärts wend' ich die Gedanken kaum
Zu Bildern, die wie Wolkenſchatten bleichen.

Aus harter Noth und manchem bittern Kampf
Iſt mir ein neues Leben aufgegangen.
Kein freudiges; den heißen innern Krampf
Fühl' ich von außen minder nun befangen;
Der Blick nach innen bohrend mit Gewalt
Kann tiefer, tiefer in den dunkeln Spalt
Der lang verharſchten Wunden nun gelangen.

Was mich bewegt, es iſt dahin, verweht,
Geſchieden längſt, die einſt zuſammen trafen,
Und wie ein Schiff, das überm Meere ſteht,
Vergeſſend ganz den einſt verlaſſnen Hafen,
Laß ich das Senkblei zitternd auf den Grund,
Zu forſchen, wo die Seele krank und wund,
Wo wehe! die verborgnen Klippen ſchlafen.

Ach kann ich denn vollbrachte Dinge ſo
Gleich dem verbrauchten Mantel von mir ſtreifen?
Wird Einer ſelbſt nur ſeiner Trauer froh,
Wo tauſend kleine Faſern nach ihm greifen

Der Wucherpflanzen, ſo er ausgeſät,
Wenn überall des Fluches Ernte ſteht,
All überall die irren Seufzer ſchweifen?

O rüttle dich, ſchließ deine Augen auf!
Noch einmal mußt du ſie nach außen wenden,
Mußt ſehn den Quell als wilden Stromes Lauf,
Den aufgegraben du mit deinen Händen.
Und wo er ward gedämmt durch Gottes Huld,
Da ſchlag an deine Bruſt in deiner Schuld
Und meine nicht, du könnteſt was vollenden.

Ja, wend' ich meine Blicke nur zurück,
Dann weiß ich, wo ich muß um Gnade flehen,
Wo ſchuldig ich das eigne Lebensglück
Zu tauſchen gegen fremder Seele Wehen;
Dann weiß ich wohl, wer mir noch unverſöhnt
Vielleicht die dargebotne Rechte höhnt,
Mich nach Verdienſt läßt ungetröſtet gehen.

Wo ich getäuſcht in Leichtſinn, Uebermuth,
Dort mag man mir vielleicht zuerſt vergeben;
Doch wo vergiftet ward ein reines Blut,
Ein fremdem Beiſpiel hingegebnes Leben:
Da liegt der Stein, den meine ſünd'ge Hand
In Schwung zu ſetzen, ach, nur zu gewandt,
Doch viel zu ſchwach vom Boden jetzt zu heben.

Barmherziger, o laß der Sünde Lauf
Nicht ſo gewaltig mehr zum Strudel treiben!
Sieh, meine Hände heb ich angſtvoll auf:
Nicht ein ſo ſchrecklich Denkmal laß mir bleiben!
Nicht ſpäter Reue ſchäm' ich mich fürwahr;
So ſend' auch dieſen deine Leuchte klar,
Daß ſchaudernd gen den Abgrund ſie ſich ſträuben!

Mein Gott, nicht um Verzeihung fleh' ich ja,
Daß unverdiente Liebe ich mir ſtehle:
Zu ihnen tritt, nur ihnen, Herr, ſei nah!
Welch andre Pein auch hier und dort mich quäle,
Du Gnädiger, nur dieſes eine nicht,
Daß ich vor deinem ewigen Gericht
Durch mich verloren ſehn muß eine Seele!

Am achten Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Jeſus ſpeiſt viertauſend Menſchen.

Wohl ſehr erſchöpft die Menge war,
Und wohl der Hunger nagte ſehr,
Da nahmſt du treulich ihrer wahr.
Ach, für die Seele matt und leer,
Nach jahrelanger Dürr und Schwüle,

Haſt du nicht einen Biſſen auch,
Nicht einen Labetrunk für ſie,
Nicht einen friſchen Gnadenhauch,
Der in der Wüſte Brand und Müh
Das ſiedende Gehirne kühle?

Denn ſieh, von ferne kam ich ja;
Und ob ich ſelber mich verbannt,
Du ſtehſt mir drum nicht minder nah.
Wer einmal ſich zu dir gewandt
Mit neu erwachendem Gefühle,

Wer einmal aus des Treibers Joch
Sich flüchtete zu deinem Dach,
Und ſei er ſo verkümmert noch,
Du biſt ſo mild, trägſt ihm nicht nach
Der Sklavenpeitſche harte Schwiele.

O rette mich, daß nicht der Trug
Des Hungers mich bezwingen kann,
Daß ich nicht unter Wahnſinns Fluch
Die Hände ſtrecke, greife an
Die gift'ge Frucht am wellen Stiele,

BIBL. UNIVERS. LIPS.

So aus dem Paradieſe trieb
Und die Erkenntniß ward genannt!
Stiehlt ſie das Leben wie ein Dieb,
So lockt ſie doch des Gaumens Brand
Mit ſcheinbar friſchen Saftes Spiele.

Ach, nicht die Wüſte neben mir,
Die Wüſte mir im Buſen liegt!
Wo ſind' ich denn, wo ſind' ich hier,
Was meinen Hunger nicht betrügt,
Was meine dürre Kehle ſpüle?

So ſprachen deine Jünger auch:
Du Gnäd'ger fandeſt doch ein Brod,
Wo ſengenden Samumes Hauch
Dir keine fromme Aehre bot,
Nur Sand und ſtäubendes Gewühle.

Da aßen ſie und wurden ſatt
Und ſammelten, was übrig blieb;
War Keiner krank mehr, Keiner matt,
Und der Geneſne ward dir lieb,
So lieb als der Geſunden Viele.

Am neunten Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Vom falſchen Propheten.

O hütet, hütet euch!
Die Luft hat ſich umzogen,
Und in den Wolken grell und reich
Hebt ſich ein falſcher Friedensbogen,
Von dem ein Dämon niederſtieg,
Der mit dem Oelzweig bringt den Krieg.

Und aller Orten ſtehn
Poſaunende Propheten,
So aus dem Staube Stricke drehn,
So ſtach die Berge wollen treten.
O hüte dich, ehrwürd'ger Art
Iſt ihr Geſicht und grau ihr Bart!

Der Eine zeigt den Riß,
Wo ſoll auf nackten Höhen
Die göttliche Akropolis
Der chriſtlichen Minerva ſtehen:
Folgſt du ihm nach, du bleibſt gebannt,
Wo noch kein Hälmchen Nahrung fand.

Da magſt vor ödem Stein
Du betend niederſinken,
Und lange noch wird dein Gebein
Ein warnend Beiſpiel niederblinken,
Als Eines, der zu eigner Noth
Verwandelte in Stein das Brod.

Der Andre deutet tief
Nach einer Höhle Gründen
Und horcht in ſeinem Wahn, als rief
Ihm eine Stimme aus den Schlünden:
Hieher! Was offen, iſt auch leer;
Im Dunkel wohnt die Fülle. Hieher!

O dieſem folge nicht
Der Gottes Haus zum Schreine,
Und wehe, jenem folge nicht,
Der Gottes Nahrung macht zum Steine!
Doch beſſer dumpf im Schachte ſtehn,
Als droben frech gen Himmel ſehn!

Und auf dem grünen Plan,
Wo friſch die Kräuter ſchwellen,
Da liegt ſo hellbethaut die Bahn,
Da ſprudeln die lebend'gen Quellen,
Und aus der Demuth grauem Stein
Hebt ſich ein Tempel ſchlicht und klein.

Dort findeſt du ein Mahl
So ganz für dein Bedürfen,
Dort darfſt du aus dem heil'gen Gral
Des Glaubens milde Labung ſchlürfen,
So wie ſie einem Weſen recht,
Das noch des ird'ſchen Leibes Knecht.

O hemme nur dein Ohr,
Vom fremden Klang umzogen!
O blicke lüſtern nicht empor
Zum bunten falſchen Friedensbogen!
In deinem Tempel ſollſt du knien,
Das Wetter wird vorüber ziehn.

Am zehnten Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Vom ungerechten Haushalter.

Warum den eitlen Mammon mir
Haſt du geſellt nach deinem Willen?
Nicht daß er, eine blanke Zier,
Soll eingefreßne Schäden hüllen,
Auch nicht die flüchtigen Stunden hier
Mit friſchem Erdenreiz zu füllen:
Nein, anders wohl;
O was du gibſt, iſt nicht ſo leer und hohl!

Ich ſoll mit ſeinem bunten Strahl
In deinem Segen Wucher treiben,
Für meinen Hunger ſoll ein Mahl
Ich in die ew'ge Rechnung ſchreiben,
Und meiner Blöße matt und fahl
Ein warmer Mantel ſoll er bleiben,
Wenn bricht herein
Die Zeit, wo ſtäubt und roſtet, was nicht mein.

Dann bin ich krank und ganz verarmt,
Dann wird der bittre Mangel kommen,
Wo ſtarrt, woran mein Herz erwarmt,
Zerſtäubt, woher ich Troſt genommen;
Wenn deine Hand ſich nicht erbarmt
Und zeichnet noch zu meinem Frommen
In Mildigkeit
Den Heller heimgelegt für jene Zeit.

Laß, Herr, in jener Stunde Nacht
Mich nicht ſo hülfewimmernd fallen,

Die vor mir steht wie Chaosnacht,
Wie Dunkel über Dunkel wallen.
Weh mir, ich hab' es nicht bedacht;
So laß es mir fortan vor allen
Gewärtig sein;
O rege mich durch Milde oder Pein!

Laß mich hinfort der Worte Gold
Ausgeben mit des Wuchrers Sorgen,
Daß, wenn das Heute nun entrollt,
Mir nicht verloren ist das Morgen;
Laß mich bedenken, daß der Sold,
Den eitlem Ruhm ich mußte borgen,
Genommen ward
Dem goldnen Hort für einst und Gegenwart!

Und eine Feder laß mich nur
Betrachten mit geheimem Beben,
Bedenkend, daß der schwarzen Spur
Folgt leise schleichend Tod und Leben.
Den Pfunden, so mir gab Natur,
O Herr, laß Zinsen mich entheben;
Ich bin so arm,
So nur in dem geborgten Pelze warm!

Ach Gott, wie wird mein Herz so schwer
Gepreßt vom dämmernden Verstande,
Ob es gelingt die Gaben hehr
Zu legen mir auf edle Pfande.
O nur aus deiner Weisheit Meer
Ein einzig Tröpflein mir vom Rande,
Durch des Genuß
Die Galle selbst zu Honig werden muß!

Am elften Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Jeſus weint über Jeruſalem.

Mein Jeſus hat geweint um ſeine Stadt,
Ach, auch gewiß um mich hat er geweinet;
Wußt er nicht damals ſchon, wie trüb und matt,
Wie hülflos meine Seele heut erſcheinet?
Von Allem, was die heilge Bibel trägt,
Hat nichts ſo tief, ſo rührend mich bewegt.

O könnt' ich ſeine theuren Thränen nur
In einem Kelche, einem Tuche faſſen!
Wie er Veronikan die heilge Spur
Von ſeinem blutgen Antlitz wollte laſſen.
Sie war die Hochbegnadete vom Herrn,
Doch auch der ärmſte Bettler träumt ja gern.

Zu ſolchem Kelche gäb' ich freudig her,
Was ich an kleinen Schätzen mag beſitzen;
Von meinem Golde würd' er reich und ſchwer,
Und meine Edelſteine ſollten blitzen.
O zürne, Herr, nicht meiner Albernheit,
Zum Kinde macht mich deine Güte heut!

„Weh, wüßteſt du, was dir zur Rettung iſt!"
Ja, wüßt' ich es, wohl wär' es mir zum Frommen.
Doch du, du weißt es ja, mein Jeſus Chriſt,
Und nur von dir kann mir die Kunde kommen.
So rede denn, du meines Herzens Hort!
Ich ſtehe hier und horche auf dein Wort.

Fürwahr, ich muß in deinem heil'gen Buch
Vielmehr nach deiner Liebe Zeichen ſuchen,
Als wo dein Eifer ſpricht und weh! dein Fluch.
Ich knicke wie ein Halm, hör' ich dich fluchen;
Nicht heilſam aufgerüttelt, todesmatt
Lieg ich am Grunde wie ein dürres Blatt.

Ein ſaftlos Erdreich bin ich, dem nicht mag
Des Kalkes Brand, der Aſche Beize taugen;
Ein dürrer Sand treib' ich dem Winde nach:
So will ich deine Himmelstropfen ſaugen,
Und in dem Tranke gibſt du mir vielleicht,
Was meinem irrenden Bewußtſein reicht.

Gibſt mir ins Herz, was ich beginnen ſoll,
Ob trauernd ſtehn, ob hoffend fürder ſchreiten.
Die Gnade iſt ja nicht der Stärke Zoll,
Auch zu dem Siechen mag ſie niedergleiten.
Du, der des Allerſchwächſten Schöpfer biſt,
Haſt auch für ihn ein Heil, mein Jeſu Chriſt!

Drum, wenn die Wolke wieder mich umgibt
Und faſt verzweifelnd meine Arm' ermatten,
Dann will ich denken, daß er hat geliebt,
Und meine Wimper heben durch die Schatten.
O meine Seele, ſei nicht ſo verſteint;
Du weißt es ja: er hat um dich geweint!

Am zwölften Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Vom Phariſäer und Zöllner.

Ja, wenn ich ſchaue deine Opferflamme
In eines frommen Auges reiner Glut,
Dann ſchimmert es, als ob es mich verdamme;
Der ſcharfe Strahl fährt in mein ſchuldig Blut.
Wie blendet mich das Licht!
Die Augen darf ich nicht erheben;
Ich darf es nicht,
Und meine Wimpern beben.

Und unter den geſchloßnen Lidern fahren
Die Schatten alter Sünden hin und her.
Was dann ſich muß dem Hirne offenbaren,
O meinem Feinde werd' es nicht ſo ſchwer!
Aus Grund und Wänden auch
Sie dampfen, ſchweben durch die Zimmer,
Gebild aus Rauch;
So war und bleibt es immer.

Wenn eine milde That ich ſeh' vollbringen,
So recht aus übervollen Herzens Grund,
So klar die warmen Liebesquellen ſpringen,
Nur achtend, was dem Bruder ſei geſund;
Wenn, ganz ein Gotteskind,
Sich unbewußt am Gnadenkleide ſcheinet
Die Thräne lind,
Nicht fragt, warum ſie weinet:

Dann wühlt in meinem Buſen das Gewiſſen,
Schutt und Gerüll ſtellt ſich mein Wirken dar,
Das Geben und das Streben mir zerriſſen
Von Grübelns Dornen, wie der Einfalt bar;
Ja überall mein Fuß
An Gitter ſtößt, an Kerkerſchragen,
Und zitternd muß
An meine Bruſt ich ſchlagen.

Vor Allem, ach, wenn eine fromme Stimme
Mir flüſtert zu ein einfach heilig Wort,
So ſicher, daß mein Herz in Glauben ſchwimme,
So unbeſorgt um meines Lebens Port,
Mir deiner Gnade Laut
Unſchuldig heut als Loſungszeichen
Und ganz vertraut
An meine Bruſt will ſchleichen:

Dann müſſen alle Worte ſich empören,
Die frevelnd ich geſprochen einſt und je,
Und Alles, was noch jetzt mich kann verſtören,
Das ſteigt und wirbelt um mich wie ein See;
Dann fühl' ich in dem Schaum
Noch heut mich keiner Bande ledig,
Dann ſtöhn' ich kaum:
Gott ſei mir Sünder gnädig!

Am dreizehnten Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Vom Tauben und Stummen.

Rühr' meine Zunge an,
Du kannſt ſie löſen;
Brich meines Ohres Bann,
Ich mag geneſen!
Nein, nicht verloren bin ich, milder Gott,
Ob eingezwängt, ob meines Feindes Spott;
Dich ruf' ich, Herr, bekämpfe du den Böſen!

Gebrochen hat er mir
Der Nerven Fäden;
Nur durch der Augen Thür
Gehn ein die Reden,
Wenn faſſend frommer Mienen Gottesluſt
Das Herz ſich wenden möchte in der Bruſt,
Ausbluten möchten die verborgnen Schäden.

So bin ich gänzlich doch
Nicht aufgegeben,
So lang mir irgend noch
Dringt ein das Leben,
Und wär' es nur, wie in des Irren Stirn
Sich leiſe regt das ſchlummernde Gehirn:
Es lebt, und hoffen darf ich, ob mit Beben.

Nur Worte, Worte ſind
Mir nicht Verwandte.
Wie abwärts prallt der Wind
Von Berges Kante,

So prallt, was Andre rührt und Andre ſchreckt,
Von jener Rinde, die mein Hirn bedeckt,
Und die ich einſtens Wacht und Mauer nannte.

Nicht immer iſt es gleich;
Zuweilen ſchleichen
Sich aus der Töne Reich
Gewalt'ge Zeichen,
Wie eine Thräne ſich zum Herzen drängt,
Wie Bergesluft den fernen Donner fängt:
O dann vor Freude fühl ich mich erbleichen!

Nein, meine Lippe kann
Es aus nicht ſprechen,
Wie aus der Tiefe dann
Die Thränen brechen.
Nein, was ſo fremd ſich in die Seele ſtößt,
Das hat noch nicht der Zunge Band gelöſt,
Rinnt halbverſtanden nur in warmen Bächen.

O lege, ſtarker Hort,
Die gnäd'gen Hände
An meines Ohres Port!
O aufwärts wende
Um mich auch deiner Blicke liebreich Flehn
Und ſprich dein Ephphatha, dann iſt's geſchehn;
Ich bin gelöſt, der Fluch, er hat ein Ende.

Am vierzehnten Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Vom Samaritaner.

Wer iſt es, der mir nahe ſteht?
Wen muß ich meinen Bruder nennen?
Wem meine liebſte Gabe gönnen
Und reichen, eh' er noch gefleht?
O laß auf meine Stirne träufen,
Du Starker, deiner Weisheit Thau!
Laß mich den rechten Stein ergreifen
Zu deines Tempels ew'gem Bau!

Er, den getragen gleicher Schooß,
Und der an gleicher Bruſt geſogen,
Ihm bin ich willenlos gewogen,
Nichts reißt des Blutes Fäden los.
Auch wer die gleichen Lüfte zieht,
An gleichen Bodens Quell getrunken,
Für ihn auch hat Natur den Funken
In jedem Buſen angeglüht.

So der in ſelben Glaubens Band
Am ſelbigen Altare knieet,
Und wo mich gleiche Richtung ziehet,
Sei's an Gemüth, ſei's an Verſtand:
Sie Alle ſind mir wie gegeben
In meines eignen Heerdes Hut,
Sind Faſern All von meinem Leben,
Sind Tropfen All von meinem Blut.

Doch wenn in heimatferner Luft
Sucht ängstlich ein bekümmert Wesen
Der fremden Züge Schrift zu lesen,
Wo Niemand seinen Namen ruft:
Dann nahe dich und woll' es nennen
Mit jedem Liebesworte nur,
Dann magst die Fackel du entbrennen,
Die nicht entzündete Natur.

Und wenn an deines Tempels Thor
Steht Einer einsam, ausgeschlossen,
Deß Thränen doch vor Gott geflossen,
Deß Seufzer doch erreicht sein Ohr:
Dem magst du deine Rechte reichen
Und deuten aufwärts nach dem Blau,
Wo Allen glühn der Sterne Zeichen,
Für Alle sinkt der milde Thau.

Und dann, wenn sich gen Einen regt
Dir ein gewaltsam Widerstreben,
Weil andre Weise ihm gegeben,
Als dir der Himmel zugelegt;
Wenn Fehl mit Albernheit im Bunde
Zertreten will der Liebe Saat:
Reich' ihm die Hand; dies ist die Stunde,
Wo das Gebot sich prüfend naht.

Ja selbst an des Verruchten Blick,
Der Erd' und Himmel möchte höhnen,
Mußt du in Milde dich gewöhnen,
Darfst schaudern, aber nicht zurück.
O kannst du ihn in Jesu Christ
Umschleichen, spähend seine Wunden,
Dann erst hast du den Stein gefunden,
Dann weißt du, wer dein Nächster ist.

Am fünfzehnten Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Von den zehn Ausſätzigen.

Da ſprach er: Gehet hin, den Prieſtern zeiget euch!
Und als ſie gingen, ſiehe da, ſie wurden rein.
Du meine ſtolze Seele, nur an Elend reich,
An Fehlen groß, ſo könnte dir geholfen ſein?
Dir, die noch ſtets verſchmähte Menſchenhand,
Und wär' ſie gottgeweiht und wär' ſie gottgeſandt.

Wohl ſprichſt du öfters zu dir ſelbſt in argem Trug:
Er iſt der Starke, ſo allein mich retten kann;
Hilft er mir nicht, dann iſt auch Menſchenrath ein Lug,
Auf gradem Pfad zu ihm mein Flehen ſteig hinan!
Und fühlſt es nicht, daß warm und reich gehegt
Der Hochmuth Ausſatz an dein thöricht Herz gelegt.

Iſt denn ſo feſt dein Muth, im reichen Glauben ſtark,
Daß eines Freundes Hand er ſich entſchlagen darf?
So klar dein Hirn, ſo ſaftig und geſund dein Mark,
Daß die Erkenntniß dir vor andern Weſen ſcharf?
O ſei demüthig, ſprich es offen aus:
Du lebſt ein Bettler und in eines Bettlers Haus!

Wie arm und ſchwach du, Seele mein, das meinſt du wohl
Zu fühlen, wenn die Lippe matt und klagend ſpricht,
Und doch nur Klang und doch nur Rauſchen leer und hohl,
Wie umgeſtaltet aus dem Sprachrohr Flüſtern bricht,
Ein Angſtſchrei nur, der willenlos entfährt,
Indeß dein düſtrer Blick ſich ſtolz nach innen kehrt.

Was iſt da drinnen denn ſo Herrliches zu ſchaun?
Ein krankes Blut, was ach! in eignem Druck erliegt,
Was jedes Reizes Sklav' und jeder Stimmung traun
Bald ſteht wie ein Moraſt, bald wie ein Strudel fliegt;
Ein Hirn, von dem dir ſelber unbekannt,
Ob es dem Wahnſinn oder Frevel eh verwandt.

Dies ſind die Schätze, die dich ſtolz und ſtark gemacht,
Daß du entſchlagen dich haſt des Geſchaffnen Rath;
Dies ſind die Leuchten, die in dumpfen Zweifelns Nacht
Glorreich beſtrahlen ſollen den verborgnen Pfad;
Darum, darum bauſt du auf Gott allein,
Daß Menſchentadels Dorn du mögſt enthoben ſein.

Haſt anders jemals du des Prieſters wohl gedacht,
Der losſprach deine Schuld im heil'gen Sakrament,
Als wie des Blattes, drauf der Schuldner Rechnung macht,
Doch einzig Gläub'gers Schrift als Löſung anerkennt?
Ward ſichtbar jemals dir in ſeiner Hand
Die ernſte Wage, drauf dein Tod und Leben ſtand?

Knie hin, knie hin; doch nicht an jener Gnadenſtatt,
Nein, vor dem Hirten nur in ſeiner Würde Kraft,
Und deine Seele ſei vor ihm ein offnes Blatt
In aller Eitelkeit und niedern Leidenſchaft;
Und wenn du dich vor Menſchenhand gebeugt,
Dann ſchau, ob ſich am Ausſatz nicht ein heilend Fleckchen zeigt.

Am ſechzehnten Sonntage nach Pfingſten.

„Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon.“

Wer nur vertraut auf Gottes Macht
In allen ſeinen Nöthen,
Den hat kein Feind zum Fall gebracht,
Den kann kein Gegner tödten;
Und wo die Angſt ihn überfällt,
Da wird der allerſtärkſte Held
An ſeine Seite treten.

Der wird mit ſeinem ſcharfen Speer
Die Gegner ihm zerſtäuben,
Und von dem allergrößten Heer
Kein Huf wird übrig bleiben;
Sei's äußrer oder innrer Feind,
Wenn nur der rechte Held erſcheint,
Der kann ihm Grenzen ſchreiben.

Er iſt der allerbeſte Herr,
Den Einer mag erlangen;
Glückſelig iſt der Fröhner, der
In ſeinem Dienſt gefangen.
So ſüß iſt ſeine Sklaverei,
Daß Jeder, ſei er noch ſo frei,
Mag tragen drum Verlangen.

Des Hungers Qual, der Blöße Schmach,
Die weiß er zu vergelten;
Es durft ihn noch bis dieſen Tag
Nicht Einer treulos ſchelten.

Er zahlt mit wucherndem Gewinnſt
An Alle, die in ſeinen Dienſt
Ihr Gut und Leben ſtellten.

Und aller Stärke Talisman
Den hält er in der Rechten;
Selbſt aus den ſchärfſten Dornen kann
Er Roſenkränze flechten.
Er zeigt im wilden Kampfrevier
Die echte Aaronsſchlange dir,
Mußt du mit Vipern fechten.

Und rüttelt ſich der grimmſte Feind,
Da lehrt er dich ein Zeichen,
Vor dem, ſo ſchlimm er es auch meint,
Muß ſchnell der Drache weichen;
Nur ſei es von bereiter Hand
Mit rechtem Glauben angewandt,
Sonſt mag es nimmer reichen.

Wem ſchwach der Glaube und Vertraun,
Ob ihn die Sehnſucht treibe,
Der darf doch noch von ferne ſchaun,
Daß er im Nachtrab bleibe,
Auf dem erquickend in der Glut
Des Helden milder Schatten ruht
Wie mächt'gen Schildes Scheibe.

Doch wem der Glaube echt und klar,
Den kann kein Leid bezwingen,
Der mag wohl aller Güter bar
Noch wie ein Vogel ſingen.
Schaut doch die Lilien in dem Feld,
Wie ſind ſie friſch und wohlbeſtellt,
Wie grün und guter Dingen!

Sie haben nicht des Webens Acht
Und ſind ſo reich gezieret,
Daß Salomo in ſeiner Pracht
Viel minder Lob gebühret.
Schaut doch die jungen Raben an,
Wie ſind ſie ſatt und wohlgethan,
Wie blank und glatt geſchnüret!

Er, der die jungen Raben nährt,
Er wird auch meiner walten,
Und müßt' er aus der Schlack' am Herd
Die Brode mir geſtalten.
O Heil, daß ich den Herrn erwarb,
Bei dem kein Diener noch verdarb!
An ihn will ich mich halten.

Am ſiebenzehnten Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Von der Wittwe Sohn zu Naim.

Wenn deine Hand den Sarg berührt,
Dann muß der Todte ſich beleben,
Dein Hauch die Wetterwolke führt,
Dann muß ſie milden Manna geben;
Du, der gethürmt der Meere Damm,
Dem aus des Niles wüſtem Schlamm
Aegyptens Aehren ſich erheben.

Der Mächtige biſt du, um auch
Der Seele dumpfen Schlaf zu enden;
Zu dir darf ſeinen Sterbehauch
Der todeswunde Schächer ſenden;
Du nimmſt den letzten Athemzug,
Ein Reuelaut iſt dir genug,
Den Blitz in ſeinem Flug zu wenden.

Du haſt dich an das Thor geſtellt,
Den Sohn der Wittwe zu erwarten,
Und haſt, ein Herr der ganzen Welt,
Beachtet ihren kleinen Garten;
Du, der gekommen ganz allein,
Zu waſchen unſre Flecken rein,
Und auszugleichen unſre Scharten.

Berühre mich; denn ich bin todt,
Und meine Werke ſind nur Leichen!
Hauch über mich; denn blutig roth
Die Sünde ließ mir ihre Zeichen!

O wende du den Donnerſchlag,
Der über meinem Haupte brach,
Und laß die dumpfen Nebel weichen!

Dann will ich dir aus freier Bruſt
Ein überſelig Loblied ſingen,
Und wieder ſoll in Gottesluft
Wie einſtens meine Stimme klingen.
Iſt ſie gebrochen jetzt und matt,
Du biſt es, der die Mittel hat,
So in die kränkſten Adern dringen.

Fühl' ich doch heut in mir erweckt
Ein lang entſchwundenes Vertrauen,
Daß mich nicht Tod noch Sünde ſchreckt:
Wie ſollt' ich denn auf dich nicht bauen!
Ja, wenn du willſt, ſo kann ich doch
Mit dieſen meinen Augen noch
In dieſem meinem Leib dich ſchauen.

Ich weiß es, daß von mir nicht ſtammt,
Was mich ſo freudig muß durchzittern;
Ein Strahl iſt es, den du entflammt,
Ein Traum, den Starren zu erſchüttern.
O fahre fort, o rühr' mich an,
O brich den Todesſchlaf, und dann,
Dann werd' ich Morgenlüfte wittern!

Haſt du geſprochen: Weine nicht,
Du weißt, daß nicht die Todten weinen,
Ob ſchier im Traum das Herze bricht
Und wohl Gebet die Seufzer ſcheinen,
Die flüſtern möchten ſchwach und lind:
Du haſt geweckt der Wittwe Kind,
Ich liege noch in Todtenleinen!

Am achtzehnten Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Vom Waſſerſüchtigen.

Sechs Tage ſollſt du thun
Dein Werk mit aller Treue
Und ſollſt am ſiebten ruhn,
Er trägt des Herren Weihe.
So ward es uns geſetzet,
Und alſo folgen wir,
Recht wie den Schnabel wetzet
Ein ſtumpf und lüſtern Thier.

Ruht Einer bei dem Spiel,
Der Andre bei der Flaſche,
Sinnt Jeder lang und viel,
Wie er ſich Luſt erhaſche.
Was nicht den Herrn mag loben,
Und was den Sinn bethört,
Wem wird es aufgehoben?
Dem heilgen Sonntag werth.

Ja, wenn man häufen mag
Der ganzen Woche Sünden,
Gen was an dieſem Tag
Muß ſeine Ernte finden,
So wird, o Schmach! es zollen
Wie gen gehäuftes Maß,
Von dem die Körner rollen,
Zwei Aehren, ſo man las.

Stehn denn die Kirchen leer?
Flieht ſeinen Herrn der Sünder?
O wenn dem alſo wär,
Der Frevel drückte minder!
Doch aus dem Weihrauchwallen,
Das unſern Gott umfließt,
Zu des Verderbens Hallen
Man wie ein Geier ſchießt.

In alten Bundes Pflicht,
Als keimend noch die Gnade
Und dämmernd nur das Licht
Fiel auf der Menſchen Pfade,
Da trug der Sünde Flecken
Noch nicht der Sabbath doch,
Mußt er den Gläub'gen ſchrecken
Auch wie ein eiſern Joch.

Wohl mag es thöricht ſein,
Dem höchſten Gott zu Ehren
Zu liegen wie ein Stein
Und jeder Regung wehren;
Doch eitlen Lüſten fügen
Der Sinne kirren Bund —
O beſſer zehnfach liegen
Wie eine Scholl am Grund.

So hat der Heiland nicht
Den alten Bund gehoben;
Durch Thaten wie das Licht
Sollſt du den Höchſten loben.
Sei mit der milden Spende
Der Arme dir gegrüßt;
Nicht unrein ſind die Hände,
Aus denen Segen fließt.

Und wer gering und klein
Im Schmerzenslager rücket,
Wo ſchlimmer als die Pein
Verlaſſenheit ihn drücket:
Verbinde deſſen Wunden
Und lächle ihm dazu;
Dann haſt du ſie gefunden,
Die echte Sabbathsruh.

Am neunzehnten Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Vom vornehmſten Gebote.

Ob ich dich liebe, Gott, es iſt
Mir unbewußt.
Oft mein' ich, daß nur du es biſt,
Was dieſe Bruſt
In aller andern Liebe Schein
Und dämmerndem Verlangen
Wie eine Sühnungsfackel rein
Hält gnadenvoll umfangen.

Wenn zu dem Edelſten der Geiſt
Sich frei erhebt,
Was als Gedanke ihn umkreiſt
Und dennoch lebt,
Unſichtbar, weſenlos doch nicht,
Fern, dennoch allerwegen,
Deß Spur aus Menſchenauge ſpricht
Und aus der Thräne Segen:

Dann bin ich wohlgetröſtet, und
Gebet entſteigt
So zuverſichtlich meinem Mund,
Als ſei gereicht
In fremder mir und deiner Lieb,
— Wer hat es je ergründet? —
All was des Sehnens würdig blieb
Und deinen Odem kündet.

Und fühl' ich dann zu andrer Zeit
Wie Haar dem Haupt
Der finstren Erde mich geweiht,
So machtberaubt;
Wenn in dem Freunde mich ent'zückt
Selbst wie ein Reiz das Fehlen,
Die Schwächen an mein Herz gedrückt
Mir Keiner dürfte stehlen:

Da wär' es Gottes Zeichen nur,
Was ich erkannt?
Und nicht die sündige Natur
Bet ihre Hand,
Wenn der Geliebten Tugend ich
In Ehrfurcht lasse gelten,
Doch ohn' ein Quentchen Thorheit sich
Mein Herze würd' erkälten?

Gleich einer kalten Wolke fährt
Es über mich,
Wie dem Damokles unterm Schwert
Die Wange blich;
Wie Einem, der an Ufers Rand
Sich spiegelt, lächelt, trinket,
Wenn sacht entschlüpft der falsche Sand
Und seine Stätte sinket.

O Retter, Retter, der auch für
Die Thoren litt,
Erscheine, eh die Welle mir
Zum Haupte glitt!
Greif aus mit deiner starken Hand,
Noch kämpf' ich gen die Wogen;
So Manchen hast du ja ans Land
Aus tiefem Schlamm gezogen!

Hab' ich dem Schlamme mich entwirrt
So ganz und recht,
Dann erſt zu deinem Bildniß wird
Die Sehnſucht echt;
Dann darf ich lieben ſtark, geſund,
Ohn' alle Schmach und Hehle,
Aus meines ganzen Herzens Grund
Und meiner ganzen Seele.

Am zwanzigſten Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Vom Gichtbrüchigen.

Wenn Thau auf reifen Aehren glänzt,
Die ſatten Körner ſchwellen nicht;
Und wenn den Todten man bekränzt,
Die ſtarren Pulſe zucken nicht;
Wenn über Trümmer geht das Licht,
Nicht eine Säule wird ergänzt:
Und dennoch, ſchau!
Dünkt reiche Gabe Licht und Kranz und Thau.

So nimmer Reue mag erbaun,
Was einmal Schuld gebrochen hat,
Und dennoch Gottes Engel ſchaun
Mitleidig auf die wüſte Statt.
So ragt auch wohl ein grünes Blatt
Durch eines Kerkergitters Graun
Zu dem Gefangnen, und
Er lächelt, ſeine Seele wird geſund.

O könnte alle Sünde nur
Wie überm Aſt der Miſtel ſtehn,
Der wurzellos durch die Natur
Sich ſelber blühn darf und vergehn!
Doch wie am dürren Baume ſehn
Man wird des Schlinggewächſes Spur,
So ein Vampyr
Dorrt ſie die Seele und den Körper dir.

Wer friſcht dir deinen Glauben auf,
Verſengt an ihrem Odem heiß?
Wer bringt dir der Gedanken Lauf
Zurück ins fromm beſchränkte Gleis?
Und deiner Menſchenkenntniß Eis,
Den ſtarren Strom, wer löst ihn auf,
Den wahren Fluß,
Der Himmel ſtets und Hölle ſcheiden muß?

Und was dein Körper büßte ein
In nagender Gefühle Joch,
Das bleibt nun für dies Leben dein,
Und nach dem Drüben greift es noch;
Und wie an einem Haare doch
Wirſt immer du gehalten ſein,
Wenn friſcher Geiſt
In friſchem Körper wie ein Adler kreist.

Sprach doch der allertreuſte Mund:
Vergeben leicht und Heilen ſchwer.
Das iſt der Sünde alter Bund,
Die zehrend wie Gomorrhas Meer
Ertödtet alle Frucht umher.
Und dennoch kann das Mark geſund
Und himmelwärts
Kann treiben ſeinen Zweig des Baumes Herz.

O nur Ergebung, nur Geduld,
Zu tragen meiner Narben Schmach,
Um was gebrochen meine Schuld,
Zu trauern ſtill und reuig nach!
Auch über mir ſteht ja das Dach
Des Himmels und der Sonne Huld,
Und ach, der Thau,
Er fällt ja auch auf meine heiße Brau!

Nicht wirſt du, Herr, mich wandeln gehn,
Nicht heißen heben mich die Hand;
Doch eine Säule darf ich ſtehn,
Ein Zeichen an dem öden Strand,
Und hoffen, daß, wenn Sonnenbrand
Die morſchen Trümmer ließ vergehn,
An jenem Tag
Dein Strahl die Stäubchen aufwärts ziehen mag.

Am einundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom hochzeitlichen Kleide.

An manchem Tag mein Haupt wie wüst und öde,
Wie eingesargt mein Herz zu manchen Zeiten!
Vor übergroßer Schwäche schein' ich blöde,
Bewußtlos starrt mein Auge durch die Weiten.
O welch ein Bild verschuldeten Verfalles!
O welch ein kläglich Bild der Niedrigkeit!
Wie fühl' ich es! Doch nicht zu jener Zeit,
Wo neblig mir und unverständlich Alles.

Soll ich es Leichtsinn nennen? O mit Nichten!
Wie Centner fühl' ich es am Herzen liegen.
Soll ich versteckten Trotze gleich es richten?
Dann wahrlich müßt' ich mich zum Meister lügen.
Des Trotzes Kraft, des Leichtsinns heiter Prangen,
Die sind gebrochen mit dem gleichen Streich;
Nein, einem morschen Stamme bin ich gleich,
An dem die Blätter halb verhungert hangen.

Wenn Nervenspiel mir einmal möchte hellen
Der dumpfen Stirne fieberisch Umgeben,
Aufsprudeln möchten aller Wunden Quellen
Und stoßen vor der Worte sengend Leben:
Wie zittert meine Hand, wie bricht zusammen
Die Körperkraft in solchem Augenblick!
Und eine harte Faust stößt mich zurück
Ein nutzlos Opfer in die eignen Flammen.

Weh mir, iſt dies ein hochzeitliches Kleid,
Worin ich deinen Gäſten mich geſellen
Und meine arme Lampe lehrbereit,
O Herr, an deinen heil'gen Schrein darf ſtellen?
Ein Halbertrunkner denk' ich nach der Küſte,
Und aufwärts denk' ich ſchwindelnd, wie verwirrt;
So Iſrael durch vierzig Jahre irrt'
Und ſucht' und ſucht' und fand ein Grab der Wüſte.

Doch weißt du auch, mein Herr und milder Richter,
Es war nicht Eitelkeit, was mich geleitet;
Die zündet nicht dem eignen Meder Lichter;
Ach, wer noch um der Ehre Kränze ſtreitet,
Der läßt des Sarges Deckel gern geſchloſſen.
Doch eben jetzt, all deiner Pfunde bar,
Jetzt brächt' ich gerne noch ein Scherflein dar
Für alle meines eignen Leids Genoſſen.

Groß iſt die Zahl, das hab' ich erſt erfahren,
Seit mich die Wellen unter Menſchen trieben.
In meiner Heimath, ach, der frommen, klaren,
Da mußte Einſamkeit mich ſehr betrüben;
Doch als ich in die Fremde nun getreten,
Wie ſchauderte mir vor Genoſſenſchaft!
Wie Pilze hingen ſie am dürren Schaft,
Wie Neſſeln ſchoſſen ſie aus allen Beeten.

Da ſah ich auch, wohin es konnte führen,
Muthlos zu ſtehn auf unterhöhltem Grunde;
Noch durfte meine Hand das Kreuz berühren,
Doch Andre hört' ich jubeln tief im Schlunde.
Da ſah ich, wem ſich meine Augen wandten,
Da hörte ich, was ich vergeſſen will;
Noch ſprach in mir ein Laut: O ſteh nicht ſtill!
Schau Jene an, ſie ſind nur ſtill geſtanden!

Seitdem auch weiß ich, wem ich bin geſendet:
Dem, der da ſieht, wo ich nicht durfte weilen.
Kein Licht hab' ich, was leuchtet oder blendet,
Nur eine Stimme, die da treibt zu eilen.
O eile, eile, nur die Schritte wende!
Und ob kein Schimmer durch die Wolken bricht,
So denk: Er herrſcht im Dunkel wie im Licht,
Und falte nur im Finſtern deine Hände!

Am zweiundzwanzigſten Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Vom kranken Sohn des Königs.

Der Sonnenſtrahl, ein goldner Spieß,
Prallt von des Sees kryſtallnen Flächen
Und ſchwirrend um den Marmorſims
Palaſtes Mauern will durchſtechen.
Auf ſeidnen Pelſtern windet ſich,
Die magern Aermchen ringt das Kind,
Und eine Thräne bitterlich
Noch möchte aus dem Auge lind,
Dem halberſtarrten, brechen.

Schon hat der Tod die Hand gelegt
Auf ſeine Beute ohn' Erbarmen;
Doch ob er Eis zum Herzen trägt,
Noch ſchmilzt im Blutſtrom es, dem warmen.
O Jugend, Jugend, wie ſo feſt
Haſt du verſtrickt das Leben dir,
Wie ſich das Schlinggewächſe preßt
Mit Wurzeln dort und Faſern hier
Als mit Polypenarmen!

O Anblick, ſtärker als ein Weib,
Das Wachen, Angſt und Kummer nagen!
Betäubt und ſchwer, gleich todtem Leib,
Hat man die Fürſtin fortgetragen.
Noch weilt der Vater; wenn ein Sklav
Des Bornes friſche Labung reicht,
Mit zitternd kalter Hand den Schlaf
Des Kindes neßt er ſacht gebeugt
Und flüſtert leiſe Fragen.

Wer regt ſich an des Fürſten Ohr?
Menipp, der Jüngling aus Euböa.
„Herr," leucht er, „hebt den Blick empor!
Herr, der Prophete aus Judäa,
Von dem das ganze Land erfüllt,
Er kömmt, er naht Capharnaum,
Und wie aus hundert Adern quillt
Entgegen ihm und nach und um
Ein Glutſtrom Galiläa."

„„Sind denn die alten Götter todt,
So müſſen wir die neuen wahren.
Es ſei, es ſei, und meine Noth
Mag ſich dem Volke offenbaren!""
Die Roſſe ſtampfen. Einmal ſchaut
Der Vater auf ſein ſterbend Kind,
Und nun voran! — Was rauſcht ſo laut?
Was ſtreicht am Berge wie ein Wind?
„Herr, des Propheten Schaaren!"

O wie die Angſt den Stolz zerbricht!
Demüthig, zitternd, als zur Frohne,
Er weiß es nicht, zu wem er ſpricht,
Doch wie der Sklave vor dem Throne,
Gebrochen ſteht der reiche Mann.
Die bleiche Lippe zuckt vor Schmerz,
Und heißer, als das Wort es kann,
Viel heißer fleht das bange Herz:
Hilf, Rabbi, meinem Sohne!

Ein Murmeln durch die Maſſe geht,
Erwartend ſich die Wangen färben.
„Wenn ihr nicht Wunderzeichen ſeht,
Dann muß der Zweifel euch verderben!"

So ſpricht der Heiland abgewandt.
Unwillig rauſcht es in dem Kreis;
Doch angſtvoll hebt ſich eine Hand,
Und wie ein Seufzer quillt es leis:
„Rabbi, mein Sohn will ſterben!“

Du haſt geglaubt, und wärſt du arm
. . . . . .
Du wahrhaft Reicher . . . .
. . . . . *)
O der in dir, als Alles brach,
Es machen konnte froh und ſtill,
Hat er gehört mich, als ich ſprach:
Herr, meine Seele ſterben will;
O Herr, hilf meiner Seele?

*) Die Lücken waren unleſbar.

Am dreiundzwanzigſten Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Vom Könige, der rechnen wollte.

Wenn oft in kranken Stunden
Sich auf mein Schuldbuch ſchlägt,
Der Skorpion die Wunden
Hat nagend aufgeregt:
Weiß ich dann noch,
Was zu beginnen?
Der Leib ein modernd Joch,
Und ein Geſpenſt, was drinnen.

In ſolchen Augenblicken
Steht meine Seele ſtill,
Darf nicht Gedanke rücken,
Gefeſſelt liegt der Will,
Und Schlafes Macht
Muß ich beſchwören,
Die angſterfüllte Nacht
In Träume zu verkehren.

Doch jetzt, wo klar die Sinnen,
Wo . . . . . *) frei,
Jetzt darf mein Flehn beginnen:
Allgnädger, ſieh mir bei!
Zu ſolcher Zeit
Ohn' Troſt und Beten,
Dann mag zum Schutz bereit
Zu mir dein Engel treten,

*) Unleſbar.

Daß ich im Kampf beſtehen
Die dunkle Stunde kann
Und nicht verloren gehen
In meiner Aengſten Bann.
Herr, nicht wirſt du
Umſonſt mich quälen,
Haſt wohl ein Ziel der Ruh
Für mattgehetzte Seelen.

Wollſt nur mir offenbaren
Den Balſam gen den Gift.
Wohl kennt' ich ſchon gewahren
Aus deiner heil'gen Schrift:
Barmherzigkeit
Gibt Heil und Leben;
Doch bin ich auch bereit,
Was ſoll ich denn vergeben?

Vielleicht ein Mißbehagen,
Ein armes Fünkchen Neid, —
Es that ja meinen Tagen
Noch Keiner rechtes Leid,
Und unverdient
War mir das Lieben;
So iſt, was ach! dich ſühnt,
Kein Opfer mir geblieben.

Doch weil du ſo geboten,
Spricht aus des Herzens Grund
So Lebenden als Todten
Vergebung aus mein Mund.
Und was auch mag
Mir ſein beſchieden
An Kränkung oder Schmach,
Was noch vielleicht hienieden

In meiner Zukunft Buch
Iſt gnädig angeſchrieben,
Ich kann es nicht genug
Erſehnen, ſchätzen, lieben,
Den Hoffnungsſtern
In meinen Qualen.
Herr, hab' Geduld, denn gern
Will Alles ich bezahlen!

Am Allerheiligentage.

„Selig ſind u. ſ. w.“

Selig ſind im Geiſt die Armen,
Die zu ihres Nächſten Füßen
Gern an ſeinem Licht erwarmen
Und mit Dienerwort ihn grüßen,
Fremden Fehles ſich erbarmen,
Fremden Glückes überfließen:
Ja, zu ihres Nächſten Füßen
Selig, ſelig ſind die Armen.

Selig ſind der Sanftmuth Kinder,
Denen Zürnen wird zum Lächeln
Und der Milde Saat nicht minder
Sprießt aus Dorn und ſcharfen Hecheln,
Deren letztes Wort ein linder
Liebeshauch durch Todesröcheln,
Wenn das Zucken wird zum Lächeln:
Selig ſind der Sanftmuth Kinder.

Selig ſind, die Trauer tragen
Und ihr Brod mit Thränen tränken,
Nur die eigne Sünde klagen
Und der fremden nicht gedenken,
An den eignen Buſen ſchlagen,
Fremder Schuld die Blicke ſenken:
Die ihr Brod mit Thränen tränken,
Selig ſind, die Trauer tragen.

Selig, wen der Durſt ergriffen
Nach dem Rechten, nach dem Guten,
Muthig, ob auf morſchen Schiffen,
Muthig ſteuernd nach den Fluthen,
Sollte unter Strand und Riffen
Auch das Leben ſich verbluten:
Nach dem Rechten, nach dem Guten,
Selig, wen der Durſt ergriffen.

Die Barmherzigen ſind ſelig,
So nur auf die Wunde ſehen,
Nicht erpreſſend kalt und wählig,
Wie der Schaden mocht' entſtehen,
Leiſe ſchonend und allmählich
Laſſen drin den Balſam gehen:
So nur nach der Wunde ſehen,
Die Barmherzigen ſind ſelig.

Ueberſelig reine Herzen,
Unbefleckter Jungfraun Sinnen,
Denen Kindesluſt das Scherzen,
Denen Himmelshauch das Minnen,
Die wie an Altares Kerzen
Zündeten ihr klar Beginnen:
Unbefleckter Jungfraun Sinnen,
Ueberſelig reine Herzen.

Und des Friedens fromme Wächter
Selig, an den Schranken waltend
Und der Einigkeit Verfechter
Hoch die weiße Fahne haltend,
Mild und feſt gen den Verächter,
Wie der Daun die Klinge ſpaltend:
Selig, an den Schranken waltend,
Selig ſind des Friedens Wächter.

Die um dich Verfolgung leiden,
Höchſter Feldherr, deine Schaaren,
Selig, wenn ſie Alles meiden,
Um dein Banner ſich zu wahren!
Mag es nie von ihnen ſcheiden,
Nicht in Luſt noch in Gefahren!
Selig, ſelig deine Schaaren,
Selig, die Verfolgung leiden!

Und ſo muß ich ſelig nennen
Alle, denen fremd mein Treiben,
Muß, indeß die Wunden brennen,
Fremden Glückes Herold bleiben.
Wird denn nichts von dir mich trennen,
Wildes, ſaftlos morſches Treiben?
Muß ich ſelber mich zerreiben,
Wird mich Keiner ſelig nennen?

Am Allerſeelentage.

„Es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern ſind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden."

Die Stunde kömmt, wo Todte gehn,
Wo längſt vermorſchte Augen ſehn.
O Stunde, Stunde, größte aller Stunden,
Du biſt bei mir und läßt mich nicht,
Ich bin bei dir in ſtrenger Pflicht,
Dir athm' ich auf, dir bluten meine Wunden!

Entſetzlich biſt du, und doch werth;
Ja meine ganze Seele kehrt
Zu dir ſich, in des Lebens Nacht und Irren
Mein feſt Aſyl, mein . . . .,*)
Zu dem die ſtarre Hoffnung flieht,
Wenn Angſt und Grübeln wie Geſpenſter irren.

Wüßt' ich es nicht, daß du gewiß
In jener Räume Finſterniß
Liegſt ſchlummernd wie ein Embryo verborgen,
Dann möcht' ich ſchaudernd mein Geſicht
Verbergen vor der Sonne Licht,
Vergehn wie Regenlache vor dem Morgen.

Verkennung nicht treibt mich zu dir;
Mild iſt die ſtrengſte Stimme mir,
Nimmt meine Heller und gibt Millionen.
Nein, wo mir Unrecht je geſchehn,
Da ward mir wohl, da fühlt' ich wehn
Dein leiſes Athmen durch der Zeit Aeonen.

*) Unleſbar.

Doch Liebe, Ehre treibt mich fort
Zu dir als meinem letzten Port,
Wo klar mein Grabessinne wird erſcheinen.
Dann auf der rechten Wage mag
Sich thürmen meine Schuld und Schmach
Und zitternd nahn mein Kämpfen und mein Weinen.

Vor dir ich ſollte troſtesbar
Zergehen wie ein Schatten gar;
Doch anders iſt es ohne mein Verſchulden.
Zu dir als zu dem höchſten Glück
Wie unbeweglich ſtarrt der Blick,
Und kaum, kaum mag die Zögerung ich dulden.

Doch da ſich einmal Hoffnung regt,
So wird die Hand, die ſie gelegt
In dieſes Buſens fabelgleichen Boden,
Sie wird den Keim, der willenlos
Und keinem Uebermuth entſproß,
Nicht wie ein Unkraut aus dem Grunde roden.

Wenn kömmt die Zeit, wenn niederfällt
Der Flitter, den gelegt die Welt,
Talent und Glück, ums hagere Gerippe:
Da ſteht der Bettler, ſchaut ihn an!
Dann iſt die Zeit, um Gnade dann
Darf zitternd flehen des Verarmten Lippe.

Dann macht nicht ſchamroth mich ein Tand,
Dann hat geſtellt die rechte Hand
Mich tief und ärmlich, wie ich es verdienet,
Dann trifft mich wie ein Dolchſtoß nicht
Hinfort ein Aug' voll Liebeslicht:
Ich bin erniedriget und bin geſühnet.

Am vierundzwanzigſten Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Vom Zinsgroſchen.

Gebt Gott ſein Recht und gebt's dem Kaiſer auch!
Sein Odem iſt's, der um den Obern ſchwebet;
Aus Hochmuth nicht, in Eigenwillen hebet
Nicht eure Rechte gen den heil'gen Brauch.
Doch Gott und Welt im Streit: da, Brüder, gebet
Nicht mehr auf Kaiſerwort als Dunſt und Rauch.
Er iſt der Oberſte, dem alle Macht
Zuſammen bricht, wie dürres Reiſig kracht.

Den Eltern gib und gib auch Gott ſein Recht!
O weh des Tiefgeſunknen, dem verloren
Der frömmſte Trieb, Jedwedem angeboren,
Den Freiſten ſtempelnd zum beglückten Knecht.
Doch ſtell' den Wächter an der Ehrfurcht Thoren
Und halte das Gewiſſen rein und echt;
Er iſt der Vater, dem du Seel' und Leib
Verſchuldeſt, mehr als irgend Mann und Weib.

Den Gatten lieb' und denk' an Gott dabei!
Er gab den Segen dir, als am Altare
Den Eid du ſprachſt, gewaltig bis zur Bahre
In Feſſeln legend deine Lieb' und Treu.
Doch wird die Liebe Thorheit, o dann wahre,
O halte deine tiefſten Gluthen frei!
Er iſt es, dem du einer Flamme Zoll
Mußt zahlen, die kein Menſch begehren ſoll.

An deine Kinder hänge nur dein Herz,
In deren Adern rollt dein eignes Leben;
Das Gottesbild, in deine Hand gegeben,
Es nicht zu lieben, wäre herber Schmerz.
Doch ſiehſt du zwiſchen Glück und Schuld es ſchweben,
Wend' deine Augen, ſtoß es niederwärts;
Er, über tauſend Kinder lieb und hehr,
Er ſieht dir nach, iſt deine Seele ſchwer.

Und auch dem Freunde halte Treue feſt,
Mit der die Ehre innig ſich verbunden,
Ein irdiſch Gut, was Gnade doch gefunden,
So lang es nicht die Hand der Tugend läßt.
Doch nahen glänzender Verſuchung Stunden,
Dann aller Erdenrückſicht gib den Reſt
Und klammre an den Einen dich, der dann
Dir mehr als Freund und Ehre geben kann.

So biete Jedem, was ſein Recht begehrt,
Und nimm von Jedem, was du darfſt empfangen;
Dein Herz, es mag an zarten Banden hangen,
Die Gottes Huld ſo gnadenvoll gewährt;
Doch drüber wie ein Glutſtern das Verlangen
Nach Einem leuchte, irdiſch unverſehrt,
Nach Einem, ohne den dein Herz ſo warm
Ewig verlaſſen bliebe doch und arm.

Am fünfundzwanzigſten Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Von des Obriſten Töchterlein.

Weck' auf, was ſchläft; ſtreck' aus die Hand,
Du Retter Gott! Betäubung liegt
Um meinen Geiſt ein bleiern Band.
Er iſt nicht todt, nur ſchlafbeſiegt,
Nur taumelnd trunken, ein Helot,
Der knirſchend ſchlang in Sklavennoth
Den Wein, ſo der Tyrann ihm bot:
So nieder liegt in mir, was da vom Rechten.

Ja, in den ſchwerſten Stunden doch
Blieb ein Bewußtſein mir, daß tief
Wie in des Herzens Keller noch
Verborgen mir ein Erbtheil ſchlief,
Gleich warmer Quelle, die hinab
Verſickert in der Höhle Grab
Und droben läßt den Herrſcherſtab,
Froſt, Sturm und Schnee, um ihr Beſitzthum fechten.

Und der Tyrann, ſo niederhält
Mein beſtes und mein einz'ges Gut,
Nicht Trägheit iſt's noch Luſt der Welt;
Es iſt der kalt gebrochne Muth,
O, wie ich tauſendmal geſagt,
Verſtandes Fluch, der trotzig ragt
Und ſcharf an meiner Hoffnung nagt:
Weh, ein Geſchenk, verfallen böſen Mächten!

Zu einer Zeit, ſchwarz wie die Nacht,
Zu einer Zeit, die ich erlebt,
Da war ich um mein Heil gebracht,
Wie dürres Blatt am Zweige bebt.
Troſtlos und ohne Hoffnung war
Unglaube wie die Sonne klar;
Mein Leben hing an einem Haar:
O ſolche Stunde gönn' ich nicht den Schlechten!

Soll ich es ſagen, daß die Noth
Geſteigert ward durch Menſchenmüh?
Nicht weiß ich, was . . . .*)
Doch unglückſelig ſah ich ſie,
Auflachend nur in Krampfes Spott,
Frech, doch vernichtet, ohne Gott,
Unſel'ge, aber arme Rott',
Um das verzweifelnd, was ſie möchten ächten.

Schwach hieß, wer ohne Zucken nicht
Ins Auge der Vernichtung ſah;
Doch in dem Blicke lag Gericht,
Dem Lächeln Todesſchauer nah.
Warum man nicht in Ruh mich ließ,
Im Freundſchaftsmantel überdies,
Als ob der Arzt das Meſſer ſtieß?
Ich weiß es nicht, doch will ich drum nicht rechten.

So höret denn, was mich geſchützt
Vor gänzlichem Verlorengehn:
Daß ich Unglauben nicht benützt,
Des Frevels Banner zu erhöhn;
Daß der Entſchluß gewann den Raum,
Ob mir gefällt des Lebens Baum,

*) Unleſbar.

Zu lieben meines Gottes Traum
Und auch dem Todten Kränze noch zu flechten.

Unglaub' iſt Sünde; aber mehr:
Sünd' iſt Unglaube; ſie allein
Mag aller Zweifel froſt'gem Heer
Der ſtärkſte Bundsgenoſſe ſein.
O wär' ich tugendhaft, dann ließ
Nicht einſam mich die Finſterniß;
Fällt doch ein Strahl in mein Verließ,
Weil ich nicht gänzlich zugeſellt den Schlechten!

Ein Kleinod hab' ich mir gehegt,
Da mein Gewiſſen, ob befleckt,
Doch nicht in Schnee und Eis gelegt
Und nicht in Lava ſich geſtreckt.
Ach, Odem noch die Liebe hat,
Die Hoffnung treibt ein grünes Blatt,
Und auch der Glaube todesmatt
Faltet die Hände, ob ſie Segen brächten.

O reiche, Gnäd'ger, deine Hand,
Wie du dem Mägdlein ſie gereicht!
Zerreiß der dumpfen Träume Band,
So mächtig mir und dir ſo leicht!
Ja, mag dein Odem drüber wehn,
Ein Strahl aus deinem Auge gehn:
Dann iſt wohl da, was auferſtehn
Und was fortan in deiner Schaar mag fechten.

Am ſechsundzwanzigſten Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Vom Greuel der Verwüſtung.

Steht nicht der Greuel der Verwüſtung da
An heil'ger Stätte?
Was träumen wir von Dingen, die uns nah,
Als ſchliefen ſie wie Feuerſtoff im Bette
Des Kohlenſchachts? Blickt auf und ſchaut umher!
O die Verödung, wie ſie dumpf und ſchwer
Traf Herz an Herz wie mit galvan'ſcher Kette!

Gibt's eine Stätte denn, die heiliger
Als Menſchenherzen?
Gibt es Verwüſtung, die entſetzlicher,
Als wenn das Höchſte ſtirbt an matten Scherzen?
O Glaube, Glaube, wem du kalt und ſchwach,
Der ſchleppt den Grabſtein an der Ferſe nach;
Und dennoch Heil ihm, ſchleppt er ihn mit Schmerzen!

Doch wer ſein Kleinod als ein Spielgeräth
Sieht lächelnd brechen
Und wie aus Gnad' und milder Majeſtät
Ein Mitleidswort will ob dem Thoren ſprechen,
Dem Thoren, der beweint ſein Steckenpferd:
Ja, dem erloſch die Flamm' am heil'gen Herd,
Und ſeine Nahrung ſteht in Sumpf und Bächen.

Kannſt du ertragen, daß die Augen ſchaun,
Wem ſie ſich kehren,
Dorthin dann wende deinen Blick mit Graun,
Wo wie im Moderſchlamm die Maſſen gähren!

Verlaß den kleinen grünen Fleck, der nur
Durch Gottes Huld ward zu des Lebens Flur,
Und ſieh, wie ſie von deinem Buſen zehren!

O hätt' ich nimmer meinen Fuß gewandt
Von deiner Erde!
Wie ſegn' ich dich, mein reiches kleines Land,
Du friſche Weide einer treuen Heerde!
In dir ſah ich die Schande nicht vergnügt,
Nicht hohen Geiſt an alle Schmach geſchmiegt,
Noch tiefſten Wahnſinns üppige Geberde.

Ich bin enttäuſcht, und manche Narbe trug
Ich aus dem Streite;
An meine Bruſt auch die Verwüſtung ſchlug
Und forderte die halbverfallne Beute.
Ward ich entriſſen ihr durch Gottes Huld:
Sein iſt die Gnade, mein allein die Schuld;
Und dennoch — eine Trümmer ſteh' ich heute!

Ward ich nicht ganz der öden Stätte gleich,
Verfluchtem Grunde,
Wo Salz geſtreut auf Stein und Schädel bleich,
Gibt hier und dort noch eine Säule Kunde
Vergangner Herrlichkeit: Dank dir, mein Land;
Du haſt zu früh gelegt ein frommes Band
Um meine Seele in der Kindheit Stunde.

So will ich harren denn, und tiefbedrängt
Will ich es tragen,
Daß immer wie zum Sturz die Mauer hängt;
Noch mögen einſt erneut die Zinnen ragen.
Es gibt ja eine ſtark und milde Hand,
So aus dem Nichts entflammt den Sonnenbrand;
Sie hat auch dieſen morſchen Bau getragen

Bis heute, wo aus dieſer kranken Bruſt
Die Seufzer drangen.
O du, dem Wurmes Zucken ſelbſt bewußt,
Hilf mir und Jenen auch, die todumfangen!
Sei gnädig, leg an ihr verknorpelt Herz
Des Leidens Myrra, daß es lebt in Schmerz;
Ach, Herr, ſie wußten nicht, was ſie begangen!

Am ſiebenunddzwanzigſten Sonntage nach Pfingſten.

Evang.: Vom Senfkörnlein und Sauerteig.

Tief, tief ein Körnlein ſchläft in mancher Bruſt;
Doch, Herr, du ſiehſt es und du magſt es ſegnen.
O ſchau auf Jene, die ſich unbewußt
Nicht fühlen deiner Gnadenwolke Regnen,
Die um ſich ſteigen laſſen deinen Thau,
Nachtwandler, dumpf gebannt in Traumes Leben,
Umwandeln Thurmes Zinne ſonder Beben,
Nicht zuckend nur mit der geſchloßnen Brau.

Ich bin erwacht, ob auch zu tiefer Schmach;
So will ich heut nicht an mein Elend denken,
Will, ach, das Einzige, was ich vermag,
Ein zitterndes Gebet den Armen ſchenken;
Ob nur ein kraftlos halbgebrochner Hauch,
Der dennoch mag die rechten Wege finden,
Und muß er ſich zu deinem Throne winden,
Wie ſich zum Aether wälzet Nebelrauch.

Du Milder weiſt aus allem Erdendunſt
Den warmen Lebensodem wohl zu ſcheiden,
Gerechter du und doch die höchſte Gunſt,
Deß Sonne raget über Moor und Heiden!
O kräftge deinen Strahl, daß er entglüht
Die langverjährte Rinde mag durchdringen;
Mach des erſtarrten Blutes Quellen ſpringen,
Aufthauen das erfrorne Augenlid.

Wie oft ſah ich in ſchier vereiſtem Grund
Sich leiſe noch das Samenkörnlein dehnen!
Wie öfters brach aus längſt entweihtem Mund
Ein Schmerzenslaut, der Alles muß verſöhnen!
O nur wer ſtand in glüher Wüſtenei,
Der weiß des grünen Blattes Werth zu ſchätzen,
Und weſſen Ohr kein Luftzug durfte letzen,
Nur der vernimmt den halberſtickten Schrei.

Mit meinem Schaden hab' ich es gelernt,
Daß nur der Himmel darf die Sünde wägen;
O Menſchenhand, ſie halte ſich entfernt,
Die nur das Leben zählt nach Pulſes Schlägen.
Lebt doch das Samenkorn und athmet nicht,
Und kann es dennoch einen Stamm enthalten,
Der herrlich einſt die Zweige mag entfalten,
Wo das Gevögel jubelt unterm Licht.

Sei Menſchenurtheil in Unwiſſenheit
Hart wie ein Stein, du, Herr, erkennſt das Winden
Der Seele, und wie unter Mördern ſchreit
Zu dir ein Seufzer, der ſich ſelbſt nicht finden
Und nennen kann. Kein Feuer brennt ſo heiß,
Als was ſich wühlen muß durch Grund und Steine;
Von allen Quellen nährender rinnt keine,
Als die ſich hülflos windet unterm Eis.

Im Fluch, dem Alle ſchaudern, hörſt du noch
Den Klageruf an Kraft und Muth gebrochen;
In des Verbrechers Wahnſinn trägt ſich doch
Entgegen dir zerfleiſchten Herzens Pochen.
Das iſt das Samenkorn, was wie im Traum
Bohrt ängſtlich mit den Würzelchen zum Grunde,
Und immer trägt es noch den Keim im Munde,
Und immer ſchlummert noch in ihm der Baum.

Brich ein, o Herr! Du weißt den rechten Stoß
Und weißt, wo ſchwachvernarbt der Sünde Wunden;
Noch liegt in deiner Hand ihr ewig Loos,
Noch lauert ſtumm die ſchrecklichſte der Stunden,
Wo ihnen deine Hand die Wage reicht
Und die Verdammung ſteht im eignen Herzen.
O Jeſu Chriſt, gedenk an deine Schmerzen!
O rette, die aus deinem Blut gezeugt!

Am erſten Sonntage im Advent.

Evang.: Einritt Jeſu in Jeruſalem.

Du biſt ſo mild,
So reich an Duldung, liebſter Hort,
Und mußt ſo wilde Streiter haben;
Dein heilig Bild
Ragt überm ſtolzen Banner fort,
Und deine Zeichen will man graben
In Speer und funkenſprüh'nden Schild.

Mit Spott und Hohn
Gewaffnet hat Parteienwuth,
Was deinen ſanften Namen träget,
Und klirrend ſchon
Hat ihn des frömmſten Lammes Blut
Den Fehdehandſchuh man geleget,
Den Zepter auf die Dornenkron.

So bleibt es wahr,
Was wandelt durch des Volkes Mund:
Daß, wo man deinen Tempel ſchauet
So mild und klar,
Dicht neben den geweihten Grund
Der Teufel ſeine Zelle bauet,
Sich wärmt die Schlange am Altar.

Wenn Stirn an Stirn
Sich drängen mit verwirrtem Schrei
Die Kämpfer um geweihte Sache,
Wenn in dem Hirn

Mehr ſchwindelt von der Welt Gebräu,
Von Siegesjubel, Ehr und Rache
Mehr zähe Mottenfäden ſchwirr'n,

Als ſtark und rein
Der Treue Nothhemd weben ſich
Soll' von des Herzens Schlag geröthet:
Wer denkt der Pein,
Durchzuckend wie mit Meſſern dich,
Als für die Kreuz'ger du gebetet!
O Herr, ſind dies die Diener dein?

Wie liegt der Fluch
Doch über Alle, deren Hand
Noch rührt die Sündenmutter Erde!
Iſt's nicht genug,
Daß ſich der Flüchtling wärmt am Brand
Der Hütte? Muß auf deinem Herde
Die Flamme ſchür'n unſel'ger Trug?

Wer um ein Gut
Der Welt die Sehnſucht ſich verdarb,
Den muß der finſtre Geiſt umfahren;
Doch was dein Blut,
Dein heilig Dulden uns erwarb,
Das ſollten knieend wir bewahren
Mit ſtarkem aber reinem Muth.

Allmächt'ger du,
In dieſer Zeit, wo dringend Noth,
Daß rein dein Heiligthum ſich zeige,
O laß nicht zu,
Daß Läſterung, die lauernd droht,
Verſchütten darf des Hefens Neige
Und ach den klaren Trank dazu!

Laß alle Treu
Und allen ſtandhaft echten Muth
Aufflammen immer licht und lichter!
Kein Opfer ſei
Zu groß für ein unſchätzbar Gut,
Und deine Schaaren mögen dichter
Und dichter treten Reih an Reih.

Doch ihr Gewand
Sei weiß, und auf der Stirne werth
Soll keine Falte düſter ragen;
In ihrer Hand,
Und faßt die Linke auch das Schwert,
Die Rechte ſoll den Oelzweig tragen,
Und aufwärts ſei der Blick gewandt.

So wirſt du früh
Und ſpät, ſo wirſt du einſt und heut
Als deine Streiter ſie erkennen:
Voll Schweiß und Müh,
Demüthig, ſtandhaft, friedbereit;
So wirſt du deine Schaaren nennen
Und Segen ſtrömen über ſie.

Am zweiten Sonntage im Advent.

Evang.: Von Zeichen an der Sonne.

Wo bleibſt du, Wolke, die den Menſchenſohn
Soll tragen?
Seh ich das Morgenroth im Oſten ſchon
Nicht leiſe ragen?
Die Dunkel ſteigen, Zeit rollt matt und gleich;
Ich ſeh es flimmern, aber bleich, ach bleich!

Mein eignes Sinnen iſt es, was da quillt
Entzündet,
Wie aus dem Teiche grün und ſchlammerfüllt
Sich wohl entbindet
Ein Flämmchen und von Schilfgeſtöhn umwankt
Unſicher in dem grauen Dunſte ſchwankt.

So muß die allerkühnſte Phantaſie
Ermatten;
So in der Mondesſcheibe ſah ich nie
Des Berges Schatten,
Gewiß, ob ein Koloß die Formen zog,
Ob eine Thräne mich im Auge trog.

So ragt und wälzt ſich in der Zukunft Reich —
Ein Schemen
Mein Sinnen ſonder Kraft! — Gedanke bleich.
Wer will mir nehmen
Das Hoffen, was ich in des Herzens Schrein
Gehegt als meiner Armuth Edelſtein?

Gib dich gefangen, thörichter Verſtand!
Steig nieder
Und zünde an des Glaubens reinem Brand
Dein Döchtlein wieder,
Die arme Lampe, deren matter Hauch
Verdumpft, erſtickt in eignen Qualmes Rauch.

Du ſeltſam räthſelhaft Geſchöpf aus Thon,
Mit Kräften,
Die leben, wühlen, ziſchen wie zum Hohn
In allen Säften,
O bade deinen wüſten Fiebertraum
Im einz'gen Quell, der ohne Schlamm und Schaum!

Wehr ab, ſtoß fort, was gleich dem frechen Feind
Dir ſendet
Die Macht, ſo wetterleuchtet und verneint,
Und ſtarr gewendet
Wie zum Polarſtern halt das Eine feſt,
Sein Wort, ſein heilig Wort — und Schach dem Reſt!

Dann wirſt du auf der Wolke deinen Herrn
Erkennen,
Dann ſind Jahrtauſende nicht kalt und fern,
Und zitternd nennen
Darfſt du der Worte Wort, der Liebe Mark,
Wenn dem Geheimniß deine Seele ſtark. *)

*) In der Handſchrift folgt noch eine zum Theil unleſbare Strophe.

Am dritten Sonntage im Advent.

Evang.: Johannes ſendet zu Chriſto.

Auf keinen Andern wart' ich mehr:
Wer ſoll noch Liebres kommen mir?
Wer ſoll ſo mild und doch ſo hehr
Mir treten an des Herzens Thür?
Wer durch des Fiebers Qual und Brennen
So liebreich meinen Namen nennen,
Ein Balſamtropfen für und für? *)

Wenn faſt zum Schwindeln mich gebracht
Der wirbelnden Betrachtung Kreis,
Dann trittſt du aus der Dünſte Nacht,
Und deine Stimme flüſtert leis:
Hier bin ich; kannſt du mich erfaſſen,
So magſt du alles Andre laſſen;
. . meinem Kreuze . . der Preis. **)

O Stimme, immer mir bekannt,
O Wort, das ſtets verſtändlich mir,
Du legſt mir auf der Liebe Band,
Und meine Schritte folgen dir!
In Liebe glaub' ich, Liebesglauben
Fürwahr ſoll keine Macht mir rauben;
Geſchloſſen iſt des Sinnens Thür.

*) Zwiſchen dieſer und der folgenden Strophe hat die Handſchrift noch eine, von der ſich nur Weniges entziffern ließ.

**) Auch dieſe Zeile ſowie die letzte der vierten Strophe war theilweiſe unlesbar.

Gehemmt die Jagd, durch ſcharfen Stein
Und Dornen hetzend meinen Fuß;
Ich ruh in deinem kühlen Hain
Und lauſche deinem ſanften Gruß.
Die Blinden ſehn, die Kalten glühen,
Und aus des Irren Haupte ziehen
Der . . . . . muß.

Ich folge dir zu Berges Höhn,
Wo Leben von den Lippen fließt,
Und deine Thränen darf ich ſehn,
O tauſendmal mit Heil gegrüßt,
Muß in Gethſemane erzittern,
Daß Schrecken Gottes Leib erſchüttern,
Blutſchweiße Gottes Stirn vergießt.

Er hat gehorſam bis zum Tod,
Ja zu des Todes eitlem Graus,
Gekoſtet jede Menſchennoth
Und trank den vollen Becher aus:
So richte dich aus Dorn und Höhle,
Du meine angſtgeknickte Seele;
Auch du nur trägſt ein irdiſch Haus.

Laß wanken denn die Trümmer grau
Und miſche deine Thränen nur
Mit deines Heilands blut'gem Thau,
Gequälter Sklave der Natur;
Er, deſſen Schweiß den Grund geröthet,
Er weiß es, wie ein Seufzer betet,
Mein Jeſus, meine Hoffnungsau!

Am vierten Sonntage im Advent.

Evang.: Vom Zeugniſſe Johannis.

Fragſt du mich, wer ich bin? Ich berg' es nicht:
Ein Weſen bin ich ſonder Farb' und Licht.
Schau mich nicht an; dann wendet ſich dein Sinn;
Doch höre, höre, höre! denn ich bin
Des Rufers in der Wüſte Stimme.

In Nächten voller Pein kam mir das Wort
Von ihm, der Balſam ſät an Sumpfes Bord,
Im Skorpion der Heilung Oel gelegt,
Dem auch der wilde Dorn die Roſe trägt,
Der todte Stamm entzündet ſein Geglimme.

So ſenke deine Augen und vernimm
Von ſeinem Herold deines Herren Grimm,
Und ſeine Gnade ſei dir auch bekannt,
Der Wunde Heil, ſo wie der ſchwarze Brand,
Wenn ſeiner Adern Bluten hemmt der Schlimme.

Merk auf! Ich weiß es, daß in härtſter Bruſt
Doch ſchlummert das Gewiſſen unbewußt;
Merk auf, wenn es erwacht, und ſeinen Schrei
Erſticke nicht, wie Mütter ſonder Treu
Des Baſtards Wimmern und ſein matt Gekrümme!

Ich weiß es auch, daß in der ganzen Welt
Dem Teufel die Altäre ſind geſtellt,

Daß Mancher kniet demüthig nicht gebeugt
Und überm Sumpfe . . .*) und leicht
Der weiße Lotos wie ein Kindlein ſchwimme.

Es tobt des tollen Strudels Ungeſtüm,
Und zitternd fliehen wir das Ungethüm;
Still liegt der Sumpf und lauert wie ein Dieb:
Wir pflücken Blumen, und es iſt uns lieb
Zu ſchaun des Irrlichts tanzendes Geſtimme.

Drum nicht vor dem Verruchten ſei gewarnt;
Doch wenn dich ſüßer Unſchuld Schein umgarnt,
Dann fächelt der Vampyr, dann fahr zurück
Und ſenke tief, o tief in dich den Blick,
Ob leiſe quellend die Verweſung klimme!

Ja wo dein Aug' ſich ſchaudernd wenden mag,
Da biſt du ſicher . . . .*) Tag;
Doch giftger öfters iſt ein Druck der Hand,
Die weiche Thräne und der ſtille Brand,
Den Lorbeer treibend aus Vulkanes Grimme.

Ich bin ein Hauch nur; achtet nicht wie Tand
Mein ſchwaches Wehn, . .*) deß, der mich geſandt.
Erwacht, erwacht! Ihr ſteht in ſeinem Reich;
Denn ſehet, er iſt mitten unter euch,
Den ihr verkennt, und ich bin ſeine Stimme!

*) Unlesbar.

Am Weihnachtstage.

Durch alle Straßen wälzt ſich das Getümmel,
Maulthier, Kameele, Treiber; welch Gebimmel!
Als wolle wieder in die Steppe ziehn
Der Same Jakobs, und Judäas Himmel
. . . . . *) Gewimmel
Läßt blendend ſeine Funkenſtröme ſprühn.

Verſchleiert Frauen durch die Gaſſen ſchreiten,
Mühſelig vom beladnen Thiere gleiten
Bejahrte Mütterchen; allüberall
Geſchrei und Treiben, wie vor Jehus Wagen:
Läßt wieder Jezabel ihr Antlitz ragen
Aus jener Säulen luſtigem Portal?

's iſt Rom, die üpp'ge Prieſterin der Götzen,
Die glänzendſte und grauſamſte der Metzen,
Die ihre Sklaven zählt zu dieſer Zeit.
Mit einem Griffel, noch von Blute träufend,
Gräbt ſie in Tafeln, Zahl auf Zahlen häufend,
Der Buhlen Namen, ſo ihr Schwert gefreit.

O Iſrael, wo iſt dein Stolz geblieben?
Haſt du die Hände blutig nicht gerieben,
Und deine Thräne, war ſie ſiedend Blut?
Nein, als zum Marktplatz deine Schaaren wallen,
Verkaufend, feilſchend unter Tempels Hallen;
Mit ihrem Gott zerronnen iſt ihr Muth!

*) Unleſbar

Zum trüben Irrwisch ward die Feuersäule,
Der grüne Aaronsstab zum Henkerbeile,
Und grausig übersteint das todte Wort
Liegt eine Mumie im heilgen Bruche,
Drin sucht der Pharisäer nach dem Fluche,
Ihn donnernd über Freund und Fremdling fort.

So, Israel, bist du gereift zum Schnitte,
Wie reift die Distel in der Saaten Mitte;
Und wie du stehst in deinem grimmen Haß
Genüber der geschminkt und hohlen Buhle,
Seid gleich ihr vor gerechtem Richterstuhle,
Von Blute sie und du von Geifer naß.

O thauet, Himmel, thauet den Gerechten!
Ihr Wolken, regnet ihn, den wahr und echten
Messias, den Judäa nicht erharrt!
Den Heiligen und Milden und Gerechten,
Den Friedenskönig unter Hassesknechten,
Gekommen zu erwärmen, was erstarrt!

Still ist die Nacht; in seinem Zelt geborgen
Der Schriftgelehrte späht mit finstren Sorgen,
Wann Judas mächtiger Tyrann erscheint.
Den Vorhang lüftet er, nachstarrend lange
Dem Stern, der gleitet über Aethers Wange,
Wie Freudenzähre, die der Himmel weint.

Und fern vom Zelte über einem Stalle,
Da ist's, als ob auf's niedre Dach er falle;
In tausend Radien sein Licht er gießt.
Ein Meteor, so dachte der Gelehrte,
Als langsam er zu seinen Büchern kehrte.
O weißt du, wen das niedre Dach umschließt?

In einer Krippe ruht ein neugeboren
Und ſchlummernd Kindlein; wie im Traum verloren
Die Mutter knieet, Weib und Jungfrau doch.
Ein ernſter, ſchlichter Mann rückt tief erſchüttert
Das Lager ihm . . . . .
. . . . . .*)

Und an der Thüre ſtehn geringe Leute,
Mühſel'ge Hirten, doch die Erſten heute,
Und in den Lüften klingt es ſüß und lind,
Verlorne Töne von der Engel Liede:
Dem Höchſten Ehr' und allen Menſchen Friede,
Die eines guten Willens ſind!

*) Der Schluß der Strophe war unlesbar.

Am zweiten Weihnachtstage.

(Stephanus.)

Jeruſalem, Jeruſalem!
Wie oft erſchollen iſt ſein Ruf;
Du ſpielteſt ſorglos unter dem
Verderben, unter Roſſes Huf
Und Rades Wucht. Schau, darum iſt
Verödet deine Stätte worden,
Und du ein irres Küchlein biſt,
Sich duckend unter Geierhorden.

Vorüber iſt die heil'ge Zeit,
Wo deinen Sinnen er bekannt;
Noch ſeiner Wunder Herrlichkeit
Zieht nur als Sage durch das Land.
Der Weiſe wiegt ſein ſchweres Haupt,
Der Thor will deſſen ſich entſchlagen,
Und nur die fromme Einfalt glaubt
Und mag die Opfergabe tragen.

O bringt ſie nur ein willig Thun,
Ein treues Kämpfen zum Altar,
Dann wird auf ihr die Gnade ruhn
Ein hohes Wunder immerdar.
Doch bleibt es wahr: der Gegenwart
Gebrochen ſind gewalt'ge Stützen,
Seit unſren Sinnen trüb und hart
Verhüllt ward ſeiner Zeichen Blitzen.

War einſt erhellt der ſchwanke Steg,
Und klaffte klar der Abgrund auf,
Wir müſſen ſuchen unſren Weg
Im Heiderauch ein armer Hauf.
Des Glaubens köſtlich theurer Preis
Ward wie geſtellt auf Gletſchers Höhen;
Wir müſſen klimmen über Eis
Und ſchwindelnd uns am Schlunde drehen.

Was, Herr, du ließeſt fort und fort,
Hat in die Seele wohl gebrannt;
Doch bleibt es ein geſchriebnes Wort,
Unſichtbar die lebend'ge Hand.
Ach nur wo Grübeln nicht und Stolz
Am Stamme nagt ſeit Tag und Jahren,
Blieb friſch genug das mark'ge Holz,
Frei durch Jahrtauſende zu fahren.

So iſt es, wehe, ſchrecklich wahr,
Daß Mancher, wie zum ſtarken Maſt
Geſchaffen, in der Zeit Gefahr
Die Glaubensſegel hat gebraßt,
Nun dürre Säule nackt und ſchwer
Nur krachend kündet durch das Wehen,
Hier ſei in Zweifels wüſtem Meer
Ein mächt'g Schiff am Untergehen.

O ſende, Retter, deinen Blitz,
Der ihm den frommen Hafen hellt,
Da einſt der ſtarke Maſt als Sitz
Der Pharuslampe ſei geſtellt.
Es trägt Gebirge ja dein Land,
Wo Cedern ſich zu Cedern einen;
Laß nicht ein Sturmlicht den Verſtand
Und einen Fluch die Kraft erſcheinen!

Als Stephanus mit seinem Blut
Besiegelte den Christussinn,
Da legten Mörder, heiß von Wuth,
Zu eines Jünglings Füßen hin,
Der stumm und finster sich gesellt,
Die Kleider staubig, schweißbefeuchtet:
Und der ward Paulus, Christi Held,
Deß Strahl die ganze Welt durchleuchtet.

Am Sonntage nach Weihnachten.

„Das Kind aber wuchs heran und ward geſtärket, voll der Weisheit, und Gottes Gnade war mit ihm.“

An Jahren reif und an Geſchicke
Blieb ich ein Kind vor Gottes Augen,
Ein ſchlimmes Kind voll ſchwacher Tücke,
Die ſelber mir zu ſchaden taugen.
Nicht hat Erfahrung mich bereichert;
Wüſt iſt mein Kopf, der Buſen leer;
Ach keine Frucht hab' ich geſpeichert
Und ſchau auch keine Saaten mehr!

Ging ſo die theure Zeit verloren,
Die über Hoffen zugegeben
Dem Weſen, was noch kaum geboren
Schon ſchmerzlich kämpfte um ſein Leben:
Ich, die den Tod ſeit Jahren fühle
Sich langſam nagend bis ans Herz,
Weh mir, ich treibe Kinderſpiele,
Als ſei der Sarg ein Mummenſcherz!

In ſiechen Kindes Haupte dämmert
Das unverſtandne Mißbehagen;
So, wenn der Grabwurm lauter hämmert,
Fühl' bänger ich die Pulſe ſchlagen.

Dann bricht hervor das matte Stöhnen,
Der kranke, ſchmerzgedämpfte Schrei;
Ich lange mit des Wurmes Dehnen
Sehnſüchtig nach der Arzenei.

Doch wenn ein friſcher Hauch die welke,
Todſieche Neſſel hat berühret,
Dann hält ſie ſich wie Roſ' und Nelke
Und meint ſich königlich gezieret.
O Leichtſinn, Leichtſinn ſonder Gleichen,
Als ob kein Seufzer ihn geſtört!
Und doch muß ich vor Gram erbleichen,
Durch meine Seele ging ein Schwert.

Wer mußt' ſo vieles Leid erfahren
An Körpernoth und Seelenleiden
Und dennoch in ſo langen Jahren
Sich von der Welt nicht mochte ſcheiden:
Ob er als Frevler ſich dem Rade,
Als Thor geſelle ſich dem Spott,
O ſei barmherzig, ew'ge Gnade,
Richt' ihn als Thoren, milder Gott!

Du haſt ſein ſiedend Hirn gebildet,
Der Nerven raſtlos flatternd Spielen
Nicht von geſundem Blut geſchildet,
Weißt ſeine dumpfe Angſt zu fühlen,
Wenn er ſich windet unter Schlingen,
Zu mächtig ihm und doch verhaßt,
Er gern ein Opfer möchte bringen,
Wenn es nur ſeine Hand erfaßt.

Was Sünde war, du wirſt es richten,
Und meine Strafe muß ich tragen;

Und was Verwirrung, wirſt du ſchlichten,
Weit gnäd'ger, als ich dürfte ſagen.
Wenn klar das Haupt, die Fäden löſer,
Was dann mein Theil, ich weiß es nicht;
Jetzt kann ich ſtammeln nur: Erlöſer,
Ich gebe mich in dein Gericht!

Am letzten Tage des Jahres.

Das Jahr geht um,
Der Faden rollt ſich ſauſend ab.
Ein Stündchen noch, das letzte heut,
Und ſtäubend rieſelt in ſein Grab,
Was einſtens war lebend'ge Zeit.
Ich harre ſtumm.

's iſt tiefe Nacht!
Ob wohl ein Auge offen noch?
In dieſen Mauern rüttelt dein
Verrinnen, Zeit! Mir ſchaudert doch.
Es will die letzte Stunde ſein
Einſam durchwacht.

Geſchehen all,
Was ich begangen und gedacht;
Was mir aus Haupt und Herzen ſtieg,
Das ſteht nun eine ernſte Wacht
Am Himmelsthor. O halber Sieg!
O ſchwerer Fall!

Wie reißt der Wind
Am Fenſterkreuze! Ja es will
Auf Sturmesfittige das Jahr
Zerſtäuben, nicht ein Schatten ſtill
Verhauchen unterm Sternenklar.
Du Sündenkind!

War nicht ein hohl
Und heimlich Sauſen jeder Tag

In deiner wüſten Bruſt Verließ,
Wo langſam Stein an Stein zerbrach,
Wenn es den kalten Odem ſtieß
Vom ſtarren Pol?

Mein Lämpchen will
Verlöſchen, und begierig ſaugt
Der Docht den letzten Tropfen Oel.
Iſt ſo mein Leben auch verraucht?
Eröffnet ſich des Grabes Höhl'
Mir ſchwarz und ſtill?

Wohl in dem Kreis,
Den dieſes Jahres Lauf umzieht,
Mein Leben bricht. Ich wußt' es lang,
Und dennoch hat dies Herz geglüht
In eitler Leidenſchaften Drang.
Mir brüht der Schweiß

Der tiefſten Angſt
Auf Stirn und Hand. Wie dämmert feucht
Ein Stern dort durch die Wolken nicht!
Wär' es der Liebe Stern vielleicht,
Dir zürnend mit dem trüben Licht,
Daß du ſo bangſt?

Horch, welch Geſumm?
Und wieder? Sterbemelodie!
Die Glocke regt den ehrnen Mund.
O Herr, ich falle auf das Knie:
Sei gnädig meiner letzten Stund!
Das Jahr iſt um!

Geistliche Lieder.

1.

Der Morgen.

Der Morgenſtrahl ſteht auf dem Thal,
Die Nebel ziehen drunter her,
Und auf der Au liegt ſtill der Thau
Wie Perlen in dem weißen Meer.
Wie ich nun Alles recht beſchaut,
Da wird es klar mir im Gemüthe,
Daß Alles nur ein Wort, ein Laut,
O Gott, von deiner Lieb und Güte!

Der Erde Pracht haſt du gemacht
Für mich, dein ungetreues Kind,
Und den Azur, die Abendflur,
Für mich den ſanften Morgenwind.
Ach, alle Worte ſind zu ſchwach,
Um deine Liebe zu verkünden,
Und' dennoch läßt mein Streben nach,
Und jeder Tag ſieht mich in Sünden.

Herr, ſteh mir bei, da du aufs Neu
Mir wieder einen Tag verliehn;
Der Geiſt iſt wach, das Fleiſch iſt ſchwach,
Und ohne Frucht iſt mein Bemühn.

Doch deine Hand iſt ſtark und feſt,
Will ich nur willig ſie umfaſſen;
Ach, wer dich, Herr, nicht ſelber läßt,
Den haſt du nimmermehr verlaſſen.

O Herr, wenn oft und unverhofft
Mich kleine Kränkungen bedrohn,
Sei mein Geſicht zu dir gericht,
Und mein Gedanke ſei dein Sohn!
Ach, manches Leiden groß und ſchwer
Gabſt du mir Gnade zu beſiegen,
Und vor der kleinen Sorgen Heer
Soll meine Stärke unterliegen?

Herr, mich befrei von falſcher Scheu,
Von Hoffart und von Ungeduld,
Und all mein Sinn ſich wende hin
Zu deinem Kreuz und deiner Huld.
Wer dieſen Tag mich ſchmäht und kränkt,
Dem laß mich gern und treu verzeihen,
Und ihn laß, eh der Tag ſich ſenkt,
Vor dir ſein Unrecht ſtill bereuen.

Zu deinem Preis, auf dein Geheiß
Will ich an meine Pflichten gehn;
Wenn ſich die Welt entgegen ſtellt,
Ich will auf deinen Willen ſehn.
Mein Wirken über Haus und Kind,
Das ruht in treuen weiſen Händen,
Und was mit deinem Preis beginnt,
Das muß zu deinem Ruhm ſich enden.

II.

Der Abend.

Der Tag iſt eingenickt
Beim Wiegenlied der Glocken;
Zum Blumenkuß ſich bückt
Der Thau auf leiſen Socken;
Die Sterne grüßen ſich,
Sie winken ſich und drehen;
Fern hör' ich Tritte gehen,
Doch ruhig iſt's um mich.

Und wie die dunkle Nacht
Deckt Land und Meeresgründe,
Und was der Menſch vollbracht,
Sein Heil und ſeine Sünde:
Vor dir iſt Alles klar,
Wie Flammenſchriften glühen;
Wer mag ſich dir entziehen,
Den je dein Wort gebar?

In Demuth will mein Herz
Vor deinen Thron ſich wagen;
Sein Leid und ſeinen Schmerz,
Es will dir Alles ſagen.
Die Sünd iſt ſeine Noth;
Hilfſt du ſie, Herr, nicht tragen,
Sie müßte ja es ſchlagen
Zum ew'gen Seelentod.

Wenn aus mir ſelbſt ich bau,
So muß mein Werk vergehen;
Wenn in mich ſelbſt ich ſchau,
Kann ich nur Schreckniß ſehen.
Als Kläger ſchauerlich
Stehn meines Herzens Tücke;
Doch wenn zu dir ich blicke,
Dann wird es hell um mich.

Und gläubig hoff' ich noch,
Du werdeſt mir verzeihen;
Du ſahſt mich fehlen, doch
Du ſiehſt mich auch bereuen.
So oft in Demuth ich
Vor deinem Thron gefunden,
So fließt aus Jeſu Wunden
Ein Tröpflein Blut auf mich.

Ich halte mich an dich,
Mein Richter und mein Retter,
So nun als ewiglich;
Vergebens ruft der Spötter:
O ſpare deine Müh;
Zu groß ſind deine Sünden!
Und willſt du Ruhe finden,
So denke nicht an ſie!

Wohl unglückſel'ger Pfeil,
Er trifft des Schützen Leben:
Mein Herr iſt ſtark, mein Heil,
Und mächtig im Vergeben.
Wenn mein Gewiſſen droht,
Will ich das Kreuz umfangen;
Ach, der daran gehangen,
Er ſieht ja meine Noth!

Ich weiß, du zürneſt nicht,
Schließ ich die Augenlider,
Und Kraft zu meiner Pflicht
Gibſt du im Schlaf mir wieder.
Scheuch böſer Träume Nacht
Von denen, die dich ehren;
Sie können ja nicht wehren,
Sie ſtehn in Schlafes Macht.

Ich trau auf deine Hand,
Weil alle deine Güte
Und Liebe mir bekannt,
Daß ſie mich wohl behüte,
Und daß ein ſichrer Hort
Das Unheil von mir wende.
O Herr, in deine Hände!
Dies ſei mein letztes Wort.

III.

Die Nacht.

Mein Gott, mein erſtes Wort, ich bin erwacht!
Fern iſt der Tag mit ſeinem Flammenſchilde,
Und wie ein ſchwarzer Rauch bedeckt die Nacht
Zwar leicht, doch dicht ein jegliches Gebilde.
Fern iſt der Mond, der Wächter der Natur,
Und keine Sterne ſeh' ich freudig glühen;
Vielleicht bedeckt ein Nebelſee die Flur,
Vielleicht auch mögen dunkle Wolken ziehen.

Stumm iſt die Nacht, doch iſt ſie thatenſchwer,
Und Gottes Wunder wird von ihr geboren;
Sie ſendet uns im Thau die Ernte her,
Sie iſt das Füllhorn, das ſich Gott erkoren.
Indeß der Menſch dem Leibe zahlt die Schuld
Und nicht vermag an ſeinen Gott zu denken,
Will ihm der Herr, o übergroße Huld,
Mit milder Hand ein neues Leben ſchenken.

Doch wie als Friedensengel nicht allein,
Auch als der Tod das Heil uns kommt hernieder,
So flammt um ſie des Blitzes rother Schein,
Und Stürme ziehn durch ihre ſchwarzen Glieder.
Der Hagel ſchlägt die Saat, die Welle ſteigt,
Und tückiſch frißt ihr Zahn am ſichern Damme;
Der Mehlthau trifft die Frucht, daß ſie erbleicht,
Und furchtbar wächst die unbemerkte Flamme.

Wer weiß, was dieſe Nacht für mich verhüllt,
Wie nöthig Stärke mir am frühen Morgen,
Ob mir nicht wird mein Leidenskelch gefüllt,
Ob zehnfach nicht verdoppelt meine Sorgen?
Ich kann noch viel verlieren in der Welt;
Ich hab' Geſchwiſter, Mann und liebe Kinder
Und Ehr' und Gut: wenn dir es, Herr, gefällt,
Nimm Alles hin, ich liebe dich nicht minder!

Was du verhängt, es iſt nur dir bekannt,
Ich weiß es nicht und ſorg' es nicht zu wiſſen;
Um eins nur bitt' ich, daß in deiner Hand
Ich demuthsvoll die Ruthe möge küſſen.
Gib, daß ich nicht in Unmuth ſinken mag,
Ob auch des Körpers morſch Gebäude wanke,
Daß ich dich lobe bei dem harten Schlag
Und daß ich dir im tiefſten Elend danke.

Ich wünſche nichts; mein Heil, ich ſtell' es dir
Anheim in deine väterliche Güte:
Allein die Meinen ſegne für und für;
Schick deinen Engel, daß er ſie behüte.
Zwar ſuch' ich muthig ſie nach Menſchenkraft,
So Geiſt als Leib, zu ihrem Heil zu führen;
Wohl nützt dem Körper, was der Körper ſchafft,
Doch ihre Seele kann nur Gott regieren.

Gib ihnen Licht, wo es noch dunkel iſt,
Gib ihnen Kraft, wo ſchon ein Strahl entglommen,
Gib ihnen Trübſal, wenn ihr Herz vergißt,
Ihr eitles Herz, woher das Glück gekommen.
Doch wenn das Leiden ſie zum Mißmuth drückt,
Gib ihnen Freude, daß ſie dich erkennen;
Gib ihnen Troſt, wenn einſt ihr Leben knickt,
Und laß ſie ſterbend deinen Namen nennen.

In Jeſu Schutz, nach Jeſu Will' und Wort,
In Jeſu Namen ſchließ' ich meine Augen.
Die Nacht geht ihre ſtillen Wege fort;
Was kommt, das muß zu Gottes Rathſchluß taugen.
Erblick' ich lebend und geſund den Tag,
So will ich deinen heil'gen Namen preiſen;
Doch ob der Tod ſein Antheil fordern mag,
In Jeſu Wunden läßt ſich's ſicher reiſen.

IV.

Liebe.

Das iſt mein Troſt in allen Leiden,
Daß nichts mich kann von Jeſu ſcheiden,
Von ſeiner Liebe keine Macht,
Und daß der größte aller Schmerzen
Hat nicht Gewalt ob einem Herzen,
Worin die Liebe Jeſu wacht.

Wenn er mir bleibt, was kann mir fehlen?
Wenn er mich labt, was kann mich quälen?
Wie hat er Alles wohl beſtellt!
Wenn ich nur ſeinen Namen nenne,
Dann iſt's, als ob das Herz mir brenne;
Im Lichte ſteht die ganze Welt.

Sein Kreuz iſt wie der Himmelsbogen
Um meinen Horizont gezogen;
Wohin ich ſchau, da ſteht es ſchon.
O theures Kreuz, laß dich umfangen,
Woran mein liebſtes Lieb gehangen
Für unſrer Sünden bittern Lohn!

Wenn meine Pflichten oft mich drücken,
So muß ich Liebesroſen pflücken
Aus ſeinem bittern Kreuzestod.
Wie kommt mir wunderbare Stärke!
Wie ſind ſo ſüß die ſchweren Werke,
Dieweil mein Jeſu ſie gebot!

Mein Leid muß mir zu Freuden werden,
Denk' ich an Jeſu Leid auf Erden
Und ſeinen ſchweren Kreuzespfad.
Mein Jeſu iſt vorangegangen;
Ach, kann mir noch vor Dornen bangen
Auf Wegen, die mein Gott betrat?

Er hat den bittern Weg erkoren:
Was flieht ihr denn, ihr ſchwachen Thoren,
So ſehr die Bitterkeit und Pein?
Muß ich durch Dornenweg' mich ſchlagen,
So ſoll mich doch die Furcht nicht plagen;
Mein Jeſu kann nicht ferne ſein.

Ach, könnt' ich dieſe Hülle meiden!
Doch ſtill, mein Herz, verſchließ beſcheiden
Den heißen Wunſch in deine Bruſt;
Es iſt ja meines Jeſu Wille,
Und daß ich den getreu erfülle,
Das iſt doch meine ganze Luſt.

Geduld! ſie wird ja endlich kommen,
Die Stunde, mir zum Heil und Frommen,
Gott hat ſie Keinem noch verſagt.
Bis dahin denk' in allen Leiden,
Daß nichts dich kann von Jeſu ſcheiden,
Von ſeiner Liebe keine Macht.

V.

Am Morgen.

Das Morgenroth ſchwimmt ſtill entlang
Den Wolkenocean;
Den Gliedern zart mit Liebesdrang
Schmiegt ſich die Welle an.
Ihm folgt die Sonn' im Sphärenklang,
Ein rother Flammenkahn;
Ein lindes Rauſchen grüßt den Tag:
Iſt es ihr Ruderſchlag?

Und es erwachen mit Geziſch
Die bunten Vögelein;
Sie ſtrecken keck aus dem Gebüſch
Die Köpflein rund und klein
Und tauchen in die Thauluft friſch
Die feinen Glieder ein;
Die Schnäblein üben ſie zumal
In Liedern ohne Zahl.

Und auch die Blumen ſenden früh
Den leiſen Duft ins Land;
Um ihre Stirnen winden ſie
Ein hell Juwelenband.
Das Spinnlein ſelbſt mit großer Müh
Braucht die geübte Hand;
Es hat ſein Netzlein reich geſtrickt,
Mit Perlenreihn geſchmückt.

Ich ſinne, wem ſolch heitres Feſt
Mag zubereitet ſein,
Und wem zu Liebe läßt ſein Neſt
Das treue Vögelein.
Da ſpricht zu mir der linde Weſt
Mit ſeinem Stimmlein fein:
Biſt du denn alſo hart und blind,
Du thöricht Menſchenkind?

Was gehſt du doch ſo ſtumm einher,
Wo Alles Jubel ſingt?
Was wandelſt du ſo arm und leer,
Wo Alles Gabe bringt,
Daß ſelbſt zu Gottes Lob und Ehr'
Vom Aug' der Erde dringt
Gar manche Thräne, daß ſie ganz
Davon bedeckt mit Glanz?

Er iſt es, den ſo minniglich
Das Lied der Vögel trägt,
Dem mit Geſang ſo inniglich
Der Baum die Zweige regt,
Für den die Sonne rings um ſich
Die Strahlenwimpel ſchlägt.
All Herz thut ſich ihm freudig auf:
Wach auf, wach auf, wach auf!

VI.

Für die armen Seelen.

Was Leben hat, das kennt die Zeit der Gnade;
Der Liebe Pforten sind ihm aufgethan.
Zum Himmel führen tausend lichte Pfade;
Ein jeder Stand hat seine eigne Bahn.

Doch wenn mit Trauer Leib und Seel' sich trennen,
Dann, Mensch, ergreif den letzten Augenblick.
Bald kannst du nicht mehr dein die Stunde nennen;
Aus deiner Hand entflohn ist dein Geschick.

Wohl dem, der reiches Gut voraus gesendet;
Was er gewirkt, das trägt er sich nach Haus.
Doch in dem Sturme, der sein Leben endet,
Löscht auch der Prüfung Gnadenfackel aus.

Wie Mancher schied und kennt die Zeit der Reue,
Und die Erlösung ist ihm noch so fern!
Wohlan mein Herz, zeig deine Christentreue:
Ein gläubig Flehn dringt vor den Thron des Herrn!

O du, der sprach aus seines Dieners Munde:
Es ist ein heiliger und frommer Brauch!
Das Geisterreich kennt weder Zeit noch Stunde,
Doch *eine* Stunde kennt und hofft es auch.

Mein Vater, sieh auf deine ärmsten Kinder
Und denk an sie in ihrer großen Noth;

Sie waren, was wir ſind, ſie waren Sünder,
Und ihre Gnadenpforte ſchloß der Tod!

Und haben ſie auch deinen Weg verlaſſen
Und haben nicht auf deine Hand geſchaut:
Ach, ihre Sehnſucht kann kein Leben faſſen,
Und ihre Reue nennt kein Menſchenlaut.

O Jeſu, denk an deine bittern Schmerzen
Und an den harten Tod am Kreuzesſtamm!
Ach, Alle trugſt du ſie an deinem Herzen,
Für Alle ſtarb das unbefleckte Lamm!

Eröffne deine heiligen fünf Wunden,
Und auf fünf Strömen, glänzend, blutig roth,
Send' her dein Kreuz, deß mögen ſie geſunden,
Ein ſichres Schiff in ihrer großen Noth!

Maria, bitt' für ſie bei deinem Sohne,
Als Himmelsleiter aus dem finſtern Reich;
Beut ihnen ſeine blut'ge Dornenkrone
Und nimm ſie auf in deinen Mantel weich!

Ihr Heil'gen Gottes alle, helft uns flehen;
Sie ſind ja eure armen Brüder auch!
Herr, laß ſie bald dein göttlich Antlitz ſehen,
Kühl ihre Glut mit deiner Milde Hauch!

Und wenn von denen, die mir theuer waren,
Als noch um ſie die Erdenhülle lag,
Vielleicht noch Mancher nicht dein Heil erfahren,
Noch fruchtlos harrt auf der Erlöſung Tag:

O Gott, ich ruf' aus meiner tiefſten Seele,
Steh ihnen bei, mein Gott, verlaß ſie nicht!

Auf ihren Schmerz ſieh, nicht auf ihre Fehle;
Sieh auf mein einſam trauernd Angeſicht!

Und iſt es möglich, kann man Seelen retten
Durch Erdenleid, dem man ſich willig beut,
Kann ich mein Schickſal an das ihre ketten:
Gib deinen Kelch, o Herr, ich bin bereit!

Was will doch alles Erdenleiden ſagen,
Bedenk ich Leid und Freud der Ewigkeit!
Was ich vermag, ich will es gerne tragen;
Ich bin bereit, o Herr, ich bin bereit!

VII.

Glaube.

O Welt, wie ſoll ich dich ergründen
In aller deiner argen Liſt?
Wo ſoll ich Treu und Glauben finden,
Da du ſo falſch und treulos biſt?
Wo ich mich wende, hier und dort,
Da kömmt die Täuſchung mir entgegen;
Die Lüge ſteht an allen Wegen
Und ſpricht ein trügeriſches Wort.

Drum will ich nicht an Menſchen glauben,
Und nur an dich, mein Gott, allein;
Daß nichts mir deine Treu kann rauben,
Deß mag mein Herz ſich wohl erfreun.
Was auch die Welt dagegen ſpricht
Und hunderttauſend Menſchenzungen:
Wer von des Glaubens Kraft durchdrungen,
Der wanket nicht und weichet nicht.

Wohl weiß ich, daß ein ſinnlos Heer
Dich, o mein Gott, will ganz verkennen,
Vielmehr das blinde Ungefähr
Als ſeinen Herrn und Schöpfer nennen;
Allein ich glaube, daß ſie blind
Und ganz verwirrt das Heil verfehlen,
Und daß die arm verirrten Seelen
Aus deinem Wink entſprungen ſind.

Ich weiß, daß Jeſu heil'ge Wunden,
O du mein allbarmherz'ger Gott,
Schon manches Herz zu hart gefunden,
Schon oft geduldet Hohn und Spott;
Allein ich glaub', o Jeſu gut,
Daß du getragen ihre Sünden;
Und können ſie noch Gnade finden,
So iſt es durch dein koſtbar Blut.

Ich weiß, daß meinen trüben Augen
Die heiligſte Dreifaltigkeit
In ihrem Glanz nicht möge taugen,
Dieweil wir wandeln in der Zeit;
Allein ich glaube, daß alsdann,
Wenn wir des Fleiſches ſind entbunden
Und uns um Gottes Thron gefunden,
Mein Blick ſie klar erkennen kann.

Ich weiß, daß deine Bahn auf Erden,
Maria, o du reine Magd,
Ein Anſtoß mußte Manchem werden,
In dem die Gnade nicht getagt;
Allein ich glaub', o Gottesbraut,
Daß dich ihr Irrthum tief betrübe,
Und daß dein Auge noch mit Liebe
Und mit Erbarmen auf ſie ſchaut.

Ich weiß, daß Gottes heil'ge Scharen
Und ihr gerechter Lebenslauf
Ein Spott ſchon manchem Frevler waren,
Ein Aergerniß dem ſchwachen Hauf;
Doch glaube ich, daß ſie ihr Theil
Als Gottes Kämpfer treu geſtritten,
Und daß ſie unaufhörlich bitten
Für ihrer ſünd'gen Brüder Heil.

Ich weiß, daß Viel zur Erde ſehen
Und hängen feſt an dieſe Zeit,
Die ihre eigne Seele ſchmähen
Und läugnen die Unſterblichkeit;
Allein ich glaube, daß ſie nicht
Vor deinem Zorne ſchützt ihr Beben,
Wenn ſie nun zitternd Zeugniß geben
Vor deinem ewigen Gericht.

Ich weiß, o Herr, daß hier auf Erden
Mir Manches hart und bitter iſt,
Und daß mein Herz in den Beſchwerden
Oft deine Güte ganz vermißt;
Allein ich glaube, daß die Nacht
Dereinſt vor deinem Strahl wird tagen
Und meine Lippe preiſend ſagen:
Der Herr hat Alles wohl gemacht.

Ja, er hat Alles wohl beſchloſſen,
Und treu und wahrhaft iſt ſein Wort;
Darum, mein Herz, ſei unverdroſſen
Und trau auf deinen ſichern Hort.
Ja nur an dich, mein Gott, allein,
Nicht an die Menſchen will ich glauben;
Daß nichts mir deine Treu kann rauben,
Deß ſoll mein Herz ſich ewig freun!

VIII.

Hoffnung.

Laß das Leben wanken,
Laß es ganz vergehn,
Ueber seine stillen Schranken
Will ich ernst und muthig sehn.
Findet gleich Vernunft die Wege
In dem dunklen Lande nicht:
Hoffnung kennt die Stege,
Trägt ein sichres Licht.

Wenn mich Alle lassen,
Meine Hoffnung bleibt,
Wird mich rettend dann umfassen,
Wenn mich Noth und Sünde treibt.
Ob auch Tod und Drangsal wüthe,
Ob Gewalt der Böse hat,
Herr, auf deine Güte
Bau ich meine Stadt!

Ihn muß ich beklagen,
Der die Hoffnung senkt;
Ach, wie konnte er verzagen,
Wo des Herren Wille lenkt!
All sein Trost in Schmerz und Leiden,
All sein Ruhm in Spott und Schmach
Mußte von ihm scheiden,
Da die Hoffnung brach.

Wer ſie will umſchmiegen
Und nicht läßt in Noth,
Spricht: O Grab, wo iſt dein Siegen,
Und wo iſt dein Stachel, Tod!
Keine Macht ob ſeinem Herzen
Hat der Trug und eitle Schein,
Und aus bittern Schmerzen
Preßt er ſüßen Wein.

Jeſu, mich behüte,
Stärke mein Bemühn;
Ach, es war ja deine Güte,
Die die Hoffnung mir verliehn!
Wollteſt du von mir dich wenden,
Alle Tugend wendet ſich:
Sünden ohne Enden,
Schmach und Schuld um mich!

Haſt du Leid beſchloſſen,
Iſt die Prüfung da,
Herr, ich trag es unverdroſſen,
Bleibt mir deine Hoffnung nah.
Alles magſt du mir entziehen,
Was mein Leben heiter macht,
Hoffnung wird mir glühen,
Wie ein Stern zur Nacht.

Willſt du Freuden ſchicken,
O du Herr ſo mild,
Willſt du mir mein Leben ſchmücken
Mit des ird'ſchen Glückes Bild:
Laß mein ſchwaches Herz nicht offen
Sein für dieſe eitle Welt;
All mein ſtilles Hoffen
Sei auf dich geſtellt!

Wenn dann meine Stunde
Nun geſchlagen hat
Und von meinem bleichen Munde
Kaum noch tönt dein Name matt:
Ach, dann werd' ich freudig ſchauen,
Wie mein Hoffen mag beſtehn;
Denn ein fromm Vertrauen
Läßt nicht untergehn.

IX.

Gethſemane.

Als Chriſtus lag im Hain Gethſemane
Auf ſeinem Antlitz mit geſchloſſnen Augen, —
Die Lüfte ſchienen Seufzer nur zu ſaugen,
Und eine Quelle murmelte ihr Weh,
Des Mondes blaſſe Scheibe widerſcheinend, —
Da war die Stunde, wo ein Engel weinend
Von Gottes Throne ward herabgeſandt,
Den bittern Leidenskelch in ſeiner Hand.

Und vor dem Heiland ſtieg das Kreuz empor;
Daran ſah ſeinen eignen Leib er hangen,
Zerriſſen, ausgeſpannt; die Stricke drangen
Die Sehnen an den Gliedern ihm hervor.
Die Nägel ſah er ragen und die Krone
Auf ſeinem Haupte, wo an jedem Dorn
Ein Blutestropfen hing, und wie im Zorn
Murrte der Donner mit verhaltnem Tone.
Ein Tröpflen hört' er, und am Stamme leis
Herniederglitt ein Wimmern qualverloren.
Da ſeufzte Chriſtus, und aus allen Poren
Drang ihm der Schweiß.

Und dunkler ward die Nacht, im grauen Meer
Schwamm eine todte Sonne, kaum zu ſchauen

War noch des qualbewegten Hauptes Grauen,
Im Todeskampfe schwankend hin und her.
Am Kreuzesfuße lagen drei Gestalten;
Er sah sie grau wie Nebelwolken liegen,
Er hörte ihres schweren Odems Fliegen,
Vor Zittern rauschten ihrer Kleider Falten.
O welch ein Lieben war wie seines heiß?
Er kannte sie, er hat sie wohl erkannt;
Das Menschenblut in seinen Adern stand,
Und stärker quoll der Schweiß.

Die Sonnenleiche schwand, nur schwarzer Rauch,
In ihm versunken Kreuz und Seufzerhauch;
Ein Schweigen, grauser als des Donners Toben,
Schwamm durch des Aethers sternenleere Gassen;
Kein Lebenshauch auf weiter Erde mehr,
Ringsum ein Krater, ausgebrannt und leer,
Und eine hohle Stimme rief von oben:
Mein Gott, mein Gott, wie hast du mich verlassen!
Da faßten den Erlöser Todeswehn,
Da weinte Christus mit gebrochnem Munde:
Herr, ist es möglich, so laß diese Stunde
An mir vorübergehn!

Ein Blitz durchfuhr die Nacht; im Lichte schwamm
Das Kreuz, o strahlend mit den Marterzeichen,
Und Millionen Hände sah er reichen,
Sich angstvoll klammernd um den blut'gen Stamm,
O Händ' und Händchen aus den fernsten Zonen!
Und um die Krone schwebten Millionen
Noch ungeborner Seelen Funken gleichend;
Ein leiser Nebelrauch, dem Grund entschleichend,
Stieg aus den Gräbern der Verstorbnen Flehn.
Da hob sich Christus in der Liebe Fülle,

Und: Vater, Vater, rief er, nicht mein Wille,
Der deine mag geſchehn!

Still ſchwamm der Mond im Blau, ein Lilienſtengel
Stand vor dem Heiland im bethauten Grün;
Und aus dem Lilienkelche trat der Engel
Und ſtärkte ihn.

Nachwort.

Zur Durchsicht des Textes.

Von den Verderbnissen, die ich am Texte der ersten Auflage des Geistlichen Jahres wargenommen hatte, ist die zweite leider durchaus nicht vollständig befreit worden. Auch die dritte brachte keine weitere Abhilfe; sie stimmt mit der vorhergehenden wörtlich überein, nur daß sie deren Druckfehler um etliche vermehrt hat. Inzwischen habe ich die Handschrift abermals mit möglicher Sorgfalt verglichen, wobei hin und wieder andere Lesarten als die früher von mir aufgestellten herauskamen. Der gegenwärtigen Ausgabe, die ich nach freiem Ermessen besorgen durfte, ist nun endlich Alles zugewandt worden, was ich an Verbesserungen zu bieten im Stande war.

Obgleich die ersten fünfundzwanzig Gedichte von der Verfasserin in vollkommen deutlicher Reinschrift hinterlassen sind, gab es doch auch an ihnen Einzelnes zu berichtigen. So hieß es z. B. bisher dem Autograph entgegen in der drittletzten Zeile des Neujahrsliedes *darfst du* statt *darf ich*, in der dreizehnten des Aschermittwochliedes *hingebracht* für *hingelacht* und am Schlusse des Liedes auf den Ostermontag *stehn* für *gehn*. Wie es mit den Blättern aussieht, denen wir die übrigen Gedichte zu entlesen haben, bekundet die erste Vorrede; es liegt an dem wirklich heillosen Zustande der Handschrift, wenn Verstöße wie die eben erwähnten sich hier ungleich öfter einschlichen. Wieder hebe ich nur einige heraus, indem ich der echten Lesart die irrige stets in Klammern beifüge. Die Anführungen beziehen sich auf die vorliegende Ausgabe,

so daß unter der ersten Zahl die Seite, unter der anderen die Zeile zu verstehen ist. Wacht (Macht) 80, 18; Zeitenseiger (Zeitenzeiger) 82, 5; treulich (treu sich) 83, 11; seinem (deinem) 87, 17; noch: leiser Schimmer doch (ach: leises Schimmerdach) 95, 1 und 4, im Reime; Bau (Baum) 98, 26; übersteintem (überströmtem) 108, 14; Labung (Nahrung) 115, 22; Chaosnacht (eine Nacht) 117, 1; Einsalt (Einheit) 121, 4; in argem (Sie machen) 126, 9; wie (nur) 139, 23; lehrbereit (lernbereit) 143, 3; Kränkung (Krankheit) 149, 31; Strand (Sturm) 152, 5; wie an Altares Kerzen Zündeten (rein wie Altares Kerzen Endelen) 152, 21 und 22; der rechten Wage (dem rechten Wege) 155, 4; meine (neue) 155, 5; Krampfes (Kampfes) 159, 13; seinen Schrei (seine Neue) 174, 20; Im Heiderauch (Zum Himmelreich) 180, 4. Wie in den angezogenen Fällen so stellt sich überhaupt fast immer die autographische Lesart auch ihrem inneren Werte nach als die bessere dar. Auf zwei Ausnahmen nur wüßte ich mich zu besinnen. Im Anschluß an die Handschrift mußte 82, 11 Runde in Ronde geändert werden, obwohl die letztere Form mit ihrem undeutschen Klange wenig zusagt. Der schwache Plural Aengsten ferner läßt sich sprachlich kaum rechtfertigen; aber wer unterstünde sich ihn aus dem Reiterliede in Wallensteins Lager zu verbannen? So habe auch ich denn 149, 4 die falsche Lesart Aengste verlassen und dafür das urkundliche Aengsten hergestellt.

Indessen beruht, wenn ich eine neue Lesart einführe, die alte nicht jedesmal schlechthin auf einem Versehen. Sehr häufig läßt die Handschrift uns die Wahl zwischen zwei oder auch mehr Varianten, wo ich dann mitunter mich anders entschieden habe als der frühere Herausgeber. Hierzu kommt, daß ich weit seltener als dieser mich mit Lesarten zufrieden gab, die von der Dichterin nachträglich verworfen waren. Es versteht sich, daß ich solche nur da aufnahm, wo Anderes beim besten Willen nicht zu entziffern war. Mehrmals freilich versagte selbst dieser Notbehelf; daher die Lücken gegen Ende des

Buches, die ich mit eigenen Erfindungen zu büßen nicht gesonnen war. Wer die Verstümmelung tadeln wollte, der weiß nicht, daß auch in dergleichen Dingen die Hälfte mehr ist als das Ganze.*) Uebrigens wurden dafür wieder andere Gedichte vervollständigt; S. 40 f. sind zwei, S. 96 f., S. 155 und S. 167 je eine Strophe hinzugekommen.

Gelegentlich hat der Sprachgebrauch der Dichterin den vorigen Herausgeber zu unstatthaften Aenderungen veranlaßt. In der vierten Strophe des Liedes auf den zweiten Sonntag nach Ostern (S. 75) lese ich der Handschrift gemäß:

Weh' Lehrer euch! die Herzen, leicht zu wenden,
Vergiftet habt mit Hohn und Uebermuth.

So ebenfalls die erste Auflage; hingegen die zweite und dritte:

Weh', Lehrer! die ihr Herzen u. s. w.

Offenbar hatte die Weglassung des Personalpronomens nach dem relativischen Subjecte Anstoß erregt; daß indessen die Dichterin dieser durchaus nicht abhold ist, beweisen folgende Stellen:

Du, der des Allerschwächsten Schöpfer bist.
Am elften Sonntage nach Pfingsten (S. 119).
Ich, die den Tod seit Jahren fühle.
Am Sonntage nach Weihnachten (S. 182).
Ihr, die mit Stärke prunkt und gleich
Euch drängt zu stolzer Thaten Weihe.
Ein braver Mann (Bd. I. S. 161).
Du, der, des Himmels höchste Zier,
Gezogen bist zur Dornenkrone
Auf einem still demüth'gen Thier.

*) Nur habe ich durch einen leichten Einschub, der teilweise dem alten Texte folgt, die beiden ersten Zeilen auf S. 127 zu retten versucht. Die Handschrift ist hier etwas ausgebrannt; keinem Zweifel unterstehen die Worte: „Was ist da .... Herrliches zu schaun Ein krankes Blut .... eignem Druck erliegt"; auf d r i n n e n und i n scheinen Bruchstücke zu beruhen.

Du, der des Mondes Lieblichkeit
In meinen Kerker ließest rinnen.
Die Stiftung Cappenbergs (Bd. I. S. 277).
Ihr, die beim frohen Mahle lacht.
Der Dichter (Bd. I. S. 370).

Auch anderen Schriftstellern eignet die beholfene Redeweise, wie denn im Deutschen Wörterbuche unter Der (II, 972) und Ihr (IV, II, 2051) Beispiele dafür erbracht werden. Zu ähnlichem Schaden gekommen ist die dritte Strophe des Liedes auf den zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten (S. 139). Die Dichterin behandelt darin das Wort Mistel alterlümlicher Weise als Masculinum; während nun der erste Druck mit Recht an der autographischen Lesart festhält, ist es abermals der zweite, der jenes Geschlecht in weibliches umsetzen zu müssen vermeint.*) Von den übrigen Corruptelen dieser Art sind drei hervorzuheben, die ich selbst zu tilgen leider versäumt habe. S. 17 ist die Fassung der siebenten Zeile: „Doch bin ich großer Kräfte mir bewußt“ aus den früheren Auflagen herübergenommen. Die Handschrift hingegen hat mich bewußt, und davon durfte um so weniger abgegangen werden, als die gleiche Wortfügung, wie ich zu spät erfahre, wiederum bei den namhaftesten Schriftstellern vorkommt. So reut es mich jetzt auch, daß ich S. 20 und S. 129 mit den urkundlichen Lesarten „auf ihn ihr Auge ruht“ und „Auf den erquickend in der Glut Des Helden milder Schatten ruht“ gebrochen habe, da gegen den Accusativ bei auf hier nichts zu erinnern ist.

Waren es gewöhnlich einzelne Wörter oder Wendungen, die mir zu bessern oblag, so haben daneben doch auch größere Abschnitte eine durchgreifende Umbildung erfahren. Als Beleg diene die erste Strophe des Liedes auf den Dreifaltigkeitstag

*) Noch hat, wieder ohne mein Verschulden, der zweite Druck eine Stelle des Weihnachtsliedes, die fünfte Zeile der achten Strophe (S. 177), auf fehlerhafte Art umgebildet. Ob der Fall sich mehr wiederholt, ist mir nicht bekannt.

(S. 94); die in den früheren Drucken enthaltene Fassung war von der Dichterin gestrichen worden. Noch einen Fall gestatte man kurz zu berühren. Am Schluß des Gedichtes auf den sechzehnten Sonntag nach Pfingsten (S. 130) hieß es statt: „An ihn will ich mich halten" zufolge der alten Lesart: „Bei ihm auch will ich heimen". Keine Spur davon findet sich in der Handschrift, und die vorausgehenden Reimzeilen: „Er wird mich*) nicht versäumen" und „Auch Aehren lassen keimen" hat die Verfasserin ebenfalls hinterher wieder getilgt.

Wer überhaupt auf solche Dinge zu achten pflegt, wird am früheren Texte allerlei Unebenheiten im Strophenbau bemerkt haben. Bald war ein Versfuß zu viel, bald einer zu wenig vorhanden; die Reime ließen das zukömmliche Geschlecht vermissen; anderswo wieder befanden sie sich in falscher Stellung u. dergl. m. Einzelne von diesen Verstößen fallen der Dichterin selbst zur Last, wie bestissen sie im Allgemeinen auch sich davor zu hüten sucht. So gestattete die handschriftliche Ueberlieferung nicht 150, 1 ff. mit veränderter Reimfolge:

Ist gnädig angeschrieben
Zu meiner Zukunft Buch,
Ersehnen, schätzen, lieben
Kann ich es nicht genug.

oder am Schlusse des Liedes auf den dritten Sonntag im Advent (S. 173) Hoffnungsflur für Hoffnungsau zu lesen. Meistenteils konnte dagegen der Vers wieder ins Reine gebracht werden, und zwar ohne besondere Schwierigkeit; zu schaffen machte doch das Lied auf den achtzehnten Sonntag nach Pfingsten, dessen sämmtliche Abgesänge der bisherigen Reimstellung entsagen mußten.

Auf das bereits erwähnte Dreifaltigkeitslied komme ich noch einmal zurück. Es besteht aus fünf Strophen, deren Zeilen in der Handschrift auf drei Spalten also verteilt sind:

*) Gedruckt ist fehlerhaft dich.

1. 2. 3.
4. 5.

In gleichmäßiger Stellung folgen sich ebendaselbst die acht Strophen des Liedes auf den sechsten Sonntag nach Pfingsten:

1. 2. 3.
4. 5. 6.
7. 8.

Eigentümlich verfährt nun der erste Druck mit diesen beiden Gedichten. Statt nämlich die Strophen der Quere nach zu verbinden, reiht er dieselben vielmehr spaltenweise; von der ersten springt er auf die vierte herunter, um dann so weiter fort im kürzeren Liede die zweite, fünfte und dritte, im anderen die siebente, zweite, fünfte, achte, dritte und sechste Strophe anzuschließen. Man begreift, wie unter dieser Verwirrung Sinn und Zusammenhang die empfindlichste Einbuße erleiden muß. Nun haben zwar in der zweiten Auflage die fünf Strophen ihre ordentliche Reihenfolge erhalten; allein an dem achtstrophigen Liede, das ich doch nicht minder in die richtige Verfassung gebracht hatte, blieb der Unglimpf haften, und erst jetzt ist es davon erlöst worden. Wo ich sonst an der Stellung der Strophen zu ändern hatte, waren sie doch wenigstens nicht so ganz und gar durcheinander geworfen. Es sind die Lieder auf den vierten Sonntag nach Ostern, auf den neunzehnten nach Pfingsten und auf den vierten im Advent, denen diese Ausgabe ebenfalls wieder zu ihrem echten Gefüge verholfen hat. Ob aber die dritte Strophe des ersten Adventsliedes, die vordem hinter der sechsten folgte, auch wirklich an ihre neue Stelle gehört, läßt sich nicht mit gleicher Bestimmtheit ausmachen.

Wo die Dichterin sich verschreibt, habe ich stillschweigend das Richtige aufnehmen zu sollen geglaubt. So 21, 22 Darf ich nur statt Darf nur; 44, 11 entflammtem statt entflammten; 56, 12 milden statt mildem; 62, 8 Süßem statt Süße ; 107, 7 Willen statt Wille; 130, 3 Salomo statt Salamo u. dgl. m. An einer Stelle jedoch verließ ich

den urkundlichen Text nicht ohne Bedenken, und es mag sein, daß die Aenderung zu weit geht, da es sich nicht um einen schlichten Schreibfehler handelt. Die vorletzte Zeile des Gedichtes auf die Heilung des Taubstummen rührt nämlich, wie sie S. 123 zu lesen ist, nicht von der Dichterin her. In der Handschrift steht: „Und sprich Ephephata", was ich, um der mißlichen Verunstaltung des biblischen Fremdwortes zu begegnen, durch: „Und sprich dein Ephphatha" ersetzt habe.

Die Interpunction des Autographs liegt dermaßen im Argen, daß man sich unmöglich an sie binden kann. Selbst in den fünfundzwanzig ersten Liedern, die sonst an Sorgfalt der Niederschrift kaum etwas zu wünschen lassen, verstößt sie gegen das Herkommen auf Schritt und Tritt, während den übrigen vollends so gut wie gar keine Zeichen beigefügt sind. Dies bedeutet aber nicht, daß auf die Interpunction der Dichterin es nirgend ankomme; so stammen unter Anderem 125, 10 das Komma nach einsam und 186, 10 und 24 die wichtigen Fragezeichen nach still und wieder, die den früheren Drucken alle drei unbekannt sind, von ihrer Hand. Der Satzzeichnung des ehemaligen Textes mußte ich überhaupt aus Rücksicht auf den Inhalt öfters entsagen. Um noch einen Beleg zu geben, so hatte im Liede auf den fünfundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten die siebente Zeile der zweiten Strophe (S. 158) bisher nach Herrscherstab für das Komma ein Semicolon, das, wie man sieht, der Sinn der Stelle nicht verträgt. Daß ich übrigens nun meinerseits durchweg die wahren Zeichen getroffen hätte, bin ich mir einzubilden weit entfernt. — Was die Orthographie der Dichterin anlangt, so treten auch darin gewisse Seltsamkeiten zu Tage, deren sich der Druck schlechterdings entäußern muß; im Ganzen ward die jetzt übliche Schreibweise durchgeführt.

Trotz aller Mühe, die ich der Vergleichung des Manuscriptes gewidmet habe, stehe ich für die Richtigkeit jedes einzelnen Wortes im neuen Texte doch nicht ein. Die Dichterin schreibt stellenweise so verzweifelt flüchtig und undeutlich, daß

man von eigentlichem Lesen beinahe absehen muß und dafür so zu sagen aufs Erraten angewiesen ist. Ebenso schwer hält es mitunter, das Wirrsal der verschiedenen Lesarten zu schlichten. Die Möglichkeit ist daher immerhin vorhanden, daß auch in dieser Ausgabe ein und der andere Irrtum unterläuft, was aber nur höchst selten der Fall sein wird.*)

Von den Liedern des Anhangs wurden zwei, das siebente und achte, nach dem Autographe verbessert, das beiläufig die Ueberschriften „Glaube" und „Hoffnung" nicht kennt; weiter war mir urkundliches Material hier keines zur Hand. Einige Druckfehler in den übrigen Gedichten sind unter Vergleichung der ersten Auflage berichtigt worden. Zu Gunsten des Versmaßes habe ich in der Schlußstrophe des zweiten Liedes (S. 193) die Zeilen umgestellt; früher gieng die vierte der zweiten und dritten voraus. Das letzte Gedicht „Gethsemane" verunzierten fünf Reimfehler, die sich bequem entfernen ließen, nämlich die Bindungen Krone: Ton (Z. 13: 16), leise: Schweiß (Z. 17: 20), Meere: her (Z. 21: 24), Ton: oben (Z. 35: 39), wehen: gehn (Z. 41: 44). Noch ist zu bemerken übrig, daß ich in dem Anhange verschiedentlich auch von der Orthographie und der Interpunction des früheren Textes abgewichen bin.

Gustaf Eschmann.

*) Die 73, 22 gegebene Lesart Wohl weiß ich erscheint mir hinterher so fragwürdig, daß ich sie lieber wieder zurücknähme.